3 1761 07838741 2

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/lederstrumpferz00coop

21 754 I

James Fenimore Cooper

Lederstrumpf-Erzählungen

übersetzt und bearbeitet von K. Kühlewein
mit 5 farbigen und 100 schwarzen
Bildern von Leo Bauer

478600
4.9.48

K. Thienemanns Verlag in Stuttgart

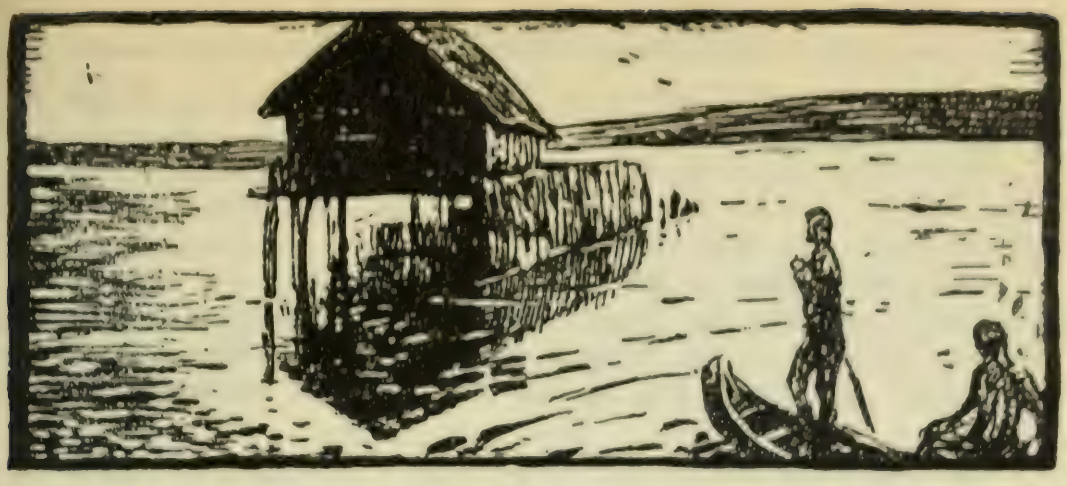
PS
1404
G5K84

GEDRUCKT IN STUTTGART BEI J. F. STEINKOPF

INHALT

Der Wildtöter 5
Der letzte Mohikaner . . . 123
Der Pfadfinder 243
Lederstrumpf 347
Der Wildsteller 451

DER WILDTÖTER



Auf dem Weg zur Biberburg

Niemand, der heute den dichtbevölkerten Staat Neuyork bereist, kann sich eines grenzenlosen Staunens erwehren bei dem Gedanken, daß man hier noch vor weniger als zweihundert Jahren nur die allererſten Anfänge der Ziviliſation vorfand. Wo jetzt ungeheure Städte mit ihrem Gewirr von himmelanſtrebenden Rieſenbauten, Häuſerreihen und Verkehrsmitteln ſich erſtrecken, dehnten ſich damals noch endloſe, dichtverſchlungene Urwälder aus bis an die Ufer des Hudſon und darüber hinaus, und nur ein ſchmaler Streifen längs des Meeres zeigte Anfänge einer jung aufblühenden Kultur.

Damals beſchritt noch der geräuſchloſe Mokaſſin des Indianers die dichtverſchlungenen Waldpfade, und niemand fühlte ſich ſicher vor den liſtigen Überfällen des Eingeborenen.

Die Ereigniſſe, die ſich in unſerer Erzählung zutrugen, fallen in die Jahre 1740—45. Es war an einem wolkenloſen Junitage, als unter den Wipfeln der tauſendjährigen Eichen und Föhren des Urwaldes, der ſich an den Ufern des Hudſon hinzog, die Stimmen zweier Männer laut wurden. Sie hatten offenbar ihren Weg verloren und waren bemüht, ſich in dem dichtverwachſenen Gewirre zurechtzufinden.

Jetzt erreichte der eine von ihnen am Rande eines Sumpfes eine kleine Lichtung, die Wind oder Feuer einſt geſchaffen haben mochte, und über welche ein Stückchen blauen Himmels niederſchaute.

„Hierher, Wildtöter," rief der Ankömmling ſeinem Gefährten zu, „endlich etwas Licht und Luft! Und dort drüben liegt der See." Es dauerte nur wenige Minuten, bis, von der entgegengeſetzten Seite kommend, ein zweiter Mann aus dem Dunkel und Geſtrüpp des Waldes brach.

„So weit wären wir," rief dieſer ſeinem Kameraden fröhlich zu, indem er eiligſt ſeine in Unordnung geratenen Kleider und Jagdgeräte zurecht

schob. „Jetzt aber heißt's essen; ich fühle einen Bärenhunger! Kennt Ihr übrigens den Platz?“ —

„Nur herbei,“ rief jener ihm zu, „an mir soll's nicht fehlen, was das Essen betrifft. Ob ich den Platz kenne? Ich will nicht Harry Hurry heißen, wenn das nicht der Ort ist, wo wir im vorigen Sommer acht Tage lang uns aufhielten zur Sommerjagd. Sieh dort, die Überreste der Schutzhütte und hier die Quelle. Nun aber den Quersack aufgemacht, Freund Wildtöter; mein Magen ist mir die beste Uhr, obwohl ich damit nicht sagen will, daß ich die dort oben am Himmel entbehren möchte.“

Beide ließen sich auf einem der zahlreichen Baumstrünke nieder, die den ganzen Platz bedeckten, und vertieften sich in ihr einfaches, aber kräftiges Mahl.

Beide waren ein Bild männlicher Kraft und Gesundheit, obwohl der, der sich selbst Harry Hurry genannt, den anderen an Größe und Breite um ein beträchtliches übertraf. Er konnte sechsundzwanzig Jahre zählen, während der andere die zwanzig kaum überschritten haben mochte. Harry Hurry hatte seinen Namen von den Grenzleuten erhalten, die die Gewohnheit der Indianer, einander nach den hervorstechendsten Eigenschaften zu benennen, angenommen hatten. Harry Hurry, der eigentlich Heinrich March hieß, bedeutete der eilige oder der rasche Heinz, und dieser Zug seines Wesens trat auch deutlich in seinem hübschen, wenn auch etwas rauhen Gesicht zutage. In der ganzen Gegend war er wohlbekannt, denn nirgends hielt er es lange aus; ruhelos durchstreifte er die weiten Strecken, die zwischen der Kolonie und Kanada lagen.

Wildtöter erschien neben ihm beinahe schmächtig, obwohl er auch sechs volle Fuß maß. Sein Körperbau verriet weit eher große Behendigkeit als ungewöhnliche Kraft. Sein Gesicht war nicht eben schön zu nennen; doch trug es so offensichtlich den Stempel schlichter Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, daß dieser Zug jedem, der mit ihm zu tun hatte, wohltuend auffiel. Auch lag ein merkwürdig ernster, rechtschaffener Wille in dem jugendlichen Antlitz.

Beide trugen den einfachen Jagdanzug aus gegerbten Wildhäuten, der in jener Gegend, an den Grenzen der Ansiedlungen und des Urwaldes, üblich war, und doch lag eine rechte Verschiedenheit im Äußeren der beiden jungen Männer.

Während Wildtöter entschieden auf Ordnung und Nettigkeit sowohl in seiner Kleidung als auch in seiner Ausrüstung Wert zu legen schien, zeigte der Aufzug seines Gefährten Nachlässigkeit und Unordnung. Vielleicht war es ihm bewußt, daß dadurch das Bild seiner urwüchsigen, männlichen Schönheit eher noch verstärkt wurde.

„Greift zu, Wildtöter, und zeigt, daß Ihr einen Delawarenhunger habt!“ rief er nun aufmunternd seinem jungen Genossen zu. „Ihr rühmt Euch

ja doch so gern Eurer alten Freundschaft mit diesen Wilden. Zeigt jetzt Eure Mannheit mit den Zähnen, so wie Ihr sie vorhin mit der Büchse bewiesen habt, als Ihr diese unglückliche Hirschkuh erlegtet." — „Auf diese Mannheit, Harry Hurry, tue ich mir wenig zugute. Dazu gehört meines Erachtens kein großer Mut; anders wär's, wenn ich einen wütenden Panther im offenen Kampfe erlegt hätte. Die Delawaren haben mir meinen Namen wohl mehr meiner flinken Beine und meines sicheren Auges als hervorragender Mannhaftigkeit wegen gegeben." —

„Die Delawaren brauchen sich auf ihre Tapferkeit auch nichts einzubilden," brummte verächtlich der andere, „sonst hätten sie sich von den Mingos nicht unterkriegen lassen." — „Die Sache wird ganz falsch aufgefaßt," verteidigte der Wildtöter seine Freunde. „Die Mingos sind falsch, und ihre Verträge lügen." —

„Hört, Wildtöter; da wir nun doch mal auf diese Sache zu sprechen kamen, sagt mir mal ganz offen: Habt Ihr schon jemals Eure Kugel auf ein Geschöpf abgedrückt, das mit Vernunft begabt war; mit anderen Worten, das Euch ein Gleiches hätte tun können?" —

Der Gefragte errötete, und deutlich las man in seinen offenen Zügen, daß es ihm schwer wurde, diese Frage zu beantworten.

„Offen gestanden, nein," erwiderte er kurz. „Ich halte es eben für ein Unrecht, einen Menschen zu töten, es sei denn im offenen, ehrlichen Krieg." —

„Da bin ich andrer Meinung, junger Freund; warum soll ich eine Rothaut nicht mit denselben Mitteln zur Strecke bringen, die sie selbst benutzt? Es liegt doch ein Schandfleck auf Euch, daß Ihr noch keine Rothaut getötet habt; den müßt Ihr von Euch abwaschen, sonst kann ich nicht lange Euer Freund bleiben." —

„Wir können uns ja heute schon trennen, wenn es Euch lieber ist," antwortete der Jüngere. „In meinen Augen ist's keine Schande, das kann ich Euch sagen; sämtliche Tierfelle, die ich je verkauft, trugen das Loch, das meine Büchse ihnen aufgebrannt, auf der vorderen Seite." —

„Schon recht, schon recht; aber was will das heißen gegen einen Indianerskalp? Das ist ein ander Ehrenzeichen!" —

„Da sind unsere Meinungen eben verschieden. Doch was tut's? Unsere Wege führen uns schon heute auseinander, denn ich treffe heute noch einen Freund, der mir's nicht zur Schande rechnet, daß ich noch keinem seinesgleichen das Leben genommen!"

„Wenn ich nur wüßte, was der schleichende Delaware so früh im Jahr hier zu suchen hat," brummte Harry Hurry vor sich hin. „Sagt, wo wollt Ihr Euch mit dem roten Häuptling treffen?" —

„An einem kleinen runden Fels am unteren Ende des Sees. Der Ort ist mir noch nicht bekannt; doch mir sagte mein Freund, daß dort des öfteren die Mingos mit den Mohikanern zusammenkommen, um Ver-

träge miteinander zu schließen. Es scheint so eine Art Gemeingut zu sein, wenigstens in Friedenszeiten." —

„Gemeingut?" lachte Harry. „Da würdet Ihr dem schwimmenden Tom recht kommen! Der behauptet nämlich, der See sei sein Eigentum, und seit fünfzehn Jahren sitzt er auch schon drauf. Der wird sein Recht weder den Mingos noch den Delawaren freiwillig abtreten." —

„Erzählt mir ein wenig von dem Manne. Nach dem, was ich Euren Bemerkungen bis jetzt entnommen habe, muß er ein merkwürdiger Kauz sein! Woher kommt er denn?"

„Man sagt, er sei in seiner Jugend unter den Seeräubern gewesen und genieße nun hier in der Verborgenheit seine Beute im Frieden." — „Im Frieden, Harry? Das wird ihm schwerlich möglich sein! Kein Mensch kann unrecht erworbenes Gut im Frieden verzehren." —

„Das kommt ganz auf den Menschen selber an. Ich kann Euch versichern, Tom Hutter verzehrt sein Gut im Frieden mitsamt seinen Töchtern." — „Ach ja, er hat ja eine Tochter, von der habe ich schon bei den Delawaren reden hören. Und wo ist die Mutter?" — „Die Mutter liegt seit zwei Jahren drunten im See. Der alte Tom hat sich das Graben sparen wollen und versenkte sie im See, als sie starb. Vielleicht dachte er auch, das Wasser wasche die Sünden besser ab." — „Warum? War sie solch böses Weib?" — „Durchaus nicht schlimmer wie andere. Ihre Fehler hatte sie wohl auch; ein hitziges Temperament; und da der alte Tom einen Steinschädel hat, mag's manchmal Funken gesprüht haben. Aber im großen und ganzen haben sie gut zusammengelebt. — Doch sagt, was redeten die Delawaren über die Tochter, die Judith?" — „Sie sprachen von ihrer Schönheit; aber sie wäre leichtsinnig und putzsüchtig, sagten sie. Mein Geschmack wäre sie nicht!" — „Was," schrie Harry, „ein solcher Grünschnabel will auch schon seine Ansicht über die Mädels haben? Dazu kennt Ihr sie nicht einmal! Aber die Rothäute sind Teufelskerle, nicht nur auf dem Kriegspfad oder bei der Jagd. Sie haben eine ganz brauchbare Lebensweisheit; denn was sie Euch über die Judith erzählt haben, das trifft den Nagel auf den Kopf. Um ehrlich gegen Euch zu sein, Wildtöter, ich hätte das Mädel schon vor zwei Jahren gerne gehabt, wenn nicht zwei Dinge mich zurückgehalten hätten."

„Und das wäre?"

„Einmal ihr Leichtsinn; zum andern weiß ich nicht, ob sie mich gewollt, denn Verehrer hat sie genug gehabt! Ich sag Euch, kein Baum kann schlanker gewachsen sein wie sie, und keine Hirschkuh vermag anmutiger zu springen."

„Von der ließ ich meine Finger gerne weg," meinte der Jüngere. „Weil Ihr von derlei Dingen noch nichts versteht, Junge. Wenn ich sie kriegen kann, nehm' ich sie doch; den alten Tom mag dann die andere, die Hetty, pflegen." — „Ah, noch eine zweite Tochter hat der Alte?

Merkwürdig; von der hörte ich noch nie etwas." — „Sie ist auch ganz hübsch und jedenfalls viel braver als die Judith," versicherte Harry, „aber es fehlt ihr etwas da oben," und mit dem Finger tupfte er sich bei diesen Worten auf die Stirn.

„Also schwachsinnig!" erklärte der Wildtöter ernst. „Ich kann Euch versichern, dann hat sie unser Herrgott in seiner ganz besonderen Hut. Die Delawaren ehren diese Geschöpfe ganz besonders, weil sie sagen, der böse Geist suche sich zur Wohnung lieber ein schönes, stolzes Kleid; und darin haben sie recht."

„Mag sein; der Alte hat das Kind gern und auch die stolze Judith. Junge, wenn ich mir vorstelle, ein anderer hätte mir dies Mädel weggeschnappt in den sechs Monaten, wo ich fort war! Beim Himmel, der dürfte vor mir sich in acht nehmen!"

„Ihr wollt doch damit nicht sagen, daß Ihr den Mann ums Leben bringen wolltet, nur darum, weil das Mädchen ihn Euch vorgezogen?" fragte der Wildtöter in ehrlichem Entsetzen. „Natürlich würde ich das! Meint Ihr, ich lasse mich hintansetzen! Da kennt Ihr Harry Hurry schlecht. Wir leben nicht umsonst in einem Land, wo's keine Gesetze gibt. Und wenn eines Tages in den Wäldern ein Toter gefunden wird, wer kann dann behaupten, daß ich es war, der ihn erschlagen hat?" —

„Wenn der Tote gerade Judith Hutters Mann wäre, dann könnte ich, nach dem, was ich heute gehört, schon die Spur auf Euch lenken."

„Du, du!" schrie der andere in unverhohlenem Erstaunen. „Du würdest solches wagen, du halbfertiger Schlingel? Ich dachte, wir wären Freunde! Doch warte nur, du hast zum letztenmal von mir ein Geheimnis erfahren." Bei diesen Worten sprang er auf seinen Gefährten zu, ergriff ihn an der Schulter und schüttelte ihn mit wilder, zorniger Heftigkeit.

„Ja, Harry Hurry," erwiderte dieser ganz ruhig; „schüttelt nur, soviel Ihr wollt! Ich fürchte mich nicht vor Euch. Und wenn es die Wahrheit und die Gerechtigkeit von mir erforderte, dann würde ich keinem Menschen in der Welt zulieb die Unwahrheit sagen. Denn ein Gesetz gibt's in uns selbst und einen, der darüber wacht. Doch was regt Ihr Euch unnötig auf? Wahrscheinlich hat Judith Hutter noch gar keinen Mann, und was Ihr da saget, würdet Ihr gar nie tun. Drum wollen wir gar nicht weiter über die Sache reden."

Harry Hurry schaute noch verwunderter als zuvor auf den Sprecher; dann brach er in ein lautes, gutmütiges Gelächter aus. „Du hast recht, Junge, eigentlich gehörst du ja unter die frommen Brüder. Aber nun auf! Die Sonne neigt sich schon gen Westen." —

„Ja," stimmte der Jüngere bei, indem er sich zum Aufbruch bereit machte. „Ich freue mich, dieses ganze merkwürdige Trio kennen zu lernen, und bin am neugierigsten auf das arme Geschöpf mit der halben Vernunft."

Sie nahmen beide den Quersack und das Jagdgerät auf die Schulter und verschwanden bald im Dunkel des Waldes.

Eine Meile etwa mochten sie gegangen sein, als Harry Hurry stehen blieb und suchend um sich blickte. „Hier muß die Stelle doch sein," rief er, denn dort ist die Buche und daneben die Schierlingspflanzen und die Fichten; aber den Fels kann ich nicht finden, noch die abgebrochenen Zweige." — „Ja, lieber Freund, dann ist's der Platz auch nicht, den Ihr sucht; denn wohl sind dort Buche und Schierlingspflanzen, auch Fichten dazwischen; aber dort drüben stehen wieder welche und rechts vorne ebenfalls. Abgebrochene Zweige sind auch kein sicheres Erkennungszeichen; die Delawaren verlassen sich nie darauf. Aber schaut dorthin, dort ist, was Ihr sucht." Er wies mit dem Finger auf ein junges Fichtenbäumchen, das, hinter einer mächtigen Eiche versteckt, kaum zu sehen war. „Das kleine Ding war offenbar vom Schnee zu Boden gedrückt; dann hat sich's wieder aufgerichtet; aber ohne menschliche Hilfe konnte es sich nicht so fest im Untergehölz einhaken!"

„Ihr seid ein Teufelskerl, Wildtöter; ich selbst war es ja, der dem Unglückswesen zu seinem jetzigen Halt verholfen hat! Auf Eure Augen könnt Ihr Euch wirklich etwas einbilden." — „Es geht so, es geht so; ich merke selber, daß mein Blick immer geübter und sicherer wird. Aber wenn ich mich mit meinen Delawarenfreunden vergleiche, komme ich mir oft wie ein Kind vor. Der greise Tamenund zum Beispiel hat trotz seines hohen Alters heute noch einen Blick — einen Blick, sag' ich Euch, dem einfach nichts entgeht. Und dann Unkas, der Vater Chingachgooks, und Chingachgook selbst; neben denen bin ich nur ein Waisenknabe!"

„Wer ist denn eigentlich dieser Chingachgook, von dem Ihr so häufig sprecht?" — „Chingachgook wäre ein mächtiger Häuptling der Mohikaner, wenn sein Stamm nicht so traurig zugrunde gegangen wäre. So ist er eben nur ein gewöhnlicher Delaware, aber tapfer und edel wie nur einer." — „Ach was, eine herumstreichende Rothaut ist er halt, wie alle die andern auch," entgegnete wegwerfend der andere.

„Ach, Harry, wenn Ihr die Mohikaner einmal des Abends am Herdfeuer erzählen hörtet von den Heldentaten ihres Stammes und seiner einstigen Macht und Größe, Ihr würdet anders von ihnen denken." — „Papperlapap, prahlen können sie, diese Wilden; das weiß man längst!" — „Daß Prahlerei ein Fehler ihrer Rasse ist, will ich gern zugeben, aber dafür können sie nichts; das liegt ihnen im Blute. Aber da sind wir nun an dem Ort, den Ihr gesucht habt!"

Dabei wies er auf den mächtigen Stamm einer Linde, der wie viele andere seiner Art am Boden lag. Offenbar hatten Alter, Sturm und Schnee diesen uralten Riesen des Waldes zu Fall gebracht, nachdem schon vorher die Zeit sein Mark verzehrt hatte. An seinem umfangreichen unteren Ende war die Höhlung mit Rindenstücken sorgfältig verdeckt.

„Besonders schlau seid Ihr mit Eurem Werk nicht gerade vorgegangen," lachte der Wildtöter. „Diese Rindenanhäufung zieht ja die Aufmerksamkeit des Vorüberschreitenden erst recht auf das Versteck!"

Sie gingen beide auf die Stelle zu, entfernten die Rinden und zogen aus der Höhlung ein nicht gerade kleines, aber leicht und zierlich gebautes, vollständig fahrtbereites Rindenkanu hervor.

Wildtöter wollte beim Tragen desselben behilflich sein, doch Harry wehrte ihm. „Laßt mich allein nur machen," rief er, indem er ohne jede sichtbare Anstrengung das Boot auf seine mächtige Schulter nahm; „geht voran, Wildtöter, und macht mir den Weg ein wenig frei!"

Wildtöter tat, wie ihm geheißen ward, und schon nach zehn Minuten etwa lichtete sich das Dunkel des Waldes, und vor den staunenden Augen Wildtöters breitete sich die spiegelglatte Fläche des Sees aus.

Der Anblick war in der Tat von wunderbarer Schönheit und Majestät. Etwa sieben Meilen weit erstreckte sich die Wasserfläche gen Süden. Die Breite war sehr ungleich, doch schien sie im Süden wesentlich schmäler als am Nordende, wo die beiden Männer sich befanden.

Die Ufer waren unregelmäßig; tiefe Buchten wechselten mit vorspringenden Landspitzen; doch steil und dichtbewaldet stiegen die Ufer an beiden Seiten empor, nirgends konnte das Auge eine Lichtung entdecken. Unberührt von jeglicher Kultur, in üppigster Fülle aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen, spiegelten sich die mächtigen Baumkronen in der kristallklaren Flut. Am Ostufer hingen die zitternden Zweige der Espen oder die schlanken Ranken der Schierlingspflanzen, die niedergebogenen Äste ernster Fichten weit über das Wasser herab, daß ein Boot meilenweit verborgen hinter diesem grünen Vorhang der Natur hätte dahingleiten können. Wohin das Auge schaute an den Hügeln hinauf, sah es nur das saftige, schwellende Grün; darüber breitete sich der wunderbare tiefblaue Junihimmel. Und über all der Herrlichkeit lag tiefe, feierliche Einsamkeit, als sei noch nie eines Menschen Fuß hier vorübergeschritten. Wildtöter stand verloren in Sinnen, überwältigt von dieser Pracht.

„Hier muß der Mensch gut werden," sagte er endlich tief aufatmend. — „Möchte deine Behauptung an der Judith sich bewahrheiten," erwiderte lachend sein Gefährte. „Doch kommt, laßt uns einsteigen, in einer Viertelstunde können wir die ‚Biberburg' erreichen."

Wildtöter folgte dem Vorangehenden, und gleich darauf flog das Boot unter den kräftigen Ruderschlägen der jungen Männer durch die Flut. „Was ist denn das, was ich dort vorne sehe?" fragte Wildtöter nach einer Weile. „Für eine Insel ist's zu klein und für ein Boot zu groß." — „Das ist ja eben die ‚Biberburg', die Wohnstätte Tom Hutters," antwortete Harry.

Mit ein paar kräftigen Stößen hatten sie sich bis auf wenige hundert

Ellen dem Ziel ihrer Fahrt genähert; nun verlangsamte Harry seine bisherige Eile, denn keine Bewegung verriet die Nähe eines menschlichen Wesens. „Sind scheint's alle ausgeflogen," brummte Heinz March mißmutig vor sich hin.

Der seltsame Bau, der nun vor ihnen lag, glich in der Nähe einem starken Blockhaus, das mitten auf dem Wasser schwamm. Denn mindestens eine Viertelmeile war es zwischen ihm und dem nächsten Ufer. Nichts von einem festen Grunde war zu sehen, und doch mußte der See eine beträchtliche Tiefe haben. Harry erklärte dem staunenden Gefährten, daß sich an dieser Stelle zwei bis drei Meter unter dem Wasserspiegel eine Untiefe befände, in welcher Tom die senkrecht stehenden Pfähle seiner Behausung eingerammt hatte. „Die Rothäute oder sonstige Vagabunden haben dem Alten dreimal das Haus in Brand gesteckt; seinen einzigen Sohn hat er bei so einem Rummel verloren," fügte Harry hinzu. „Da hat er sich hierher ins Wasser geflüchtet. Jetzt kann ihm keiner mehr was anhaben, der nicht mit dem Boot kommt; dem aber wird er das Wiederkommen verleiden, denn er hat sich reichlich mit Waffen und Munition versehen."

Die Hütte erwies sich bei genauerem Hinschauen wesentlich fester und stärker als die üblichen Blockhäuser. Die Seiten und Ecken bestanden aus mächtigen Fichtenstämmen, die an drei Seiten glatt behauen waren und die, wie schon erwähnt, senkrecht eingerammt waren. Die oberen zugespitzten Enden waren in eigens für diesen Zweck hergerichtete Löcher starker, querliegender Balken eingefügt, die oben abgeglättet waren. Darüber waren als Dach leichte Stangen dicht nebeneinander gelegt, die sorgfältig mit Rinde überdeckt waren. Die Ecken des Hauses waren mittelst Bolzen oder Einkerbung besonders fest ineinander gefügt. Sogar ein Kamin aus gebranntem Lehm fehlte nicht.

Sie waren an der „Burg" angekommen und landeten auf einer kleinen Plattform, die aus Brettern hergestellt war und etwa sechs Meter im Quadrat maß. „Dies nennt der Alte seinen Vorhof," sagte Harry, während er das Boot festband. „Nun schaut Euch mal den Bau von innen an. Hab' manchen dieser Balken auf meinen Schultern beigeschleppt! Zwar nicht umsonst; Tom Hutter ist nicht geizig und hat damals mit dem Essen nicht gespart."

Mit einer ihm sonst fremden Neugier betrat der Wildtöter das Haus. Von außen sah es rauh und kunstlos aus; um so mehr überraschte ihn die Sauberkeit und Pünktlichkeit der inneren Einrichtung.

Das Gemach, das er zuerst betrat, diente offenbar als Wohnraum und Küche. Die Möbel waren sehr einfach; um so mehr fielen einige Stücke ins Auge, die aus besserem Hause stammen mußten, so eine Uhr mit schönem Gehäuse, eine Truhe, Tisch, Schreibtisch und mehrere Stühle. Durch eine Tür, die mittelst Holzriegel verschlossen war, trat er dann in

einen engen Raum, der den übrigen Teil der Hütte in zwei gleiche Räume teilte, die Schlafzimmer der Familie.

Das der Mädchen — als solches erkannte er es auf den ersten Blick — ließ ihn sofort Geschmack und Sinn der beiden Bewohnerinnen erkennen.

An der einen Wand neben der Lagerstätte hingen an Haken zahlreiche bunte Gewänder aus leichten Stoffen mit seidenen Bändern und Spitzen verziert. Ein kokettes Hütchen und sogar Handschuhe fehlten nicht; am Boden stand ein Paar feiner Schuhe mit silbernen Schnallen, wie sie in den Ansiedlungen nur von den Töchtern vornehmer Familien getragen wurden. Auch das Kissen im Bett war mit feinem Linnen überzogen und mit einer Krause verziert.

Auf der andern Seite des Zimmers hing neben dem schlichten, aber peinlich sauberen Bett ein einziges Kleid aus grobem Stoff und von einfachster Machart; kein Band und nichts von dem bunten Firlefanz, den junge Frauenzimmer gewöhnlich lieben, war hier zu sehen.

Es war lange her, seitdem Wildtöter in das Gemach eines weiblichen Wesens geblickt hatte, und wehmütige Kindheitserinnerungen stürmten mächtig auf ihn ein. Er dachte der längst verlorenen Mutter, die so einfach und schlicht wie Hetty gewesen, und der Schwester, deren Neigungen und Gewohnheiten ihn an Judith erinnerten.

Sein Gesicht war traurig, als er ins Freie zurückkehrte, wo er seinen Kameraden mit Fallen, Angelruten und Netzen beschäftigt antraf.

Von neuem überließ sich Wildtöter dem überwältigenden Eindruck, den die Unberührtheit der ihn umgebenden Natur auf sein empfängliches Gemüt machte.

„Sagt, Harry Hurry," rief er endlich jenem zu, „hat dieser See eigentlich schon einen Namen?" — „Soviel ich weiß nur den, den die hier vorüberstreifenden Rothäute ihm gegeben. ‚Flimmerspiegel' hörte ich sie ihn nennen, und wahrlich, der Name paßt nicht schlecht." — „Ja, tausendmal besser als die, welche gelehrte Kolonisten sonst den Dingen zu geben belieben, unter denen kein Mensch sich etwas vorstellen kann." — „Ist dieser Platz denen dort drüben noch nicht bekannt?" — „Etwas scheinen sie davon zu wissen," antwortete Heinrich March. „Als ich neulich beim Verkauf meiner Biberfelle in die Ansiedlungen kam, fragte mich solch ein königlicher Vermesser über diese Gegend aus. Er zeigte mir auch eine Karte, auf der ein See verzeichnet war, allerdings fünfzig Meilen etwa entfernt von der Stelle, wo er sein müßte. Ihr könnt versichert sein, von dem, was er durch mich erfuhr, ist seine Karte nicht besser geworden. Ich schilderte ihm die Sache so, daß ihm die Lust zum Selberkommen vergangen ist." — „Ich bin herzlich froh, wenn sie fortbleiben; denn besser haben sie mit ihrer sogenannten Kultur noch nichts gemacht; im Gegenteil, ihren Schritten folgt die Verwüstung auf dem Fuß. Und den Ausfluß des Sees, kennen sie den auch noch nicht? Der See muß doch einen

Ausfluß haben." — „Doch, den kennen sie, und Ihr, Wildtöter, auch! Habt Ihr noch nichts vom Susquehanna gehört?" — „Das will ich meinen; an seinen Ufern hab ich oft genug gejagt drunten im Lande der Delawaren." — „Nun ja, der und der Abfluß dieses Sees sind ein und derselbe; hier nimmt der Susquehanna seinen Anfang."

Harry hatte indessen unter Tom Hutters Sachen ein Fernglas entdeckt, mit dem er nun die ganze Gegend absuchte. „Oben im See kann ich den Alten nirgends finden; drum wollen wir mal nach dem Südende fahren und sehen, ob wir die alte Wasserratte dort aus ihrem Versteck aufstöbern," rief er dann seinem jungen Begleiter zu.

Während beide das Kanu von neuem bestiegen und der angegebenen Richtung zuruderten, fragte Wildtöter verwundert: „Ihr sprecht von Versteck; hat Tom denn nötig, sich zu verstecken?" — „Man sieht, wie unerfahren Ihr noch seid. Vor den roten Teufeln, den Mingos, ist der Mensch nirgends sicher; jedes, auch das verborgenste Loch spüren sie auf, und Blut bezeichnet jeweils ihren Pfad," erwiderte Harry. „Ich habe bei den Delawaren auch nichts Gutes von ihnen erzählen hören; es muß eine entsetzlich hinterlistige, grausame Menschenhorde sein." — „Da haben die Delawaren Euch die Wahrheit gesagt, obwohl ich damit nicht behaupten will, daß diese selbst viel besser sind." — „Hört, Harry Harry, was Ihr da behauptet, ist ein wirkliches Unrecht. Ich will damit nicht sagen, daß die Delawaren keine Fehler und Mängel haben; sie haben sie, so gut wie wir; aber mit den Mingos dürft Ihr sie nicht in einem Atemzug nennen."

„Nun treibt Ihr es mit Eurer Indianerfreundschaft doch zu bunt," rief Harry erbost. „Wie könnt Ihr diese rote Räuberbande mit unsereinem vergleichen? Ich will Euch was sagen: eine Rothaut ist und bleibt eine Rothaut. Unser Herrgott hat drei Sorten von Menschen geschaffen: weiße, schwarze und rote. Die besten sind zweifelsohne die weißen — 's ist schon die nobelste Farbe; dann kommen die schwarzen, die braucht man; aber mit den roten ist gar nichts los, die sind in meinen Augen ein Stück Vieh, nichts Besseres und nichts Schlechteres!" — „Eine Rothaut ist ein Mensch, so gut wie wir," eiferte nun auch Wildtöter, „und unterscheidet sich vom Tier durch die Vernunft, die Gott ihm gegeben. Gerne gebe ich zu, daß unsere Begriffe von Gut und Böse höhere sind als die eines Indianers; aber auch jene haben ihre Gesetze und Forderungen, die zu halten sie sich bemühen. Wenn zum Beispiel ein Wilder im Krieg Frauen und Kinder überfällt und mordet oder auch seinen Feind skalpiert, so ist's für ihn keine Sünde, während wir Weißen..." — „Kommt noch ganz darauf an," unterbrach ihn Harry, der immer mehr in Hitze geraten war, „ich für meinen Teil halt's für kein Unrecht, einen Wilden niederzuknallen, wo immer ich einem begegne. Das ist in meinen Augen nichts anderes, als wenn ich einem Wolf die Ohren abschneide oder einem Bären das Fell

abziehe. Und daß meine Ansicht die richtige ist, könnt Ihr schon daran sehen, daß die Regierung für den Kopf einer Rothaut ebensogut einen Preis auszahlt wie für Wolfsohren oder Krähenköpfe."

„Seit wann haltet Ihr denn das, was die Regierung anordnet, immer für das einzig Richtige? In meinen Augen ist dies Gesetz eine Schande für Christen, die wir doch sein wollen. Es gibt höhere Gesetze als die des Parlaments und des Königs, nämlich die Gesetze Gottes, die in jeden Menschen gelegt sind. Und wenn die Gesetze der Kolonie mit diesen im Widerspruch stehen, dann sind sie eben verwerflich. — Doch lassen wir das unnötige Streiten über Dinge, die sich von selbst verstehen; wir wollen lieber ausschauen nach Eurem Freund Hutter, nicht daß wir ihn übersehen hinter dem dichten Buschwerk dort am Ufer."

Sie waren mittlerweile so nahe gekommen, daß sie kaum eine Meile vom Südende des Ufers entfernt waren, während die „Burg" schon zwei Meilen etwa hinter ihnen lag. Harry Hurry hatte trotz des eifrigen Gesprächs das Ausspähen und die Vorsicht nicht vergessen. Sie hielten das Boot nahe am Westufer, da sie auf der Mitte des Sees von lauernden Feinden leichter bemerkt werden konnten.

„Möglicherweise ist der alte Kerl in den Fluß hineingefahren," meinte Heinrich nun. „Hier im See kann ich ihn nirgends entdecken." — „Wo ist denn der Abfluß?" fragte Wildtöter verwundert. „Ich sehe nirgends eine Öffnung oder Lichtung, die einen Fluß wie den Susquehanna hindurch lassen könnte." — „Ich glaub's Euch gern, daß Ihr nichts derart bemerkt," antwortete sein Gefährte; „denn erstens fängt jeder Fluß klein an; dann aber sind die Ufer steil und die Bäume so dicht belaubt, daß sich die Zweige der beiden Ufer dicht darüberwölben. Der Abfluß ist nur wie ein Loch, und man muß die Stelle kennen, sonst könnte man sie leicht übersehen. Wenn Tom sich nicht im Rattenloch befindet, so muß er schon dort sein." — „Und was ist denn das Rattenloch?" fragte nun der Jüngere. „Das Rattenloch," erklärte ihm sein Kamerad, „ist eine ganz flache Bucht; es halten sich dort besonders viele Moschusratten auf. Aber die Stelle ist hinter dem ins Wasser hängenden Buschwerk so gut verborgen, daß sie besonders gute Deckung bietet, und der Alte liebt deshalb den Platz als Anlegstelle für seine ‚Arche'. Ihr müßt wissen, Arche nennt er sein Boot, sozusagen sein schwimmendes, bewegliches Haus im Unterschied zu seiner festen Burg dort hinten."

Sie hatten die Stelle erreicht, die Harry eben beschrieben, und die durch eine schmale Landspitze, welche mit dem Ufer in ein und derselben Richtung sich hinzog, vom offenen See getrennt war. Sie bogen in die Bucht ein; aber sie lag friedlich vor ihnen. Auch hier war Tom Hutter nicht zu sehen. Das Boot lag reglos in dem friedlichen Winkel, während seine Insassen suchend um sich blickten. Da vernahmen beide vom Ufer her das Knacken eines dürren Astes und instinktmäßig griffen sie nach den neben

ihnen liegenden Büchsen. „Das Geräusch war zu leicht für einen Menschentritt," flüsterte der Wildtöter; „aber rudert hinüber, ich will der Sache auf die Spur gehen."

Harry Hurry tat, wie jener sagte. Lautlos glitt der gewandte Jäger durch das dichte Buschwerk. Und wieder und wieder vernahm sein Ohr das leichte Brechen dürrer Zweige. Auch Harry hörte das Geräusch; er fuhr mit wenigen Ruderschlägen in die Mitte der Bucht und machte sich schußbereit. Eine Minute atemloser Spannung verging, dann trat ein stattlicher Hirsch in majestätischer Ruhe aus dem Dickicht hervor. Er ahnte offenbar nichts von der Gefahr, die ihn umlauerte, und begann seinen Durst am Wasser des Sees zu stillen. Da krachte ein Schuß. Das edle Tier stutzte, blieb aber ruhig stehen. Dann aber, als der Knall in lautem Echo, von den Bergen zurückgeworfen, wieder und wieder ertönte, so daß es sich wie rollender Donner an den Ufern des Sees hinzog, setzte es mit gewaltigem Sprung, die Beine unter den Leib gezogen, ins Wasser und schwamm dem Seeende zu. Harry verfolgte das Tier und ließ erst von ihm ab, als Wildtöter, der am Ufer erschienen war, ihn zurückrief.

„Wie unvorsichtig, Harry, loszuschießen, ehe wir uns überzeugt hatten, daß nirgends Feinde auf uns lauern. Und zu welchem Zweck wolltet Ihr das arme Tier erlegen? Zur Mahlzeit brauchen wir es nicht, außerdem ist das Fleisch des Wildbrets in der jetzigen Jahreszeit nicht einmal gut." — „Wie schade, daß ich den Bock verfehlte," war die Antwort. „Seit meinem dreizehnten Jahre ist mir nie mehr ein Schuß so quer gegangen." — „Mich freut's, mich freut's," versetzte Wildtöter; „denn wenn ich auch schon manches Wild erlegte — die Delawaren haben mir meinen Namen nicht umsonst gegeben — zwecklos hab' ich noch keines erlegt." — „Na, wenigstens hat der alte Tom nun gehört, daß Gäste in der Nähe sind. Steigt ein, Wildtöter, wir wollen die Arche suchen."

Sie fuhren, nachdem sie das „Rattenloch" verlassen, längs des Südufers hin bis ungefähr in die Mitte des Sees. „Übrigens, Wildtöter, nicht daß Ihr meint, meine Hand oder mein Auge seien nicht sicher, weil ich vorhin den Schuß verfehlte; das dumme Tier machte eine Wendung, die ich nicht im voraus berechnen konnte. Ihr tut Euch was zugut auf Euren sicheren Schuß; will aber sehen, wie Ihr Euch anstellt, wenn Ihr das erstemal Eure Büchse gegen einen Mingo richtet, der hinter einem Fichtenstamme auf Euch lauert. Da kommt's noch auf was anderes an als bei einem wehrlosen Tier." —

„Glaub's Euch schon," erwiderte der Wildtöter; „und will auch gar nicht behaupten, daß meine Hand dann ebenso ruhig und sicher ist, wenn es sich um ein Menschenleben handelt." — „Ah bah, Menschenleben; ein Indianer ist nichts anderes als ein Stück Vieh," entgegnete der andere. — „Ihr wißt, daß ich darüber anders denke. Die Rothäute sind Menschen wie wir. Aber da sind wir wieder bei unserer alten Streitfrage angelangt,

und wir werden uns in diesem Punkt doch niemals einig. Also lassen wir das." —

„Gut, also ich werde Euch der Judith als einen Wilden vorstellen, und Ihr werdet sehen, wie sie Euch empfängt. Euer Gesicht wird ohnehin ihre Spottlust wachrufen," sagte Heinrich laut und übermütig lachend. — „Wohl weiß ich, daß ich nicht hübsch bin," versetzte Wildtöter ruhig, „und neben Euch darf ich mich vollends nicht stellen. Aber die Hauptsache an einem Menschen ist das nicht." —

„Seid mir nicht böse, Wildtöter; Ihr könnt trotzdem zufrieden sein. Denn jeder, der mit Euch umgeht, merkt bald, daß Ihr etwas an Euch habt, was einem gefallen muß. — Aber hier ist der Felsen, auf dem Ihr Euren roten Freund treffen wolltet, und nicht weit davon muß der Fluß sich abzweigen."

Sie spähten eifrig die Flußufer entlang, und endlich gewahrten sie, versteckt von den tief sich niederbeugenden Zweigen, die gesuchte Stelle. Die hohen Ufer mochten dreißig Meter voneinander entfernt sein, aber der Westseite war eine breite Sandfläche vorgelagert, die die Breite des Gewässers um die Hälfte etwa verringerte. „Sollte man da mit einem Boot durchkommen?" fragte der Wildtöter zweifelnd. — „Will's meinen," lachte der andere und bog geschickt in die Strömung ein.

Über ihnen wölbten sich die dichten Blätterkronen der einander zustrebenden Bäume. Der Fluß machte dicht hintereinander mehrere Windungen; plötzlich aber hemmte Harry, an einem Busch sich festhaltend, das Fahrzeug und lachte leise: „Endlich haben wir dich, alte Wasserratte, und wie ich mir dachte: mit seinen Fallen und Ködern hinter den Biestern her." Er wies nach vorne, und nun bemerkte auch Wildtöter den Alten, der, bis an die Knie im Schlamme watend, seiner Beschäftigung oblag. „Wo mag er nur die Arche gelassen haben und die Mädels? Ich wette, die schöne Judith sitzt irgendwo, flicht sich Zweige ins Haar und beschaut ihr hübsches Lärvchen im Wasser."

„Das kann man noch gar nicht wissen," entgegnete der Jüngere. „Ebensogut kann sie im Haus mit einer nützlichen Arbeit beschäftigt sein!"

„Da hört man doch einmal ein vernünftiges Wort von Männerlippen," drang plötzlich eine volle, wohlklingende, weiche Stimme dicht an die Ohren der beiden Ankömmlinge. Und erst jetzt gewahrten diese, sich umwendend, daß sie mit ihrem Fahrzeug dicht neben der Arche gehalten hatten, die nur durch das dichte Laubwerk der Büsche ihren Blicken entzogen gewesen. Aus einem der Fensterchen schaute ein auffallend schönes Mädchengesicht durch eine Öffnung des Blättergewirrs dem Wildtöter freundlich lachend entgegen, während ein finsterer Blick zu dessen Begleiter hinüberflog.

Auf der Skalpjagd

Die Arche, wie Tom Hutter sein Fahrzeug nannte, war eigentlich nichts anderes als eine Fähre, auf deren breitem Grund sich ein länglich gebautes Blockhaus erhob. Dieses war ähnlich hergestellt wie die Burg, nur weniger fest und aus leichterem Material. Das flache Dach war mit Birkenrinde bedeckt. Das einfache Haus bestand nur aus zwei Räumen, von denen den einen der Vater, den andern die beiden Schwestern bewohnten. Die Küche befand sich im Freien am hinteren Ende des Fahrzeugs; denn die Arche wurde nur während des Sommers benutzt.

Nachdem die beiden Männer das Fahrzeug entdeckt hatten, suchten sie einen geeigneten Durchlaß und sprangen, ohne erst eine Einladung abzuwarten, an Bord.

Harry ließ sich sofort mit der schönen Judith in ein halb neckisches, halb ernsthaftes Gespräch ein, während Wildtöter sich offenbar mehr für das Fahrzeug selbst als für seine Bewohnerin interessierte.

Er betrat, da dies keineswegs gegen die Sitten der Grenzleute verstieß, das Innere des Hauses, besah sich genau die einfache Einrichtung und trat dann durch eine Tür auf die hintere Plattform in die einfache Küche, wo er ein liebliches, einfaches Mädchen antraf, das mit irgend einer Hausarbeit beschäftigt war. Er wußte gleich, wen er vor sich hatte, und mit warmem, herzlichem Ausdruck in Wort und Stimme redete er sie an: „Ihr seid gewiß Hetty Hutter, die jüngere Tochter Tom Hutters?" fragte er.

Das Mädchen, halb noch Kind, hob die klaren, schuldlosen Augen nach dem Ankömmling und erwiderte in ungezierter, einfacher Weise: „Ja, die bin ich und Judith Hutters Schwester." — „Ich habe von Euch gehört," fuhr der junge Mann fort; „Ihr verbringt wohl den größten Teil Eures Lebens auf dem See?" — „Gewiß; die Mutter ist tot, der Vater ist mit den Fallen beschäftigt, und Judith und ich sind zu Hause. Aber wie heißt Ihr?" — „Die Frage ist gar nicht so leicht zu beantworten; denn obwohl ich noch jung bin, habe ich schon eine ganze Reihe von Namen gehabt." „O sagt sie mir alle, dann kann ich mir vorstellen, welcher Art Euer Wesen ist," bat das Mädchen. „Gerne," antwortete der junge Mann, „wenn Ihr das mögt. Also erstlich bin ich ein Christ und von weißer Farbe, wie Ihr. Von meinem Vater erhielt ich den Namen Bumpo und in der Taufe den Namen Nathanael oder kurzweg Natty. — „Also Natty Bumpo; und ich heiße Hetty Hutter; aber mein Name klingt hübscher," unterbrach ihn das Mädchen, und wieder fiel dem Besucher das Kinderhafte ihres ganzen Wesens auf, und er wußte, warum sie als schwachsinnig bezeichnet wurde. Sie war nicht blöde oder albern, aber es fehlte ihr das, was man mit dem Wörtchen „klug" bezeichnet und was so oft

nichts anderes bedeutet, als die Kunst, sich zu verstellen, oder das Verlangen, Eindruck zu machen. Ihr Gesicht war auch ganz hübsch, und ein zartes Rot bedeckte ihre Wangen. Eine rührende Reinheit lag über dem ganzen Wesen, und Wildtöter betrachtete sie mit herzlicher Teilnahme.

Dann aber fuhr er in seiner Erklärung fort: „Ich behielt diesen Namen nicht lange; denn bald verlebte ich meine Kinderjahre bei den Delawaren, und sie nannten mich ‚Die gerade Zunge', weil mir jegliche Lügerei verhaßt war. „Der Name gefällt mir," meinte Hetty, „und er macht Euch Ehre." — „Bald, als man merkte, daß ich gar flinke Beine hatte, hießen sie mich auch ‚Die Taube'." — „Auch das klingt gut," rief Hetty, „Tauben sind schöne Vögel." —

„Als ich älter wurde, mußte ich die Botengänge verrichten oder auch den Jägern das Wild aufspüren, und weil ich mich dabei nicht ungeschickt anstellte und ihnen einen Jagdhund ersetzte, nannten sie mich ‚Schlapphr'." — „Der Name gefällt mir weniger gut; habt Ihr ihn lange behalten?" — „Nur so lange, bis ich mir Geld genug erworben hatte, um mir eine Büchse zu kaufen. Dann war es meine höchste Lust, auf die Jagd zu gehen und den ganzen Wigwam mit Wildbret zu versorgen, und nun gaben sie mir den Namen ‚Wildtöter', den ich jetzt noch trage, und auf den ich stolz bin."

Das Gespräch wurde durch die Ankunft Tom Hutters unterbrochen. Er mußte Harrys Kanu wohl schon bemerkt und auch erkannt haben, denn er war keineswegs erstaunt, den jungen Mann an Bord der „Arche" zu finden, sondern begrüßte ihn erfreut. „Ich erwartete Euch seit mehreren Tagen," brummte er. „Es war ein Bote gekommen, der alle Fallensteller und Jäger der Umgegend benachrichtigen sollte, daß der Krieg der Kolonie mit den Rothäuten Kanadas ausgebrochen sei. In solch einer Zeit fühlt man sich etwas unbehaglich, wenn man drei Köpfe zu schützen, aber nur zwei Hände zur Verteidigung hat. Da wünscht man seine Freunde herbei. Aber Ihr seid nicht allein gekommen; wer ist der junge Mann, der Euch begleitete?" — „Das ist mein Freund Wildtöter, alter Tom, kein übler Bursche, obschon er auch seine Fehler hat. Wie es bei einem feindlichen Überfall mit seiner Tapferkeit bestellt sein wird, weiß ich zwar noch nicht; aber eine ehrliche Haut ist er und obendrein ein geschickter Jäger, so daß er uns auf alle Fälle nützlich sein kann." — „Dann seid mir willkommen, junger Mann," rief Tom und streckte seinem Gaste die harte, knochige Hand entgegen. „In solchen unruhigen Zeiten freut man sich über jedes weiße Gesicht. Es sind schon Wilde bis an den See gekommen, und keinen Augenblick ist man mehr sicher vor ihren hinterlistigen Überfällen."

„Donnerwetter!" rief Harry, nicht ohne Erregung, „wenn dem so ist, dann heißt's allerdings aufgepaßt, und wir befinden uns in diesem Winkel

mit unserer Arche nicht gerade in einer günstigen Lage. Denn, obwohl Ihr das Ding recht gut versteckt habt, Meister Hutter, einem blutlechzenden Indianerauge wird sein Schlupfwinkel schwerlich verborgen bleiben."

„Habt Ihr die Rothäute selbst gesehen und sollten sie wirklich feindlichen Stämmen angehören?" fragte Wildtöter bescheiden.

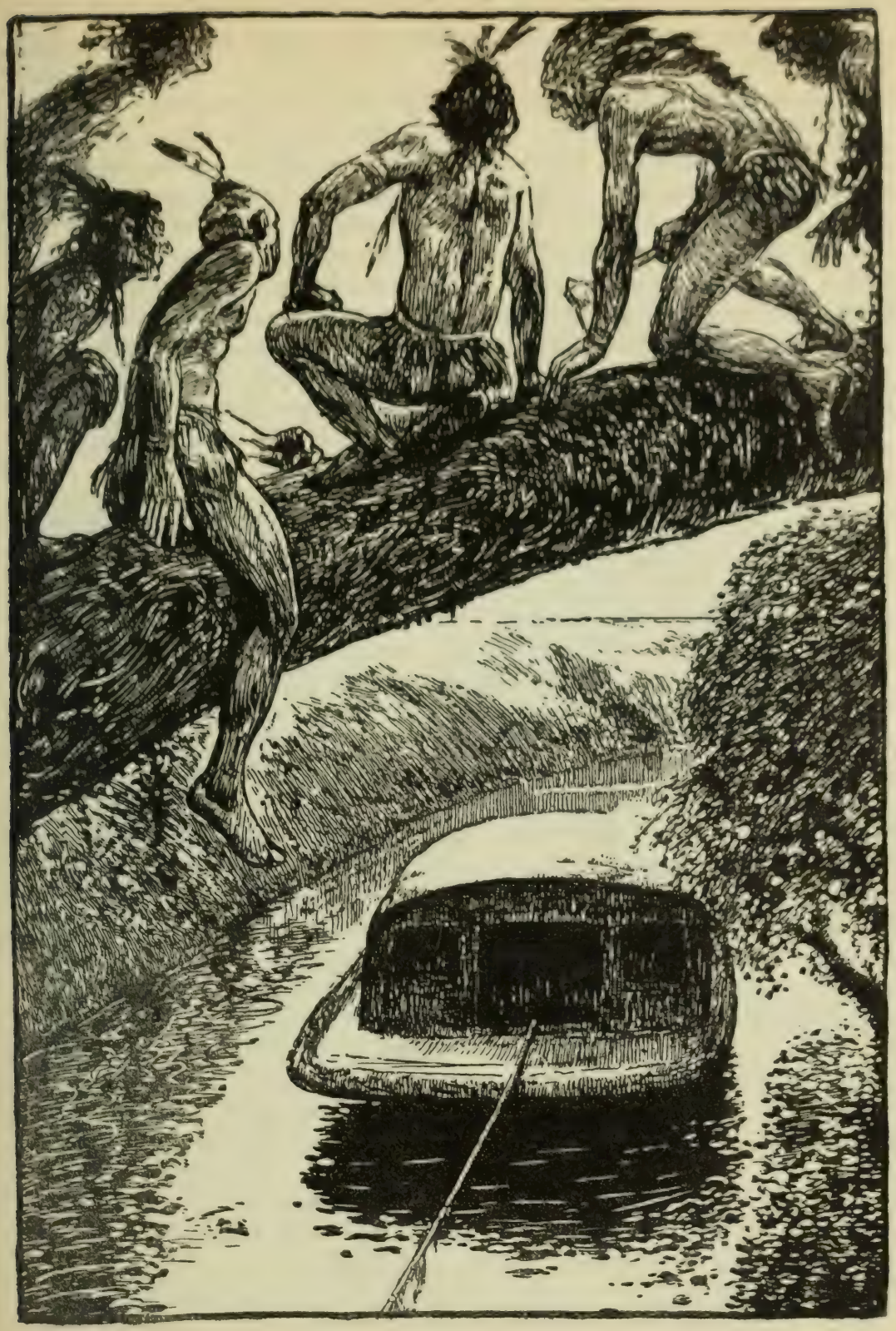
„Gesehen hab' ich sie nicht, aber deutlich ihre Spur gefunden, als ich etwa eine Meile stromabwärts meine Fallen untersuchte; der Fußabdruck wies hierher. Außerdem fand ich ein Stück Wegs nördlich einen alten, abgenutzten Indianermokassin und konnte auch die Stelle finden, wo der Mann haltgemacht hatte, um ihn durch einen neuen zu ersetzen."

„Das sieht aber nicht gerade nach Indianervorsicht aus," bemerkte Wildtöter. „Nach meinen Erfahrungen bei den Delawaren würde eine Rothaut, die auf dem Kriegspfad schreitet, das Ding entweder ins Wasser geworfen oder sonstwie vernichtet haben. Habt Ihr den Mokassin da? Ich würde sofort erkennen, ob er einem Delawaren gehörte oder einem fremden Stamme. Ich bin nämlich in diese Gegend gekommen, um mit meinem Freunde, einem jungen Delawaren-Häuptling, hier zusammenzutreffen."

Thomas Hutter war mit wachsendem Mißtrauen den Auseinandersetzungen des jungen Mannes gefolgt. Dann sagte er: „Harry, könnt Ihr für die Verläßlichkeit dieses jungen Mannes wirklich einstehen? Mir will nur halb gefallen, daß er so befreundet mit diesen Rothäuten, den Delawaren, ist. Was hat er in dieser unsicheren Zeit mit einem ihrer Häuptlinge in dieser ihm fremden Gegend zu suchen?" — „Ihr könnt ruhig sein, Tom Hutter, wie ich Euch sagte, ich bürge für seine Ehrlichkeit." — „Ich verstehe Euer Mißtrauen, Meister Hutter," sagte Wildtöter ruhig, „und Ihr habt ein Recht zu wissen, was mich hierherführt. Als die Delawaren den Kriegsruf, der durch das Land geht, vernahmen, schickten sie mich zu meinen Stammesgenossen, damit ich mich erkundige über Ursache und Zweck der Unruhen. Nachdem ich meinen Auftrag erfüllt hatte, traf ich einen königlichen Beamten, der auf dem Wege war, den befreundeten Stämmen Geld zu überbringen. Dies schien meinem Freunde Chingachgook, einem jungen Häuptling, und mir eine günstige Gelegenheit, unsern ersten Kriegspfad gemeinsam zu betreten. An jenem Felsen am Ende des Sees wollten wir uns treffen. Chingachgook — ich will Euch das nicht verhehlen — verbindet allerdings mit dieser Zusammenkunft noch einen andern Zweck; doch mit Euch hat die Sache nichts zu tun, und da es sein Geheimnis ist, will ich davon weiter nicht reden." — „Und Ihr meint, der Mokassin könnte Eurem Freunde gehören?" fragte sichtlich beruhigt der Alte. „Ich weiß es nicht, könnte Euch aber hierüber gleich Auskunft geben, wenn ich den Schuh sähe." — „Hier ist er," mischte Judith sich nun ins Gespräch, „ich habe volles Vertrauen zu Euch, auch wenn der Vater noch an Euch zweifelt."

Wildtöter nahm den dargebotenen Schuh und betrachtete ihn aufmerksam. „Delawarenarbeit ist das nicht," sagte er dann kopfschüttelnd, „ich glaube, der stammt von jenseits der Seen." — „Dann ist's höchste Zeit, daß wir uns davonmachen. Nicht mehr lange wird es dauern, bis die Dunkelheit hereinbricht; dann kommen wir nicht mehr aus dem engen Gewässer heraus, ohne Geräusch zu machen, das uns verderblich werden könnte. — Übrigens hab' ich vor einer halben Stunde einen Schuß vernommen, der mir nicht gefallen hat." — „Der kam aus meiner Büchse," sagte Harry, ein wenig verlegen. „Ich wollte einen Hirsch treffen, der unsern Weg gekreuzt hat." — „Wie töricht von Euch, Harry," schalt der andere, „Eure Unvorsichtigkeit kann die ganze wilde Horde auf unsere Spur bringen. Nun aber frisch ans Werk. Ihr müßt übrigens nicht denken, daß ich mich in diese Strömung gewagt habe, ohne dafür zu sorgen, daß ich auch ohne Hilfe wieder herauskomme. Die Arche liegt draußen im See verankert, und an dem Seil müssen wir uns herauswinden. Auch habe ich in Abständen von einigen Metern als Zwischenanker schwere Steine daran befestigt, die uns in der Mitte der Strömung halten werden. So hoffe ich, wird es uns mit vereinten Kräften gelingen, in Bälde aus dem engen Gewässer herauszukommen." — „Sollten wir denn hier nicht geborgener und sicherer sein als in der offenen See?" fragte der Wildtöter. — „Man sieht, daß Ihr im Kriegshandwerk noch keine Erfahrung habt, junger Mann," erwiderte der Alte. „Denn erstens: glaubt Ihr wohl, daß diese Hütte stark genug ist, um jedem Schuß vom nahen Ufer Widerstand leisten zu können? Dann haben hier die Rothäute ein so nahes, sicheres Ziel für ihre Schüsse vor sich, daß kaum ein einziger fehlen würde. Sind wir mal draußen im See, dann können sie nur auf Flößen oder Booten an uns herankommen und obendrein ist ihnen meine Burg vollständig preisgegeben, wenn wir hier blieben."

Wildtöter wußte gegen diese Gründe nichts mehr einzuwenden, und rasch machte man alles zur Abfahrt bereit. Die Dunkelheit brach nun schnell herein. Wohl beleuchteten die Strahlen der Abendsonne noch die Hänge und Gipfel der Berge; um so auffallender und unheimlicher schien die Finsternis in der Tiefe. Doch den vereinten Bemühungen und der Vorsorge des Alten dankten sie es, daß sie verhältnismäßig schnell vorwärts kamen. Die Spannung und Unruhe, die sich aller bei der wachsenden Dunkelheit bemächtigte, verdoppelte ihre Kraft. Die letzte Biegung des Flusses war erreicht, und mit einem Gefühl der Erleichterung gewahrten die beiden jungen Männer in einiger Entfernung die glatte, flimmernde Fläche des Sees. „Nun ist das Schlimmste überstanden," flüsterte Harry, „dort vorn ist's noch hell, und wir können unsere Feinde wenigstens sehen." — „Freut Euch nicht zu früh," antwortete Tom, „die schwierigste Stelle kommt erst noch; das ist dort, wo wir aus dem Fluß heraus in den See einbiegen müssen, denn dort hat der Feind Deckung,



wir aber haben keine. Ihr Mädels geht in die Kajüte und laßt euch nicht blicken. Wir beide, Harry, ziehen das Seil von innen, und Ihr, junger Freund, späht vorsichtig durch die Fenster, ob Ihr keinen Feind bemerkt."

Alle folgten schweigend der gegebenen Weisung. Eben fuhr die Arche durch die letzte Kurve. Dicht wölbten sich die Bäume über den Flußeingang gegeneinander. Wieder schaute das wachsame Auge Wildtöters durch einen Spalt in der Wand des Blockhauses. Da bot sich ihm ein Anblick, der auch einem erfahreneren Krieger heißen Schrecken eingejagt hätte. Auf dem Stamme einer Fichte, die sich beinahe in wagrechtem Bogen über den Fluß niederbeugte, lauerten etwa sechs Indianer auf die Durchfahrt der Arche. Sie waren in voller Kriegsrüstung und hatten offenbar die Absicht, auf das Dach des Fahrzeuges hinabzuspringen in dem Augenblick, wo dieses unter dem Bogen hindurchfahren würde. Am Fuß des Baumes wartete noch eine ganze Anzahl anderer, die jenen unmittelbar folgen würden.

„Zieht, zieht!" schrie der junge Mann. „Zieht aus Leibeskräften, es gilt das Leben!" Der Ruf klang so erschreckend, daß die beiden Männer am Seil ihre äußerste Kraft anwendeten, und mit einem gewaltigen Ruck flog das Fahrzeug unter der bedrohten Stelle hindurch. Die Rothäute, als sie sich entdeckt sahen, versuchten trotzdem, das Dach zu erreichen; doch die meisten fielen ins Wasser, nur der vorderste, offenbar der Anführer, fiel am hintersten Ende der Fähre auf. Doch so hart war sein Sturz, daß er einen Augenblick wie betäubt liegen blieb. Als er sich eben vom Boden erheben wollte, sprang Judith mit bewundernswerter Geistesgegenwart aus der Kajüte und versetzte dem noch halb Bewußtlosen einen starken Stoß, daß er kopfüber ins Wasser stürzte. Aber nicht genug mit dieser Heldentat; nach Weiberart beugte sie sich neugierig über den Rand des Fahrzeugs, um nach ihrem Opfer zu sehen. Da fühlte sie sich heftig emporgerissen und in die Kabine zurückgezogen. Es war Wildtöter, der ihr nachgeeilt und sie im richtigen Augenblick in Sicherheit brachte; denn wenige Sekunden später hallte der ganze Wald wider von dem gellenden Kriegsgeschrei einer zahlreichen Indianerhorde, und ein Hagel von Geschossen prasselte auf das Fahrzeug nieder. Doch bald war die Arche außer Gefahr. Geschickt und ohne Zeit zu verlieren, hatte Tom Hutter den Anker emporgezogen, und nun war der See erreicht. March und Hutter brachten zwei breite Ruder in Bewegung, und die Feinde stellten ihre Verfolgung ein, als sie die Nutzlosigkeit ihres Vorgehens erkannten.

Doch des alten Mannes Sorge war wach geworden und beruhigte sich so schnell nicht mehr. Er wußte nun, daß eine große Anzahl von Feinden ihn umlauerten, und daß die beiden wehrlosen Mädchen seinem Schutze vertrauten. Er begrüßte darum die Versicherung seiner Besucher, daß sie gerne bereit seien, ihm in dieser drohenden Gefahr zur Seite zu stehen,

mit großer Befriedigung. Besonders wußte er Harrys Riesenkraft wohl zu schätzen.

Doch kaum war diese Hauptsorge dem rauhen Manne vom Herzen genommen, als schon ein anderer Zug seines Wesens sich bemerkbar machte: das Verlangen nach Gold. Er hatte vernommen, daß die Regierung eine Summe Geldes ausgesetzt hatte für jeden Indianerskalp, sei er auch von Weibern oder Kindern. Nach diesem Preis gelüstete den harten Mann, und er scheute sich nicht, die beiden jungen Gefährten zur Beteiligung an dieser Jagd auf Menschenblut aufzufordern. An Harry fand er einen willigen Genossen solch grausamen Vorgehens, während Wildtöter mit ehrlichem Entsetzen seine Hilfe verwehrte, was ihm nicht gerade die Achtung der beiden Andersdenkenden eintrug. Um so mehr aber stellten die beiden Mädchen, die wider des Vaters Willen das Gespräch der Männer belauscht hatten, sich auf Wildtöters Seite. Judith

mischte sich unaufgefordert in die Unterhaltung und verhehlte ihre Meinung durchaus nicht, bis ihr Vater ihr streng jede weitere Einmischung in die Angelegenheiten der Männer untersagte. Hetty aber setzte sich auf ihrem kleinen Schemel zu des Vaters Füßen nieder, der am Steuerruder saß, während die beiden Jüngeren mit sicheren, starken Ruderschlägen das Fahrzeug gen Norden der „Burg" näherbrachten. Wenige Minuten saß sie neben ihm, dann sang sie mit ihrer leisen, reinen Stimme eines jener frommen Lieder, die sie von ihrer Mutter einst gelernt, und die jedem der Zuhörer ans Herz griffen. Sie lauschten schweigend, bis der letzte Ton verklungen war, und der harte Mann der Wildnis strich sanft mit der Hand über den Scheitel des Kindes. Leise und flehend bat sie ihn, von seinem blutigen, unchristlichen Ansinnen abzulassen, aber auch ihren Bitten blieb sein Ohr verschlossen. Mit den Worten: „Sei still, du törichtes Kind, von solchen Dingen verstehst Du nichts," erhob er sich schließlich von seinem Sitze und gesellte sich zu den Männern am andern Ende des Schiffes.

Die Sonne war inzwischen völlig untergegangen, und von Süden setzte ein leichter Nachtwind ein. Die Männer zogen an einem leichten Mastbaum aus Lärchenholz ein breites Segel hoch, und, getrieben von der schwachen Brise, flog die Arche nun mühelos der „Biberburg" zu. Nach zweistündiger Fahrt tauchten deren Umrisse aus dem Dunkel der Nacht auf.

Sie fanden noch alles, wie sie es verlassen, und beruhigt zogen sich die Mädchen sogleich in ihr Gemach zurück; aber kein Licht durfte angezündet werden, damit sein Schein nicht zum Verräter würde.

Die Männer ließen sich indessen im Freien zu einer Beratung nieder. „Die Hauptsache für uns," begann Tom, „ist, daß wir die Herrschaft über den See ganz in unsere Hände bekommen. Dazu müssen wir aber vor allem die fünf Kanoe, die sich meines Wissens am See befinden, in unserem Besitze haben. Drei davon haben wir bereits, das sind meine zwei eigenen und Eures, Harry. Die zwei übrigen sind am Strand unter hohlen Bäumen verborgen."

„Die findet keine Rothaut," meinte Harry Hurry rasch, „ich z. B. konnte heute kaum das meinige wiederfinden und hatte es doch selbst seinerzeit versteckt." — „Ihr fandet es nicht," meinte Wildtöter leise lachend, „wohl aber ich. Und Ihr könnt versichert sein, Harry Hurry, daß jede Rothaut es mit Leichtigkeit entdeckt haben würde. Nein, nein, auf einen Zufall dürfen wir uns nicht verlassen." — „Ganz meine Meinung, junger Mann," pflichtete der Alte diesem bei, „darum hört meinen Vorschlag: Noch diese Nacht wollen wir benutzen, die beiden Boote hierher zu schaffen. Würdet Ihr uns auch dabei behilflich sein?" wandte er sich dann an Wildtöter. — „Aber natürlich, und gerne bei allem, was nicht gegen mein Gewissen verstößt. Auch wenn's zum Kampfe mit den

Mingos kommt, dürft Ihr fest auf mich zählen; nur dürft Ihr mit meiner Geschicklichkeit nicht rechnen, ehe ich sie im Feuer bewiesen. Weiß ich doch selbst noch nicht, was ich in solchem Fall vermag." — „Wird nicht allzuviel sein, Junge," warf Harry dazwischen. „Als Jäger, alle Achtung vor Euch, aber wenn Mensch wider Mensch geht, werdet Ihr schwerlich viel taugen." — „Jedenfalls versteht er sich aufs Rudern," meinte Tom, „und das ist vorerst die Hauptsache. Aber auf, Jungens, wir wollen keine Zeit versäumen."

Er ging noch einmal ins Haus, gab Judith einige Anweisungen, kehrte aber bald zurück, und die drei Männer bestiegen eines der Boote.

Es war Mitternacht geworden, doch die Sterne beleuchteten hinreichend ihre Bahn. Lautlos hoben und senkten sich die Ruder, und etwa nach einer halben Stunde legte das Boot auf Tom Hutters Wink geräuschlos an einer Landspitze an. „Jetzt heißt es aufgepaßt!" flüsterte Tom, „erst die Ufer abgesucht, ob wir keine Spur dieser hinterlistigen Schufte bemerken."

Alle drei spähten und lauschten die dunklen Ufer entlang, aber nichts wurde gefunden, was zur Besorgnis Veranlassung gegeben. „Bleibt Ihr im Boot, Wildtöter, indes wir beide das Kanoe holen," raunte der Alte seinen Gefährten zu.

Vorsichtig um sich spähend, stets wieder lauschend innehaltend, stiegen die beiden Männer das steile Ufer empor. Ungehemmt erreichten sie den gesuchten Platz, und Tom zeigte auf den umgestürzten Stamm einer Linde. „Da liegt es," flüsterte er, „zieht erst die Ruder hervor, darnach das Boot." — „Haltet die Büchse bereit," antwortete ebenso leise sein Begleiter, während er tat, wie jener ihm geheißen. Und wie am Morgen dieses Tages lud Henry March das Boot auf seine starken Schultern, während der Alte wegbahnend ihm vorausschritt.

Der Abstieg war beschwerlich, und nur langsam gelangten sie vorwärts; aber schließlich kamen sie glücklich bei dem Harrenden am Ufer an. Geräuschlos wurde das Boot ins Wasser gelassen und an der Seite des anderen befestigt. Noch einmal hielten sie alle lauschend den Atem an, aber Totenstille lag über der ganzen Gegend.

In der Mitte des Sees angelangt, löste Tom das angehängte Boot; er wußte, daß es im leichten Südwind der Burg zutreiben würde, von wo aus er es am Tage mühelos einholen konnte.

Die Männer aber steuerten nordwärts gerade auf jene Landspitze zu, wo Harry nach dem Hirsche geschossen hatte. Ihre Lage wurde schwieriger, denn sie waren nun nicht mehr allzuweit von der Stelle am Abfluß des Susquehanna entfernt, wo vor wenigen Stunden der Überfall auf die Arche von den Wilden geplant gewesen.

Unbehelligt erreichten sie den Strand. Hier traten die Berge nicht so nahe ans Wasser heran, sondern ein flacher, mit hohen Bäumen bewach-

jener Landstreifen erstreckte sich etwa eine Meile gen Westen. Wieder blieb Wildtöter allein im Boot zurück.

Das Kanoe, das die andern suchten, lag etwa in der Mitte des Landstreifens. Hutter hielt sich am Ostufer, da drüben jene tiefe, gutversteckte Bucht sich befand, die für einen Schlupfwinkel vorzüglich geeignet war. Sie fanden das Boot ohne jegliche Störung und kehrten in verhältnismäßig kurzer Zeit zu ihrem wartenden Genossen zurück.

Nachdem auch diesmal alles so ganz nach Wunsch abgelaufen war, fühlten alle drei sich merklich erleichtert. „Nun könnt ihr schwimmen, ihr roten Halunken, wenn ihr der Burg einen Besuch abstatten wollt," lachte Harry leise.

„Ehe wir heimfahren, möcht' ich noch einen Blick in die Bucht werfen," sagte leise Tom Hutter, „damit wir ganz sicher sind vor einer unliebsamen Überraschung."

Sie fuhren vorsichtig um die Spitze herum und spähten in die Bucht hinein. Alle drei bemerkten auf den ersten Blick die verglimmenden Reste eines Lagerfeuers. Sprachlos schauten sie einander ins Gesicht; jeder wußte, daß dies nur von einem Indianerlager herrühren konnte. Auch war Tom bekannt, daß sich hier ganz in der Nähe eine Quelle befand, und daß in dieser Bucht sich zahlreiche Fische aufhielten. Tom Hutter schloß sofort daraus, daß dies kein Kriegslager sein könne, sondern daß Weiber und Kinder der Rothäute sich bei der Schar befinden mußten. Gleichzeitig erwachte in ihm die Gier nach dem Golde.

„Harry, da liegt viel Gold für uns versteckt," murmelte er diesem zu, „die Gelegenheit ist günstig; wollt Ihr mittun?" — „Bin gleich bereit," war die Antwort. „Der Bursche mit dem zarten Gewissen soll im Boot auf uns warten. Den Fang mag ich mir auch nicht entgehen lassen."

Vergebens bemühte sich Wildtöter, die beiden Gefährten von dem gefährlichen und in seinen Augen so ruchlosen Vorhaben abzubringen. Sie wiesen ihn an, in den See hinauszurudern, das leere Boot dort von dem seinen zu lösen, zur Landspitze zurückzukehren und dort ihrer zu warten.

„Wenn wir Euch brauchen, stoße ich den Schrei eines Wasserhuhns aus. Hört Ihr den, so eilt herzu, um uns aufzunehmen," gebot er dem jüngeren Genossen.

Dieser wußte nur zu gut, daß alle weiteren Einwendungen und Vorstellungen fruchtlos bleiben würden. Darum schwieg er, aber mit schwerem Herzen tat er, wie ihm geheißen worden. Bald kehrte er an die bezeichnete Stelle zurück, trieb sein Boot bis zu den hohen Schilfhalmen, die das Ufer umstanden, hielt sich an diesen fest und wartete schweigend den Ausgang des Unternehmens ab. Die Einsamkeit und Stille der Nacht ergriffen ihn tief, seine Seele war erregt und gespannt bis aufs äußerste, war er doch zum ersten Male in seinem Leben in ein Unternehmen verwickelt, bei dem es um Menschenblut und -leben ging.

Lange, lange mußte er in dieser aufregenden Spannung verharren. Angestrengt lauschte sein Ohr in das Dunkel der Nacht hinaus. Zwei-, dreimal war es ihm, als vernähme er das leise Knacken eines dürren Astes, doch jedesmal blieb darnach alles lautlos wie zuvor. Anderthalb Stunden mochten vergangen sein, seit die Gefährten ihn verlassen hatten. Da erscholl, weit ab von ihm, vom jenseitigen Ufer, kurz, schrill und zitternd der Schrei, der zum Erkennungszeichen verabredet war. Das Herz pochte dem jungen Manne hörbar. Er zauderte, was zu tun sei. Der Ruf kam so fernher; sollten die beiden Abenteurer so weit sich fortgewagt haben! Gewiß, der Warnungsruf würde sich im Ernstfalle wiederholen. und richtig! Wieder drang der ihm so wohlbekannte Schrei an sein Ohr. Doch — zu natürlich, zu echt erschien er ihm — er kannte die zweifelhafte Nachahmungskunst seines Freundes — und er beschloß, hier zu bleiben; denn folgte er fälschlicherweise dem Rufe und fuhr dorthin, so konnte er möglicherweise das Leben seiner Gefährten aufs Spiel setzen. So ruhig und besonnen war die Überlegung des jungen Mannes, daß sie einem alten Veteranen Ehre gemacht hätte.

Wildtöter war sich kaum über das, was er zu tun hatte, klar geworden, da drang aus nächster Nähe ein so markerschütternder, gellender Schrei an sein Ohr, wie nur fürchterliche Todesangst ihn der Kehle eines Weibes oder Knaben entlocken konnte.

Dem jungen Manne erstarrte das Blut in den Adern. Er ließ das Schilf los und fuhr, nicht wissend, was er tat, der Stelle zu, woher der Schrei gekommen. Doch gleich drauf vernahm er das Brechen von Zweigen und das Stampfen von Füßen. Sie schienen dem Ufer sich zu nähern. Wildtöter steuerte ohne weiteres Besinnen auf die Stelle zu. Da krachten fünf, sechs Gewehrschüsse; donnernd gaben die Berge den Knall zurück. Schreie wurden laut; dann hörte er das Fauchen und Ringen, wie wenn zwei im Handgemenge sich winden, und schließlich Harry Hurrys Stimme: „Schlüpfriger Satan! Man kann ihn nicht packen; da nimm das dafür.“ Ein dumpfer Fall wurde hörbar, dann neues Ringen. Endlich sah der junge Mann die Gestalt eines Mannes das Ufer herabspringen und ins Wasser eilen. Er konnte nicht erkennen, war's Freund, war's Feind. Er ruderte auf die Stelle zu. Da vernahm er wieder Harry Hurrys Stimme, sein Fluchen und Schreien; und nun löste sich aus den Büschen ein Knäuel von Menschen, aus deren Mitte nun deutlich der halberstickte Schrei des Wasserhuhns an sein Ohr drang. „Laßt mich los, ihr bemalten Hunde, wollt ihr mich gleich erwürgen!“ hörte er Harry keuchen; „ich bin ja doch in eurer Gewalt.“ — Der Mann im Wasser eilte zurück, offenbar in der Absicht, seinem Gefährten beizustehen, mit dem einzigen Erfolg, daß etwa ein halb Dutzend Wilder sich auch seiner bemächtigten.

Wildtöter wußte nun, daß es zwecklos gewesen wäre, sich auch hinzuzudrängen. Die Rothäute hätten ihn nur als dritten Gefangenen mit sich

geschleppt. Und in der Tat, es war für ihn die höchste Zeit, zu fliehen, denn schon versuchten mehrere der nackten Gestalten, ihm nachzueilen. Doch wenige kräftige Ruderschläge brachten ihn außer Gefahr.

„Kommt nicht ans Ufer," schrie Tom Hutter ihm zu; „schützt meine Kinder, sie sind nun ganz auf Euch angewiesen. Haltet Euch nur eine Woche, dann wird Euch Hilfe von der Regierung kommen." — „Seid ruhig, Tom Hutter," rief der junge Mann zurück, „ich werde tun, was ich vermag, und der Himmel wird mir beistehen."

Noch einmal vernahm er Harry Hurrys Stimme, der ihm offenbar noch einen Rat erteilen wollte; aber ein derber Schlag auf den Mund schien ihm alles weitere Reden unmöglich zu machen. Das Geräusch vieler sich entfernender Schritte ließ sich noch deutlich unterscheiden, dann hüllte das tiefe, geheimnisvolle Schweigen der Nacht von neuem die ganze Landschaft in ihren weichen Schleier. Ein Gefühl schwerer Verantwortung und trostloser Verlassenheit bemächtigte sich des jungen Mannes. Doch nur für einen kurzen Augenblick; dann lenkte er zielbewußt sein Boot nordwärts, erreichte nach wenig Schlägen das zuletzt ins Wasser gelassene Kanoe, und versuchte, nachdem er dieses mit Stricken befestigt hatte, im Schlaf neue Stärkung zu finden und Kraft für die Aufgaben, die in den kommenden Tagen seiner warteten.

Doch lange vermochte er nicht einzuschlafen; die Sterne leuchteten über ihm. Einmal schreckte er empor; er hatte geglaubt, Harry Hurrys Hilferuf zu vernehmen; doch seine überreizte Phantasie mußte ihn getäuscht haben; denn alles blieb totenstill. Noch einmal drang vom fernen Ufer der Schrei des Wasservogels, der ihn vorhin beinahe irregeführt, ans Ohr; endlich umfing ihn ein tiefer, traumloser Schlummer.

Rettung der Boote

Der Tag begann zu grauen, als Wildtöter neu gestärkt vom Schlaf erwachte. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber das Zwitschern der Vögel drang so deutlich an sein Ohr, daß er erschreckt emporsprang. Sagten ihm doch die lieblichen Töne, daß der Wind ihn allzuweit von seiner Bahn in der Mitte des Sees abgetrieben hatte, und daß vom nahen Ufer nur gar zu leicht die Kugel eines Spähers ihn erreichen konnte. Mit einem einzigen Blick übersah er seine Lage, und was er bemerkte, spannte all seine Sinne und Kräfte an. Das dritte freigelassene Boot trieb steuerlos gerade auf eine Landspitze zu, an der es unbedingt schon nach wenigen Minuten stranden mußte. Er hatte im Umgang mit den Delawaren aber soviel von der Schlauheit der Indianer kennen gelernt, daß anzunehmen war, daß ein Beobachter am Ufer verborgen lag, der jede Bewegung des herrenlosen Bootes mit derselben Spannung verfolgte wie

er selbst. Denn für beide feindliche Parteien mußte es von gleicher Wichtigkeit sein, in den Besitz des Fahrzeuges zu gelangen.

Eben fuhr das ledige Boot auf einen unsichtbaren Felsen auf; drei — vier Schritte trennten es noch vom Ufer. Doch die nächste leichte Welle hob es wieder und warf es auf den Strand. Wollte er es in seine Gewalt bekommen, so mußte nun auch er landen. Um in seinen Bewegungen frei zu sein, löste er das angehängte Boot und überließ es den Wellen. Etwa hundert Schritte vom Ufer entfernt tat er noch einige kräftige Ruderschläge, die ihn völlig bis ans Land treiben mußten, griff dann nach der neben ihm liegenden Büchse und richtete sich im Boote auf.

Da, im selben Augenblick ertönte ein Knall und eine Kugel fuhr so nahe an ihm vorbei, daß er unwillkürlich zusammenzuckte. Er warf sich flach im Boote nieder. Offenbar glaubte sein hinterlistiger Gegner, sein Opfer getroffen zu haben; denn aller Deckung bar, sprang ein einzelner Indianer mit lautem Freudengeschrei hinter den Büschen des Ufers hervor.

Wildtöter hob die Büchse und zielte; da überkam ihn ein Zaudern. Es war das erstemal, daß er auf einen wehrlosen Menschen abdrücken wollte. Dies Zaudern genügte, um den Wilden die Gefahr erkennen zu lassen, in der er sich befand. So schnell er konnte, eilte dieser zu seiner Deckung zurück.

Wildtöters Boot hatte mittlerweile den Strand erreicht, aber das Kanu, um dessen Besitz es ging, befand sich einige Schritte von seiner Landungsstelle entfernt. Wohl wußte er, daß sein Feind mit Laden seiner Büchse beschäftigt sein mußte, aber die Zeit, beide Boote an sich zu bringen und mit ihnen außer Schußweite zu gelangen, war zu kurz. Drum sprang auch er ans Land und suchte Schutz hinter den nahen Bäumen. Wieder hätte er von hier aus Gelegenheit gehabt, auf den Roten unbemerkt abzufeuern, aber zum zweitenmal hielt sein des blutigen Kriegshandwerks so ungewohntes Herz ihn davor zurück. „So nicht, so nicht," murmelte er vor sich hin, „im offenen Kampf will ich ihm entgegentreten; der Himmel wird mit der gerechten Sache sein!"

Der Indianer ahnte nicht, wie gänzlich er dem Weißen ausgeliefert war. Nachdem er mit Laden fertig war, trat er, vorsichtig nach den Kanus spähend, schußbereit aus dem Dickicht hervor. Er dachte nicht anders, als das Blaßgesicht läge in seinem Kanu versteckt; darum war er nicht wenig überrascht, als ihn plötzlich von der Seite Wildtöters Stimme anrief: „Hierher, Rothaut, hierher. Ich bin ein Christ und will offenen, ehrlichen Krieg mit dir haben oder Frieden."

Meisterhaft verstand der Wilde bei dieser unerwarteten Anrede seine Überraschung zu verbergen. Er konnte sogar so viel Englisch, daß er den Sinn von Wildtöters Worten verstand, ließ den Kolben seines Gewehrs langsam zu Boden gleiten und sagte gelassen, indem er zwei Finger in die Höhe hielt: „Zwei Kanus, eines für weißen Mann, eines für roten."

— „Nein, nein," antwortete lachend unser junger Freund, „so ist das nicht gemeint; die Kanus gehören beide mir. Geh drum in Frieden, die Welt ist groß genug für uns beide." — „Gut, gut," erwiderte der Indianer, „meine Bruder jung, doch weise Häuptling im Rat." Doch das wilde Funkeln seiner Augen und der Hohn, der durch seine Worte klang, strafte seine Freundlichkeit Lügen. „Nein," wehrte Wildtöter, „ich bin nur ein Jäger und noch niemals auf dem Kriegspfad geschritten. Doch nun wird das anders; nimmer lang wird's dauern, dann werde ich deinem Volke im Kampfe gegenüberstehen; doch nicht im Streit um solch ein elendes Kanu." — „Gut! Mein Bruder zwei Skalp hat. Graukopf unter anderem. Mein Bruder sehr klug, junge Zunge! Gut!"

Mit ausgestreckter Hand trat der Indianer auf den andern zu, die jener freudig ergriff und herzhaft schüttelte.

„So, nun jeder seine Kanu, mein Bruder seine, Rothaut seine." —

„Du irrst dich, keins der Kanu gehört dir," erwiderte Wildtöter, „doch komm mit herunter an den Strand und überzeug dich selbst. Du wirst sehen, daß keins der Boote von Indianerhand gebaut wurde."

Der Wilde willigte ein; er schritt sogar scheinbar sorglos vor dem andern her, um ihm zu zeigen, wie sehr er ihm vertraue.

Unten angekommen, wies er sofort auf Wildtöters Boot und sagte: „Dies Kanu weiße Mann, aber das hier rote; will meine eigene, nicht Blaßgesicht seine." —

„Ihr habt unrecht, Rothaut; dies Boot gehört dem alten Hutter; da schaut selbst, wie die Rinde genäht ist, dann die Sitze! So sind die Kanus der Rothäute nicht gemacht." — „Gut!" Mein Bruder sehr weise, sehr jung. Weiße Mann Arbeit, nicht rote." —

„Ich bin froh, daß Ihr es einseht, und so können wir im Frieden voneinander gehen," antwortete Wildtöter, und versetzte, während er so sprach, dem Boote mit dem Fuß einen so kräftigen Stoß, daß dieses weit ins Wasser hinausflog und, von der Strömung ergriffen, sich vom Ufer entfernte.

Der Wilde war bei der raschen Bewegung Wildtöters kaum merklich zusammengezuckt, und ein einziger, haßerfüllter Blick schoß blitzähnlich aus seinem Auge; dann antwortete er schnell gefaßt und mit Freundlichkeit: „Gut! Streit enden. Weiße Mann gehen Biberhaus, rote Mann gehen Lager, Häuptling sagen: Kanu nicht finden!" —

„So ist's recht," rief Wildtöter, befriedigt von dem glücklichen Ausgang der Angelegenheit. Noch einmal reichten sie einander die Hand, dann wandte sich der Indianer und stieg langsam, ohne umzublicken, die offene Strecke zurück, die Büchse scheinbar achtlos unterm Arme tragend.

Als Wildtöter ihn so friedlich von dannen schreiten sah, traf er Vorkehrungen zu seiner Abfahrt. Wie er noch einmal sich nach jenem umschaute, sah er ihn nicht mehr, doch sein scharfer Blick bemerkte aus einer

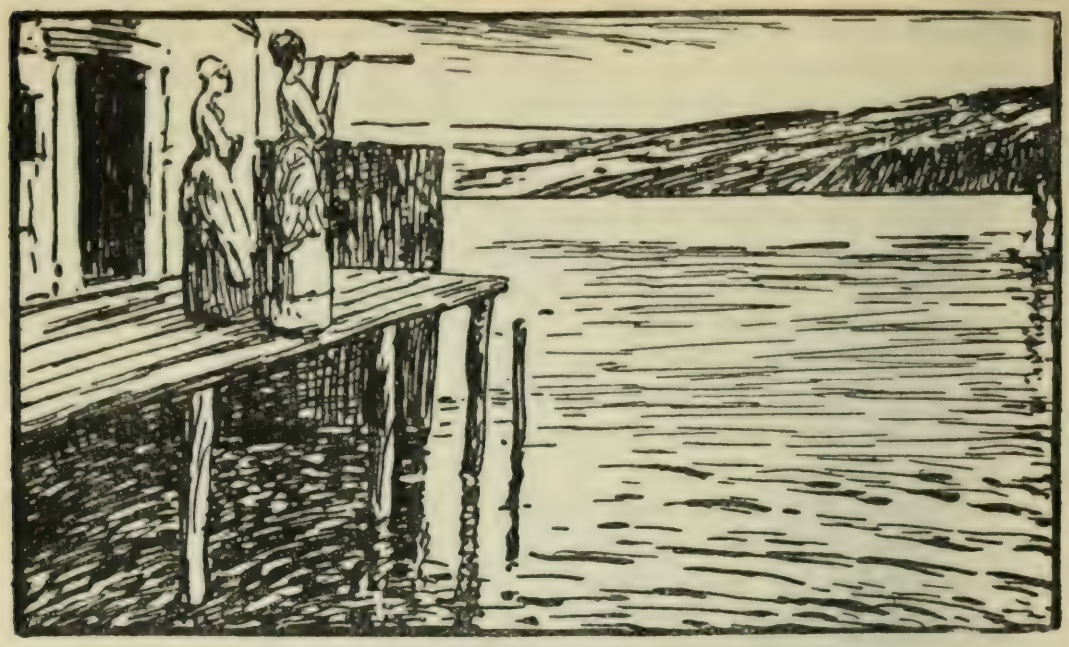
Spalte des Buschwerks das funkelnde Auge des andern hervorblitzen; gleichzeitig gewahrte er den auf sich gerichteten Lauf der Büchse. Sein eigenes Gewehr hochreißen, zielen und losdrücken, war das Werk einer Sekunde. Gleichzeitig gingen die beiden Schüsse los, nur ein einziger Knall war zu hören. Wildtöter stand aufrecht; leicht streifte die Kugel sein Gewand. Jener aber stieß einen fürchterlichen Schrei aus und rannte, seinen Tomahawk schwingend, mit großen Sätzen auf ihn los. Etwa hundert Meter von ihm entfernt schwankte er, schleuderte den Tomahawk wohl noch mit schwacher, unsichrer Hand nach dem Haupt seines Gegners und fiel dann, schwer getroffen, zu Boden.

Wildtöter fing mit der Hand das Messer am Griffe auf, warf es in sein Boot und eilte dann auf den Gefallenen zu. Die Kugel hatte ihm den Leib durchbohrt, aber noch lebte er. Er lag auf dem Rücken und beobachtete mit furchtbarer Spannung jede Bewegung des Siegers. Dieser war weit davon entfernt, sich seiner Heldentat zu freuen. Zum erstenmal war Menschenblut durch seine Hand vergossen. Voll Mitgefühls beugte er sich zu dem Todwunden nieder. „Von mir hast du nichts mehr zu fürchten, Rothaut. Skalpieren gehört nicht zu den Ruhmestaten eines weißen Mannes, du magst ruhig sterben! Nur dein Gewehr will ich mir sichern!“ Er brachte auch dieses in sein Boot und kehrte noch einmal zu dem Sterbenden zurück. „Kann ich noch etwas für dich tun?“ fragte er weich. — „O, Wasser, Wasser, arme Indianer große Durst!“ — „Wasser, soviel du willst,“ antwortete Wildtöter und trug den Verwundeten hinab zum See, wo er seinen Durst löschen konnte. „Nun wirst du zu deinen glücklichen Jagdgründen kommen,“ tröstete er ihn dann; „das heißt, wenn du brav und tapfer gelebt hast, wie es die Gesetze deines Stammes von dir forderten.“

„Gut,“ flüsterte der Indianer, „weiße Mann junge Herz. Alte Herz hart. Wie heißen?“ — „Wildtöter heißen mich die Delawaren bis jetzt; doch sie versprachen mir einen besseren, männlicheren Namen, wenn ich erst den Kriegspfad neben ihnen beschritten und mich dessen würdig gezeigt habe.“ — „Wildtöter gute Name, Knabe, nicht Mann. Gute Auge, sichere Hand, keine Angst. Falkenauge, Falkenauge, besser Name, tapfer Mann!“

Wildtöter nahm die Hand des Sterbenden, dessen Haupt in seinem Schoße lag, und wartete, bis dieser den letzten Atemzug getan. Dann brachte er ihn in eine sitzende Stellung, den Rücken gegen einen Fels gelehnt, denn er wußte, welchen Wert die Indianer auf derlei Dinge legten, und murmelte: „Ich habe deinen Tod nicht gewollt, Rothaut. Nun könnte ich mir hier den Preis so leicht holen, um dessentwillen Hutter und Harry Hurry ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben. Aber keinen Pfennig mag ich dafür! Nein, Krieger, ich rühre deinen Skalp nicht an, magst ihn in Frieden behalten und unverstümmelt im Lande eurer Geister ankommen!“

Das Selbstgespräch des jungen Mannes wurde plötzlich unterbrochen.



Ein Stück Wegs von ihm entfernt erschien ein zweiter Indianer am Seeufer, der bei seinem Anblick einen lauten Schrei ausstieß, dem viele Stimmen gleich darauf antworteten. Nun war keine Zeit mehr zu verlieren. Wildtöter sprang rasch in sein Boot und brachte es mit wenigen kräftigen Ruderschlägen außer Schußweite.

Als er sich sicher fühlte, blickte er um sich; das eine Kanu, das er vor kurzem in die Wellen zurückgestoßen hatte, hatte er bald erreicht und befestigte es an dem seinigen, aber das andere trieb in bedenklicher Nähe schon wieder dem Strande zu.

Am Ufer erscholl indes lautes Wehgeheul aus dem Munde einer ganzen Horde von Rothäuten. Offenbar hatte der Knall der Schüsse sie zu dieser Stelle geführt. Beim Anblick ihres toten Kameraden stießen sie ihr wohlbekanntes Geheul aus. Sie sammelten sich um ihn, und gleich darauf hallte der See von ihren Freudenrufen wieder. Wildtöter wußte wohl, daß sie die Entdeckung gemacht hatten, daß jener seines Skalpes nicht beraubt war. Ein solcher Sieg schien den Wilden nie für vollständig, und von Herzen gönnte er seinen Feinden diesen Triumph. Seine ganze Aufmerksamkeit richtete sich nun darauf, das dritte Kanu wieder in seinen Besitz zu bekommen.

Beim Näherrudern fiel ihm auf, daß das Boot gar nicht mit der Strömung lief, sondern von einer unsichtbaren Gewalt gerade nach dem Ufer zugelenkt wurde.

Das Rätsel löste sich ihm bald. Auf dem Boden des Kanus lag ein Indianer, der es mit dem einen Arm geschickt dem Ufer zusteuerte. Wildtöter war ziemlich sicher, daß jener ohne Waffen und ihn bis jetzt noch

nicht bemerkt hatte. So leise wie möglich ruderte er bis an das andere Boot heran, sprang plötzlich von seinem Sitze auf und rief, mit der schußbereiten Waffe in der Hand, jenem zu: „Rette dich, Rothaut, wenn dir dein Leben lieb ist. Hopp, ins Wasser! Dein Blut will ich nicht, nur das Boot, das mir gehört."

Der Schrecken des andern bei dieser unvermittelten Anrede war offensichtlich. Mit einem Schrei sprang er auf die Füße und war im nächsten Augenblick im Wasser verschwunden. Erst eine ziemliche Strecke entfernt tauchte er wieder auf und konnte zu seiner Beruhigung wahrnehmen, daß sein Verfolger sich nicht weiter mit ihm befaßte, sondern damit beschäftigt war, nun auch dieses Boot in Schlepptau zu nehmen.

Nachdem dies geschehen, beeilte sich Wildtöter, die Wasserburg zu erreichen, denn die Sonne war aufgegangen und tauchte mit ihren ersten Strahlen die ganze Wasserfläche in schimmerndes Gold.

Vor ihm lag Tom Hutters feste Burg, und bald erkannte er auf der Plattform die Gestalten der beiden Mädchen, die mit sichtlicher Besorgnis seiner Ankunft entgegenharrten. Doch ehe er sie begrüßte, band er alle drei Kanoes an der Arche fest.

Ein Wiedersehen

Stumm standen alle drei eine Weile einander gegenüber. Endlich brach Wildtöter dies unnatürlich bange Schweigen, indem er sagte: „Es nützt nichts, ihr Mädchen, euch die Wahrheit zu verhehlen; einmal müßt ihr sie doch erfahren. Euer Vater hat Unglück gehabt; er und Harry Hurry sind in die Gefangenschaft der Mingos geraten." Es folgte diesen Worten kein Ausbruch von Klagen, wie er vielleicht gefürchtet haben mochte; zu sehr waren die Töchter des Grenzbewohners an derartige Schrecken gewöhnt. Schon einmal war Tom Hutter in die Hände der Rothäute gefallen. Damals hatten einige Biberfelle genügt, um ihn loszukaufen.

„Ein Trost für uns ist es," fuhr Wildtöter fort, „daß wir alle fünf Kanoe nun hier haben; auch hoffe ich, daß ich heute abend meinen Freund Chingachgook treffen werde, dann haben wir noch eine männliche Kraft mehr. Und in einigen Tagen kommen möglicherweise die Offiziere der Garnison zu unserer Hilfe heraus." —

„Auf die dürft Ihr Euch nicht verlassen," warf Judith rasch dazwischen. „Aber erzählt uns, wie alles gekommen ist."

Mit kurzen Worten schilderte der junge Mann die nächtlichen Ereignisse. Beide Mädchen blieben ruhig und gefaßt. Nur beim Frühstück, das sie gleich nachher auftrugen, und dem Wildtöter mit großem Appetit zusprach, rief Judith plötzlich: „Dieser Fisch hätte dem Vater auch gut ge-

schmeckt; er meint immer, der Lachs aus unserm See stände dem des Meeres wenig nach." —

„Euer Vater war in seiner Jugend wohl lange draußen auf dem offenen Meere?" fragte Wildtöter. „Harry Hurry sagte mir davon." — „Würde Harry Hurry lieber mir erzählen, was er von Vaters Vergangenheit weiß!" meinte Judith leidenschaftlich. „Er sprach nie davon, so oft ich auch darnach fragte. Ja, wenn jene Truhe dort reden könnte, die wüßte auch mancherlei."

Erst jetzt betrachtete Wildtöter das merkwürdige Möbelstück. Sofort erkannte er, daß es eine wertvolle Arbeit war, die dort so unbeachtet in der Ecke stand. Wohl war die Politur verkratzt und blind geworden, und da und dort hatte das dunkle, starke Holz eine Schramme aufzuweisen; aber die Ecken waren kunstvoll mit Stahlbeschlägen eingefaßt; ebenso zeigten die Schlösser und Angeln eine feine, zierliche Bearbeitung. „Vater öffnet die Truhe nie in unserer Gegenwart," fuhr Judith fort, „ich wenigstens erinnere mich nicht, sie jemals offen gesehen zu haben." — „Du irrst dich, Judith," sagte hier Hetty, „ich habe Vater schon oft an der Truhe gesehen." — „Wann und wo!" fragte Judith gespannt, „was hat er darin?" — „Das darf ich dir nicht sagen," erwiderte Hetty leise, „das ist Vaters Geheimnis."

Wildtöter und Judith sahen einander nicht ohne Verwunderung an, und die Wangen der letzteren überflog ein leichtes Rot. Dann mit einem mitleidigen Blick die Schwester streifend, änderte sie rasch das Gespräch und fragte: „Heute morgen bei Tagesanbruch vernahmen wir einen Schuß am östlichen Ufer; das Echo folgte dem Knall so schnell, daß es nahe des Strandes gewesen sein muß. Waret Ihr dabei beteiligt, Wildtöter?"

Nun kam das Erröten an diesen, während er antwortete: „Ihr habt ganz richtig gehört; ein roter Krieger hat die glücklichen Jagdgründe betreten; aber einem weißen Manne ziemt es nicht, mit seinen Taten zu prahlen." — „Und Ihr waret ganz allein?" forschte Judith weiter, während ihr Blick warm und voll Bewunderung das Antlitz des jungen Mannes suchte. „Gewiß, Judith," entgegnete er, „es war das erstemal, daß ich menschliches Blut vergossen habe, und ich kann nicht behaupten, daß ich Freude dabei empfand. Doch bald werde ich mich daran gewöhnen müssen. Die Mingos werden uns schon zu tun geben; wenn es mir nur gelingt, Chingachgook heute abend hierher zu bringen."

„Erzählt uns, Wildtöter, wer ist dieser Chingachgook, und was führt ihn hierher," fragte Judith.

„Chingachgook erhielt seinen Namen von den Delawaren; auf Englisch heißt das ‚die große Schlange', und der Name will ausdrücken, daß er trotz seiner Jugend des öfteren Proben seiner Klugheit und seines Mutes abgelegt hat. Eigentlich heißt er Unkas, wie sein Vater, der ein großer

Häuptling seines Stammes war. Er selbst ist kein Delaware, sondern ein Mohikaner; da aber sein Stamm in den Kämpfen mit den Kolonisten bis auf einen kleinen Rest aufgerieben wurde, haben sich die Übriggebliebenen den Delawaren angeschlossen. Als der Krieg ausgebrochen, machten wir beide miteinander aus, daß wir Seite an Seite gegen die Mingos kämpfen wollten, und zu diesem Zwecke wollen wir uns heute treffen." —

„Aber warum habt ihr euch gerade diese Gegend, die euch beiden doch bis dahin fremd war, zum Treffpunkt ausgesucht?" wollte das Mädchen noch wissen.

„Das hat seinen ganz bestimmten Grund," antwortete Wildtöter, „und ich habe keine Ursache, euch beiden hierüber die Auskunft zu verweigern, obschon die Sache in erster Linie meinen Freund angeht. Also hört: im Lager der Delawaren befand sich Wah-ta-wah, die Tochter eines Häuptlings. Der Name bedeutet ‚Still, o still'; und sie ist bei weitem das prächtigste Mädel, das ich kenne und eine Zierde des Lagers. Viele junge, mannhafte Söhne der Delawaren hatten ihre Augen auf sie gerichtet, unter ihnen auch Chingachgook. Und gerade ihm, dem Fremden, schenkte sie ihre Liebe, und sie wurde seine Braut. Und wahrlich, er ist ihrer wert! — Doch es war nur zu verständlich, daß ihre anderen Bewerber sich dadurch verletzt fühlten, und der junge Bräutigam hatte schwer unter der Eifersucht der andern zu leiden. Besonders Yokommon, das heißt Heckendorn, konnte seine Niederlage nicht verwinden. Eines Tages — vor etwa zwei Monaten — nahmen ihre Eltern Wah-ta-wah mit zum Fischen. Dort ist sie spurlos verschwunden. Wir beide hatten Grund, anzunehmen, daß Yokommon sie geraubt und den Mingos, unsern Feinden, verkauft habe. Ein Läufer, der vor zehn Tagen durch unser Dorf kam, berichtete, daß er ein Delawarenmädchen in einer Truppe von Mingos gesehen habe; dieser Trupp aber sei zur Jagd an diesen See gezogen. Da war es bei uns beschlossene Sache, daß wir versuchen wollten, das Mädchen zu befreien."

Die beiden Zuhörerinnen waren mit Aufmerksamkeit der Erzählung gefolgt. Nun aber erhob sich Wildtöter; er wollte alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln für das Unternehmen des Abends treffen. Die Mädchen zogen vor, ihn dabei zu begleiten, und ihm selbst schien dies auch das beste. Nur durfte während der Zeit ihrer Abwesenheit die Burg unter keinen Umständen in die Hände der Feinde fallen.

Bei genauer Untersuchung zeigte sich, daß Tom Hutter mit größter Umsicht sich gegen alle Arten feindlicher Überfälle vorgesehen hatte. Er hatte Wassereimer an langen Seilen und an den verschiedensten Ecken des Hauses befestigt, mit deren Hilfe selbst die Mädchen einen Brand in seinen Anfängen leicht löschen konnten.

Die Türen und Fenster konnten mittelst starker Läden aus Fichtenstämmen und Querbalken fest verrammelt werden.

Hetty wurde angewiesen, zwei der Kanus, die auf der Arche sich befanden, in Sicherheit zu bringen. Das Haus war rings von Palisaden umgeben. Es waren dies mächtige Baumstämme, die in einem Abstand von Armeslänge fest in den Schlamm eingerammt waren, teils wohl zum Schutz der Boote, dann aber auch, um einem nahenden Feind die Durchfahrt und Annäherung zu erschweren. Durch die einzige breitere Öffnung fuhr Hetty mit den beiden Booten bis dicht an das Haus heran, brachte sie geschickt darunter, befestigte sie an Ketten, die im Inneren des Hauses angebracht waren, und stieg, nachdem dies geschehen, durch eine Falltür ins Haus zurück.

Judith ruderte das dritte Kanu ins Innere der Einfriedigung, und nachdem das Haus in jeder Beziehung fest verriegelt war, verließen sie es durch die Falltüre auf einem der beiden letzten Kanu, verrammelten auch noch die Toröffnung der Palisaden und bestiegen dann die Arche, auf der sie die beiden letzten Boote unterbrachten.

Es war Zeit zum Aufbruch. Wildtöter hatte die Stunde mit fiebernder Ungeduld erwartet, während die Mädchen mit großer Ruhe den Tag verbracht hatten. Keine von beiden verriet besondere Sorge um den Vater; nur verrichtete Hetty ihre Arbeit womöglich noch schweigsamer als an anderen Tagen.

Das Fernrohr hatten sie mitgenommen; noch einmal überschaute Wildtöter den ganzen See, aber nirgends waren Spuren des sie umgebenden Feindes, noch ein Floß zu entdecken. Wildtöter hatte sich seinen Plan wohl ausgedacht. Er war nicht im Zweifel darüber, daß Späheraugen jede ihrer Bewegungen bewachten. Soviel es in seiner Macht lag, wollte er sie in die Irre führen. Er nahm darum den Kurs nicht geradewegs auf sein Ziel, den Felsen, zu.

„Es wird aber schwer sein, den Felsen genau zur Zeit des Sonnenuntergangs zu erreichen," meinte Judith, während die Arche auf der spiegelglatten Fläche sicher dahinzog.

„Das ist entschieden das Schwierigste unseres Unternehmens," antwortete Wildtöter, „denn der Felsen liegt ja ganz am Ufer; wir dürfen dort nicht verweilen, ohne Gefahr zu laufen, unliebsame Gäste zu bekommen. Wir müssen versuchen, die Halunken an eine falsche Stelle zu locken, und sie dann überlisten."

Die Sonne tauchte schon die Spitzen der westlichen Berge in purpurnes Gold, als sie sich mit der Arche etwa auf gleicher Höhe mit jener Landspitze befanden, wo Tom Hutter und Henry March gefangen genommen worden waren. Er wollte die Wilden auf die Meinung bringen, daß er gekommen sei, um mit ihnen über die Freilassung der Gefangenen zu verhandeln. Er hoffte, sie dadurch an diese Stelle zu locken. Dann aber gab die lange Bucht mit ihren zahlreichen Krümmungen ihm einen bedeutenden Vorsprung, wenn sie plötzlich bemerken würden, daß jener Felsen

sein eigentliches Ziel sei. Da sie sich, um diese List auszuführen, dem Westufer bedenklich näherten, schickte er seine Schützlinge in das Innere der Kabine, warf sich selbst flach auf den Boden und nahm dann mit einer plötzlichen Wendung seinen Kurs nach dem Felsen.

Dieser ragte als mächtiger Block unweit des Abflusses weit in den See. Jahrtausende hindurch hatte die Brandung seine Abhänge umspült; sie waren glatt geworden, und der ganze Koloß hatte im Laufe der Zeit die gewölbte Form eines Bienenkorbes angenommen.

Als ihm die Arche etwa auf hundert Meter nahe gekommen war und Wildtöter annehmen konnte, daß der Wind ihn gerade auf sein Ziel zuführen würde, zog er sein Segel ein und ließ vorsichtig den Anker in die Tiefe gleiten. Das Seilende aber hielt er fest in den Händen. Die Arche trieb, seiner Berechnung entsprechend, mit ihrem hinteren Ende dem Felsen zu.

Die Erregung des jungen Mannes steigerte sich ins Fieberhafte; zu viel hing von dem glücklichen Gelingen des Unternehmens ab. Noch fehlten einige Minuten bis zum völligen Untergang der Sonne. Er kannte indianische Pünktlichkeit zu genau, um den Mut sogleich sinken zu lassen, als Judith, die vorsichtig aus einer Schießscharte der Kabine nach dem Felsen spähte, ihm auf seine Frage berichtete, daß niemand dort zu sehen sei. Und doch, wie leicht konnte Chingachgook, der auch des Krieges noch ungewohnt war, in die Hände der Feinde gefallen sein! Auch konnte er nicht wissen, wie unendlich viel von seinem pünktlichen Erscheinen abhing.

Eben hatten die letzten Strahlen der scheidenden Sonne See und Bergesspitzen verlassen, als Judiths Stimme ihm zurief: „Soeben erscheint ein Mann auf dem Felsen, 's ist ein Indianer, bemalt und bewaffnet!"

„Wo schmückt ihn die Habichtsfeder, Mädchen, an der Skalplocke oder am linken Ohr?" fragte er in höchster Spannung zurück, während unwillkürlich seine Hände, die das Seil faßten, dasselbe lockerer umspannten.

„Am linken Ohr! ‚Mohikanni' ruft er uns zu!" —

„Er ist's! Er ist's!" jubelte Wildtöter wie befreit, und im nächsten Augenblick erschütterte die Arche ein leichter Stoß, wie er entsteht, wenn einer von beträchtlicher Höhe leicht und geschickt auf den Boden eines Fahrzeugs aufspringt. Dann wurde die Kabinentür aufgerissen, und auf ihrer Schwelle stand ein schlankgewachsener, vornehm aussehender Indianer in voller Kriegsrüstung.

Die Mädchen konnten sich bei seinem plötzlichen Erscheinen eines leisen Schreckensrufes nicht erwehren. Er aber trat mit dem indianischen Willkommensgruß „Hugh" rasch auf Wildtöter zu, der ihn freudig begrüßte. Doch nur einen kurzen Augenblick konnten sich die Männer der Freude des Wiedersehens hingeben, dann riefen das vielstimmige Kriegsgeschrei der Mingos und die Angstschreie der Mädchen die Freunde zum Handeln.

„Zieht, Wildtöter, zieht aus Leibeskräften!" rief Judith ihm zu. „Un-

gefähr zwanzig Wilde rasen den Abhang hinab. Sie stürzen sich ins Wasser! Sie wollen uns erreichen! Zieht, was Ihr könnt; es geht um Leben und Tod!"

Mit äußerstem Kraftaufwand zogen die beiden Männer das Seil an. Es war keine Leichtigkeit, das schwerfällige Fahrzeug in Bewegung zu bringen. Einmal von der Strömung erfaßt, flog es leicht über das Wasser dahin.

„Sie kommen, sie kommen," schrie Judith von neuem in wahrer Todesangst. „Sie waten bis an die Achseln im Wasser. — Da! Einer hat uns erreicht! — Nein, doch nicht! — Er griff zu kurz. — Gottlob, die Arche ist im Gang! — Wir sind gerettet!" —

Den vereinten Anstrengungen Wildtöters und Chingachgooks war es gelungen, den Anker zu erreichen und ihn ohne Aufenthalt emporzuziehen. Nun waren sie weit genug vom Ufer entfernt, um vor den Kugeln der Feinde sicher zu sein.

„So," meinte nun Wildtöter, „die Sonne ist untergegangen, in einer halben Stunde wird sich der Nordwind gelegt oder gar gedreht haben; wir wollen ruhig warten, es hat keinen Zweck, jetzt gegen den Wind zu rudern. Judith, Hetty, das hier ist mein Freund, der Mohikanerhäuptling, von dem ich euch erzählt habe."

Chingachgook begrüßte die Mädchen freundlich, doch mit vornehmer Zurückhaltung. Durch keine Frage verriet er seine Neugier über dies so unvorhergesehene Zusammentreffen, sondern wandte sich ab und untersuchte die Pfanne seiner Büchse. Er verstand die englische Sprache leidlich, bediente sich ihrer aber nur sehr ungern.

Wildtöter bat die Mädchen, ihn nun mit seinem Freunde allein zu lassen, bis sie sich gegenseitig die Vorkommnisse der letzten Tage mitgeteilt und ihre Pläne für die nächsten Tage besprochen hätten.

Die Mädchen zogen sich in die Kajüte zurück und bereiteten die Abendmahlzeit. Die beiden Männer ließen sich am vorderen Ende der Arche nieder. Wildtöter erzählte dem Freunde, was wir bereits wissen, nur über seinen Zusammenstoß mit dem Irokesen schwieg er. Dann berichtete Chingachgook seine Erlebnisse. Er hatte die Mingos seit mehreren Tagen vorsichtig umkreist und manchmal einen Blick in das Lager der Feinde getan. Heute hatte er die Arche schon lange bemerkt, und aus ihrem wechselnden Kurs und der untrüglichen Beobachtung, daß sie von Bleichgesichtern bewohnt und gelenkt werde, die Vermutung geschöpft, daß in ihr sein Freund sich ihm nahe. Darum sei er seiner Sache ganz sicher gewesen, als er sie bei Sonnenuntergang am Fuße des Felsens gefunden habe.

„Und was konnte mein Freund im Lager der Feinde erspähen," fragte nun Wildtöter mit großem Interesse. „Konnte er die liebliche Blume finden, die er bei ihnen sucht?"

Chingachgook legte die Hand auf sein Herz, und seine kriegerischen Züge

verklärte ein schönes Lächeln, als er antwortete: „Die Blätter der Bäume waren zu viele, als daß mein Auge das Licht meines Lebens hätte erblicken können; aber ich vernahm ihr liebliches Lachen, und es klang wie das Zirpen des Zaunkönigs in Chingachgooks Ohren." Wildtöter teilte die Freude des Freundes in seiner herzlichen Weise. Dann forschte er weiter: „Hat die große Schlange keine Blaßgesichter im Lager der Feinde gesehen?" — „Chingachgook hat sie gesehen," antwortete er, „die verfallende Schierlingspflanze und die hohe Fichte." — „Der Vergleich ist nicht schlecht," lachte Wildtöter. „Tom Hutters Jahre gehen dem Ende zu, obwohl man aus seinem Mark noch manchen kräftigen Sprößling schneiden könnte. Harry Hurry aber mag, was sein Wuchs, seine Kraft und seine Schönheit betrifft, wohl mit der Königin dieser Wälder verglichen werden. Aber sagt, waren sie gebunden oder durften sie frei umhergehen?" — „Die Zahl der Mingos ist so groß, daß die weißen Männer frei unter ihnen weilen können. Einige wachen, einige schlafen, einige spähen, einige jagen. Heute verzehren die Blaßgesichter das Wildbret im Wigwam der Mingos, morgen zieren ihre Skalpe die Hütten der roten Krieger." — „So ist's, so ist's," murmelte Wildtöter, „das ist die Natur dieser Wilden. Doch ist für's erste die Nachricht gut!" Und sogleich rief er den Mädchen zu: „Judith, Hetty, mein Freund hat euern Vater und Harry Hurry im Lager der Irokesen gesehen; sie sind nicht gebunden und werden gut behandelt."

„Ich hoffe bestimmt," erwiderte Judith, „daß es uns glücken wird, sie loszukaufen. Meine Truhe enthält manch schönes Stück, was den Weibern die Augen blenden wird." — „So wollt Ihr Eure Schätze opfern, Judith?" fragte Wildtöter überrascht. „Das freut mich von Herzen, denn ich hörte anders von Euch sprechen!" Das Mädchen errötete und antwortete: „Ich gestehe Euch offen, Wildtöter, daß es eine Zeit gab, wo mir bunte Bänder und schöne Kleider das liebste waren, was ich kannte. Aber das ist anders geworden. Harry Hurry gibt mir zwar nicht mehr als jeder andere Mann, aber ich würde alles tun, um ihn aus der Hand der Rothäute zu befreien. Wie viel mehr aber ich für meinen Vater opfern würde, könnt Ihr nach dem, was ich Euch nun gesagt, Euch selber denken."

Die Mädchen entfernten sich wieder, und Chingachgook, nachdem er ein Weilchen gewartet hatte, ob sein Freund nicht von selbst das Gespräch anknüpfe, fragte nun, und eine dunkle Glut lag in seinem Blick: „Wildtöter hat seinen Namen nicht bekommen, weil sein Auge schwach und seine Hand unsicher ist?" Dieser verstand die stumme Frage des Freundes wohl und antwortete: „Du hast recht vermutet, Schlange, ich bin mit dem Feind zusammengestoßen, und es ist Blut geflossen."

Der Indianer stieß einen Ruf des Triumphes aus: „Wie viele Skalpe hat mein Freund erbeutet?" fragte er rasch. Wildtöter lächelte: „Du vergißt, Chingachgook, daß mein Volk andere Gaben und Gesetze kennt

wie das deine. Ein Irokese ist tot, er starb in meinen Armen, aber seinen Skalp hat er mitgenommen in die glücklichen Jagdgründe."

Chingachgook schüttelte unwillig den Kopf. „Wildtöter ist ein Bleichgesicht," sprach er dann, „ein Delaware wird den Skalp auf einer Stange tragen und ein Lied singen zu seiner Ehre, wenn er einzieht in den Dörfern seines Stammes!" — „Die Mingos werden ihn verscharrt haben, und selbst deiner Schlauheit wird es nicht gelingen, ihn wieder aufzufinden," schloß Wildtöter die Unterhaltung.

Im Lager der Mingos

Die Nacht war dunkel, und der Himmel hatte sich mit Wolken überzogen, so daß auch keine Sterne leuchteten. Ein leichter Südwind hatte sich erhoben. Wildtöter zog das Segel hoch; der Wind griff hinein, und leicht zog die Arche gen Süden. Die Männer ließen sich von neuem am hinteren Ende des Fahrzeuges nieder; auch Judith gesellte sich zu ihnen. Sie besprachen alle drei eifrigst, was nun zur Befreiung der Gefangenen am besten getan werden konnte, und Judith überraschte die Männer durch die klugen, wohlüberlegten Vorschläge, die sie machte. Wildtöters einfache, ehrliche Art hatte auf ihr sonst so flatterhaftes Wesen einen tiefen Eindruck gemacht. Er war der erste Mann, der von ihren äußeren Reizen sich nicht hatte umstricken lassen, und gerade dies gefiel dem verwöhnten Mädchen sehr.

Plötzlich hielten sie den Atem an und lauschten: „Hörtet ihr nichts?" flüsterte Judith. „Doch, etwas im Wasser hat sich bewegt," antwortete Wildtöter, „es mag ein Fisch gewesen sein. Oder doch — ein Ruderschlag?"

In diesem Augenblick beugte sich der Delaware nach vorne und wies in die Nacht hinaus. In einiger Entfernung von der Arche gewahrten sie ein Kanu, in dem die Umrisse eines einzigen Ruderers sich abhoben. Wer aber konnte wissen, ob nicht noch andere am Boden versteckt lagen? Die Männer griffen nach ihren Büchsen, und Wildtöter rief in die Dunkelheit hinaus: „Halt, dort draußen! Wer du auch immer seist. Wenn du näher kommst, drücke ich los, und der Tod ist dir dann gewiß!"

„Schießt nicht, Wildtöter!" antwortete eine zitternde Stimme, „es würde Euch nachher gewiß leid tun, ein armes Mädchen getötet zu haben." — „Ihr seid es, Hetty," rief dieser erschreckt zurück, „um des Himmels willen, was habt Ihr denn vor?" — „Fragt nicht!" antwortete die Schwachsinnige, „und laßt mich ruhig meines Weges ziehen; ich will nichts Böses tun!"

Wildtöter und Judith schauten sich sprachlos und starr vor Schrecken an; ihr zweiter Blick suchte die Stelle, wo das Kanu im Schlepptau ge-

legen hatte; der Platz war leer. „Was tun," fragte Wildtöter ziemlich ratlos, „bis wir das Segel eingezogen und die Arche gedreht haben, ist sie so weit, daß wir sie nicht mehr einholen, ehe sie das Ufer erreicht hat!" — „Ihr wißt ja, Wildtöter, meine arme Schwester ist schwachsinnig," erwiderte Judith, „sie liebt den Vater über alle Maßen und hofft ihn losbitten zu können. Laßt sie ziehen; Gott wird sich ihrer erbarmen; es wird ihr kein Leid geschehen."

Wildtöter sah das Nutzlose einer Verfolgung ein und fügte sich seufzend. Nur noch ganz undeutlich sah man die einsame, aufrechte Gestalt; bald war sie den Blicken der ihr Nachschauenden gänzlich entschwunden. Alle waren von der Zwecklosigkeit von Hettys Vorhaben fest überzeugt; ja, durch den Unverstand des Mädchens war das ganze Bemühen der Männer, die Kanus alle an sich zu bringen, vereitelt worden, und mit neuer Sorge auf dem Herzen ließen sie sich vom Winde der Biberburg zutreiben.

Doch so beschränkt der armen Hetty Geist auch war, in praktischen Dingen war sie sich ihrer Handlungen oft klar bewußt. Sie hatte verstanden, wie wichtig es war, daß die Kanus im Besitze ihrer Angehörigen bleiben mußten. Darum ruderte sie auch nicht der Stelle zu, die Wildtöter als Standort des Indianerlagers bezeichnet hatte, sondern sie landete in einiger Entfernung desselben an einer vorspringenden Landspitze. Nachdem sie das Boot verlassen, schob sie es mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft in die Strömung zurück. Sie hoffte, daß der Südwind es dann der Burg zutreibe, wo Wildtöter es am folgenden Tag mit Leichtigkeit auffangen würde.

Nun wandte sie sich und schritt, ohne Furcht zu empfinden, mutig in den stockfinsteren Wald hinein. Der Boden war so von Wurzeln durchzogen, daß sie oft niederfiel, denn kein Lichtstrahl fiel durch das dichte Laub. Glücklicherweise war der Weg, den sie einschlagen mußte, ihr von der Natur gezeichnet; denn auf der einen Seite befand sich der See, während drüben schon bald die Bergwände steil anstiegen. Nach zweistündiger Wanderung war sie aber so erschöpft, daß sie nicht mehr weiter konnte, und sie schickte sich an, aus dürrem Laub ein bequemes Nachtlager herzustellen. Wohl hatte sie von ihrem Vater gehört, daß der Wald von wilden Tieren bewohnt war; aber er hatte auch gesagt, daß selten eines unangegriffen den Menschen überfalle, und giftige Schlangen gab es in dieser Gegend überhaupt keine. Darum legte sie sich, nachdem sie mit lauter Stimme neben ihrem Lager knieend ihr Nachtgebet gesprochen hatte, so ruhig und friedlich nieder, als ob sie daheim in ihrem Bette läge. Einen Mantel zur Bedeckung hatte sie vorsorglich mitgenommen, denn sie wußte, daß selbst die Juninächte gegen Morgen oft recht kühl wurden. Sie schlief so ruhig und sorglos ein, wie nur ein so einfaches, reines Herz unter solchen Umständen in Schlaf sinken konnte.

Schon fiel das erste Morgengrauen durch das üppige Grün der gewaltigen Baumkronen, als Hetty erwachte. Sie reckte die Arme ein wenig aus und fühlte etwas Warmes, Wolliges neben sich, das bei ihrer Berührung aufsprang, so daß das Laub neben ihr raschelte. Da erst wurde sie völlig wach, und um sich blickend sah sie ein Bärenjunges, das mit drolligen Bewegungen davonpurzelte, dann aber sich nach ihr umschaute und, auf den Hinterfüßen sich wiegend, stehen blieb. Sie kannte diese Tiere, ja sie hatte selbst schon des öfteren eines besessen und wollte erfreut darauf zueilen, als ein lautes Brummen sie erschreckt um sich blicken ließ. Da erst bemerkte sie in einiger Entfernung die Bärenmutter, die mit zornfunkelnden Augen auf sie zutappte. Zum Glück floh sie nicht, sondern blieb ruhig stehen, was die Alte sichtbar befriedigte, so daß auch sie haltmachte und aus geringer Entfernung das Mädchen beobachtete. Dieses bat mit kindlichen Worten und in zuversichtlichem Vertrauen Gott um seinen Schutz und bemerkte gleich darauf, daß die Bärin sich scheinbar

nicht weiter um sie kümmerte, denn sie ließ ihre Jungen ruhig gewähren, die sich an die Mutter drängten, um ihren Durst an deren Brust zu stillen. Hetty war so entzückt von dem lieblichen Bilde, daß sie alle Angst vergaß und unwillkürlich die Hand nach einem der possierlichen Geschöpfe ausstreckte, bis ein erneutes bedrohliches Brummen der Alten sie warnte. Da fiel ihr der Zweck ihres Hierseins wieder ein, und sie machte sich auf die Suche nach dem Lager der Indianer.

Jetzt im Lichte des anbrechenden Tages und vom Schlummer erquickt, wurde ihr die Wanderung bedeutend leichter. Als sie einmal zurückschaute, gewahrte sie, daß die ganze Bärenfamilie ihr langsam nachfolgte. Dies flößte ihr eher Freude als Furcht ein. Eine Meile mochte sie zurückgelegt haben, als sie an einen tiefen Bach kam. Sie wusch sich Gesicht und Hände in dem klaren Wasser, nahm auch einen kräftigen Schluck und setzte dann ihren Weg fort. Bald merkte sie, daß das Lager nicht mehr weit sein konnte; auch die Bärin schien die Nähe von Menschen zu wittern, denn sie setzte sich nieder und schnupperte mit der Schnauze in der Luft herum. Hetty wandte ihr Gesicht den Tieren zu und versuchte sie weiterzulocken, da fühlte sie plötzlich einen leichten Schlag auf ihrem Arm, und eine sanfte Stimme fragte: „Wohin gehen, so früh? Dort rote Männer, sehr bös, wilde böse Krieger!"

Neben ihr stand ein Mädchen von ihrem Alter. Das Gesicht, das sich zu ihr neigte, war so lieblich und sonnig, daß Hetty auch ohne die liebreiche Mahnung sofort Vertrauen gefaßt hätte. Wohl erkannte sie an der dunklen Hautfarbe und dem malerischen Anzug, daß jene ein Indianermädchen war. Sie trug einen Mantel aus buntbedrucktem Kattun, unter welchem ein kurzes blaues Röckchen, das mit einer breiten Goldborte besetzt war, hervorschaute. Die zierlichen und doch kräftigen Beine steckten in blauen, weiten Hosen, und an den Füßen trug sie Mokassins aus Hirschleder. Das Haar war gescheitelt und fiel in langen, schwarzen Zöpfen über Schulter und Rücken. Über dem zarten Gesicht lag jener Hauch von Anmut, den man bei den Frauen der Rothäute nicht selten antrifft, ehe harte Arbeit, Entbehrungen oder Leidenschaften die Züge entstellen. Die Stimme aber war von auffallender Weichheit und klang wie Musik.

„Wer bist du," fragte Hetty verwundert. — „Ich heißen Wah-ta-wah; ich Delawarenmädchen, nix Mingo. Mingo sehr bös, viel Blut. Delawaren gut sein. Warum du kommen hier?"

Hetty erzählte, wer sie war und daß sie gekommen sei, ihren Vater zu befreien. „O, weiße Mann deine Vater!" rief das Indianermädchen erstaunt, „er nix gut; er kommen in Nacht, wollen Wah-ta-wah Skalp nehmen, o böse, sehr böse!"

„Wollte er das?" rief Hetty ganz entsetzt. „Dich wollte er skalpieren?" — „Ja, ja, meine Haare fassen, Messer, ich schreien; o schrecklich. Skal-

pieren nicht Gabe von weißen Mann, gute Wildtöter sagt." — „Wildtöter?" fragte Hetty von neuem erstaunt. „Kennst du ihn?" — „Ja, ja, gut kennen, er sehr gut. Du auch kennen ihn?" — „Ja, er ist seit zwei Tagen bei uns, und gestern abend kam sein Freund, ein Delaware, auch zu ihm; er heißt ‚Große Schlange'."

Eine dunkle Röte schoß bei diesen Worten in Wah-ta-wahs Wangen und färbte sie noch dunkler. Dann flüsterte sie: „Chingachgook! Seine Vater eine große Häuptling der Mohicanni. O, er sehr schön, sehr klug, sehr gut!" — „Ja, er ist seit gestern abend in unserer Arche, aber ich glaube, er kam auch der Skalpe wegen." — „O ja," erwiderte Wah-ta-wah stolz, „warum nicht! Er rote Krieger, rote Krieger Skalp groß groß Ehre. Mingo bös, will Skalp für Blut, Delaware Skalp für Ehre. Alle Häuptling viel Skalp, Chingachgook auch viele Skalp heimbringen. Chingachgook sehr tapfer, er viele Skalp haben!" — „O wie schrecklich," seufzte Hetty. — „Nein, nicht schrecklich das für rote Mann," entgegnete die Delawarin, „nur für weiße Mann, Wildtöter sagt!" Dann aber schlang sie plötzlich den Arm um Hettys Hals und rief mit großer Zärtlichkeit: „O du, sehr gut; du Wah-ta-wahs Freundin sein! Du sehr gut. Ich so allein." — „Ich habe auch noch keine Freundin," antwortete diese, „nur eine Schwester; sie heißt Judith und ist sehr schön und sehr klug. Ich wollte dich gerne zur Freundin haben, denn du gefällst mir, nur was du von den Skalpen sagtest, gefiel mir nicht!" — „O ich nix mehr sagen von Skalp; du Bleichgesicht — ich rot. Wildtöter auch weiße Farbe — Chingachgook rote Farbe — sehr gute Freund das. Wir auch gute Freund sein." — „Ich weiß nicht, ob du mich zur Freundin haben willst, Wah-ta-wah," antwortete Hetty, und eine große Traurigkeit lag im Tone ihrer Stimme. „Sie sagen, ich habe nicht meinen vollen Verstand, und niemand mag mich drum, auch Harry Hurry nicht. Vater hat es schon oft gesagt und Judith, wenn sie böse auf mich ist, und einmal sagte es auch meine Mutter, und sie weinte dabei so sehr, als müsse ihr das Herz brechen. Und nun glaube ich es selber."

Wah-ta-wah schaute Hetty einige Sekunden ernst und schweigend an, dann legte sie abermals den Arm um deren Hals und sagte leise: „Du sehr gut." Und mit einem Gefühl von Verehrung und Mitleid nahm sie die neue Freundin an der Hand und führte sie nun entschlossen dem Lager zu, als wisse sie nun, daß diesem armen Geschöpf dort keine Gefahr mehr drohe.

Doch ehe sie den Wigwam erreichten, blieb sie noch einmal stehen und flüsterte ihr ins Ohr: „Du nicht sagen darfst, Chingachgook in deine Arche sein. Er Delaware — die dort Mingo. Große Feind. Mingo mich gestohlen; Chingachgook mich wollen holen. Nicht sagen seine Name, hörst du?" „Ich weiß, ich weiß," versicherte Hetty eifrig, „Wildtöter hat es uns erzählt, sie wollen dich befreien." — „O still, nicht reden, hörst du, du

mich lieb haben, ganz still sein. Vielleicht Große Schlange und Wildtöter auch deine Vater retten und ander weiße Mann, nichts merken lassen."

Mit der letzten Vermutung hatte das Delawarenmädchen das geschickteste Mittel zu finden gewußt, um Hettys Zunge zu binden, und verständnisvoll versprach diese völliges Schweigen, während sie die letzte Strecke zum Lager der Irokesen zurücklegten.

Der Indianerstamm, der sich hier in den dichten Urwäldern am Glimmersee aufhielt, war auf einem Jagdzug von den neu ausbrechenden Feindseligkeiten zwischen den französischen Kolonisten Kanadas und den englischen der Staaten überrascht worden. Sie stammten aus Kanada und gehörten also unter die Oberherrschaft der Franzosen. Statt sich nun schleunigst auf französisches Gebiet zurückzuziehen, hatten sie es vorgezogen, tiefer in Feindesland einzudringen, da die Anwesenheit der Frauen und Kinder ihren Rückzug sehr gehemmt hätte. Sie erhofften für sich größere Vorteile, wenn sie den Feind im Rücken auf seinem eigenen Gebiet angreifen würden.

So kam es, daß das Lager, als ein vorübergehendes, nur aus einer Anzahl aus Baumzweigen lose zusammengefügter Hütten bestand, die nur notdürftig zum Schutz gegen Sturm und Regen mit Rinde gedeckt waren. Eine malerische Unordnung bot sich den Blicken der Herankommenden dar. Kochgeschirre und Kleidungsstücke lagen in buntem Durcheinander am Boden zerstreut; die Waffen und Jagdgeräte der Männer hingen an den Stämmen der Bäume. Ein einziges Feuer am Fuße einer mächtigen Eiche genügte für die Kochbedürfnisse des ganzen Stammes. Einige Stücke erlegten Wildbrets lagen in der Nähe bereit. Es war kein freier, weiter Platz, auf dem dies Lager aufgeschlagen war; einzeln, hinter Bäumen versteckt, tauchten die Hütten aus dem Dunkel des Waldes auf; lediglich die Nähe einer Quelle mochte für die Wahl dieses Platzes bestimmend gewesen sein.

Die Männer lagen zerstreut am Boden; einige schliefen, andere aßen, wieder andere untersuchten die Waffen oder schnitzten auch wohl an irgend einem Gerätstück. Die Frauen standen in kleinen Gruppen beisammen, schwatzten und lachten, und Kinder sprangen spielend unter den Bäumen umher.

Hetty erblickte sofort beim Herankommen ihren Vater. Er saß, mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt, inmitten der Krieger; Harry Hurry stand neben ihm und spielte mit den herabhängenden Zweigen eines Baumes. Scheinbar bewegten sich beide so frei und ungehindert wie die, deren Gefangene sie waren. Doch nur scheinbar war diese Freiheit; in Wahrheit wurden sie von hundert Augen jederzeit scharf bewacht, und sie waren sich dessen auch gar wohl bewußt.

Wah-ta-wah führte ihre Begleiterin unbehelligt bis dicht zu ihrem Vater hin; dann aber zog sie sich mit dem feinen Taktgefühl, das den edleren Stämmen der amerikanischen Wildnis eigen ist, zurück.

Weder Tom Hutter noch Harry zeigten über das unvermutete Erscheinen des Mädchens besondere Überraschung. Zwangen sie sich zu dieser stoischen Ruhe, weil sie wußten, daß nichts so sehr auf diese Söhne des Urwalds Eindruck machte wie männliche Selbstbeherrschung, oder hatten sie sich in dieser Wildnis diese Tugend schon so sehr angewöhnt? Auch unter den Wilden verriet keine Bewegung ein Befremden über diesen ungewöhnlichen Vorgang. Nur das Flüstern derer, die beisammensaßen, oder die Blicke, die ihr folgten, bewiesen, daß sie der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit war.

Hetty war nicht an Zärtlichkeiten gewöhnt; darum blieb sie ruhig vor dem Vater stehen und wartete, bis er sie anredete: „Törichtes Kind," sagte er, — aber im Klange seiner Stimme zitterte die Rührung, die dieser Beweis ihrer Anhänglichkeit in ihm geweckt hatte — „törichtes Kind, du tatest nicht klug, dich hierher zu wagen."

„Sagt, Vater," fragte nun das Mädchen, „sind deine Hände rein geblieben vom Blute deiner Feinde? Ich muß das wissen, ehe ich mit ihnen spreche." — „Wenn dir das eine Beruhigung ist, mein Kind," antwortete dieser, „so kann ich dir versichern, so rein wie jener Quell dort, wenn ich auch ehrlich gestehen muß, daß es in meiner Absicht nicht lag. Ich erwischte gerade das rote Ding, mit dem du hergekommen bist; doch die schrie so fürchterlich, daß im nächsten Augenblick schon zwanzig von den wilden Teufeln über mich herfielen. Das waren zu viele für einen einzelnen. Sie überwältigten mich, und ich war am Ende." — „Und Harry Hurry?" fragte Hetty weiter. „Auch Harry Hurry," fiel dieser lachend ihr ins Wort, „war leider diesmal solch schwarzer Tat nicht fähig! Weiß Gott, wie's zugegangen ist," fügte er brummend hinzu.

„Das ist gut," antwortete das Mädchen befriedigt, „es wird mir leichter werden, euch los zu bitten. Bleibt ruhig hier; ich werde zu den Häuptlingen gehen und mit ihnen reden, und wenn ich eure Freiheit erwirkt habe, werde ich kommen und euch holen!"

Sie sprach mit solcher Sicherheit und Selbstverständlichkeit, daß die beiden Männer ganz verblüfft ihr nachschauten, wie sie mitten in den Kreis der Häuptlinge trat. Diese hatten inzwischen Wah-ta-wah herbeigewinkt und sich von dieser über ihr Zusammentreffen mit dem weißen Mädchen berichten lassen. Diese war der Aufforderung mit Freuden nachgekommen und hatte alles erzählt, was sie über den Zweck von Hettys Herkunft wußte, vor allem aber auch den unnormalen Geisteszustand des Mädchens geschildert, da sie wohl wußte, daß dieser Umstand des Eindrucks auf ihre Zuhörer nicht verfehlte.

Darum machten diese nun der Tochter ihres Gefangenen beinahe mit Ehrfurcht Platz, als diese sich ihnen näherte. Mit einladender Handbewegung forderte einer der ältesten Häuptlinge das Mädchen zum Niedersitzen auf dem Stamme einer gestürzten Eiche auf und ließ sich selbst

väterlich neben ihr nieder. Tiefes Schweigen entstand, als Hetty nun begann: „Ich bin Hetty Hutter, die jüngste Tochter Tom Hutters.“ Der Häuptling zu ihrer Seite winkte Wah-ta-wah herbei; sie sollte als Dolmetscherin dienen, da nur wenige von ihnen die englische Sprache verstanden. Bereitwilligst folgte diese dem Geheiß, und Hetty wiederholte ihren ersten Satz. Dann fuhr sie fort: „Sage ihnen, Tom Hutter sei der ältere ihrer beiden Gefangenen; er wohne schon sehr lange an diesem See und ihm gehöre die Burg und die Arche.“ Wah-ta-wah übersetzte das Gehörte und zustimmendes Nicken bewies, daß sie verstanden hatten.

„Und nun, Wah-ta-wah, sage ihnen, daß Vater und Harry Hurry gekommen seien, um Skalps zu nehmen; denn die Regierung habe Preise ausgesetzt auf jeden Indianerskalp, sei er von Männern, Frauen oder Kindern. Dieser Versuchung habe ihr Herz nicht widerstehen können. Aber es sei ihnen ja nicht geglückt, obgleich das im Grunde nichts ändere an dem, was ich ihnen noch weiter zu sagen habe.“ — Wah-ta-wah zauderte ein wenig, diese Worte in die Irokesensprache zu übertragen, aber da sie wußte, daß einige der Häuptlinge etwas Englisch verstanden, hatte sie nicht den Mut, einiges zu verschweigen.

Ihre Worte machten keinen besonderen Eindruck auf die Hörer; entsprachen sie doch ganz ihrer eigenen Denkungsart.

Nun aber fuhr Hetty mit erhöhtem Eifer fort: „Nun frage sie, ob sie wüßten, daß über alle Geschöpfe der Erde ein Gott regiere, der der Herr sei über alles, was da lebt, einerlei, von welcher Farbe und von welcher Rasse.“

Wah-ta-wah übersetzte wörtlich und erhielt eine ernste, bejahende Antwort.

„Nun höre mir genau zu,“ philosophierte Hetty weiter. „Dieser Gott hat durch fromme und weise Männer ein Buch schreiben lassen. Darin hat er all seine Gesetze und Gebote kundgetan. Diesem seinem heiligen Willen müssen sich alle Menschen auf Erden beugen, und einige seiner Gebote will ich ihnen nun vorlesen.“

Während das Delawarenmädchen den Männern das Gehörte mitteilte, zog Hetty aus der Tasche ihres Rockes eine kleine englische Bibel hervor, die vorsorglich in ein Stück rauhen Stoffes eingeschlagen war. Die roten Krieger blickten mit einigem Erstaunen auf das Buch.

„Warum schicken große Geist dies Buch nicht auch rote Leute?“ fragte Wah-ta-wah erstaunt. Hetty war durch diese unerwartete Frage ein wenig betreten. Dann aber erwiderte sie, von ihrer eigenen Antwort sichtlich befriedigt: „Du weißt doch, daß die Indianer nicht lesen können. Nun höre zu. Hier steht: Liebe deinen Nächsten!“ — „Bleichgesicht nicht meine Nächste,“ entgegnete Wah-ta-wah rasch. „Delaware meine Nächste; Mingo Mingo — Bleichgesicht Bleichgesicht Nächste sein.“ — „Nein, nein,“ eiferte Hetty, „alle Menschen sind einander die Nächsten. Du mußt denken, diese Worte hat der große Geist selbst gesprochen, sage ihnen das.“

Ein Murmeln des Mißfallens lief durch die Reihen der Krieger, als sie diese Worte vernahmen. Aber Hetty fuhr immer eifriger und lauter fort. „Sage ihnen alles, was ich nun lesen werde: ‚Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.‘“ Vers auf Vers las sie, lauter Gebote der Nächstenliebe. Wah-ta-wah hätte niemals folgen und alles jenen mitteilen können. Als daher Hetty endlich inne hielt, griff sie nur einiges heraus und übersetzte den Sinn des Gehörten.

Das Staunen und der Widerspruch im Kreise der Horcher wuchs sichtlich. Lauteten doch ihre eigenen Gebote, die sie von Jugend auf gelehrt worden, so ganz anders: Du sollst nie eine Wohltat vergessen, aber auch niemals eine Beleidigung verzeihen.

Endlich trat einer der älteren Häuptlinge auf das Mädchen zu, nahm ihr das Buch aus der Hand, blätterte ein wenig darin und sagte dann:

„Das also ist das heilige Buch der Bleichgesichter? Darnach sollen sie leben? Warum kommen sie dann zu den roten Männern und fordern ihnen mehr als das Doppelte? Nie sind sie zufrieden im Handel. Sie setzen Gold aus für die Skalpe der Rothäute und sagen, wir seien Tiere. Gehe; das Bleichgesicht hat eine gespaltene Zunge; sie sagen, was sie nicht tun.“

Wah-ta-wah übersetzte diese Worte mit großer Bereitwilligkeit.

Als aber die arme Hetty, verwirrt von dem so unerwarteten Widerstand und von der Wahrheit, die in den Behauptungen des Indianers lag, in ein hilfloses Weinen ausbrach, erwachte sofort wieder ihr Mitgefühl mit dem armen Mädchen, und ihren Arm um deren Hals schlingend, tröstete sie: „Nicht weinen. Du nicht böse, du gut. Weiße Mann gut und böse, rote Mann gut und böse. Nix Farbe, sehr gut oder böse. Häuptling wissen das.“

Einer derselben hatte inzwischen die beiden Gefangenen herbeigeholt. „Tochter,“ befahl er nun der jungen Dolmetscherin, „frage diesen Graubart, warum er in unser Lager eingebrochen ist.“

Tom Hutter war eine zu gerade Natur, um zu versuchen, sich durch Lügen herauszuschwindeln; außerdem wußte er ganz genau, daß eine männliche, offene Antwort ihm eher nützlich als schädlich sein konnte; darum verhehlte er nichts. Harry Hurry wäre eher geneigt gewesen, seine Zuflucht zu einer Ausrede zu nehmen, sah sich aber nun ebenfalls genötigt, die Wahrheit einzugestehen.

Ohne die Sache einer weiteren Erörterung wert zu halten, zerstreuten sich die Männer; offenbar hielten sie die Sache für erledigt, und den beiden Gefangenen schwante nichts Gutes.

Als sie allein waren — nur Wah-ta-wah befand sich noch bei ihnen —, ergriff Tom Hutter die Hand seiner Tochter und sagte: „Mit Predigen und mit der Bibel kommt man diesen Schuften nicht bei, mein Kind. Hat Wildtöter dir einen Auftrag an uns mitgegeben?“ — „O nein, Vater, er und Judith wußten nichts von meinem Fortgehen; sie bemerkten es erst,

als ich schon so weit entfernt war, daß sie mich nicht mehr einholen konnten. Sie wollten zurück zu dem Haus, und sie denken mehr daran, dieses zu verteidigen, als euch zu befreien."

„O nein, nein," fiel hier Wah-ta-wah dazwischen. „Wildtöter nicht so denken, er sehr tapfer und Freund." Sie senkte, während sie sprach, den Kopf tief auf die Brust, damit die sie beobachtenden Wilden nicht merken sollten, daß sie überhaupt redete.

„Wenn ich nur wüßte, ob man sich auf dies rote Mädel verlassen kann," brummte Harry Hurry vor sich hin, und zu Wah-ta-wah gewendet, fügte er laut hinzu: „Wenn du zu uns hältst, Mädchen, so kannst du mit einer guten Belohnung rechnen, wenn wir je die Burg wieder betreten sollten. Es wird uns dann auch ein leichtes sein, dich wieder zu deinen Stammesgenossen zurückzugeleiten."

„Oder leicht sein, arme Indianermädchen dann Skalp nehmen," antwortete diese höhnisch.

„Ja, ja, das war ein Fehlgriff; ich gestehe es," erwiderte der junge Mann, „aber Sticheleien helfen dir auch nichts."

„Vater," sagte nun Hetty, „Judith will die große Truhe aufbrechen und mit den Sachen, die darin sind, euch loskaufen!" — „Das soll sie lieber bleiben lassen," brummte Tom sichtlich verstimmt. „Übrigens glaubt Ihr, Harry, daß wir der roten Dirne trauen dürfen?"

Wah-ta-wah hatte diese Frage wohl verstanden, und rasch erwiderte sie: „Ich nicht Mingo — ich Delaware. Delaware ander Herz. Ich auch Gefangene; du auch, helfen einer ander — nix reden jetzt — hören — dann kommen — sagen, was tun."

Darauf verließ das Mädchen die Gefangenen und ging ruhig ihrer Hütte zu, als ob sie das Schicksal der Bleichgesichter nicht weiter kümmere.

Das Lösegeld für die Gefangenen

Die Burg war während der Abwesenheit ihrer Bewohner von keinerlei unliebsamen Gästen aufgesucht worden, und so konnten sich die drei Ankömmlinge sogleich zur Ruhe begeben. Judith zog sich zum ersten Male allein in ihr einsames Gemach zurück. Solange sie denken konnte, hatte sie die Nacht zusammen mit ihrer Schwester zugebracht,

und doppelt schmerzlich empfand sie das Fortsein derer, die ihr die Nächsten waren. Bekümmerten Herzens dachte sie an Hetty und ihren Vater. Wildtöter und der Mohikaner legten sich in der Arche nieder. Zwei-, dreimal erhob sich der erstere und spähte nach allen Seiten in die Nacht hinaus; aber nichts Verdächtiges ließ sich merken.

Bei Tagesanbruch erhoben sich alle drei. Wildtöter brachte seinem Freunde einige grobe Kleidungsstücke Tom Hutters, da er es für notwendig erachtete, daß dieser von etwaigen Spähern nicht als indianischer Krieger erkannt würde. Nur mit großem Widerwillen fügte sich Chingachgook den Vorstellungen seines Freundes und zwang seine freigewohnten Glieder in die ihm so verächtlich erscheinenden Umhüllungen eines Bleichgesichts.

Beim Frühstück wurde wenig gesprochen, auf allen lastete schwer die Sorge um die Gefangenen.

Endlich konnte Judith ihre Erregung und Besorgnis nicht länger bemeistern. „Wir müssen Schritte tun, den Vater, Hetty und Harry Hurry loszukaufen, und zwar sogleich, ehe es zu spät wird," stieß sie hervor, indem sie sich Wildtöter zuwandte.

„Das ist ganz meine Meinung," antwortete Wildtöter; „nur frage ich Euch, Judith, was könnt Ihr ihnen bieten? Ihr müßt bedenken, daß auch jene für jeden Skalp ihre Kopfgelder von den Franzosen bekommen, daß also das, was wir geben, jene Summe bei weitem übertreffen muß. Ich fürchte, das Pulverfäßchen, von dem Ihr spracht, und Eures Vaters Gewehr genügen nicht, selbst wenn ihr einige Eurer Kleidungsstücke hinzufügtet — — —." „Dort ist die Truhe," fiel Judith ihm rasch ins Wort, „sicherlich finden wir darin einiges, was unsern Zwecken dienen kann." „Wenn Ihr glaubt, daß wir damit nichts tun, wofür wir den Zorn eures Vaters fürchten müssen, so schlage ich vor, daß wir das Ding mal untersuchen. Doch ich denke, wenn einem die Wahl bleibt: Leben und Freiheit oder einige geheimnisvolle Schätze, wird man sich nicht lange besinnen müssen. — Schaut Euch den schwarzen Kasten dort mal genauer an, Schlange; solch Holz ist nicht in den Wäldern gewachsen, die wir miteinander durchstreift haben."

Chingachgook betrachtete mit Aufmerksamkeit und Neugier das Holz, die Stahlbeschläge und die schweren Schlösser des Möbels.

„Also, wenn Ihr meint, Judith, dann wollen wir sogleich die Sache in die Hand nehmen; aber wo pflegt euer Vater den Schlüssel aufzubewahren?" —

„Das weiß ich allerdings nicht," entgegnete Judith; „aber irgendwo werden wir ihn finden."

Alle drei durchsuchten eifrig den Wohnraum und Tom Hutters Schlafgemach, aber der Schlüssel fand sich nicht. Nun betraten sie das Schlafgemach der Schwestern, und Chingachgook konnte nicht unterlassen, Wildtöter sofort auf den Unterschied aufmerksam zu machen zwischen Judiths und Hettys Seite. Chingachgook trat sofort auf Hettys Kleidungsstück zu und sagte, zu Wildtöter gewandt: „Saget Ihr nicht, daß nur den Augen der ‚wilden Rose' der Inhalt der Truhe verborgen ist? Gewiß ist der Schlüssel bei den Sachen des ‚schwachen Sinnes' verborgen." Und richtig,

es dauerte nicht lange, da zog er aus einer Tasche Hettys einen fremdartigen Schlüssel triumphierend hervor, der sich sogleich als der Gesuchte erwies.

Der schwere Deckel des Kastens wurde gehoben. Zunächst lag eine grobe Leinendecke sorgfältig über den Schätzen gebreitet. Dann kamen fremdländische Männerkleider zum Vorschein aus feinsten Stoffen und mit reichster Verzierung; besonders ein Rock aus scharlachrotem Tuch, dessen Knopflöcher mit Goldfäden gewirkt waren, entlockten dem Delawaren Ausrufe des Entzückens.

„Dies eine Stück würde vielleicht schon genügen, Judith," sagte Wildtöter, „die Rothäute zu bestechen; solcher Farbenpracht kann das Auge eines Wilden nicht widerstehen." Dabei wies er lächelnd auf den Freund, der eben vor einem Spiegel stand und sich in dem so bewunderten Rock von allen Seiten wohlgefällig betrachtete. „Das sind die Gaben der Rothäute," fuhr er, mehr zu sich selber sprechend, fort; „kein Mensch kann wider die Natur. Wenn wir etwas Dementsprechendes für eine weibliche Schönheit der Irokesen fänden, wäre Tom Hutter gewiß geholfen."

Sie kramten weiter; und wirklich, nun kamen Frauengewänder zutage, die an Kostbarkeit denen der Männer nicht nachstanden. Ein prächtiges Brokatkleid erregte Judiths ganzes Entzücken. Es bedurfte nicht vieler Zureden Wildtöters, bis sie damit in ihrem Schlafgemach verschwand, um bald darauf sich in dem Prunkgewand den Männern zu zeigen. Sie verhehlten auch ihre Bewunderung nicht, und Judith fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, als der biedere Wildtöter sagte: „So sollten wir Euch zu den

Rothäuten schicken und ihnen sagen, eine Königin sei zu ihnen gekommen; ich glaube, sie ließen, geblendet von soviel Schönheit, unsere drei Gefangenen ohne weiteres los."

„Wollt Ihr diese herrlichen Sachen wirklich den Rothäuten geben?" fragte Judith nun. „Aber natürlich," war die einfache Antwort; „und ich hoffe bestimmt, daß die Wilden uns dann keine weiteren Schwierigkeiten machen werden." — „Aber stellt Euch vor," wandte Judith noch einmal ein, „was soll denn eine Indianerfrau mit all dem Putz machen? Im Schmutz ihres Wigwams wird sie ihn nicht tragen können, ohnehin wären die Sachen gleich verdorben, und wie häßlich würden die roten Arme unter diesen weißen, zarten Spitzen sich ausnehmen?" — „Liebes Kind," erwiderte Wildtöter lächelnd, „glaubt Ihr, daß dieses Zeug in Wirklichkeit zu Euch passen würde? Ihr seid das Kind Tom Hutters, und danket Gott, daß Ihr keines solchen Aufwands bedürfet, um dem Auge eines einfachen Mannes zu gefallen. Diese Kleider sind für die Tochter eines Statthalters oder eines andern großen Herren gemacht und passen zu Euch so wenig wie zu einem Siouxweib."

Seine Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Errötend verschwand das Mädchen, und als sie nach wenigen Minuten in ihrem einfachen Leinenkleid wieder erschien, lachte Wildtöter ihr freundlich entgegen, indem er rief: „So gefallt Ihr mir tausendmal besser. Aber nun entscheidet: hier liegt wieder so eine große, leinene Decke; wollen wir noch weiter suchen? Was wir bis jetzt gefunden haben, genügt für unsern Zweck, des bin ich sicher."

Vielleicht gab die Neugier den Ausschlag zu Judiths Antwort: „Erst wenn wir alles gesehen haben, was in der Kiste ist, können wir urteilen, was wir am liebsten opfern wollen." Jedenfalls leuchtete den beiden Männern diese Tatsache ein, und Wildtöter entfernte nun auch die zweite Leinwanddecke.

Nun kamen zwei kleine Pistolen zum Vorschein, wie sie wohl von Offizieren in den Städten getragen werden. Die Griffe waren mit Silber eingelegt. Der Indianer hatte solche Schießwaffen noch nie gesehen und meinte verächtlich, daß sie gut für Kinder zum Spielen seien. Das aber wollte Wildtöter nicht gelten lassen. Ein Versuch mit den Waffen sollte ihn eines besseren belehren. Bei genauerer Untersuchung ergab es sich, daß beide Pistolen geladen waren, und doppelt fühlte Wildtöter die Notwendigkeit, sie abzudrücken, um ja ein Unglück zu verhüten. Die Ungeschicklichkeit, mit der der Delaware, der nur die langen Büchsen gewöhnt war, umging, belustigte ihn ungemein.

Er selber zielte rasch und sicher, aber beim Losdrücken explodierte der vertrocknete Zündstoff im Lauf, und die Pistole zersprang in hundert Stücke.

Glücklicherweise wurde niemand von ihnen verletzt; doch Judith war vor

Schrecken so bleich geworden und zitterte dergestalt an allen Gliedern, daß Wildtöter ernstlich um sie besorgt war.

Nachdem sich alle über den kleinen Vorfall beruhigt hatten, ging man an weitere Nachforschungen.

Ein in ein Tuch eingewickeltes nautisches Instrument zog nun die Aufmerksamkeit auf sich; doch da keiner etwas damit anzufangen wußte, ging man bald zum nächsten Gegenstand über. Dies war ein Säckchen mit wundervoll in Elfenbein geschnitzten Schachfiguren. Sie waren größer, als man sie gewöhnlich hatte, und überaus kunstvoll gearbeitet. Die Türme zum Beispiel wurden von Elefanten getragen, die Ritter saßen zu Pferde und die Bauern waren als Bogenschützen dargestellt. Das Entzücken des Delawaren war grenzenlos; zum ersten Male vergaß er darüber seine würdevolle Zurückhaltung. Auch Judith verhehlte ihre Bewunderung nicht, nur Wildtöter beschaute die kleinen Dinger mit merkwürdig finsterer und nachdenklicher Miene. Endlich konnte er den Argwohn, der in ihm aufgestiegen war, nicht mehr zurückhalten, und er äußerte ihn Judith in ziemlich schroffer Weise. „Ich fürchte, ich fürchte, Judith, euer Vater wandelt nicht auf guten Wegen," sagte er kopfschüttelnd. „Sprach er jemals mit euch über Religion? Mir will scheinen, dies sind seine Götzen, die er anbetet. Ganz ähnliche Figuren zeigte mir einmal ein mährischer Missionar, der sie aus dem Heidenland mitgebracht hatte. Wenn dem so wäre, ich glaube, ich könnte nicht weiter für euren Vater eintreten."

Judith lachte hell, als der junge Mann diese Befürchtung ausgesprochen. „Nein, Wildtöter, deswegen könnt Ihr ohne Sorge sein. Vater betet zu diesen Dingern so wenig wie zu unserm wahren Gott. Ich fürchte," fügte sie, ernster werdend, hinzu, „der Gott, zu dem er betet, ist das Gold."

Wildtöters Zweifel wurden aber trotz dieser Versicherung erst behoben, als der nächste Gegenstand, der ihnen in die Hand fiel, sich deutlich als das zu den Figuren gehörende Schachbrett erwies.

Nun war man sich auch sogleich über die Loslösungsfrage einig. Die vier Türme mit den Elefanten wollte man bieten und nur im äußersten Notfall noch einige der anderen Figuren dreingeben. Chingachgooks nicht endenwollendes Entzücken bewies, wie begehrenswert diese feinen Spielereien den Augen eines Wilden scheinen mußten. Man stöberte darum auch nicht länger in der alten Kiste herum, sondern legte alle Gegenstände sorgfältig wieder an ihren Platz zurück, breitete die Decke darüber und schloß die Truhe. Der Schlüssel wurde an seinen Fundort zurückgebracht; nur die vier Elefanten hatte man zurückbehalten und sie in Hutters Schlafgemach bis zu ihrer weiteren Verwendung aufgestellt.

Solche Anziehungskraft übten sie aber auf den Delawaren aus, daß dieser bald sich ebenfalls dorthin zurückzog, während Wildtöter mit Judith berieten, in welcher Weise man nun am geschicktesten vorgehen sollte.

Sie waren im eifrigsten Gespräch vertieft, als plötzlich beide aufhorchend

emporfuhren. Sie hatten draußen auf der Plattform einen leichten Schritt vernommen. Ehe sie aufspringen und Nachschau halten konnten, öffnete sich die Türe der Kajüte, und auf der Schwelle stand Hetty. Ihr folgte auf dem Fuß ein junger Indianer von fünfzehn bis siebzehn Jahren.

Mit lautem Jubelruf eilte Judith auf die Schwester zu, umarmte und küßte sie mit solcher Innigkeit, wie diese sie wohl noch nie in ihrem Leben erfahren hatte.

Wildtöter hatte seinem Freunde rasch zu verstehen gegeben, daß er sich bis auf weiteres verborgen halten sollte. Er war ärgerlich über sich selbst, daß er sich derart hatte überrumpeln lassen, bemerkte aber zu seiner Beruhigung bald, daß keine Gefahr im Anzug war. Neben der Arche lag ein kleines, einfach gezimmertes Floß aus zwei Fichtenstämmen, die mit Bastseilen aneinander gekettet und mit Holzstücken notdürftig überbrückt waren. Auf einem einzelnen Holzblock, der darauf lag, mußte Hetty gesessen haben, während ihr jugendlicher Begleiter sie herübergerudert hatte.

Dieser lehnte unterdessen mit unaussprechlich gleichgültiger Lässigkeit an dem Türpfosten, während sein dunkles Auge scheinbar achtlos durch alle Ecken und Winkel des Wohnraumes schweifte.

Nur ein Mann, der wie Wildtöter unter Wilden aufgewachsen war, wußte, daß hinter dieser kinderhaften Art des Umsichblickens die bewußte Schlauheit eines Indianers versteckt wurde.

Hetty berichtete indessen ihren beiden Zuhörern ihre Erlebnisse im Wigwam der Irokesen. Sie war ganz von der Wichtigkeit und dem Ernst des ihr gegebenen Auftrags durchdrungen, als sie sagte: „Und nun haben mich die Häuptlinge zu euch geschickt. Sie sagten, die Worte des heiligen Buches klängen wie Gesang der Vögel in ihren Ohren. Sie lassen euch um einige Kanus bitten, damit sie herüberfahren könnten mit ihren Frauen, um von euch noch mehr der heiligen Worte zu vernehmen. Sie wollten hier auf der Plattform in der Sonne sitzen und den Reden des großen weißen Kriegers lauschen, der bei uns sei. Hast du, Judith, jemals solch deutlichen Beweis von der Macht des Bibelwortes erfahren?“ —

„Ja, Hetty, wenn hinter diesen schönen Worten nicht Lug und Trug verborgen lägen, wäre es gut,“ antwortete diese.

„Höre, Mädchen,“ fragte nun Wildtöter, „wo lag das Floß, auf dem sie dich herüber brachten?“ — „Das ist auch wie ein Wunder,“ erwiderte das einfältige Kind; „das Floß lag schon beim Lager bereit.“ —

„Ja, ja,“ brummte der junge Mann vor sich hin, „ein echtes Wunder indianischer Schlauheit und Verschlagenheit ist's allerdings. Nun, Mädchen,“ wandte er sich an diese, „seid so gut und laßt mich ein wenig mit diesem roten Jüngling allein reden; habt nur zuvor die Freundlichkeit und bringt mir die Elefanten, die die Schlange dort drin noch immer bewundert; man darf diese Füchse nicht einen Augenblick unbeobachtet lassen!“

Nachdem Judith ihm die bedeutungsvollen Schachfiguren überreicht und sich wieder entfernt hatte, winkte Wildtöter den jungen Wilden heran und lud ihn ein, sich auf der Truhe neben ihm niederzulassen. Dann legte er ganz unvermittelt zwei der Figuren vor ihn hin. Sobald der Blick des Knaben auf die Elefanten fiel, war es mit seiner bis dahin so meisterhaft durchgeführten männlichen Zurückhaltung geschehen. Er stieß einen leisen Schrei der Bewunderung aus, nahm eine der Figuren in die Hand, beschaute und drehte sie nach allen Seiten und konnte seine Augen nicht mehr von dem Gegenstand seines Entzückens abwenden.

Wildtöter ließ ihn ruhig gewähren; er wollte, daß der Junge nach seiner Rückkehr den Häuptlingen eine genaue Beschreibung des Tauschartikels machen könne.

Endlich nahm er es ihm aus der Hand und fragte: „Ihr habt zwei weiße Gefangene in eurem Lager?" Der Junge nickte mit der Miene äußerster Gleichgültigkeit. „Weißt du, was eure Häuptlinge mit den Gefangenen vorhaben?" forschte Wildtöter weiter. Statt einer Antwort fuhr der Bursche mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand über dem linken Ohr ansetzend in kreisförmiger Bewegung um seinen Kopf, eine Bewegung, die er des öfteren schon nachgeahmt hatte. „Warum wollt ihr sie nicht mitnehmen in euer Dorf?" fuhr der junge Mann in seinen Erkundigungen fort. „Weg weit, Skalp viel Gold," war die prompte Antwort. Wildtöter hatte sie kaum anders erwartet, trotzdem schauderte ihn bei diesen Worten.

„Höre, junger Freund," sagte er nun, „der eine der Gefangenen ist der Vater dieser jungen Mädchen hier; der andere ist ihr Freund. Sie möchten gerne die Skalpe der beiden Männer retten und bieten euch als Lösegeld für jeden ein solches Elfenbeintier."

Der Junge nickte verständnisvoll und griff sofort nach den Figuren. „Halt, Freundchen, so ist die Sache nicht gemeint," lachte der andere. „Die Dinger bleiben hier, und du richtest das, was ich dir gesagt habe, deinen Häuptlingen aus."

Der Bursche erhob sich sofort. „Wo ist der andere Bleichgesichtmann?" fragte er noch, ehe er sich zum Gehen anschickte. „Er schläft dort drin oder ist in dem Raume, wo die Männer schlafen," erwiderte Wildtöter, dem jede, auch die kleinste Unwahrheit zuwider war; „aber woher weißt du, daß noch ein Bleichgesicht bei mir ist?" — „O, Irokesen haben lange Augen — sehen über Wolken — sehen unter Wasser," entgegnete der Junge stolz.

Schon wollte er den Fuß in sein Floß setzen, da schien ihm offenbar ein neuer Gedanke zu kommen: „Bleichgesicht, mir Kanu geben, dann viel schneller Auskunft bringen," meinte er. Doch Wildtöter verwehrte ihm auch dies: „Nein, nein, nimm du dir ruhig Zeit mit deinem Floß, ich kann schon warten," meinte er lachend und sah dann gemächlich dem Abfahrenden nach, der etwa eine halbe Meile bis zum Ufer zurückzulegen hatte.

Hetty hatte inzwischen den Delawaren aufgesucht, der sie achtungsvoll,

aber schweigend begrüßte. Endlich sagte das Mädchen schüchtern: „Ihr seid Chingachgook, die Große Schlange?" Dieser nickte zustimmend, dann aber fragte er, und er vermochte nicht ganz seine Erregung zu bemeistern: „Hat die geknickte Lilie den Sang eines Vogels vernommen im Lager der Irokesen?" Hetty nickte schalkhaft lächelnd. „Ich habe den Vogel gesehen, und er sang: ‚Chingachgook.'" Das Auge des Delawaren leuchtete auf. „Will meine bleiche Schwester mir Worte von Sang sagen? Lachte sie? Was sang sie meist?"

Flüsternd erwiderte das Mädchen: „Wah-ta-wah läßt Euch sagen, Ihr sollt den Irokesen kein Wort glauben. Dann sagte sie, wenn der große, glänzende Stern über der Landspitze steht, wo ich gestern abend landete, etwa eine Stunde nach Eintritt der Dunkelheit, dann würdet Ihr sie dort finden." — „Gut, Chingachgook alles wissen, alles verstehen, nochmals sagen," entgegnete dieser und wiederholte dann die eben gehörten Worte.

Hetty erzählte noch, daß niemand im Mingolager die Anwesenheit der Großen Schlange vermute. Man habe wohl einen Indianer auf die Arche springen sehen, aber man meine, es sei einer der beiden Bleichgesichter in indianischer Verkleidung gewesen.

Dann stand Hetty auf; ihr Auftrag war erledigt. Aber ehe sie sich entfernte, trat sie noch einmal auf den Delawaren zu, ergriff seine Hand und sagte bittend: „Wenn Ihr Wah-ta-wah heiratet, müßt Ihr sehr gut zu ihr sein. Ihr müßt immer zu ihr lächeln; ein Mädchen braucht das. Vater lächelt nie, und Harry Hurry kann nur lachen." Der Delaware verbeugte sich ernst: „Chingachgook immer gut sein," sagte er feierlich; „Wah zu zart, sonst brechen!"

Hetty schien von dieser Antwort befriedigt und ging weg, um Judith aufzusuchen, während Wildtöter zu seinem Freunde trat.

Während diese die letzten Vorkommnisse miteinander besprachen, entledigte sich der Delaware der Hutterschen Kleidungsstücke trotz des Einwands, den Wildtöter erhob. Im Gedanken an seine Braut, die er nun bald wieder zu sehen hoffte, duldete es ihn nicht länger in dem ihm so ungewohnten und verächtlichen Aufzug.

Wildtöter ließ ihn schließlich lächelnd gewähren, versprach ihm seinen Beistand bei der Zurückeroberung des Mädchens und teilte dem Freunde dann seine eigenen Entschlüsse mit. Er wußte nun, mit welch einfachen Mitteln die Feinde ihre Floße erbauen konnten, und hielt es nicht für ausgeschlossen, daß sie vorzögen, während der Nacht den Biberbau in Überzahl zu erstürmen, um alle Schätze, die Tom Hutters Festung offenbar enthielt, mit Gewalt an sich zu reißen. Er gab sich keinen Illusionen hin, sondern war sich klar bewußt, daß es ihm und dem Freunde schwerlich glücken würde, gegen eine so große Übermacht die Burg zu behaupten. Sicher war, daß die Feinde sich ohne jede Schwierigkeit der Arche bemächtigen würden. Dann aber hatten sie einen ebenso starken Stützpunkt wie die

Verteidiger der Burg. Darum schlug er vor, die Burg ganz zu verlassen, alle nennenswerten Güter der Hutterschen Familie schleunigst auf die Arche hinüber zu schaffen und von diesem beweglichen Fahrzeug aus die Verteidigung zu leiten.

Chingachgook mußte den Plan billigen. Ehe sie die Mädchen damit bekannt machten, erwogen sie noch einmal, ob es vielleicht vorteilhafter wäre, die Arche durch Versenkung zu opfern, aber der andere Plan schien ihnen doch größere Vorteile zu bieten.

Nun wurden die Mädchen verständigt, auch Judith erhob keinen Einspruch, und eiligst machte man sich an die Arbeit des Räumens.

Sie brachten die Arche an die Ostseite der Burg, damit ihr Tun vom feindlichen Ufer aus nicht beobachtet werden konnte. Die Truhe, Betten, sämtliche Waffen und die Munition waren die hauptsächlichsten Gegenstände, die man des Mitnehmens wert erachtete. Dann wurde das Haus so fest als möglich verrammelt.

Kaum waren sie mit dieser Arbeit fertig, als sie vom Westufer ein Floß abfahren sahen, in welchem sich zwei indianische Krieger befanden.

Die Mädchen zogen sich in die Kabine zurück, von wo aus Judith alle Bewegungen der Feinde überblicken konnte. Chingachgook stellte sich mit geladener Büchse hinter der Türe auf, und Wildtöter trug sich einen Stuhl auf die Plattform, der Ankunft der Irokesen in großer Gelassenheit harrend, wobei er die Büchse nachlässig über seine Knie legte.

Sobald die feindlichen Krieger in Hörweite gekommen waren, rief Wildtöter ihnen zu, das Rudern einzustellen, da er ihnen keineswegs die Landung zu gestatten dächte. Sie erhoben sich. Beide schienen gänzlich unbewaffnet, doch meinte Judith, unter den Birkenreifern, die ihnen als Sitze gedient hatten, etwas wie Flinten erkennen zu können.

„Wer seid ihr?" rief Wildtöter ihnen zu. „Ich hoffe, die Irokesen haben mir keinen Krieger gesandt ohne Namen, sonst könnt ihr sofort umkehren dorthin, woher ihr gekommen seid." —

„Hugh," rief der ältere der beiden Ankömmlinge, „Rivenoak ist ein Name, vor dem die Delawaren zittern! Und wie dürfen die roten Männer den großen Krieger der Bleichgesichter nennen?"

Einen Augenblick überlegte der junge Mann, dann antwortete er mit Stolz: „Ich bin noch jung, doch habe ich schon mehrere Namen geführt, über deren keinen ich mich schämen müßte. Einer eurer Krieger, der erst gestern nach den glücklichen Jagdgründen eures Volkes aufgebrochen ist, hat mich ‚Falkenauge' genannt, weil mein Auge rascher und sicherer war als das seine."

Staunen und höfliche Anerkennung sprach aus den Mienen der Mingos, als sie erwiderten: „Unser Bruder Falkenauge hat uns eine Botschaft ins Lager gesandt, die unsere Herzen erfreute. Wir hörten, er habe Bilder von wunderbaren Tieren mit zwei Schwänzen. Will er sie uns zeigen?" —

„Gewiß, ihr sollt sie sehen," antwortete dieser, indem er ihnen eine der Figuren hinüberwarf, die jene geschickt auffingen. „Doch vergeßt nicht, mir das Tier zurückzugeben, wenn ihr meine Bedingungen nicht annehmen wollt!"

Mit Genugtuung konnte Wildtöter auch diesmal die Wirkung der kleinen Kunstwerke auf die beiden Wilden beobachten. Er ließ ihnen ruhig Zeit zur genauen Besichtigung, bis einer der beiden fragte: „Hat mein Bruder noch mehr solcher Tiere?" — „Natürlich besitze ich deren noch andere," entgegnete dieser; „doch eines genügt, um fünfzig Skalpe loszukaufen." —

„Der eine meiner weißen Gefangenen ist ein mächtiger Krieger, stattlich ist sein Wuchs wie der einer hohen Fichte, und stark und kühn ist er wie ein Panther. Er wird die Heere König Georgs anführen," rühmte Rivenoak. „Oho, Rothaut! Zu viel Ehre für den schönen Harry; groß und stark ist er wohl, aber was bedeutet dies, wo Schlauheit und Besonnenheit fehlen? Weiter als bis zum Korporal wird er es niemals bringen." — „Der andere meiner gefangenen Krieger ist sehr weise im Rat, der König des Sees," fuhr Rivenoak in seiner Anpreisung fort. — „So weise ist er," entgegnete lachend der junge Mann, „daß er sich sogleich von euch hat übertölpeln lassen, und der See gehört König Georg meines Wissens! Ein Tier mit zwei Schwänzen reicht bei weitem für beide Gefangene!"

Es entspann sich nun ein langes Hin und Her über den Wert des Kaufpreises. Wildtöter hielt es für geraten, fest zu bleiben; aber auch der Irokese hatte seine Selbstbeherrschung vollständig zurückgewonnen und wollte um keinen Preis von seiner Forderung nachlassen. Die Verhandlungen gerieten ernstlich in Gefahr, zu mißglücken, denn in zorniger Aufwallung gebot der Häuptling seinem Begleiter das Fahrzeug zu wenden. Aber aus seinen Zügen sprach deutlich genug die unbefriedigte Gier und eine ohnmächtige Wut. Er näherte sich scheinbar unauffällig den verborgen gehaltenen Waffen, und Judith, die mit höchster Spannung den Verhandlungen gefolgt war, rief Wildtöter mahnend zu, auf seiner Hut zu sein.

Dieser hatte beinahe seine Festigkeit bereut und war herzlich froh, als der Mingo sich noch einmal zu ihm wandte, indem er rief: „Soll Rivenoak im Unfrieden von seinem Bruder scheiden? Beide sind tapfer, weise und großmütig! Gib mir ein Tier für jeden Gefangenen!"

Freundlich erwiderte der junge Mann: „Du hast recht, großer Häuptling, ich will auf deinen Vorschlag eingehen. Und damit du siehst, daß ein Bleichgesicht freigebig ist, schenke ich dir das Tier, das du scheint's vergessen wolltest, mir vorhin zurückzugeben. Zeige es den anderen Häuptlingen deines Stammes, und wenn du mir die beiden Gefangenen zurückbringst, gebe ich dir zwei weitere. Wenn du dich sputest, so daß dies noch geschieht, ehe die Sonne uns verläßt, füge ich vielleicht noch ein viertes hinzu!"

Mit einer feierlichen Verbeugung bewies der Häuptling seine Zufriedenheit mit diesem Vorschlag, und die beiden Mingos schickten sich zur sofortigen Rückfahrt an.

Judith war an die Seite des jungen Mannes getreten. „Glaubt Ihr, daß man diesen Rothäuten trauen darf?" fragte sie zweifelnd. „Ich habe schon soviel von ihrer Verlogenheit und Hinterlist gehört." — „Wohl wahr, Judith, aber der Anblick dieses einen Tieres wird die Begehrlichkeit des ganzen Stammes derart aufreizen, daß ich gewiß bin, sie werden wiederkommen. Ihr habt ja selbst die Große Schlange gesehen, und ich versichere Euch, ich kannte sie kaum wieder, so ruhig und beherrscht benimmt sie sich sonst. Aber eine andere Besorgnis habe ich. Wohl werden sie uns die Gefangenen bringen und ihren Kaufpreis in Empfang nehmen. Aber ich wette, sie kommen wieder, um sich alles, was sie nun hier an weiteren Schätzen vermuten, samt uns und den Gefangenen mit Gewalt zu erobern. Für uns aber ist's von äußerster Wichtigkeit, wenigstens diesen Abend noch Frieden zu haben. Sonst ist für Chingachgook die Gelegenheit, seine Braut wiederzugewinnen, auf unbestimmbare Zeit dahin. Ich werde also, wenn sie kommen, mein Möglichstes tun, sie friedlich zu stimmen."

Viel zu lange dauerte den Wartenden die Zeit bis zur Rückkehr des Floßes. Schon fürchteten die Mädchen, daß ein ungeahntes Hindernis die Feinde von der Rückgabe der Gefangenen abgehalten habe. Nur Wildtöters Vermutung, daß diese sich vielleicht bei den Frauen an dem ziemlich weit entfernten Lagerplatz befänden, beruhigte sie etwas.

Endlich — die Strahlen der Sonne fielen schon ganz schräg durch die obersten Gipfel der Bäume — sahen sie ein Floß vom Ufer abstoßen, und bald erkannte Judith, durch das Fernrohr spähend, darin die beiden Gefangenen. Sie lagen an Händen und Füßen gefesselt auf dem Birkenreisig.

Die Indianer ruderten entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit mit großer Anstrengung. Sie schienen sich zu beeilen, die gegebene Frist einzuhalten. Noch ehe der letzte Sonnenstrahl völlig hinter den Hügeln des Westens verschwunden war, legte das Floß an der Arche an.

Die Rückgabe war so einfach nicht. Die Irokesen waren entschieden im Nachteil; denn sobald die beiden Gefangenen sich auf der Arche befanden, waren diese vier Mann gegen zwei und außerdem waren sie auf dem offenen Floß jeglicher Deckung bar.

„Ich vertraue auf meinen Bruder Falkenauge," redete darum Rivenoak diesen an. „Für jeden Gefangenen ein Tier!"

Wildtöters Gewissen empfand sofort die Verantwortung, die durch dies Zutrauen auf ihn gelegt war, und da er für Harrys wildes, ungestümes Wesen nicht ohne weiteres einstehen konnte, rief er dem Häuptling zu: „Behalte deine Gefangenen noch einen Augenblick, ich muß erst die Tiere holen." Rasch trat er in die Kabine und befahl Judith und dem Delawaren, sämtliche Waffen sorgfältig zu verwahren.

Dann trat er auf die Plattform zurück und half dem alten Manne sein Eigentum zu besteigen, während er dem Mingo heimlich eines der Tiere in die Hand schob. „Seid willkommen, Meister Hutter," rief er ihm zu, „Ihr seid sehnlichst erwartet worden!"

Dann wandte er sich zu Harry Hurry, konnte sich aber eines heftigen Lachanfalls bei dessen Anblick nicht erwehren. Dem Riesen waren soeben die Füße losgebunden worden, aber hilflos wie ein kleines Kind taumelte er hin und her.

„Na, Wildtöter, ich denke, Ihr könntet auch etwas Gescheiteres tun, als Euch vor Lachen den Bauch zu halten," rief er diesem ärgerlich zu. „Sagt mir lieber, ob ich noch Füße an meinen Beinen habe! Sehen tue ich sie wohl, aber spüren kann ich nichts davon." — „Nichts für ungut, Harry," entgegnete der andere, „wenn Ihr Euch selber sehen könntet, wüßtet Ihr, warum ich lache. Aber mit Freuden nehme ich wahr, daß die Wilden Euch die schönen Locken unversehrt gelassen haben, und was Eure Füße betrifft, so wird der Schaden bald wieder behoben sein."

Während er so sprach, händigte er dem Irokesen den Rest des Lösegeldes ein und bedeutete ihm, so schnell wie möglich sich zu entfernen.

Der Blutkreislauf hatte Harrys von den Fesseln befreite Glieder kaum wieder etwas gebrauchsfähig gemacht, als dieser dem jungen Kameraden die Büchse zu entreißen versuchte. Doch Wildtöter entwand sie ihm, und da der schnelle Heinz auch sonst nirgends eine Feuerwaffe erblickte, konnte er seinem Verlangen, den abfahrenden Unterhändlern seiner Feinde einen Abschiedsgruß nachzusenden, nicht nachgeben.

Enttäuscht und fluchend setzte er sich neben Tom nieder, und während die beiden bemüht waren, durch Reiben und Bewegung dem gehemmten Blutumlauf nachzuhelfen, erzählte ihnen Wildtöter, was sich während der letzten Stunden zugetragen hatte.

Wah-ta-wahs Befreiung und ihre Folgen

Tom Hutter war mit allem einverstanden, was Wildtöter während seiner Abwesenheit unternommen hatte. Er erhob keine Einwendungen gegen den ausbezahlten Kaufpreis, und die bereits getroffenen Anordnungen für die Räumung des Kastells billigte er ebenfalls.

Sie saßen beim gemeinsamen Abendbrot und besprachen die Aussichten für die kommenden Tage; nur der Delaware war hinausgegangen; ihn beschäftigte vor allem die eigene Angelegenheit, um derentwillen er hierher gekommen war. Die Nacht war wie die vorige sternenlos und finster. Würde das Nichterscheinen des Jupiter am nächtlichen Himmel am Ende Wah-ta-wah am rechtzeitigen Kommen verhindern?

Drinnen hatte der große Heinz eben die Frage aufgeworfen, ob die Rot-

häute, befriedigt von dem abgeschlossenen Handel, ihre Feindseligkeiten einstellen würden?

Wildtöters scharfes Ohr hatte, während jener sprach, ein leises, kaum hörbares Plätschern vernommen. Rasch stand er auf und ging hinaus. Gleich darauf kehrte er zurück, und Harry Hurry ein Bündel zusammengebundener Holzstäbchen zuwerfend, rief er: „Da haben wir schon die Antwort auf deine Frage! Eine indianische Kriegserklärung, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt!" Alle beschauten beim düsteren Schein eines Kiefernholzspanes das Bündel. Die Enden der Holzstückchen waren in Blut getaucht. „Ist das Ding aus den Wolken gefallen, Wildtöter, oder wo bringt Ihr es her?" — „Euer Gehör muß während der Gefangenschaft etwas gelitten haben," antwortete dieser, „sonst hättet Ihr so gut wie ich den Ruderschlag des Sendboten, der es soeben auf die Plattform geworfen, hören müssen!" — „Hei," rief Harry aufspringend, „daß dieser Fang mir entwischte! Warte, Bursche, dich will ich noch kriegen." Er eilte der Türe zu, doch Wildtöter vertrat ihm den Weg. „Nicht, solange ich atme," rief er ihm entgegen. „Das geht wider die Gesetze. Der rote Junge hatte ganz nach dem Gebot bei seinem Kommen einen Kienspan entzündet und gilt nach altem Kriegsgebrauch für unantastbar!" — „Was kümmern mich deine Kriegsgebräuche," schrie der Riese, „seinen Skalp will ich haben; sechs Biberfelle ist mir der wert. Wo ist ein Kanu?" rief er, Wildtöter zur Seite schiebend und wild hinausstürmend. „Den Schlingel auf seinem langsamen Floß werde ich schon noch erreichen!"

Chingachgook hatte auf Wildtöters Wink die Ruder aus dem Boot heimlich entfernt. Wie ein wilder Panther fuhr der Riese auf den Häuptling los, so daß für einen Augenblick auch Wildtöter vor dem Ausgang der Szene zitterte. Doch die finstere Ruhe, mit der der Delaware vor seinem Angreifer stehen blieb, mochte diesen etwas ernüchtern. Er ließ von jenem ab und wandte sich aufs neue Wildtöter zu. Da tönte Hettys flehende Stimme an sein Ohr: „O Harry, seid doch nicht so böse. Eben erst hat Gott Euch aus der Hand der Indianer errettet, und schon wollt Ihr neues Unrecht auf Euch laden!"

Es war merkwürdig, aber die unschuldigen Worte des Mädchens bändigten die Wut des starken Mannes. Er trat zurück, und während er in einer Flut von Drohungen und Verwünschungen teils über die entschlüpfte Beute, teils über die, die ihn daran gehindert hatten, seinem Ärger Luft machte, ergriff ihn Tom Hutter am Ärmel und zog ihn mit sich in die Arche, wo sie lange miteinander sich berieten.

Indessen tauschten auch die beiden Freunde ihre Pläne und Absichten aus. Endlich kam Tom Hutter zurück und befahl allen, sich so rasch wie möglich zur Abfahrt auf der Arche bereit zu machen. Die Burg wurde nach Möglichkeit verrammelt, die Kanus hinter den Palliſaden hervorgeholt und an der Arche befestigt, das Segel gestellt, und lautlos glitt das

Fahrzeug hinaus in die dunklen Fluten. Die Wälder und Hügel ringsum lagen in tiefstem Schweigen, die Ufer waren in der Dunkelheit kaum zu erkennen, nur durch die Mitte des Sees zog sich ein hellerer Streifen.

Zuerst bewegte sich die Prahm in südöstlicher Richtung, dann aber, ehe zwei Stunden vorüber waren, segelten sie dem Strande zu und, wie es Wildtöter schien, gerade nach der Landspitze, wo das Lager der Irokesen sich befand. War das Zufall oder Absicht? Wildtöter, mit dem weder Hutter noch Henry March über ihre Pläne etwas geredet hatten, sah mit Spannung und Sorge den Dingen entgegen, die sich nun abwickeln sollten.

Harry Hurry machte sich nun an den Delawaren heran. Längere Zeit sprach er eindringlich auf diesen ein; endlich trat Chingachgook zu seinem Freunde heran und sagte: „Chingachgook, die Große Schlange, will mit Ehren einziehen in sein Dorf. Wah-ta-wah darf sich seiner nicht schämen. Auch Falkenauge wird mit Stolz auf seinen roten Bruder blicken. Noch ist Chingachgooks Gürtel leer von Mingoskalpen. Auch der alte Vater und die hohe Fichte wollen Skalpe mit sich nehmen; doch mein Bruder hat weiße Hände, er will nicht das Blut der Toten daran sehen! Mein Bruder wird mit der Prahm hierbleiben und warten, bis wir wiederkehren."

„Daß du, Schlange, darnach trachtest, die Sitten deines Volkes zu halten und dir Ehre zu holen, wie du es verstehst, begreife ich vollkommen," erwiderte Wildtöter. „Was ich über jene beiden denke, die meiner Farbe und meines Glaubens sind, wird ihnen höchst gleichgültig sein. Halten kann ich sie nicht. Gehe, mein Freund. Nur eines bitte ich dich; sei barmherzig gegen die Schwachen, und beginne deinen Kriegspfad nicht mit Grausamkeiten gegen Weiber und Kinder. Manitou schütze dich und verleihe dir Sieg. Ich werde eurer hier warten!"

Sie reichten sich die Hand, und Chingachgook eilte seinen beiden Genossen nach, die schon ein Kanu bestiegen hatten. Es dauerte nicht lange, bis es in der Finsternis den Blicken des Zurückbleibenden entschwunden war.

Das Boot mit den drei Männern näherte sich rasch dem Ufer. Tom Hutter steuerte es mit kundiger Hand. Vorsichtig legten sie an und stiegen ans Land. Auf lautlosen Sohlen schlichen sie der Stelle zu, wo sie das Lager der Irokesen wußten. Nur ab und zu knackte ein dürrer Zweig unter Harry Hurrys schweren Tritten, oder unter einem unsicheren Fußtritt des alten Tom, während man von dem Delawaren keinen Laut vernahm. Die Augen durchspähten die Dunkelheit, sie suchten das Licht, das von dem Lagerfeuer ausgehen mußte. Endlich entdeckte Chingachgooks scharfes Auge die rauchenden, glimmenden Reste eines fast verlöschenden Holzfeuers. Es war so finster, daß sie die nächste Hütte erst zu erkennen vermochten, als sie nur noch wenige Schritte von ihr entfernt waren. Der Delaware legte sich nieder und kroch, wie eine wahre Schlange auf

dem Bauch rutschend, auf den niedrigen Eingang zu. Lange horchte er nach dem Atem der Schlafenden. Als er nichts vernahm, hob er vorsichtig den Vorhang und tastete mit der Hand hinein. Die Hütte war leer. Noch zwei, drei andere durchsuchte er gleichermaßen, auch sie waren unbewohnt. Offenbar hatten die Huronen das Lager verlassen. Chingachgook teilte seinen Begleitern das Ergebnis seiner Untersuchungen mit. Die Wut der beiden kannte keine Grenzen. Wie besinnungslos durchstöberten sie die verlassenen Zelte, als müßten sie doch noch irgendwo ein vergessenes Kind oder ein schlafendes Weib entdecken. Indessen lehnte der Delaware gelassen an einer Fichte und schaute dem sinnlosen Treiben zu, während ein verächtlicher Zug um seinen Mund lag.

Da den beiden Wütenden nichts anderes übrig blieb, folgten sie endlich dem Rufe des Häuptlings und kehrten nach ihrer Landungsstelle zurück.

Die beiden Mädchen hatten sich inzwischen zu Wildtöter gesellt. Sie fühlten sich unter dem Schutze dieses ehrlichen, einfachen Mannes so geborgen und beruhigt. Von weitem schon vernahmen die Harrenden das Poltern des Vaters und Freundes. Da sie von dem Delawaren keinen Ton vernahmen, meinten die Mädchen schon, daß dieser vielleicht sein Leben im Kampfe verloren habe. Doch Wildtöter blieb ganz ruhig und meinte: „Viel eher ist anzunehmen, daß die drei Abenteurer ihren Zweck nicht erreicht haben, und daß sie unverrichteter Sache zurückkehren mußten. Drum schimpfen und fluchen nun die beiden, während der Indianer seine Enttäuschung mit Ruhe und Würde zu ertragen weiß."

Bald vernahmen die Lauschenden auch den Ruderschlag, denn Harry vergaß in seinem Zorne jegliche Vorsicht. Ohne ein Wort zu reden, stiegen Hutter und Harry an Bord der Arche und legten sich sofort zum Schlafen nieder. Der Delaware trat auf Wildtöter zu: „Das Feuer verlischt!" flüsterte er diesem zu; und Wildtöter wußte nun, daß seine Vermutungen sich bestätigt hatten.

Er hielt, so gut er vermochte, das Fahrzeug im Schatten der Wälder, während sie langsam der Landspitze zufuhren, welche Wah-ta-wah als Stelldichein bezeichnet hatte. Schweigend starrten die Freunde in die Nacht hinaus; ihr Auge suchte am Himmel, aber kein Stern leuchtete glückverheißend nieder. Beim Herannahen entdeckte der Häuptling am Ufer ganz nahe der Stelle, wo sie zu landen gedacht hatten, zwischen den Büschen, die das Ufer dicht bestanden, einen rötlich glühenden Schein. Betroffen blickten sich die Männer an. Sollten die Irokesen ihr Lager gerade hierher verlegt haben? Ausgeschlossen war dies nicht, und die Gefahr für die Ausführung ihres Vorhabens war bedeutend gewachsen.

Nun mußten sie sich klar darüber werden, was sie tun sollten. Vor allem beschlossen sie, die beiden Schläfer nicht zu wecken. Gewiß würden diese die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, einen neuen Überfall auf das Indianerlager zu machen. Bei der ungezügelten, wilden Art, welche beide

vorhin gezeigt hatten, würde aber ihr eigenes Vorhaben, Wah-ta-wah zu gewinnen, sehr gefährdet werden. Sie gaben darum Judith den Auftrag, die Schlummernden nur im äußersten Notfall zu wecken.

Das Mädchen bat den Jäger flehend, ein solch gefährliches Unternehmen nicht zu wagen; doch Wildtöter ließ sich um keinen Preis von dem einmal gefaßten Entschluß abbringen. „Bedenkt doch, Judith," erklärte er ihr, „Chingachgook muß doch seine Braut wieder bekommen. Zu diesem Zweck bin ich ja hierhergekommen. Der wäre mir ein schöner Freund, der dem andern in der Not nicht beistände, und was ich einmal versprochen habe, das halte ich auch und koste es das Leben." Judith mußte die Richtigkeit von Wildtöters Ansichten einsehen, und wieder stieg ihre Achtung und Bewunderung vor dem treuen, biederen Wesen des jungen Mannes.

Das Lagerfeuer der Irokesen brannte so nahe am Ufer, daß sein Schein hell auf den See hinausfiel. Um aus dem Lichtbereich herauszukommen, mußten sie ziemlich nahe bis an das Ufer fahren. Endlich war eine passende Stelle gefunden. Chingachgook ließ den Anker herunter, machte ein Boot frei, und die beiden Freunde stiegen hinein.

Mit sicherer, ruhiger Hand leiteten sie das Kanu an die Stelle, die Wah ihnen als Treffpunkt bezeichnet hatte. Der Delaware war der erste, der das Land betrat. Vorsichtig suchte er den Strand ab, aber vergebens. Wah-ta-wah war nicht da.

Eben teilten sich die Wolken ein wenig im Osten und für wenige Minuten wurde deutlich und hell der so sehnlichst erwartete Stern sichtbar. Wohl war es möglich, daß das Mädchen sich nicht unbemerkt hatte losmachen können; sie lauschten durch das Dunkel. Deutlich vernahmen sie das Gewirr der Stimmen vom Lager herüberdringen, hin und wieder das Lachen eines Kindes, oder das klägliche Weinen eines Säuglings. Einige Male war es ihnen, als näherten sich Schritte; aber immer wieder verlor sich das Geräusch. Das Lager selbst konnten sie von ihrem Standort aus nicht überblicken, nur an den hell beleuchteten Baumwipfeln merkten sie, daß das Feuer nicht weit von ihnen entfernt sein konnte.

Nachdem sie eine Viertelstunde etwa in höchster Spannung gewartet hatten, schlug Wildtöter dem Freunde vor, die Landzunge zu umschiffen, um von vorne einen Blick in das Lager werfen zu können. Vielleicht würden sie so Auskunft über Wah-ta-wahs Verbleib erhalten. Der Delaware jedoch wollte die Stelle nicht verlassen, aus Sorge, das Mädchen könnte inzwischen kommen und enttäuscht umkehren, wenn sie niemanden hier fände.

So bestieg Wildtöter allein das Boot. Lautlos glitt der Kahn unter den niederhängenden Zweigen der Büsche hindurch, bis er eine Stelle erreichte, die vom Lichtschein hell beleuchtet war. Er befand sich nun in einer Linie mit der Arche und dem Lager.

Er richtete sich im Boote auf und konnte so den ganzen Lagerplatz überblicken. Eben wurde von neuem ein mächtiges Bündel dürren Reisigs auf das Feuer geworfen; hoch loderten die Flammen empor und leuchteten mit grellem Licht bis in die hintersten Winkel. Es war verhältnismäßig nur eine kleine Anzahl von Kriegern anwesend, unter ihnen aber erkannte Wildtöter sofort den Unterhändler vom Abend, Rivenoak. Er saß am Boden und bestaunte zum soundsovielten Male mit einigen Genossen den kleinen Elefanten; ein halbwüchsiger Knabe schaute ihm neugierig über die Schulter. Weiter hinten lagerten etwa acht bis zehn Krieger. Ihre Waffen lagen ihnen lässig über den Knieen oder auch in greifbarer Nähe am Boden.

Die Frauen standen alle in einer Gruppe beisammen; ihre Kinder sprangen um sie herum; sie schwatzten und lachten. Etwas abseits von ihnen saß ein häßliches altes Weib. Vergebens suchte des Jägers Auge das Mädchen, um dessentwillen er hierhergekommen.

Aber jetzt tönte ihm die keifende Stimme der Alten ins Ohr. Ihre giftigen Scheltworte waren nach dem Hintergrund gerichtet, aus dessen Dunkel nun ein jüngerer Krieger mit zwei Mädchen hervortrat. Offenbar hatte die Alte auf diese gewartet, und in einem der Mädchen, die sich nun zu den andern gesellten, erkannte Wildtöter die Gesuchte. Er sah auch, wie ihr Blick verstohlen durch die Zweige der Bäume den Himmel suchten. Die Alte ließ die blutunterlaufenen Augen auf Wah-ta-wah haften, es wurde dem jungen Beobachter klar, sie war der besonderen Obhut des Weibes anvertraut, und ein Entweichen war ihr unmöglich. Er wartete eine Weile, da schien es ihm, als ob die Frauen sich in ihre Hütten zurückziehen wollten. Vielleicht konnte er die Hütte erspähen, in der das Delawarenmädchen die Nacht verbringen sollte. Doch die Besorgnis, der ungeduldig wartende Freund könnte etwas Unbesonnenes unternehmen, ließ ihn lieber umkehren.

Zu seiner Beruhigung fand er Chingachgook noch an derselben Stelle, wo er ihn verlassen hatte. Er teilte ihm das Ergebnis seiner Nachforschungen mit, und nun beschlossen sie, das Lager vorsichtig zu umgehen und von der hinteren Seite aus alle weiteren Vorgänge zu verfolgen.

Sie brachten das Kanu an einen Platz, wo Wah-ta-wah es sehen mußte, sollte sie inzwischen von einer anderen Seite zur ausgewählten Stelle kommen.

Das Lager befand sich ungefähr in der Mitte der schmalen Landzunge; diese war beinahe eben, nur eine kleine Anhöhe erhob sich zwischen der Landungsstelle und dem Lager. Sicher war der Platz in der Absicht ausgewählt worden, daß dadurch das Lagerfeuer von der Landspitze aus nicht gesehen werden konnte.

Der Wald war hier fast frei von Unterholz, aber um so dichter standen die knorrigen Stämme uralter Eichen beisammen. Vorsichtig wanden sich

die Männer zwischen diesen hindurch und erklommen den niedrigen Hügel. Von hier aus konnten sie unbemerkt alles sehen, was drunten vorging. Ganz nahe hörten sie das leise Rauschen einer Quelle.

Wildtöter hatte recht vermutet; ein Teil der Frauen hatte sich bereits zurückgezogen. Ganz leise stiegen die beiden Späher den Hügel hinab und standen nun den plaudernden Frauen so nahe, daß sie jedes Wort des Gesprächs vernehmen konnten. Auch Wah-ta-wah war unter ihnen, ihr aber dicht zur Seite die alte Bärin, die sie nicht aus den Augen zu lassen schien. Wildtöter fühlte, wie der sonst so beherrschte Freund an seiner Seite zitterte, als er zum ersten Male wieder die liebliche Stimme seiner Braut vernahm. Und richtig, nun hörten sie deutlich, wie Wah-ta-wah den Stamm der Delawaren rühmte: „Wer hat noch nie den Namen des greisen Taniemund gehört," rief sie begeistert, „er ist so alt wie die Fichten des Waldes; aber von dem großen Salzsee bis zu den süßen Wassern redet man von ihm. Und wer kennt nicht das tapfere Geschlecht der Unkas? Wohl haben die Bleichgesichter ihre Gebeine niedergetreten, aber von ihren Taten erzählt man sich in allen Gauen. Die Huronenmädchen mögen ihre Augen öffnen. Ich sehe einen jungen Krieger, Chingachgook ist sein Name, und er ist schlank wie eine Esche."

Über die ernsten Züge der beiden Späher huschte bei diesen Worten ein Lächeln. Dann hieß der Mohikaner den Freund sich niederducken, und gleich darauf hörte man das Zirpen eines Eichhörnchens. So täuschend ähnlich drang der Laut von den Lippen des Delawaren, daß Wildtöter unwillkürlich nach den Baumwipfeln blickte. Die Irokesen achteten nicht darauf, der Ton war ihnen ja vertraut; nur Wah-ta-wah hörte auf zu sprechen, sie kannte dieses Erkennungszeichen des Geliebten. Doch wendete sie den Kopf nicht nach der Seite, woher der Laut gekommen, und erst als alle sich erhoben, um das Nachtlager aufzusuchen, spähten ihre Augen suchend in den Wald hinaus.

Nun war der entscheidende Augenblick gekommen. Die beiden Lauscher wußten, daß wenn das Mädchen erst im Zelt verschwunden war, sie jede Hoffnung auf das Gelingen ihres Planes für heute aufgeben mußten. Dann würde die Alte sich quer vor den Eingang niederstrecken, und an ein Entrinnen wäre nicht mehr zu denken. Schon faßte sie das Mädchen am Handgelenk, um sie mit sich zu ziehen, da wurden sie von einem Krieger angerufen, der die Alte eine Kürbisflasche am nahen Quell mit frischem Wasser füllen hieß. Die Alte befahl Wah-ta-wah sie zu begleiten. Um zur Quelle zu gelangen, mußten sie dicht an den beiden Spähern vorüber. Wildtöter sah, wie die Hand seines Freundes nach seinem Tomahawk fuhr. Sachte berührte er seinen Arm, um ihn vom vorzeitigen Handeln zurückzuhalten. Als sie aber vorüber waren, ließ Chingachgook von neuem den Lockruf des Eichkätzchens ertönen. Die Alte stutzte einen Augenblick, sah in die Baumkronen hinauf und meinte dann, der Laut

zu so später Nachtstunde bedeute nichts Gutes. Sie erreichten die Quelle und füllten die Flasche; aber während der ganzen Zeit ließ das Weib die Hand des Mädchens nicht los. Nun traten sie den Rückweg an. Jetzt — jetzt war der Augenblick zum Handeln gekommen. Mit einem einzigen festen Griff fuhr Wildtöters Hand der Alten an die Kehle, indes der Delaware seinen Arm um das Mädchen schlang, es emporriß und mit ihr nach dem Ufer eilte, wo das Kanu bereitlag.

Wildtöter brachte es indessen nicht übers Herz, der Alten den Garaus zu machen. Er löste von Zeit zu Zeit die Finger ein wenig von ihrer Gurgel, um sie Luft schnappen zu lassen, aber in den kurzen Pausen glückte es ihr ein- bis zweimal einen Schrei auszustoßen, der die Krieger am Lagerfeuer aufmerksam machte. Sie griffen nach ihren Waffen, sprangen auf und eilten der Anhöhe zu. Es war für Wildtöter die höchste Zeit zu flüchten. Er gab der Kehle der Alten noch einen letzten Druck, versetzte ihr im Ärger über ihr Gekreisch noch einen Stoß, der sie auf die Knie niederwarf, und eilte dann den Vorausgeflohenen nach, die schon im Kahn mit Besorgnis seiner warteten.

Rasch warf er die Büchse ins Boot, aber in dem Augenblick, wo er sich niederbückte, um dieses mit kräftigem Stoß vom Ufer hinwegzubringen, sprang ihm aus einem nahen Busch ein Indianer gleich einem wilden Panther auf den Rücken. Vergebens bemühte er sich, diesen abzuschütteln; so trieb er denn das Boot in den See hinaus, daß es mit dem einzigen Ruck wohl 30 Meter hinausflog, wobei er selbst das Gleichgewicht verlor und kopfüber nach vorn ins Wasser stürzte. Blitzschnell raffte er sich auf, denn auch sein Angreifer hatte ihn loslassen müssen, und nun entspann sich zwischen beiden, die bis über die Knie im Wasser standen, ein verzweifeltes Ringen. Doch bald mußte Wildtöter der Übermacht weichen, denn ein halbes Dutzend Wilder stürmte von allen Seiten herbei, um dem Stammesbruder beizustehen. Mit mannhafter Würde ergab er sich in sein Schicksal und ließ sich ruhig von der triumphierenden Horde nach dem nahen Lagerfeuer führen.

Dort empfing ihn Rivenoak, sein alter Bekannter; ein kaum merkliches Lächeln der Freude glitt über die Züge des roten Häuptlings, als er seinen Gefangenen erkannte. Leise teilte er den Umstehenden dessen Name mit, und in die allgemeine Stammesfreude mischte sich mancher Ruf des Staunens und der Bewunderung.

Man band ihm die Knöchel beider Füße mit einem Rindenseil zusammen, doch derart, daß er wohl noch umhergehen konnte, aber ein Entspringen unmöglich war. Die Hände ließ man ihm frei und gestattete ihm, sich am Ende eines Balkens in der Nähe des Feuers niederzusetzen, um seine Kleider zu trocknen. Sein Gegner von vorhin war ebenfalls damit beschäftigt, seine spärlichen Kleidungsstücke in der Nähe des Feuers auszubreiten.

Jetzt trat die Alte, deren Kehle er vorhin mißhandelt hatte, an ihn heran und machte ihrem empörten Herzen in einem Schwall gemeiner Schimpfworte Luft. „Du elendes Stinktier von einem Bleichgesicht," fauchte sie ihn an. „Dein eigenes Volk hat dich ausgestoßen. Du meinst, du seiest ein Delaware? Du bist nichts anderes als ihr Schaf. Ein roter Mann will von dir nichts wissen! Du rühmst dich, du habest unsern tapferen Krieger erschlagen. Nimmermehr. Sein Geist entfloh vor deinem Anblick. Ich höre ein Schreien von einem Schwein; es kommt aus dem Munde eines Blaßgesichts, das den Lohn empfängt für seine Taten. Du Spinne, du Kröte du." — Ihr Redeschwall wurde jählings unterbrochen durch Rivenoak, der auf den gelassen zuhörenden Gefangenen zutrat und die Alte nicht gerade sanft zur Seite schob.

„Sei willkommen, mein Freund," redete er ihn freundlich an, „im Lager der Huronen brennt ein warmes Feuer, wo das Bleichgesicht seine

Kleider trocknen kann." — „Ich danke dir, Hurone," antwortete Wildtöter, „zwar lieber nenne ich dich Mingo. Das Bad vorhin war kalt, und das Feuer ist mir drum fast so lieb, als wenn es im Lager der Delawaren brennte." — „Mein Bruder ist ein Freund der Delawaren," entgegnete der andere, „ebensogut mag er ein Freund der Huronen heißen." — „Halt, halt, mein Lieber," erwiderte Wildtöter, „für mich ist das ein gewaltiger Unterschied. Doch sage mir das, was du von mir willst, deutlicher. Meine Ohren sind Ohren eines Bleichgesichts und verstehen die Teufeleien eines Mingo nicht so leicht!" — „Mein Bruder hat eine gerade Zunge, er sagt, was er denkt. Wohlan, ich will offen mit ihm reden. Mein Bleichgesichtfreund lebt bei der Moschusratte, doch ist sie sein Freund nicht. Die Moschusratte lebt im Wasser; sie ist kein Tier und auch kein Fisch; sie ist nicht weiß und nicht rot. Sie geht auf Skalpe aus, aber die Hände meines Bruders sind rein. Mein Bruder mag zurückkehren in das Nest der Moschusratte und sagen, er sei den Huronen entkommen. Und wenn die Moschusratte die Augen geschlossen hat, dann wird Falkenauge die seinen offen halten, und ein Feuer wird auflodern. Wie wird die Beute dann verteilt? Die Huronen werden mitnehmen, was Falkenauge ihnen geben mag. Die Skalpe werden sie nach Kanada senden, denn das Blaßgesicht begehrt ihrer nicht!" — „Das ist ja wundervoll, Mingo, was du dir da ausgesonnen, einfach wundervoll," antwortete Wildtöter, als dieser schwieg. „Ich muß sagen, ich bewundere deinen Geist, der diese Teufelei sich ausgedacht hat. Ich werde also zurückkehren und das Brot der Moschusratte essen, und mit seinen Töchtern werde ich lachen, und wenn sie alle fest vertrauen auf Wildtöters Treue, dann werde ich ihre Skalpe meinen Freunden, den Huronen, ausliefern!" — „Mein Bruder ist sehr klug," erwiderte der Mingo mit sichtlicher Befriedigung, „er ist im Herzen ein Hurone, wenn auch seine Haut weiß ist." — „O Mingo, kannst du denn nur einen Augenblick glauben, daß ich, ein weißer Mann von der Fußspitze bis zum Scheitel, zu solch einer Niederträchtigkeit mich hergäbe? Die schwimmende Tom — ich gestehe es offen — ist mein Geschmack nicht, so wenig wie die hohe Fichte, wenn schon ihr hoher Wuchs, ihre Kraft mir Eindruck machen könnte. Aber nimmer — selbst meinem schlimmsten Feinde nicht — würde ich tun, was du mir ansinnst."

Der Häuptling schwieg eine Weile, dann fing er nochmals an: „Die Moschusratte hat zwei schöne Töchter. Liebt mein Bruder die wilde Rose? Warum ist er an den See gekommen? Hat ein dünner Faden ihn herangezogen, den ein schönes Mädchen gesponnen hat?" — „Jetzt, Häuptling, kommst du schon eher auf die Spur, wenn auch nicht ganz so, wie du zu meinen scheinst. Wohl hielt ein Mädchen einen solchen Faden in der kleinen Hand, aber es waren Delawarenhände, und das andere Ende schlingt sich um ein Delawarenherz. Hast du je den Namen Chingachgook nennen hören?"

Der Häuptling sann nach, und allmählich schienen ihm die Vorgänge dieser Nacht klar zu werden. Er stand auf und teilte seinen Genossen mit, was er soeben erfahren hatte.

Doch Wildtöter blieb nicht lange allein. Der junge Krieger, den er vorhin an Wah-ta-wahs Seite gesehen hatte, kam auf ihn zu. Sein Auge blickte drohend und finster, als er sagte: „Ich heiße Pantherkatze." — „Und ich bin Falkenauge," erwiderte der Angeredete gelassen. „Mein Auge ist scharf; und die Pantherkatze, kann sie weit springen?" — „Bis in die Dörfer der Delawaren. Falkenauge hat mir mein Weib gestohlen, ich werde es mir wieder holen aus ihrem Wigwam und Falkenauges Skalp wird den Giebel meiner Hütte zieren." — „Oho! Falkenauge hat nichts gestohlen. Das Mädchen gehört einem Delawaren, und er hat sein Eigentum sich zurückgeholt." — „Der Delaware ist ein Fisch; er lebt im Wasser und scheut sich, ans Land zu kommen und einem Huronen zu begegnen." — „Da irrst du dich aber gewaltig, Pantherkatze. Es ist noch keine Stunde her, da stand dir der Delaware so nahe, daß er dich hätte niederschießen können. Und bilde dir nicht ein, daß das Mädchen dich zum Manne begehrt hätte. Ihr Herz gehört dem Delawaren; seinem Ruf ist sie gefolgt. Such' dir ein Weib unter den Mädchen der Huronen."

Das Gespräch wurde unterbrochen durch die Dazwischenkunft Rivenoaks, der dem jungen Krieger kurz befahl, sich zu entfernen. Wieder ließ er sich neben Falkenauge nieder und begann: „Ich habe den Worten meines Bruders nachgedacht. Er hat recht, er darf seine Freunde nicht verraten." — „Es ist mir lieb, daß du das einsiehst, Häuptling," entgegnete Wildtöter; „doch sprich offen, was willst du von mir?" — „Die Huronen wissen, daß sie einen weißen und tapferen Krieger der Bleichgesichter im Lager haben. Sie werden ihn darnach behandeln. Soll er gemartert werden, so werden seine Leiden derart sein, daß ein gewöhnlicher Mann sie nicht ertragen kann. Soll er aber ein Freund sein, so wird die Freundschaft der Häuptlinge ihm zuteil werden."

Wildtöter sann einen Augenblick nach, dann sagte er: „Ich bin in eurer Gewalt, Hurone. Macht mit mir, was ihr wollt. Ich will mich nicht rühmen, daß ich ein Held sein werde im Ertragen körperlicher Schmerzen. Ich weiß das noch nicht, denn ich bin noch nie geprüft worden. Ich weiß, daß die Rothäute ungleich mehr aushalten als die weißen Männer; aber meine ganze Kraft werde ich zusammennehmen, um dem Volke, das mich erzogen hat, keine Schande zu machen ..."

Jede weitere Rede stockte ihm, denn plötzlich stand Hetty Hutter gleich einer Geistererscheinung vor ihm. Der Hurone bemerkte die Bestürzung des jungen Mannes, und als er das Mädchen erblickte, stand er auf und sandte einige Krieger aus, die sich erkundigen sollten, was ihr Kommen zu bedeuten habe.

„Wie kommt Ihr hierher, Hetty?“ fragte Wildtöter das Mädchen. Hoffentlich bringt Ihr keine schlimme Kunde. Sind Chingachgook und Wah-ta-wah glücklich auf der Arche gelandet? Sind Euer Vater und Harry Hurry erwacht? Sie sollen doch ja ihre Gier nach Skalpen bemeistern. Es wird ihnen wieder nicht glücken. Doch sprecht, was habt Ihr mir zu berichten?“ — „Judith hat mich geschickt, Wildtöter. Ich soll mit den Mingos wegen Euch verhandeln und sie überreden, Euch freizugeben für einige andere Tiere.“ — „Liebes Kind, das ist für's erste weniger wichtig; denn obwohl ich nicht höre, was die Krieger dort verhandeln, so weiß ich es doch. Sie wollen Euer Kanu, das Euch hergebracht hat, abfangen. Das darf aber unter keinen Umständen geschehen. Darum kehrt, so schnell es Euch möglich ist, zurück. Sagt Eurem Vater und Harry Hurry, sie sollen die Arche immer in der Mitte des Sees halten. Es müssen ja demnächst Truppen aus der Garnison euch zu Hilfe kommen.“ — „Was soll ich Judith von Euch sagen, Wildtöter, sie wird mich wieder zurückschicken, wenn ich ihr nichts berichten kann.“ — „So sage ihr die Wahrheit, Mädchen, ich sei in der Gewalt der Rothäute. Was sie mit mir beginnen werden, weiß ich noch nicht; aber ich habe einen ihrer tapfersten Krieger erschlagen. Das werden sie mir nicht vergessen. Der Häuptling wollte mich vorhin bestechen, euch zu verraten; aber deswegen könnt ihr ohne Sorge sein. Daß ich Loblieder singen werde, wenn sie mich martern, glaube ich zwar kaum, aber sicher weiß ich, daß ich meine Freunde nicht ins Verderben bringen werde.“

Während er noch sprach, trat der Häuptling abermals zu ihnen. Er schickte Hetty zu den Indianermädchen; sie gehorchte furchtlos und wurde von diesen nicht unfreundlich aufgenommen. Man wies ihr einen Platz zum Schlafen an und gab ihr sogar ein Fell, sich zu bedecken, und es währte auch gar nicht lange, so schlief sie auf ihrem harten Lager inmitten der Feinde so friedlich wie daheim in ihrer Kammer.

Da die Rothäute nun wußten, daß der Ort ihres neuen Lagers entdeckt war, hielten sie es, entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, für geraten, während der Nacht einige Wachen aufzustellen. Einer saß am Lagerfeuer, ein zweiter mußte an der Landspitze Ausschau halten, und ein dritter schritt indessen das ganze Ufer auf und ab.

Es mochte etwa Mitternacht sein, als der Wachposten am Feuer einen leisen Schritt vernahm. Er schaute auf und erkannte das schwachsinnige Mädchen der Bleichgesichter, das furchtlos auf ihn zukam. Hetty war aus kurzem, aber friedlichem Schlaf erwacht, und da sie fröstelte, ging sie ganz unwillkürlich zu der Feuerstelle, warf dürres Holz auf und schürte die Flamme. Weder die tiefe Dunkelheit noch die funkelnden Augen des Wächters, der jede ihrer Bewegungen verfolgte, verursachten ihr Unruhe. Sie redete ihn an, aber er verstand sie nicht. Doch war alles, was sie tat, so unversteckt und geschah mit solcher Selbstverständlichkeit, daß er sie

ruhig gewähren ließ. Sie blieb einen Augenblick traurig neben dem schlafenden Wildtöter stehen, dann schritt sie langsam dem Strande zu. Unterwegs begegnete sie dem Indianer, der das Ufer zu bewachen hatte. Als er ihren leichten Schritt hörte, eilte er herzu, aber als er die Schwachsinnige erkannte, ließ auch er sie anstandslos vorübergehen.

An der gesuchten Stelle, die sie mit ganz wunderbarem Instinkte wieder zu finden wußte, rief sie mit leiser Stimme den Namen ihrer Schwester übers Wasser. Sofort erhielt sie einen noch leiseren Gegenruf, und gleich darauf glitt ein Kanu, geleitet von Juditths kundiger Hand, ans Ufer. Hetty stieg ein, und lautlos, wie es gekommen, fuhr das Boot ins Wasser zurück. Nachdem es einen sicheren Abstand vom Ufer erreicht hatte, vermochte Judith ihrer Unruhe und Sorge nicht mehr Herr zu werden. „Was gibt's, Hetty?" flüsterte sie der Schwester zu. „Hast du ihn gesehen, konntest du mit ihm sprechen, was läßt er mir sagen?" — „Ja, Judith, ich habe mit ihm gesprochen; er saß am Feuer. Die Knöchel haben sie ihm gefesselt, aber an den Händen und Armen war er frei!" — „Und was sagte er dir, Hetty, was trug er dir auf? Sagtest du ihm, daß ich mich um ihn sorge?" — „Du fragst so viel, Judith, laß mich ein wenig besinnen. Ja — er sagte, wir sollten ohne Furcht sein, er würde seine Freunde nicht verraten, auch wenn sie ihn martern würden," — „Sagte er, daß sie ihn martern wollten? O Hetty, das ist furchtbar; was könnten wir tun, um ihm zu helfen?" Seufzend vergrub sie das Gesicht in beide Hände. „O Judith, er war ganz ruhig, er ist viel ruhiger als Harry Hurry, wenn er auch lang nicht so hübsch ist!" — „Darauf kommt es bei einem Manne überhaupt nicht an, Hetty, Wildtöter ist tausendmal mehr wert als Henry March; doch, das verstehst du nicht, und es hat keinen Wert, darüber zu streiten. Wir müssen nun die Arche wieder aufsuchen!"

Judith suchte die Stelle auf, wo sie die Arche verlassen hatten; aber die Fähre war nirgends mehr zu finden. Die Mädchen waren das Leben auf dem Wasser und die Einsamkeit der Wildnis so gewöhnt, daß sie darüber weiter keine Unruhe empfanden. „Gewiß dachte der Vater, wir schliefen in unserer Kabine, und ist wieder nordwärts der Burg zugefahren," meinte Judith. „Wir wollen uns auch nach der Mitte des Sees wenden; bei Tageslicht werden wir die Fähre schon wieder finden."

Sie hatte kaum ausgesprochen, als ein blitzartiges Leuchten für eine Sekunde die Ufer der Landspitze erhellte, dem gleich darauf ein scharfer Knall folgte. Gleich darauf durchbrach ein so furchtbarer Schrei die Stille der Nacht, daß beide sonst so beherzten Mädchen heftig erzitterten.

„Den Schrei hat ein Weib ausgestoßen," rief Judith außer sich. Sollte Wah-ta-wah etwas geschehen sein? Wir müssen ihr zur Hilfe eilen; der Schrei kam von der Landspitze, die wir soeben verlassen haben."

Ohne sich weiter zu besinnen und alle Sorge um das eigene Leben außer acht lassend, ruderten die Mädchen nach der bezeichneten Stelle zurück.

Jetzt kamen sie in den Lichtschein, der von mehreren Kienfackeln ausging, die am Ufer entlang sich bewegten. Sie senkten die Ruder, und das Bild, das sich ihnen bot, machte die Herzen der beiden Mädchen aufs neue erbeben.

Fast alle Bewohner des Huronenlagers mußten sich zusammengefunden haben. Sie umstanden im Halbkreis ein junges Mädchen, das, gehalten von den Armen eines jungen Kriegers, mit dem Rücken an einem Baum lehnte. Aus der offenen Brust quoll ein dicker Blutstrom hervor; das junge Ding rang in den letzten Zügen; endlich fiel das Haupt auf die Brust herab, und der Körper brach zusammen.

Judith verbarg schwer atmend das Gesicht in den Händen. Was sie gesehen, hatte sie aufs tiefste erschüttert. Aber es war nicht der Todeskampf des roten Mädchens allein. Für einen Augenblick hatte eine Fackel ein anderes Gesicht hell erleuchtet. Es waren Wildtöters tieftraurige Züge gewesen, der neben der Leiche des Mädchens gestanden, und die grimmigen Blicke des Hasses, die aus den Augen der Indianer wie Pfeile auf den jungen Mann schossen, sagten ihr, daß er auch für dieses Opfer würde zu büßen haben.

Sie lenkten schweigend das Boot wieder der Mitte des Sees zu, da sie auch jetzt in der durchdringenden Dunkelheit von der Arche nichts entdecken konnten. Nachdem sie so getan, was ihnen die Stunde zu gebieten schien, zogen sie die Ruder ein, legten sich nieder und ließen sich von der Strömung nordwärts treiben.

Hutters Tod

Bald nachdem die beiden Mädchen die Fähre verlassen hatten, waren Tom Hutter und Harry Hurry erwacht. Von dem Delawaren erfuhren sie in Kürze, was sich während der letzten Stunden ereignet hatte. Über den Verbleib seiner Töchter machte sich der alte Hutter wenig Sorge. Er wußte, daß Hetty durch den ihr anhaftenden Mangel von den Indianern nichts zu befürchten hatte, und daß Judiths Klugheit sie von jedem unbesonnenen Schritt abhalten würde.

Auch Wildtöters Gefangennahme berührte die beiden nur wenig. „Warum war der Junge so ungeschickt und ließ sich abfangen," waren Henry Marchs Gedanken, als er davon erfuhr. Ohnehin war ihnen der Tugendspiegel unbequem. Daß aber Judith seinetwegen sich in solche Gefahr begeben hatte, machte ihm den Jäger nicht angenehmer. Er schlug seinem alten Gesinnungsgenossen vor, sich ebenfalls mit der Arche an die Landspitze heranzumachen; vielleicht konnten sie jetzt doch noch irgend einen Vorteil erringen, da ihnen die Lagerstätte der Irokesen nun bekannt war.

Hutter hatte nichts dagegen einzuwenden, und so steuerten sie dem Ufer zu. Obwohl die Nacht von Wolken verfinstert war, unterschied der am

Ufer Wache haltende huronische Posten das sich nahende Fahrzeug, und seinem Munde entfuhr ein kurzer Laut der Überraschung.

Aber auch Harry Hurry hatte die Gestalt am Ufer wahrgenommen, und ohne einen Augenblick die Folgen eines solch unüberlegten Tuns zu bedenken, hob er die Büchse, zielte und drückte los. Die Folgen seiner unbesonnenen Tat haben wir bereits erfahren. Als er den Todesschrei des getroffenen Mädchens vernahm, brach er zunächst in ein lautes Gelächter aus, mit dem er allerdings seine Beschämung verdecken wollte. Denn nur zu schnell wurde ihm das Zwecklose, ja Gefährliche seines Handelns klar. Seine Genossen ersparten ihm auch die Vorwürfe nicht, wenn auch Tom Hutter seinen Ärger zurückhielt, da er den starken Arm des jungen Riesen in der nächsten Zeit nicht entbehren mochte.

Der Delaware sprach mehr in seinen Mienen als in Worten aus, wie verächtlich ihm dies Tun erschien, um so weniger hielt Wah-ta-wah mit den berechtigten Vorwürfen zurück. „Warum du schießen armes Indianermädchen?" rief sie ihm zu. „Du nicht gut. Irokesen nicht vergessen das. Blut für Blut. Du große Fichte, sie schwache Birke! Warum du so böse?" Der Riese vermochte kein Wort zu erwidern. Mit einem Blick, in dem halb Grimm, halb aber auch Zerknirschung deutlich zu lesen waren, wandte er sich von der Delawarin ab, als sei er ein Mann, der es unter seiner Würde fühlte, sich mit einem Weibe einzulassen.

Tom Hutter hatte sich am Steuer niedergelassen und lenkte nun die Arche nordwärts, der Burg zu.

Chingachgook hielt sich mit seiner Verlobten am entgegengesetzten Ende der Prahm auf, und Harry Hurry lief, mit sich selbst uneins, in finsteren Gedanken auf und ab.

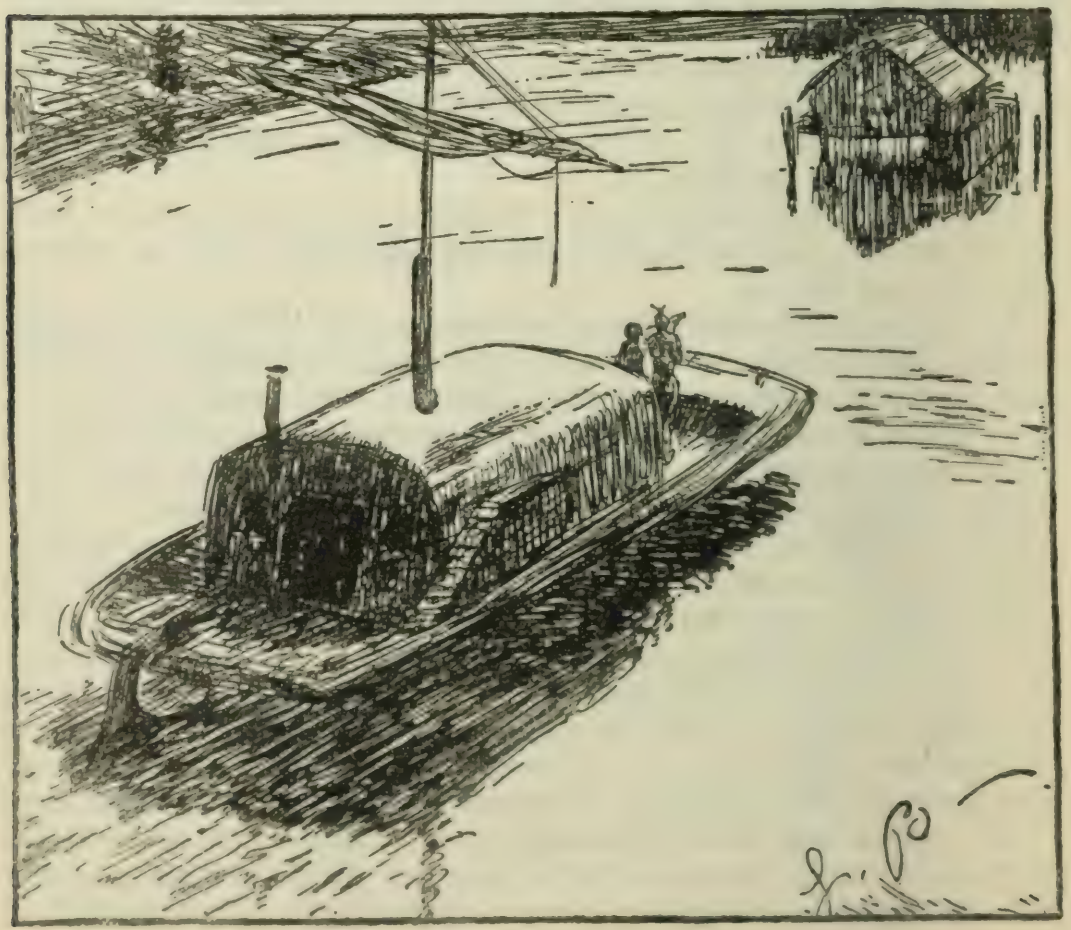
Es war, als all dies sich zutrug, Hochsommer, also die Zeit der kürzesten Nächte. Und so währte es auch nicht mehr lange, bis schon das erste dämmernde Grau des jung aufsteigenden Tages die Dunkelheit der Nacht zu durchbrechen begann. Wer einmal diesen wunderbar geheimnisvollen und ergreifenden Kampf des Lichtes mit der Finsternis selbst nach einer langen, finstern, durchwachten Nacht draußen in Gottes freier, herrlicher Natur miterlebt hat, mitgekämpft hat, wird das Herrliche dieser frühesten Morgenstunde nimmer vergessen. Deutlicher, immer deutlicher heben sich die gewaltigen Umrisse der Berge und Hügel aus der Finsternis, einzelne Formen werden deutlicher sichtbar, dort ein Baum, ein Busch, eben noch schreckhaft gespenstisch, nun klar erkennbar: Der Tag, der Tag bricht an! Was mag er bringen? Und nun ein Vogelschlag, von drüben kommt ihm Antwort, und nicht lange, und der ganze Chor der lieblichen Waldsänger fällt ein in das hohe, gewaltige Morgenlied zum Preise des Schöpfers.

Tom Hutter und Harry fühlten an diesem Morgen nicht viel von der Herrlichkeit dieser Stunden. Wohl sahen auch sie mit Befriedigung den Tag heraufsteigen, doch geschah dies aus Gründen rein praktischer Natur.

Konnten sie doch endlich Umschau halten, wo sie sich ungefähr befanden, und bald erkannten sie die Umrisse der Burg, die sich aus dem noch dunkeln Gewässer abhoben. Mit großer Beruhigung erblickte Tom Hutter auch bald darauf das Kanu, in dem er zu seiner Freude auch gleich die Gestalten seiner Töchter unterscheiden konnte. Der Wind mußte es in der Dunkelheit der Nacht in nicht allzu großer Entfernung an der Arche vorübergetrieben haben. Eine halbe Meile lag etwa noch zwischen der Burg und der Arche, und Hutter steuerte nun gerade auf das Kastell zu, in der Meinung, daß es während des Tages der sicherste Verteidigungsplatz für sie sei.

Der Delaware und Wah-ta-wah hatten währenddessen in der Kabine das Fernrohr entdeckt, und mit großer Verwunderung — sie hatten bis dahin noch nie ein derartiges Instrument in den Händen gehalten — machten sie sich damit zu schaffen, indem sie abwechselnd den See, die Ufer, die Burg, den Himmel, kurzum alles betrachteten.

Wieder hatte das Mädchen das Glas vor die Augen genommen, als sie plötzlich einen Ruf der Überraschung ausstieß und ihrem Verlobten das



Fernrohr hinreichend, ihn aufmerksam machte auf einen Gegenstand, den sie in der Nähe des Kastells entdeckt hatte. Dort schwamm ganz nahe der Palliſaden, deutlich erkennbar, ein Mokaſſin auf dem Waſſer.

Nachdem auch Chingachgook ihn geſehen, legte er das Glas beiſeite, trat zu den Männern am Steuer und rief ihnen zu: „Nicht nach Burg fahren, Huronen dort.“ — „Oho, Rothaut,“ erwiderte Harry, „ich glaube, du ſiehſt Geſpenſter. Mein Auge iſt gut, aber ich kann beim beſten Willen keinen Fetzen eines roten Teufels erkennen.“ — „Nicht Mingo ſehen, Mokaſſin dort,“ antwortete der Delaware ruhig.

Hutter war ſchweigend aufgeſtanden, hatte ſich das Fernglas geholt und ſuchte langſam und gründlich das Kaſtell ab. Endlich ſagte er: „Den Mokaſſin ſehe ich auch; aber der kann ebenſogut von mir, — oder einem von euch ſtammen als von einer Rothaut. Er mag auch ſchon länger im Waſſer liegen oder angeſchwemmt worden ſein, was ja ab und zu vorkommt. Sonſt aber kann ich nichts Verdächtiges merken. Immerhin iſt Vorſicht geboten.“

Harry zeigte ſein gewöhnliches, ſorgloſes, leichtſinniges Weſen; trotzdem nahm er ſehr gerne den Vorſchlag des Delawaren an, auf einem Kanu zuerſt an die Burg hinzufahren und den verdächtigen Mokaſſin einzufangen; man konnte an der Art der Fußbekleidung erkennen, ob er von einem Huronen ſtamme oder zu Hutters Mobiliar gehörte.

Die Aufgabe, zu der Chingachgook ſich angeboten hatte, war nicht ungefährlich, obwohl Harry ſie als ſehr belanglos hinſtellte. Waren wirklich Feinde in der Burg verborgen, ſo war der im offenen Kanu einzeln ſich Nähernde ihren Geſchoſſen ohne jegliche Deckung preisgegeben. Der Delaware ſowohl als das junge Mädchen waren ſich deſſen wohl bewußt, und mit bangendem Herzen ſah jenes dem ſich Entfernenden nach. Der Indianer hielt das Gebäude beim Heranrudern beſtändig im Auge. Aber ſo genau und gründlich er auch in alle Ecken und Winkel ſpähte, er konnte nichts entdecken, was ſeine Beſorgnis geſteigert hätte. Fenſter und Türen waren noch ebenſo feſt verſchloſſen wie bei ihrer Abfahrt. Das Tor an den Palliſaden war noch geradeſo verriegelt. Er fuhr um die Palliſaden herum und warf erſt auf dem Rückweg mit einer faſt unmerklichen Bewegung des Ruders den Mokaſſin in ſein Boot.

Dann ruderte er ruhig und ohne noch einmal umzublicken der Arche zu, ſo daß etwa verſteckte Feinde, die ihn beobachtet hatten, denken mochten, er kehre von einer Forſchungsreiſe völlig beruhigt zurück.

Es zeigte ſich, daß der Mokaſſin wirklich einem Mingo gehört hatte. Wah-ta-wah kannte die Art, wie dieſe ihre Fußbekleidung herſtellten, ganz genau, und der Indianer riet noch immer zur Vorſicht. Er hatte ſchon zu viel von Huronenſchlauheit im Wigwam ſeines Dorfes reden hören, als daß er völlig überzeugt geweſen wäre, daß kein Feind in der Burg ſich verſteckt halte.

Doch Hutter und Henry March wollten nichts davon wissen, und mit frischgespanntem Segel fuhr die Arche auf die Burg zu.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, aber jeden Augenblick konnten ihre leuchtenden Strahlen über die Gipfel der Hügel schießen und alles in ihrem wunderbaren Lichte überfluten. Da betrat Harry Hurry als der erste die Plattform der Burg. Er rüttelte mit seiner Riesenkraft an der verschlossenen Tür, dann erst fiel ihm ein, daß diese ja von innen verriegelt war und daß sie nur durch den Torverschluß der Palisaden und die Falltüre ins Innere des Gebäudes gelangen konnten.

Drum sprang er rasch zu Hutter in das Kanu, das dieser schon ins Wasser gelassen hatte. Der Indianer hatte inzwischen das Segel der Arche niedergelassen und war damit beschäftigt, diese an einem der äußeren Pfähle derart festzubinden, daß sie von der Burg aus nur mittelst eines Bootes erreicht werden konnte.

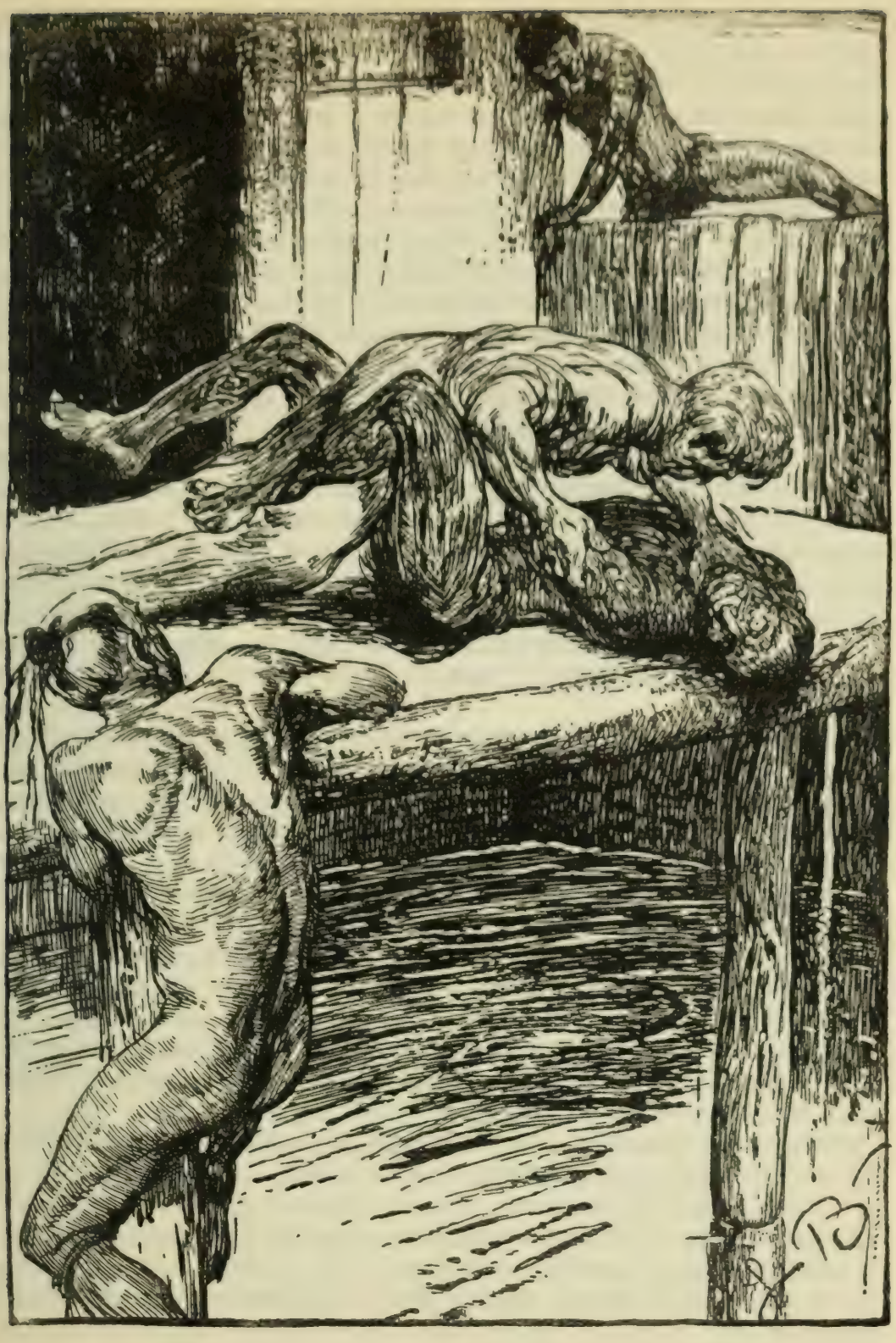
Harry Hurry hatte die Falltüre geöffnet, und gleich darauf hörte man seinen polternden Schritt die Treppe hinaufstolpern. Ihm folgte Tom Hutter auf dem Fuß, und die draußen vernahmen Harrys laute Stimme: „Nun aber Licht und Luft herein in die Bude." — Es folgte einen Augenblick lang eine Stille, dann ein dumpfer Fall wie von einem menschlichen Körper, ein heiserer Schrei, und in der nächsten Minute erdröhnte das ganze Haus von wildem Kampfgemenge, von Stößen, Schlägen, Auffallen, unterdrücktem Wutgeschrei und wilden Flüchen.

Der Delaware zauderte, er überlegte einen Augenblick, was er tun solle, die Waffen befanden sich noch alle auf der Arche, aber wie sollte er den Kämpfenden beikommen. Er wollte Wah-ta-wah bestimmen, auf einem Kanu Hutters Töchtern entgegenzufahren, um sie zu warnen; doch das Mädchen weigerte sich auf das entschiedenste, ihren Verlobten jetzt zu verlassen.

Da, mit einem Male öffnete sich die Tür des Blockhauses und heraus taumelten, von einer unsichtbaren Faust gestoßen, vier Indianer; ein fünfter wurde mit solch furchtbarer Gewalt herausgeschleudert, daß er wie betäubt am Boden liegen blieb. Nun folgte wie ein siegreicher Löwe Harry Hurry, und eine Zeitlang standen die Gegner alle nach Atem ringend einander wortlos gegenüber.

Harry Hurry war der erste, der den Kampf von neuem aufnahm. Mit einem gewaltigen Anlauf und einem einzigen Stoße schleuderte er den ihm Zunächststehenden über den Rand der Plattform ins Wasser; ihm folgte sofort ein zweiter, den dritten packte er um den Leib und warf ihn im Bogen über Bord.

Nun standen ihm noch zwei der Feinde gegenüber; der eine von ihnen war allerdings der größte und stärkste der ganzen Schar und ein erfahrener Krieger. Er hatte seine Kraft wohlweislich aufgespart und wartete ruhig den Angriff des Riesen ab. Dieser besann sich nicht; auch ihn versuchte er ins Wasser zu drängen; doch der gelenke, nackte Körper hielt



seinem Anprall stand. Und nun entspann sich zwischen diesen beiden Athleten ein fürchterliches Handgemenge; dabei hatte der Indianer den Vorteil, daß er nackt war und seine eingeölte, schlüpfrige Haut Harrys Hand immer wieder entglitt. Nun packte er seinen Gegner an der Kehle und versuchte mit den Füßen ihn zu Fall zu bringen, aber mit großer Behendigkeit entzog dieser sich immer wieder seinen Angriffen. In wilder Wut über seine vergeblichen Anstrengungen stieß ihn Harry plötzlich von sich, so daß er gegen einen Balken flog, wodurch er einen Augenblick betäubt war. Aber trotz des fürchterlichen Schmerzes, den er fühlte, rannte der Wilde von neuem auf den gefährlichen Gegner zu. Nun aber gelang es dem Riesen, diesen zu Boden zu schleudern, indem er sich mit der ganzen Schwere seines riesenhaften Körpers über ihn warf. In wildem Knäuel ineinander verwickelt, wälzten sich die Ringenden am Boden. Doch Harry war im Vorteil. Er packte die Kehle des unter ihm Liegenden und drückte sie so gewaltig, daß diesem die Augen aus den Höhlen quollen. Dabei preßte er den Kopf seines Opfers über den Rand der Plattform hinab, so daß es schien, als müsse diesem das Genick abbrechen. Da — als er seines Sieges sich schon sicher fühlte, wurde ihm plötzlich von hinten um beide Ellbogen ein Seil gewunden, und seine Arme wurden ihm auf dem Rücken so fest zusammengeschnürt, daß er seine Hände von dem Gegner ablassen mußte. Ein zweites Seil fühlte er gleich darauf um seine Knöchel gezogen, und wie ein hilfloser Klotz wurde er nach der Mitte der Plattform gezerrt.

Zwei der ins Wasser gestürzten Indianer war es gelungen, die Plattform wieder zu erklimmen, und mit Hilfe des dritten noch unbeschädigten, der noch ein gänzlich unerfahrener Bursche war und bis dahin dem Kampf der beiden Riesen tatlos zugeschaut hatte, war ihnen die Fesselung und Gefangennahme des gefährlichen Bleichgesichts gelungen.

Tom Hutter war indessen innerhalb des Blockhauses von drei anderen Huronen mit weniger Mühe überwältigt worden.

Chingachgook und seine Verlobte hatten von der Arche aus dem ganzen furchtbaren Schauspiel zugesehen, das sich schneller, als sich erzählen läßt, vor ihren Augen abgespielt hatte. Einen Augenblick hatte er daran gedacht, auf einem der Kanoes nach dem Ostufer zu entfliehen und in sein Dorf zurückzukehren. Aber der Gedanke an den gefangenen Wildtöter hatte ihn sofort davon abgehalten.

Tätig in den Kampf auf dem Kastell mit einzugreifen, daran verhinderte ihn die Sorge um das Mädchen, das dann ohne jeglichen Beistand auf der Arche zurückgeblieben wäre. In dem Augenblick, als Harry von den Wilden gefesselt wurde, wollte er schießen; doch ehe er zielen und abfeuern konnte, war Harry gebunden, und einen Feind zu töten, ohne auch seinen Skalp erbeuten zu können, lief den Sitten und Gebräuchen seines Stammes zuwider.

Er sah sich nach Tom Hutters Töchtern um. Ihr Kanu war schon in ziemlicher Nähe der Burg, doch schienen sie erst jetzt zu bemerken, daß ein Kampf stattgefunden hatte. Sie hielten mit Rudern inne und versuchten, sich über das Vorgefallene zu unterrichten. Vergeblich bemühte sich Wah-ta-wah, ihnen durch Winken und Zeichen zu verstehen zu geben, daß sie die Burg umschiffen und von der andern Seite sich der Arche nähern sollten, wo sie Deckung und Schutz gefunden hätten. Hatte Judith sie nicht verstanden oder mißtraute sie dem Delawarenmädchen? — kurzum — Judith trieb das Boot langsam in das offene Wasser zurück.

Nun besann auch Chingachgook sich nicht länger; er wollte die Arche flott machen und die Mädchen darauf bergen. Aber er verstand es nicht, mit dem Segel umzugehen, und auch des Ruderns war er ungeübt. So kam es, daß die Fähre wohl sich drehte, aber mit ihrem hinteren Ende zwischen zwei Pfosten der Palliſaden hängen blieb. Schließlich streifte sie mit der Seite die Plattform. Wären die Huronen nicht von dem Kampfe zu erschöpft gewesen, so hätten sie sich diesen Vorteil unfehlbar zunutze gemacht und hätten das schwerfällige Fahrzeug mit Leichtigkeit erstürmt; so aber hatten sie sich ins Innere des Hauses zurückgezogen und spähten durch die Schießscharten nach einer Gelegenheit, von ihren Waffen Gebrauch zu machen.

Der gefesselte Harry lag noch immer auf der Plattform, und sein schwer verletzter Gegner lehnte mit dem Rücken gegen das Blockhaus in halb bewußtlosem Zustand.

Harry, der Chingachgooks vergebliche Bemühungen, vom Blockhaus loszukommen, mit ansah, rief ihm zu, mittelst eines Hakens das Fahrzeug abzustoßen, dann aber seinem Gegner mittelst der Büchse vollends den Garaus zu machen. Da aber kam Wah-ta-wah ein prächtiger Einfall. Sie hatte, durch eine Luke der Kabine spähend, bemerkt, daß des Riesen Hände ja frei waren.

„Rollen, große Fichte, rollen, fallen in Prahm," rief sie ihm zu, „dann Chingachgook schießen, wenn Huronen kommen!"

„Alle Wetter," antwortete dieser erfreut; „das könnte man wahrhaftig versuchen."

Mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft wälzte er seinen schweren Körper nach dem Rande der Plattform. Wohl sah er, daß das Fahrzeug nicht ganz dicht anlag, aber zum Warten war keine Zeit, und so ließ er sich ins Wasser fallen. Er war ein sehr geschickter und kühner Schwimmer, und es glückte ihm, das Gesicht über dem Wasser zu halten.

Wah-ta-wah hatte von ihrem Standort aus jede seiner Bewegungen beobachtet. Nun schlüpfte sie leise aus der Kabine, obgleich gerade die ersten Schüsse vom Blockhaus herüberfielen. Sie warf dem hilflos und mühsam im Wasser sich Haltenden ein Tau zu, das dieser mit den freien

Händen und den Zähnen auch zu erfassen vermochte. Die Arche war inzwischen auch langsam vom Blockhaus abgetrieben worden, und Harry wurde von dem Seil einige Meter hinter ihr mitgeschleift. Seine Feinde glaubten ihn sicher genug gefesselt und kümmerten sich darum weiter nicht um ihn; auch war er durch die Plattform und die Palliſaden für den Augenblick ihren Blicken entzogen.

Aber auch Chingachgook, dessen ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet war, möglichst bald außer Treffweite zu gelangen, bemerkte Harrys verzweifelte Lage erst, als Wah-ta-wah ihn darauf aufmerksam machte. Sogleich versuchten beide, das Tau von der Kajüte aus einzuziehen. An diesen Bemühungen erst bemerkten die enttäuschten Huronen, daß ihnen ihre Beute entkommen war. Ein Hagel von Geschossen regnete nun auf den Schwimmenden nieder, aber alle Kugeln prallten an der Oberfläche des Wassers ab, ohne ihr Ziel zu erreichen.

Inzwischen aber gelang es den vereinten Anstrengungen der Ziehenden, Harry bis an die Arche heranzubringen. Gedeckt von der Kajüte konnten sie ihm vollends herauf helfen. Sie durchschnitten seine Bande, und gerettet, aber völlig erschöpft, sank der Befreite auf dem festen Boden des Fahrzeuges nieder.

Die Indianer heulten vor Wut, als sie sahen, daß ihnen ihr Opfer entwischt war. Drei von ihnen sprangen sofort in das Kanu, das unter der Falltüre lag, um die Verfolgung aufzunehmen.

Aber als sie bemerkten, daß sie ohne jegliche Deckung den Gewehren der Fliehenden preisgegeben waren, ließen sie von diesem nutzlosen und törichten Beginnen ab. Sie suchten instinktiv ein anderes Ziel, an dem sie ihre Rachsucht befriedigen konnten, und jagten nun dem Kanu der beiden Mädchen nach.

Judith war im Rudern äußerst sicher und erfahren, aber sie erschrak doch, als sie bemerkte, daß die Rothäute es nun auf ihre Gefangennahme abgesehen hatten.

Sie hatte wohl einigen Vorsprung, aber unmöglich konnte ihre Kraft auf die Dauer der ihrer Verfolger standhalten, denn mit Hettys Hilfe konnte sie kaum rechnen. Eine Zeitlang konnte sie den Abstand zwischen sich und jenen halten, als aber die drei Männer sich im Rudern ablösten, wußte sie, daß ihr Widerstand nicht mehr von langer Dauer sein konnte. Trotzdem ruderte sie mit äußerster Kraft, und die Huronen, die bemerkten, daß der Zwischenraum zwischen den Mädchen und ihnen wieder im Wachsen war, und die sich doch von einem schwachen Weibe nicht beschämen lassen wollten, ruderten nun mit solcher Gewalt drauf zu, daß eines ihrer Ruder brach.

Dadurch war für sie jede Aussicht auf Erfolg dahin; sie stellten die Jagd ein und kehrten nach der Burg zurück.

Nach einer Stunde etwa sahen die Mädchen und die Insassen der Arche

auf dem See, wie das Kanu, beladen mit einer Anzahl Kriegern, das Blockhaus verließ und nach dem jenseitigen Ufer zusteuerte.

Nun näherte sich sowohl die Arche als auch das Boot der Mädchen dem Kastell. Die Mädchen langten zuerst an, und vorsichtig umschiffte Judith erst Tom Hutters schwimmendes Haus, ehe sie anlegte. Dann schickte sie Hetty, die von den Rothäuten ja wenig zu fürchten hatte, hinein, um auszukundschaften, ob die Burg wirklich von Feinden geleert sei.

Nach wenigen Minuten erschien Hetty wieder und versicherte der Schwester, daß sie nichts Verdächtiges habe finden können. „Ich bin durch alle Räume gegangen; sie sind sämtlich leer, nur Vater schläft in seinem Gemach; doch scheint er zu träumen, denn er war sehr unruhig und redete wirres Zeug."

„Sollte Vater etwas geschehen sein," rief Judith erschrocken; „laß uns doch gleich nach ihm sehen." Beherzt betraten sie Tom Hutters Kammer; ihr Vater lehnte in einer Ecke, die Mütze tief übers Gesicht gezogen, durch seinen Körper lief ein eigenartiges Zucken. Nichts Gutes ahnend, trat Judith hinzu und nahm ihm die Mütze vom Gesicht. Der Anblick, der sich den entsetzten Mädchen bot, war fürchterlich.

Die teuflischen Mingos hatten dem alten Manne bei lebendigem Leibe die Kopfhaut abgezogen. Das zuckende, blutige Fleisch, die Adern und Muskeln lagen bloß. Auch aus der Brust quoll ein Blutstrom heraus, und noch immer atmete der Unglückliche.

An allen Gliedern bebend, standen die Mädchen da. Da öffnete er die Augen und erkannte seine Töchter. „Wasser," kam es über seine Lippen, und nachdem er den erfrischenden Trunk genommen, schienen ihm noch einmal die Kräfte zurückzukehren.

„Vater, Vater," schrie Judith verzweifelt, „sprich, was können wir für dich tun?" — „Vater?" sagte der alte Mann klar und deutlich. „Ich bin euer Vater nicht. Die dort draußen im See versenkt liegt, die war eure Mutter. In der Truhe — dort findet ihr alles. — Gebt mir mehr Wasser!"

Die Mädchen wußten nicht, wie sie sich diese Worte deuten sollten; waren es die irren Reden eines Fiebernden? Hetty brach in Tränen aus, aber Judith konnte es nicht hindern, daß es durch ihre Brust wie ein Gefühl der Befreiung zog. Sie hatte öfters etwas ihr so gänzlich Fremdes, Unerklärliches empfunden in dem Verhältnis zu dem Manne, den sie, solange sie denken konnte, „Vater" genannt.

Aber es war jetzt keine Zeit darüber nachzusinnen. Sie sahen beide, daß das Leben des alten Mannes nur noch nach Minuten zählte, und ihre ganze Aufmerksamkeit wandten sie darauf, ihm diese letzte Spanne Zeit zu erleichtern.

Sie betteten ihn sorgfältig auf Kissen und Decken am Boden, und während Judith immer wieder seine verdorrten Lippen netzte, holte Hetty ihre Bibel hervor und suchte in ihrer kindlichen Art der fliehenden Seele Trost und Halt aus dieser Quelle des Lebens zu spenden.

Als Judith die Arche landen hörte, ging sie leise hinaus. Sie brauchte nicht zu sprechen; ihr Anblick genügte, um den Ankommenden zu verraten, daß etwas Furchtbares geschehen sein mußte.

Während der Delaware und seine Verlobte die Fähre befestigten, trat Harry Hurry ins Haus, leiser als es sonst seine Art war. Der Anblick seines alten Kampfgenossen erschütterte auch ihn, doch verbarg er seine Ergriffenheit hinter seinen Worten.

„Na, alter Tom," redete er den Sterbenden an, „Euch haben die Rothäute aber übel mitgespielt; da sie keine Waffen hatten, dachte ich nicht anders, als daß sie Euch eben gebunden hätten."

Der Verwundete starrte den Sprecher mit wilden Blicken an; offenbar bemühte er sich, ihn zu erkennen: „Wer bist du?" fragte er mit seltsamem Ton. „Bist du der Obermatrose, der jene schreckliche Fahrt mit mir gemacht?" — „Nein, nein," erwiderte der andere. „Zwar viel hätt's nicht gefehlt, so hätte ich diese Fahrt ins Unbekannte mit Euch gemeinsam unternommen. Sagt, kennt Ihr Harry Hurry nicht mehr, der mit Euch auf die Skalpjagd gegangen? Die ist Euch allerdings schlecht bekommen, und ich glaube, ich lasse dies Geschäft in Zukunft ruhen."

Die Sinne des Kranken verwirrten sich mehr und mehr. Er brachte nur noch stoßweise abgerissene Worte hervor, deren Zusammenhang sich die Umstehenden nicht erklären konnten. Hetty flüsterte dem Sterbenden einzelne Bibelworte ins Ohr. Bald wurde der Atem röchelnd, die Augen öffneten sich noch einmal, als suchten sie in der Ferne, dann noch ein langer, schwerer Seufzer und Tom Hutter hatte ausgelitten.

Die Mädchen weinten leise, während man nun die Anordnungen zum Begräbnis traf. Sie beschlossen, den alten Mann draußen im See zu versenken, an derselben Stelle, wo seine Frau hinabgelassen worden war, und die Hetty genau kannte, da sie manches Mal im Schein der untergehenden Sonne hinausgerudert war, um dort zu weinen oder ihre Abendandacht zu verrichten. Sie schlugen den Leichnam in ein Laken, beschwerten ihn mit Steinen, die sie aus dem Kamin lösten, und als der Tag zu schwinden begann, fuhren sie mit der Arche hinaus und ließen an zwei Seilen Tom Hutters Leiche in ihr nasses, kühles Bett.

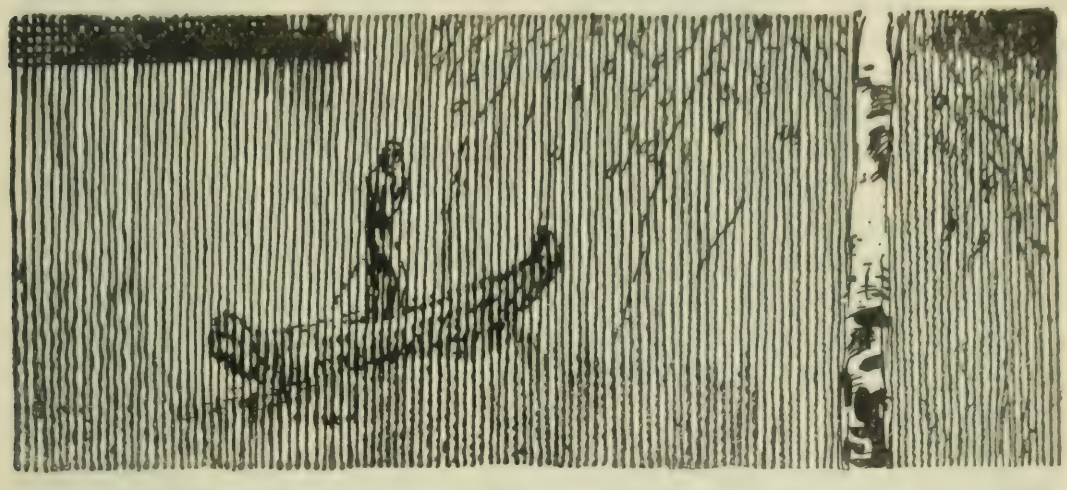
Wildtöter auf Urlaub

Auf der schweigsamen Heimfahrt trat Judith zu der weinenden Hetty, legte den Arm liebevoll um sie und forderte sie auf, mit ihr in das Kanoe zu steigen, da sie mit ihr allein zu sprechen habe.

„Hetty," begann sie, als sie sich allein sahen, „wir müssen uns nun klar darüber werden, was wir in der nächsten Zeit zu tun haben. Wir sind nun ganz verlassen und können nicht länger hier bleiben."

„O Judith," rief das arme Kind, und von neuem stürzten ihr Tränen aus den Augen, „warum müssen wir fort? Wir haben doch das Blockhaus und die Arche, und niemand wird zwei schutzlose Mädchen von ihrem Besitz vertreiben wollen." —

„Du kennst die Menschen nicht, Hetty, und nicht das Leben. Weißt du nicht mehr, wie schwer es manchmal sogar Vater wurde, uns zu ernähren? Wir beide können es nicht; und obendrein ist jetzt doch Krieg!" — „Ach, Judith, ich möchte aber so viel lieber hier bleiben, wo wir aufgewachsen sind, wo alles uns bekannt und vertraut ist, wo wir die Gräber der Mutter und nun auch des Vaters haben; denn wenn er auch sagte, daß er unser Vater nicht sei, er war doch gut zu uns und sorgte für uns, und ich hatte ihn lieb. Und in den Ansiedlungen leben so viele Menschen, die



schlecht sind und nichts von uns wissen wollen; der liebe Gott wird uns schon beistehen und uns Nahrung und Kleidung geben." —

„Es hilft nichts, Hetty, wir können nicht bleiben, glaube mir. Und dann, Vater sagte, in der Truhe würden wir Aufschluß über unsere Vergangenheit, vielleicht auch einen Wink für die Zukunft finden." —

„Wenn du aber heiraten würdest, Schwester? Harry Hurry liebt dich, und einen schöneren und stärkeren Mann gibt es nicht mehr." —

„Sei still, Hetty," gebot ihr Judith streng, „so etwas darfst du nie sagen. Von Henry March will ich nichts wissen, davon kann gar keine Rede sein."

Traurig senkte Hetty den Kopf; als sie ihn wieder erhob, lag ein rührender Ausdruck der Ergebung in ihrem Blick. „Wir wollen beten, Judith," sagte sie, „dann wird alles gut werden, und Gott wird auch in den Kolonien mit uns sein."

In tiefer Andacht kniete sie nieder, und während sie betete, war Judith bemüht, das Boot der Arche wieder zuzulenken. Plötzlich stutzte sie; ganz nahe der Burg erkannte sie ein Kanu. „Schau, Hetty," rief sie der Schwester zu, „was sieht man dort?" —

„Ein Kanu ist's," antwortete diese ruhig, „ich bemerkte es schon vorhin. Ein einzelner Mann sitzt darin, ich glaube, es ist kein Hurone, sondern Wildtöter." —

„Wildtöter?" rief Judith erfreut, „doch das kann ja kaum möglich sein; der ist doch von den Mingos gefangen."

Eben kam das Boot, das für kurze Zeit ihrem Gesichtskreis hinter den Palliſaden sich entzogen hatte, wieder zum Vorschein, und nun erkannte auch Judith trotz der rasch hereinbrechenden Dunkelheit die aufrechte Gestalt des jungen Mannes.

„Er ist's, er ist's," jubelte sie und „willkommen, Wildtöter!" rief sie laut über den See dem Herankommenden entgegen.

Auch er hatte die beiden Mädchen erblickt, und sein ehrliches Gesicht blickte ihnen mit warmer Teilnahme und Herzlichkeit entgegen.

„Wie kommt Ihr hierher, Wildtöter?" rief Judith ihm entgegen. „Seid Ihr den heimtückischen Rothäuten entwischt?" —

„Nein, Judith, das wäre ein Ding der Unmöglichkeit; mit mehr als hundert Augen bewachen sie mich. — Doch ihr habt Trauriges erlebt heute, Mädchen; ich weiß alles; ich habe es aus den Reden der heimkehrenden Huronen vernommen. Herzlich leid tut es mir. Ihr habt euren treuen Beschützer verloren, und ich wollte euch gerne versprechen, euch an seiner Statt für Nahrung zu sorgen, wenn nicht — —"

„Ihr habt uns noch immer nicht gesagt, wie es Euch möglich geworden ist, hierher zu kommen," unterbrach ihn Judith.

„Ich bin auf Urlaub," erwiderte Wildtöter ruhig. „Die Rothäute haben mir Aufträge an euch alle erteilt, aber bis die Sonne morgen Mittag im Zenit steht, muß ich wieder zur Stelle sein." — „Das werdet Ihr nicht tun, Wildtöter," sagte Judith rasch, „da wäret Ihr schön dumm!" —

„Dumm?" entgegnete Wildtöter, indem er ernst und fragend das junge Mädchen anblickte. „Nennt Ihr es dumm, wenn ein Mann sein gegebenes Wort hält? Ich will den Wilden zeigen, daß ein weißer Mann Not und Tod nicht scheut, wenn es gilt, sein Versprechen einzulösen."

Judith widersprach nicht mehr, aber ihre Achtung vor dem einfachen Manne wuchs immer mehr. „Was aber wird Euch erwarten," fragte sie leise, „zum Lohn für Eure Treue?" —

„Das weiß ich nicht, Judith, glaube aber, so wie ich diese grausamen Mingos kenne, es wird nicht viel Gutes sein. Doch laßt uns daran jetzt nicht denken. Wir wollen lieber über eure Zukunft beraten." —

„Dafür will ich Euch von Herzen dankbar sein, Wildtöter," antwortete Judith, „doch haben wir jetzt nicht Zeit noch Ruhe dazu. Dort ist die Arche. Ihr werdet Eure Freunde jetzt begrüßen wollen; vielleicht schenkt Ihr uns später eine ruhige Stunde und Euren Rat."

Mit großem Ernst traten die beiden Delawaren dem jungen Manne entgegen. An seinem ganzen Verhalten hatten sie sofort bemerkt, daß er

nur als Botschafter zu ihnen gekommen war, und keinen Augenblick kam ihnen der Gedanke, ihn von seiner Pflicht abhalten zu wollen.

Während die drei Mädchen das Abendessen bereiteten, gab jeder der andern sich seiner eigenen Beschäftigung hin. Die Grenzbewohner jener Gegend hatten von den Rothäuten jene eigene Langsamkeit und Zurückhaltung in wichtigen Beschlüssen und Entscheidungen angenommen, so daß niemand vorerst Wildtöter nach seinem Auftrag fragte.

Während Harry Hurry seine beschädigten Mokassins beim unsicheren Schein einer Kienspanflamme ausbesserte und Chingachgook sich düsteren Betrachtungen hingab, prüfte Wildtöter eingehend Tom Hutters große Büchse, die merkwürdigerweise denselben Namen wie er selber führte. Sie erregte sein ganzes Entzücken; noch nie hatte er eine so vortreffliche Waffe in Händen gehalten. Ihr Rohr war ungewöhnlich lang, der Schaft mit Silberbeschlägen geschmückt. Das Gewehr war von bestem Metall und mit ausnehmender Genauigkeit gearbeitet. Immer wieder hob es der des Schießens so geübte Jäger an die Wange. „Das ist ein prächtiges Ge-

wehr," rief er Harry endlich zu; „wer dies Gewehr mal tragen darf, ist wirklich zu beneiden; ein König der Wälder kann der damit werden."

Judith war gerade hinzugetreten und hatte die letzten Worte noch gehört. „Euch soll es gehören, Wildtöter," sagte sie herzlich, „werdet Ihr der König der Wälder, und viele, viele Jahre möge es Euch nur Glück bringen."

Wildtöter stieg vor Freude und Überraschung das Blut in die Wangen. „Das ist sehr freundlich von Euch, Judith, doch solch großes Geschenk darf ich nicht annehmen. Das ist zu viel für einen einfachen Mann, wie ich es bin," erwiderte er bescheiden.

„Nehmt es, Wildtöter, nehmt es," sagte das Mädchen freundlich, „und glaubt mir, meine Wünsche für Euch sind mir so ernst wie das Geschenk."

Harry schaute unwillig von seiner Arbeit auf, und Wildtöter, der dies bemerkte, rief ihm zu: „Seid nicht böse darum, Harry, in anderen Dingen, die Euch mehr am Herzen liegen, wird Judith gewiß Euch den Vorzug geben."

Judith schüttelte zwar abwehrend den Kopf, aber Harry erwiderte nichts weiter, und da das Essen bereit war, ließen sich alle zum gemeinsamen Mahle nieder. Gesprochen wurde nicht viel dabei, jeder war zu sehr von seiner eigenen Angelegenheit in Anspruch genommen.

Nach beendetem Mahle aber forderte Judith den Jäger auf, sich nun seines Auftrags zu entledigen. Zwar hätte dieser gerne die Botschaft noch hinausgezogen, doch da die andern nun auch nicht länger warten wollten und die Stunde dazu geeignet war, rückte er endlich damit heraus.

„Ihr müßt es mich nicht entgelten lassen," hob er an, „wenn das, was ich euch zu sagen habe, euren Ohren mißfällt.

Zunächst will ich euch berichten, wie es zugegangen ist, daß euch die Huronen so unbemerkt im Kastell überfallen konnten. Sie hatten trotz unserer Vorsicht am gestrigen Abend unsere Abfahrt mit der Arche beobachtet und wußten, daß das Kastell nun leer stand. Zudem hatten Rivenoak und sein Begleiter sich bei ihrem Besuch hier die Bauart des Blockhauses genau angesehen. Sobald wir fort waren, kamen etwa zwölf ihrer Krieger auf Flößen vom Ufer herübergefahren. Sie hatten bemerkt, daß die einzige Möglichkeit, ins Innere des Hauses zu gelangen, der Weg durch das Dach war. Die leichte Rindenschicht zu entfernen war nicht schwer. Äxte hatten sie mitgebracht, und damit hieben sie ein Loch in die Dachbalken und ließen sich dadurch hinab. Ein Teil der Krieger entfernte sich auf diesem Wege wieder, nachdem sie von außen die Rinde wieder sorgfältig über die Öffnung gelegt hatten. Die andern versteckten sich in den verschiedenen Räumen. Sie sahen euch durch die Schießscharten im Morgengrauen nahen. Dem Häuptling war viel daran gelegen, euch lebend in seine Gewalt zu bekommen; drum hatte er alle Waffen zur Seite schaffen lassen. Wie es weiter ging, wißt ihr selbst. Erst nachdem durch

Harrys Entkommen ihre Wut aufs äußerste geschürt war, nahmen sie an dem anderen Opfer, das ihnen noch verblieben war, an dem armen Tom Hutter, so grausame Rache.

Und nun lassen sie euch sagen: Tom Hutter ist tot, also ist der ganze See mit allem darauf in ihrer Gewalt. Ihr, Harry, meinen sie, habet genug von ihnen gesehen, daß Euch die Lust an ihren Skalpen vergangen sei. Dir, Chingachgook, lassen sie sagen, du habest dich tapfer gehalten auf deinem ersten Kriegspfad, und du solltest unbehelligt von ihnen heimkehren in deine Dörfer, Wah-ta-wah aber solle zurückkehren in ihren Wigwam; einer ihrer Krieger habe sein Herz verloren an sie, sie müsse es ihm wiederbringen!"

Judith und Wah wollten fast gleichzeitig ihrer Entrüstung über diese Zumutung Luft machen. Doch Wildtöter fuhr fort: „Noch bin ich nicht zu Ende. Auch an euch, Judith und Hetty, senden sie eine Botschaft. Die Moschusratte — so nennen sie euren Vater — ist tot, sagten sie, und seine Töchter werden bald weder Wild noch Kleidung haben. Die wilde Rose soll in ihr Lager kommen und die Brust eines Huronenjünglings zieren. Angenehmer wie hinter den Mauern von York sei das Leben bei ihnen für Frauen, die stets in den Wäldern und auf dem See gelebt. Und ‚den schwachen Sinn' — und damit meinen sie Euch, Hetty — wollen sie ehren und achten und kein Leids soll Euch bei ihnen widerfahren."

„Und solche Botschaft überbringt Ihr uns?" rief Judith flammenden Auges. „Denken die roten Schufte, ich wolle die Sklavin eines ihrer Krieger sein?"

„Daß ich's nicht von Euch denke, Judith, werdet Ihr wohl wissen, ohne daß ich's Euch erst versichern muß," versetzte Wildtöter; „doch dies war mein Auftrag, und dessen habe ich mich nun entledigt. Nun müßt ihr mir eure Antwort geben, obwohl ich sie mir von euch allen recht gut denken kann. Also, Harry, was habt Ihr vor? Ich nehme an, Ihr werdet bei den Mädchen bleiben und sie beschützen an Stelle des verlorenen Vaters."

Harry warf einen Blick auf Judith; da er aber in ihren abweisenden Zügen keine Aufmunterung zum Bleiben las, antwortete er unwirsch: „Für mich ist's Unsinn, länger hier zu bleiben. Ich habe hier weiter nichts mehr zu suchen und werde in die Ansiedlungen zurückkehren, und zwar heute nacht noch. Wenn die Mädchen sich mir anschließen wollen, so werde ich sie nicht zurückweisen." — „Ich danke Euch bestens, Meister March," war Judiths stolze Antwort; „wir bedürfen Eurer Hilfe nicht."

„Nun, Wah-ta-wah, was soll ich von Euch ausrichten? Werdet Ihr dem Anerbieten der Huronen Folge leisten?" fragte Wildtöter nun diese, während ein heimliches Lachen um seinen Mund spielte.

„Warum Ihr so reden zu mir, Wildtöter?" rief die Delawarin, indem sie sich in ihrer Erregung vom Stuhl erhob. Und in der Sprache ihres Volkes redend, fuhr sie fort, während ein dunkles Rot ihr die Wangen

noch tiefer färbte: „Sage den Huronen, Wildtöter, daß sie Maulwürfe sind; sie vergraben den Kopf in der Erde und unterscheiden den Hund nicht vom Wolf. Bei den Delawaren stirbt die Rose am Stamme, dem sie entwachsen ist, und das Korn wächst, wo es gesät wurde. Delawarenmädchen sind wie Jasminblüten; sie duften am lieblichsten in ihren eigenen Wäldern; man schickt sie nicht wie einen Wampungürtel von einem Stamm zum andern. Die Schwalbe kehrt zurück zu ihrem Nest, ein Jahr wie das andere. Ist ein Weib weniger treu als ein Vogel? Für Wah-ta-wah gibt es nur einen süßen Gesang; er erschallt im Dorfe eines Delawaren; und am lieblichsten ertönt er ihr aus der Familie der Unkas. Wah-ta-wah hat nur ein Herz und wird nur einen Mann lieben."

Wildtöter hatte mit Entzücken diesen Worten gelauscht; nun nickte er dem Freunde zu: „Rede auch du, Schlange der Delawaren, obwohl ich deine Antwort im voraus weiß."

Auch Chingachgook ließ die Erregung nicht stillsitzen, während er gebieterisch mit erhobenem Arme sprach: „Wampun für Wampun. Höre, was die große Schlange der Delawaren den kanadischen Wölfen zu sagen hat. Sie sind Hunde, denen die Delawaren Ohren und Schwänze abschneiden. Sie haben verstanden, ein Delawarenmädchen zu stehlen, aber es zu behalten, vermögen sie nicht. Chingachgook hat genommen, was ihm gehört. Er kümmert sich nicht drum, was die Landstreicher der Mingos dazu heulen. Sie mögen lauter bellen, wenn sie wollen, damit ein Delaware sie finden kann. Er wird ihnen nicht nachstellen, denn er fand, was er suchte. Er behält Wah-ta-wah und wird sie heimführen in seinen Wigwam; sie wird ihm sein Wild kochen, und sie beide werden die Huronen von ihrem Herde verscheuchen." —

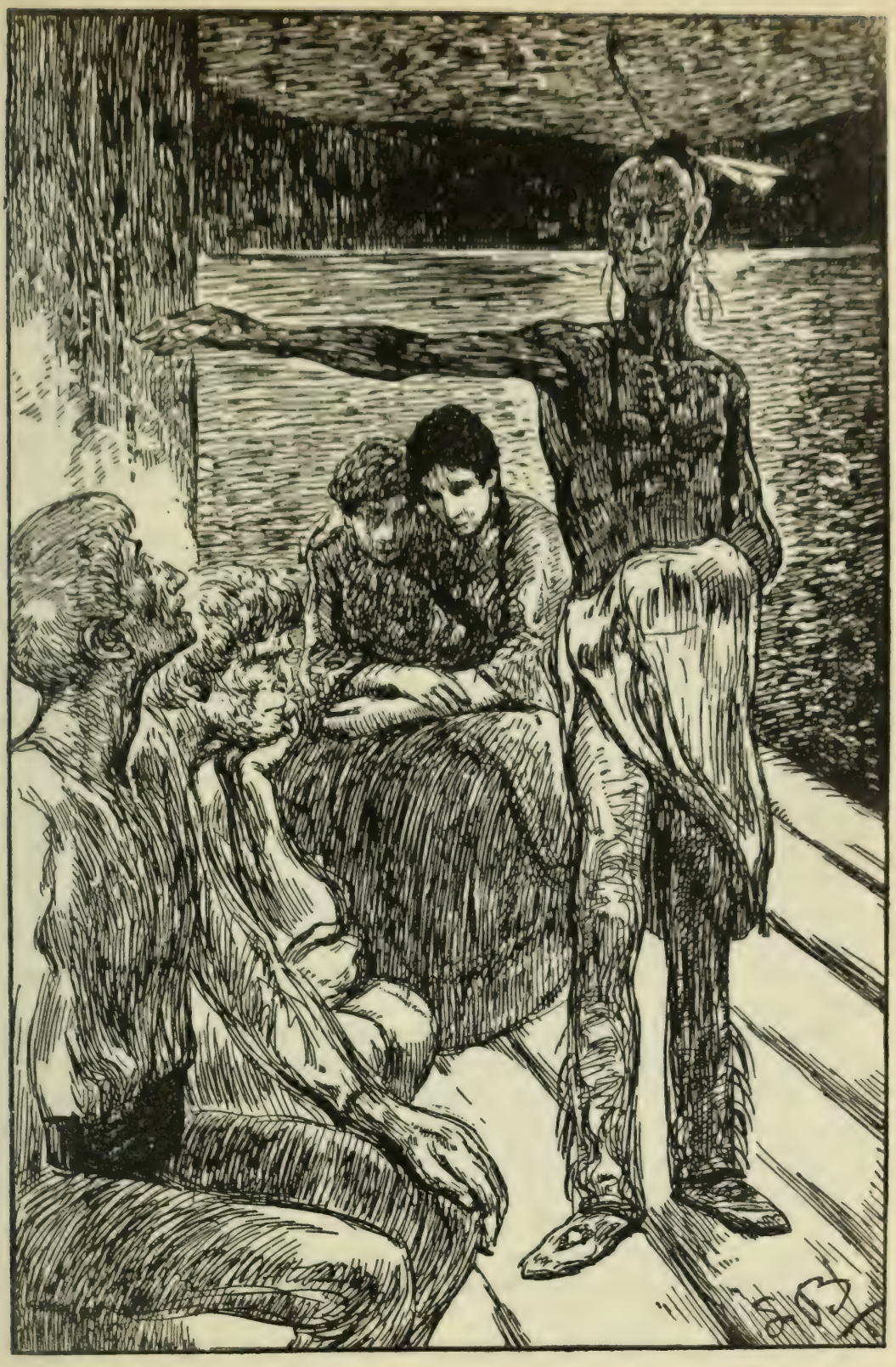
„Das sind großartige Worte," rief Wildtöter begeistert, „und gerne werde ich sie jenen überbringen. Und nun Ihr, Judith, welche Botschaft tragt Ihr mir auf?" —

Judith zauderte: „Ich fürchte, Wildtöter, Ihr werdet büßen müssen für unsere mutigen Worte; auch möchte ich das, was ich Euch zu sagen habe, lieber unter vier Augen mit Euch reden."

Damit stand sie auf, und die Beratung war zu Ende. Harry Hurry machte sich zum Aufbruch bereit. Kaum konnte er seinen Ärger verhehlen über die schlechte Behandlung, die Judith ihm so offensichtlich zuteil werden ließ. Sein Abschied war kurz und wenig herzlich, nur Hetty rief dem Scheidenden einige warme Abschiedsworte nach, die dieser doch dankbar empfand.

Wildtöter ruderte ihn an jene Stelle des Sees zurück, wo sie diesen vor wenigen Tagen zuerst erblickt hatten.

„Harry," unterbrach Wildtöter nach einer Weile das Schweigen, „habt die Gefälligkeit und meldet den Offizieren in der Garnison die Lage der beiden Mädchen. Am besten wäre es, Ihr würdet selbst die Trupps hier-



her führen, denn Ihr kennt Weg und Steg genau; mir wird's ja nichts nützen, aber den Mädchen um so mehr." —

„Daran seid Ihr selber schuld, Wildtöter," brummte Harry. „Wäret Ihr damals mit uns nach den Skalpen gegangen, so wäre uns der Überfall geglückt, und Ihr säßet nun nicht in der Patsche. Und außerdem, es kann Euer Ernst nicht sein, daß Ihr Euch den Halunken ausliefern wollt, oder Ihr seid verrückt geworden." —

„Darüber denken wir ebenso verschieden, Harry, wie über jene Skalpjagd." —

„Mensch, nimm Vernunft an!" schrie Harry. „Diese Kreaturen haben doch keine Seele, ihnen brauchst du doch dein Wort nicht halten." —

„Du meinst es gut mit mir, Harry," erwiderte Wildtöter herzlich, „so wie du es verstehst. Aber gib dir weiter keine Mühe. Denn wenn ich den Mingos mein Wort auch brechen dürfte, vor meinem Herrgott hab' ich's gegeben, und ihm muß ich es halten. Lebt wohl, Harry, vielleicht sehen wir uns nimmer wieder."

Das Boot war während der letzten Worte knirschend auf den Kies des Strandes aufgefahren. March sprang auf, sie reichten sich stumm die Hand, und ohne weiter umzublicken verschwand Harry bald im Dunkel des Waldes.

Wildtöter schickte sich zur Rückfahrt an. Das war die Stelle, wo er den See im strahlenden Glanze der Junimittagssonne zuerst erblickt hatte. Wie voll Hoffnung und Freude war damals sein Herz gewesen, und wie schwer lag nun die Gegenwart auf ihm und verdunkelte sein Gemüt wie die düsteren Schatten der Nacht.

Judith hatte mit großer Ungeduld die Rückkehr des Jägers erwartet. Die andern alle lagen schon längst in tiefem Schlaf, als sie endlich den leisen Ruderschlag zu hören glaubte.

Und richtig — sie hatte sich nicht getäuscht. Noch wenige Minuten, und das Kanu legte an der Plattform an. Judith reichte dem Ankommenden schweigend die Hand, dann half sie ihm beim Befestigen des Bootes und führte ihn endlich in die Kabine.

Wildtöter fühlte sogleich, daß etwas Besonderes vor sich ging. Auch hatte das Mädchen eine Lampe angezündet, ein Luxus, den man sich in dieser Gegend nur ganz selten gestattete. Der Tisch mit der brennenden Lampe war neben die Truhe gerückt, zwei Stühle standen vor dem schwarzen Kasten, von dem die Vorlegschlösser schon entfernt waren.

„Wildtöter," begann das Mädchen, und ihre Stimme zitterte leise, „diese Nacht wird über mein ganzes zukünftiges Leben entscheiden. Hier in dieser Truhe muß ich etwas finden, was mir über die Vergangenheit von Thomas Hutter, von meiner Mutter und mir selber Aufschluß gibt." —

„Warum nennt Ihr den Mann, den Ihr heute in den tiefen See ver-

senkt habt, Thomas Hutter und nicht Vater, wie sich dies für ein Kind gehört?" fragte Wildtöter befremdet.

„Weil Thomas Hutter nicht mein Vater war, Wildtöter. Sterbend hat er es uns bekannt, und ich füge hinzu: gottlob, daß es so ist; ein dunkles Gefühl ihm gegenüber hat mich also nicht betrogen. Doch nun öffnet den Deckel; ich brenne vor Ungeduld zu erfahren, wessen Kind ich eigentlich bin." —

„Das kann ich Euch nachfühlen, Judith," erwiderte der junge Mann herzlich. „Aber sollte Hetty nicht auch dabei sein, es gehen sie doch diese Dinge so viel an wie Euch selbst?" —

„Hetty hat mir ihre Vollmacht gegeben in dieser Angelegenheit; Ihr wißt ja, sie ist wie ein Kind und hat doch keine Urteilskraft. Ihr könnt mir aber glauben, Wildtöter, daß ich sie in nichts verkürzen werde. Ihr selber könnt dafür Zeuge sein."

Der junge Mann hob nun den schweren Deckel. Die Gegenstände, die oben drauf lagen und die ihnen ja schon bekannt waren, legten sie rasch zur Seite.

Endlich kamen sie an ein schweres Bündel, das der junge Mann langsam entfaltete. Es enthielt eine große, fremdländische Flagge; keines von ihnen wußte, welchem Lande sie entstammte. Doch Judith meinte, nach ihrer Größe zu schließen, müsse es eine Schiffsflagge gewesen sein.

Nun entnahm Judith der Kiste ein viereckiges Paket. Es enthielt eine fein gearbeitete, ziemlich umfangreiche Kassette. Da sie verschlossen und kein Schlüssel zu finden war, brachen sie sie auf. Eine Menge vollgeschriebener Papiere, Briefe, Zeitungen und Rechnungen kamen zum Vorschein. Die Briefe waren wohlgeordnet und verschnürt, und Judith zögerte nicht, sich in ihren Inhalt zu vertiefen. Was sie während der nächsten zwei Stunden las, war wohl dazu angetan, die widersprechendsten Gefühle in der Brust des jungen Mädchens zu erregen.

Obwohl fast an allen Briefen die Unterschrift und die Namen fehlten — sie waren nachträglich sorgfältig entfernt worden — konnte Judith sich ein ziemlich klares Bild ihrer Herkunft verschaffen.

Ihre Mutter war in erster Ehe mit einem Offizier, der aus England stammte, verheiratet gewesen. Die Ehe war aber auf die Dauer keine glückliche geblieben, und nach der endgültigen Trennung der Gatten hatte sich ihre Mutter, die damals zwei Töchter besessen, mit einem gewissen Thomas Hovey vermählt. Wer dieser Mann eigentlich war, erklärte sich für das erregte Mädchen erst völlig aus einem beigelegten Zeitungsblatt, in welchem ein Freibeuter namens Thomas Hovey oder Thomas Hutter steckbrieflich gesucht wurde.

Verzweifelt schluchzend warf sich Judith, nachdem sie dies gelesen hatte, in ihren Stuhl zurück. Wildtöter, der, selbst des Lesens unkundig, geduldig bis dahin dabei gesessen hatte — Judith hatte ihn jeweils über den

Inhalt des Gelesenen aufgeklärt — ergriff voll Teilnahme und Mitgefühl die Hand des jungen Mädchens und versuchte sie in seiner einfachen Weise zu trösten.

„Verzeiht, Wildtöter," sagte sie endlich, nachdem sie sich etwas gefaßt hatte. „Es ist furchtbar, wenn man seinen eigenen Namen nicht weiß." —

„Nennt Euch doch ruhig weiter wie bisher," meinte der Jäger, „wie lange wird es noch dauern, dann werdet Ihr heiraten und müßt Euren Namen ohnehin wechseln."

Das Mädchen errötete, dann aber fragte sie zögernd: „Glaubt Ihr, Wildtöter, daß Ihr mit einem Mädchen, wie ich es bin, glücklich werden könntet?" Einen Augenblick war der junge Mann verwirrt; vor seinem geistigen Auge sah er sich an der Seite dieses blühenden, schönen Geschöpfes, dann aber siegte sein biederes, einfaches Wesen, und ruhig antwortete er: „Ihr müßt solche Sachen nicht reden, Judith. Ihr und ich, wir passen nicht zueinander; Ihr seid besser erzogen und habt bei weitem mehr gelernt als ich, der ich in den Wäldern aufgewachsen bin und von ganz

einfachen Eltern abstamme. Nicht, daß Ihr meint, ich würde mich dessen schämen, aber nie muß ein Mann in seiner Ehe höher hinaus wollen, als er selber ist. Und zu alledem, morgen muß ich zu den Rothäuten zurückkehren, und niemand weiß, wie kurze Frist mir beschieden sein mag, die mir vom Leben noch übrig bleibt." —

„O Wildtöter," flehte das Mädchen herzlich, „geht nicht zurück; bleibt bei uns und helfet uns." — „Gerne würde ich das letztere tun, doch von meinem Versprechen dürft Ihr mich nicht abhalten wollen. Die große Schlange der Delawaren würde mich verachten; sie weiß, was das Gesetz und mein Gewissen von mir fordern, und auch Ihr würdet mich nicht in besserem Andenken behalten, wenn ich anders handeln würde, als die Pflicht mich zwingt." —

„Ich glaube, daß Ihr recht habt, Wildtöter," antwortete Judith traurig, „aber einen Versuch könnten wir doch machen, Euch loszukaufen von den Mingos. Gerne gäben Hetty und ich alles her dafür, was diese Truhe enthält. Glaubt Ihr nicht, daß die Rothäute damit einverstanden wären?" —

„Die Huronen, Judith, fühlen sich, seitdem Thomas Hutter tot ist, ohnehin als die Herren des Sees und Eures ganzen Besitzes; sie werden also alles, was Ihr ihnen für mich bieten könntet, sich holen, ohne etwas anderes hergeben zu müssen. Doch seid ohne Sorge. Harry Hurry wird Euch bald Hilfe aus den Forts senden; und dann mag alles sich für Euch und Eure Schwester zum Guten wenden. Doch kommt, es ist spät geworden, und wir beide bedürfen des Schlafes. Es kann sein, daß der morgige Tag kein leichter für einen von uns werden mag."

Schnell legten sie alle herausgenommenen Gegenstände in die Kiste zurück; die Truhe wurde verschlossen, die Lampe gelöscht. Still trennten sie sich. Judith begab sich zu Hetty und Wah-ta-wah in ihr Schlafgemach, der Jäger streckte sich am Boden der Kajüte aus. Aber während dieser schon nach wenigen Minuten in einen tiefen, traumlosen Schlaf versunken war, lag Judith noch lange wach, denn ihre von den vielen Eindrücken des vergangenen Tages erregte Phantasie ließ sie lange, lange nicht zur Ruhe kommen.

Hetty und Wah-ta-wah erhoben sich sehr früh am folgenden Morgen von ihrem Lager.

Während Hetty in ihrer stillen Weise ihren häuslichen Geschäften nachging, trat Wah-ta-wah auf die Plattform der Arche hinaus, wo sie auch schon ihren Verlobten traf, der nach Art der Indianer prüfend den Himmel, das Wasser und die Ufer betrachtete. Seine Mienen waren sehr ernst, als er sich nun zu dem Mädchen wandte, um es zu begrüßen, und gleich begann er auch von dem zu sprechen, was ihm das Herz bedrückte. „Der Weg zu den Dörfern der Delawaren ist sehr lang," begann er, „und ich fürchte, wir werden ihn wandern ohne den großen Jäger unseres

Stammes. Wenn die Sonne hier oben stehen wird, muß Wildtöter im Lager der Huronen sein, und was wird dort seiner warten?"

Wah-ta-wah senkte traurig den Kopf, und der Häuptling fuhr fort: „Die Huronen sind wie Wölfe; sie wollen fressen; sie haben Krieger verloren und dürsten nach Rache. Chingachgooks Bruder wird sterben müssen; sie werden seinen Skalp an ihrem Feuer trocknen." —

„Was will der Sohn des Unkas tun?" fragte Wah leise.

„Chingachgook wird nicht heimkehren zu seinem Stamme und den Kriegern sagen, wenn sie nach dem weißen Jäger fragen: Er ist bei den Huronen geblieben, als er der Schlange half, die Jasminblüte zu befreien!"

Wah-ta-wahs Gesicht leuchtete auf, als sie sagte: „Weder die große Schlange, noch der kleine Zaunkönig könnten je wieder lachen, wenn das Blut ihres Freundes über ihren Weg flöße. Lieber wollte ich den ganzen Weg allein zurücklegen. Wah-ta-wah wird sein und hingehen, wohin die große Schlange sie führen wird." —

„In Chingachgooks Hütte wird nur ein Herz schlagen, er und sein Weib werden stets dasselbe denken und fühlen," erwiderte der Delaware.

Ihr Gespräch wurde unterbrochen durch Wildtöter, der nun aus der Kajüte kam und sich zu ihnen gesellte. Die Sonne war aufgegangen und tauchte den See in ihren rosigen Schimmer.

„Wo wird mein Bruder Wildtöter sein, wenn morgen die Sonne wieder über den Fichten steht?" redete der Delaware ihn an. — „Kein Mensch kann im voraus sagen, wo er am kommenden Tage sein wird," antwortete dieser, „auch du, mein Freund, kannst dies von dir nicht wissen."

Der Delaware winkte dem Jäger, ihm in die Kabine zu folgen. Dort blickte er ihn lange ernst an, dann sagte er: „Chingachgook wird an der Seite seines Freundes sein; wird er im Lande der Geister weilen, so wird die Schlange neben ihm kriechen, wird er aber noch unter der Sonne atmen, so werden ihre Strahlen sie beide bescheinen." —

„Ich danke dir, Schlange," antwortete Wildtöter, ergriffen von der Treue des Freundes. „Ich wußte immer, daß du mir ein redlicher Freund seist; aber du bist nicht mehr allein, da hast für ein Mädchen zu sorgen, und dort sind nun deine ersten Pflichten." — „Wah-ta-wah wird mit der Schlange ziehen, wohin diese sie geleiten wird," erwiderte der Häuptling mit Stolz; „sie und ihr Gatte haben nur ein einziges Herz." — „Das ist brav und gut gedacht von euch beiden," entgegnete der Jäger, „aber davon darf keine Rede sein; es wäre mir furchtbar, wenn euch beiden meinetwegen ein Leids geschähe. Zieht heim in euer Dorf und werdet glücklich miteinander, dann bin auch ich es, was immer kommen mag." —

„Mein Freund spricht weise Worte," erwiderte Chingachgook, „er würde gewißlich ebenso handeln. Wenn die große Schlange unter den

Streichen der Mingos sterben müßte, so würde Wildtöter heim eilen zu den Hütten der Delawaren und rufen: Hier sind wir beide, Wah-ta-wah mag ein wenig ermüdet sein von dem langen Wege, aber Wildtöter ist stark und gesund! So würde mein weißer Bruder sprechen."

Wildtöter lachte herzlich: „Das ist etwas anderes, Schlange; Wah-ta-wah gehört nicht mir, ich bin allein und brauche nur für mich zu sorgen. Was aber könntet ihr für mich tun?" —

„Mein Bruder wird es sehen, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Er wird nicht sterben bei den Mingos; Chingachgooks Augen werden wachen über ihm, und Wah-ta-wah ist klug und tapfer." —

„Wohl ist sie das," versicherte der Jäger eifrig, „aber versprich mir, daß ihr nichts Unbesonnenes unternehmt; nichts könnte mich unglücklicher machen, als wenn du und Wah um meinetwillen auch in die Hände der Huronen fielet." „Mein Bruder sei unbesorgt, die Delawaren halten ihre Augen und Ohren offen!"

Es war ein ernstes, trauriges Mahl, zu dem Hetty nun einlud. Judith sah blaß und elend aus, und kein Gespräch wollte in Gang kommen, so sehr Wildtöter sich auch bemühte, von harmlosen, heiteren Dingen zu reden. Man stand bald wieder auf, und der junge Mann schaute prüfend nach dem Stand der Sonne. Es blieb ihm noch einige Zeit, ehe er an seine Abfahrt denken mußte. So winkte er Judith und fragte sie leise: „Ihr habt mir gestern mit der langen Büchse Tom Hutters ein großes Geschenk gemacht. Ist es Euch wirklich ernst damit und hat Euch Eure Großmut nicht gereut?" — „Wo denkt Ihr hin, Wildtöter," rief das Mädchen eifrig, „es ist mir die größte Freude, wenn Ihr sie annehmen wollt; in bessere Hände kann ich das Gewehr nicht legen." — „Wohl, wohl," antwortete der Jäger, „ich weiß, daß Treffsicherheit meine größte Gabe ist, und dankbaren Herzens nehme ich darum dies Geschenk von Euch an, das heißt, wenn auch Hetty damit einverstanden ist." Nachdem auch diese ihm mit Freundlichkeit die Büchse zugesagt hatte, konnte Wildtöter sich erst seiner Freude ganz hingeben. Er jubelte wie ein Kind über ein schönes Weihnachtsgeschenk und wollte auch nicht länger damit warten, es auszuprobieren.

Er forderte darum Chingachgook auf, mit ihm eine Art Probeschießen zu veranstalten, indem sie nacheinander die verschiedenen Schießwaffen, die ihnen zu Gebote standen, versuchten. Der Delaware willigte gern ein, obwohl er im Umgang mit Gewehren gerade kein Meister war.

„Wir fangen mit den einfachen Büchsen an," rief Wildtöter, „hier, mit dieser, Vögel sind ja genug da; dort zum Beispiel ist ein Taucher; nimm den zuerst aufs Korn."

Chingachgook verlor nie unnötige Worte. Er zielte und schoß. Der Vogel tauchte unter, und die Kugel hüpfte über das Wasser.

Wildtöter lachte leise und herzlich; als der Vogel wieder emportauchte,

um Atem zu holen, drückte er los, und die Ente fiel, tödlich getroffen, auf den Rücken.

So schossen sie abwechselnd nach verschiedenen Zielen; und niemand konnte Wildtöter seine große Überlegenheit absprechen. Er selbst, der sonst so bescheidene, hatte eine so große, kindliche Freude, daß keiner ihm deshalb übel wollte.

„Aber nun mal eine fliegende Zielscheibe," rief er endlich. „Siehst du dort oben den Seeadler?" Chingachgook nahm ein neues Gewehr und feuerte ab. Der Schuß war fehl gegangen, der Vogel beschrieb nur einen weiteren Kreis als zuvor. Wildtöter schoß; fast schien es, als sei das Tier getroffen, es ließ sich einige Meter herab; dann aber stieg es nur noch höher in die Lüfte und stand nun beinahe senkrecht über der Arche. „So, nun gilt's," rief der Jäger eifrig, „das ist ein würdig Ziel zum ersten Schuß mit ‚Wildtot' und die beste Gelegenheit zum Ausproben."

Erwartungsvoll schauten alle empor, als Wildtöter nun kurz und scharf zielte. Das Gewehr blitzte auf, es folgte ein Knall, und im nächsten Augenblick stürzte der mächtige Körper des Vogels auf die Plattform der Arche nieder. Wildtöter strahlte vor Vergnügen; auch den anderen waren die letzten Stunden des Beisammenseins viel schneller und leichter vergangen, als sie gedacht. Nun aber mahnte Wildtöter, daß die Zeit zur Abfahrt gekommen sei. „Wir haben eigentlich ein leichtfertig Spiel getrieben," sagte er nun; „nur zu unserem Vergnügen oder aus Eitelkeit, muß ich sagen, haben wir diesen Geschöpfen das Leben genommen, das doch jedem süß ist. Ich werde dafür nun bei den Mingos büßen. Nur noch ein Wort, Judith, ehe ich scheide," wandte er sich dann an diese und trat mit ihr in die Kabine. „Wenn das geschehen wird, was ich fürchte, wolltet Ihr dann so freundlich sein und ‚Wildtot' meinem Freunde schenken? Wohl weiß ich, daß er kein so trefflicher Schütze ist — das liegt nicht in den Gaben der Rothäute — aber er wird das Gewehr zu schätzen wissen, und seinem ganzen Stamme wird eine solche Waffe zur Ehre gereichen." — „‚Wildtot' gehört Euch," antwortete Judith, „und Ihr könnt damit tun und lassen, was Ihr wollt." Wildtöter dankte ihr noch einmal, dann ergriff er ihre Hand, drückte sie herzlich und sagte: „Lebt wohl, Judith, und erlaubt einem scheidenden Freunde, den Ihr wohl nie mehr wiedersehen werdet, ein herzliches Wort zum Abschied.

Ihr seid das schönste Mädchen, das ich je gesehen habe, und ich fühle für Euch die aufrichtigste Freundschaft und Hochachtung. Aber vergeßt nicht, daß Eure Schönheit Euch auch zum Verderben werden kann; seid auf Eurer Hut, daß Ihr nicht Schaden nehmet an Eurer Seele!" Judith brach bei diesen Worten in ein so schmerzliches Weinen aus, daß Wildtöter erschrocken inne hielt.

„Verzeiht mir, Judith, wenn ich Euch wehe tat; ich meinte es nur gut mit Euch; aber ich fürchte, ich hätte schweigen sollen."

„Nein, nein, Wildtöter, Ihr dürft mir alles sagen," rief sie, ihre Tränen trocknend, und sich gewaltsam fassend, „Ihr habt ganz recht, und ich danke Euch für Euer ehrliches Vertrauen. Lebt wohl, und Gott beschütze Euch, ich kann nicht glauben, daß er Euch so jammervoll umkommen läßt."

Noch einmal reichten sie sich die Hände, dann riß Wildtöter sich los, indes Judith in der Kajüte blieb, da sie ihre Tränen nicht mehr zurückzudrängen vermochte.

Der Delaware trat an des Jägers Seite. Auch ihm hatte der Scheidende noch etwas zu sagen. „Schlange, ich danke dir für deine treue Freundschaft; sie war mir das beste, was mir die Erde gab. Du weißt so gut wie ich, was mir bei den Huronen bevorsteht, also brauche ich mich vor dir nicht zu verstellen. Kehre glücklich heim mit Wah-ta-wah in eure Dörfer. Alles, was ich besitze — viel ist es nicht — soll euch gehören, wenn ich nicht wiederkehre, bis die Tage kurz werden. Auch das Gewehr; ‚Wildtot' nimm mit. Ich weiß, du wirst es in Ehren halten. Sei stets gut zu deiner Jasminblüte, daß sie dir lange und süß dufte, und sieh drauf, daß sie nicht zu schwere Arbeit verrichten muß, wie das so oft in eurem Volke vorkommt." — „Die Worte meines weißen Bruders werden nicht verloren gehen," antwortete der Häuptling ernst, „sie sind auf guten Boden gefallen, werden aufgehen und Frucht tragen. Hat mein Bruder noch einen Wunsch?" — „Ich bin ein Christ, Chingachgook, und möchte gerne als solcher in der Erde ruhen, bis der große Geist mich rufen wird. Der Gedanke, daß meine Gebeine vielleicht unbegraben in der Sonne bleichen und von den Wölfen benagt werden, ist mir schwer. Wenn es dir später einmal möglich sein wird, hierher zurückzukehren, so siehe, ob du sie findest, und bestatte sie, wie es die Sitte meines Volkes ist." —

„Was mein Bruder wünscht, wird geschehen; er möge sein Herz in den Busen des Freundes ausschütten." —

„Nun ist es genug, Chingachgook; ich muß fort. Da nimm noch einmal meine Hand; sie ist die Hand deines Freundes."

Nun trat auch Wah-ta-wah heran. Sie sprach nicht viel, während sie ihm die Hand zum Abschied reichte; aber um so deutlicher redete ihr dunkles Auge, in dem ein fester Entschluß und Wille lag.

Hetty saß zu Wildtöters Erstaunen im Boote. Trotz seines dringenden Abratens ließ sie sich von ihrem Entschluß, ihn ins Lager der Huronen zu begleiten, nicht abbringen. „Judith hat es gesagt," war stets ihre Erwiderung auf seine Einwendungen, „mir tun die Rothäute nichts, und vielleicht kann ich Euch nützen." So ließ er sie schließlich gewähren.

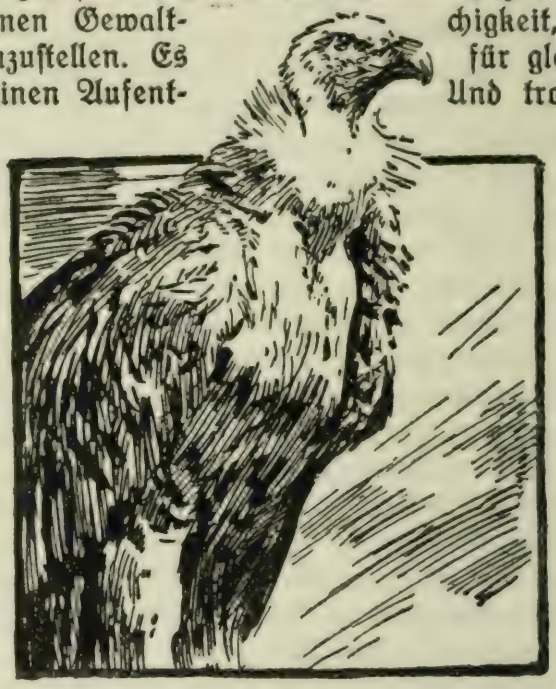
Chingachgook schob das Boot von der Plattform ab, dann aber verhüllte er schweigend sein Haupt mit einem Tuche, so wie es ähnlich die Römer taten, wenn ein tiefer Schmerz sie erfüllte, und schritt zur Arche zurück.

„Gott segne euch alle," rief Wildtöter noch einmal zurück, „er schenke uns allen ein Wiedersehen; ist's nicht hier, so doch in einem besseren Leben."

Wildtöter am Marterpfahl

Hetty und Wildtöter sprachen nicht viel, während sie der Landspitze zuruderten, auf welcher die Huronen nun ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Wildtöter beobachtete mit einer gewissen Ängstlichkeit den Stand der Sonne, denn er setzte seine Ehre darein, pünktlich zur vorgeschriebenen Zeit sich bei seinen Gewalthabern wieder einzustellen. Es war ihm durch seinen Aufenthalt bei den Delawaren wohl bekannt, daß sowohl ein zu frühes als auch zu spätes Erscheinen seinem Ansehen bei den Rothäuten schaden würde. Jenes hielten sie für ein Zeichen innerer Unruhe und Angst, dieses für Wortbrüchigkeit, und beides galt für gleich verächtlich. Und trotzdem der junge Mann seine Abstammung von weißen Eltern stets betonte und sich auch ganz als Christ und Weißer benahm, so hatte doch durch seinen vieljährigen Umgang mit den Indianern sich ihm manche Sitte und Gewohnheit derselben tief eingeprägt. — Der ganze Stamm war auf einem freien Platze versammelt und erwartete mit großer Spannung seine Rückkehr.



Die Häuptlinge saßen in würdevoller Haltung auf einem umgestürzten Baumstamm. Gerade hatte die Sonne ihren Höchststand erreicht und sandte ihre Strahlen senkrecht hinab auf die dichten Baumkronen, als Wildtöter in der Lichtung erschien. Ein allgemeines bewunderndes Staunen lohnte ihn für seine Pünktlichkeit.

Alle hatten diesen Augenblick mit Ungeduld erwartet, denn die Häuptlinge hatten zum Aufbruch geraten nach den kanadischen Seen. Ehe die Sonne unterging, wollten sie auf der Wanderung sein, denn es war ihnen Nachricht zugekommen, daß Truppen von den englischen Forts sich zum Kriegszug gegen sie rüsteten. Zwei wichtige Dinge waren aber vorher hier noch zu erledigen: die Aburteilung des Gefangenen und die Eroberung des Kastells, das, wie sie wohl wußten, gar mancherlei begehrenswerte Schätze für sie barg.

Zwei Häuptlinge befehligten die Truppe; der eine war Rivenoak, der seine führende Stelle vor allem seiner Weisheit und Beredsamkeit verdankte, der andere war der Panther, der sich durch Grausamkeit und List einen Namen unter seinen Stammesgenossen erworben hatte.

Beide saßen Seite an Seite, als Wildtöter vor sie trat und in der Sprache der Delawaren rief: „Schauet empor zur Sonne, ich komme zur vorgeschriebenen Zeit. Nun beginnt mit mir, was ihr wollt."

„Willkommen, Bleichgesicht," redete Rivenoak ihn an. „Wir sehen, du bist ein tapferer Krieger und hast eine redliche Zunge. Unser gefallener Krieger wird einen würdigen Begleiter haben auf seinem Wege zu den glücklichen Jagdgründen, wenn meine Leute finden werden, daß er den Weg allein nicht machen kann. Doch zunächst berichte uns; was haben deine weißen Freunde dir aufgetragen?"

Wildtöter zögerte nicht, die Antworten, die ihm geworden waren, möglichst wortgetreu wiederzugeben, obwohl er das Mißfallen, das diese erregten, deutlich bemerken konnte.

„Meine Leute werden über dich zu Rate sitzen," sagte Rivenoak dann, „mein Bruder möge warten."

Die älteren Krieger verschwanden nun; auch Sumach, das Weib des Gefallenen durfte der Beratung beiwohnen. Wildtöter sah sich gleich darauf allein. Wohl wußte er, daß ein Entrinnen unmöglich war, und daß hundert Späheraugen jede seiner Bewegungen beobachteten; dennoch begann sein Geist alle nur denkbaren Möglichkeiten zur Flucht auszusinnen; denn jetzt, nachdem sein Wort eingelöst war, war ihm dieser Gedanke kein Unrecht mehr; im Gegenteil.

Obwohl er eine Stunde warten mußte, kam ihm kein Ausweg zu seiner Rettung in den Sinn, der ihm die geringste Hoffnung auf Erfolg versprochen hätte. Diese Stunde dünkte ihm wie eine Ewigkeit.

Endlich wurde er vor seine Richter gerufen. Rivenoak erhob sich von seinem Sitze und redete den Gefangenen an, wie folgt: „Wir wissen, daß wir einen tapferen Krieger und einen geschickten Jäger der Bleichgesichter in unserem Lager haben. Die Huronen können einen starken Arm wohl brauchen, denn die Zahl der weißen Männer, die von Osten herüberkommen und uns verdrängen wollen, ist groß. Hier ist die Sumach. Ihre Söhne sind noch jung und haben Hunger, aber der sie ernährte, ist tot, erschlagen von der Hand eines Bleichgesichts. Dort, nimm die Büchse, sie ist geladen, schieße das Wild und trage es in die Hütte der Witwe; nähre sie und ihre Kinder, sei ihr Gatte und werde ein Hurone." —

„Die Antwort auf Euren Vorschlag, Häuptling," erwiderte Wildtöter, „ist leicht; ich bin ein Christ und ein weißer Mann, und nie werde ich ein rotes Weib und eine Heidin zur Frau nehmen. Gern würde ich ihre Kinder ernähren, aber da ich kein Hurone werden kann, ist dies nicht möglich, und Eure jungen Krieger mögen für sie sorgen. Ich habe mit ihrem Gat-

ten einen ehrlichen Kampf gekämpft, und er fiel, weil mein Auge schärfer zielte und meine Hand sicherer war."

Ein allgemeines Murren der Unzufriedenheit erhob sich nach diesen Worten. Die Weiber sparten nicht mit häßlichen Schimpfworten, und die verschmähte Sumach, die reichlich so alt war, daß sie Wildtöters Mutter hätte sein können, keifte am lautesten.

Eine blinde Wut aber packte den Panther. Er war der Bruder der Sumach, und zu seiner Rachgier gesellte sich nun der Zorn über die seiner Schwester angetane Schmach. Er riß seinen Tomahawk aus dem Gürtel und schleuderte ihn nach dem Haupte Wildtöters. Dieser aber fing die Waffe geschickt an ihrem Griffe auf; dabei kam sein Arm so hoch über sein Haupt zu stehen, daß er gerade die rechte Stellung inne hatte, den Wurf zurückzugeben. In seine Wangen stieg eine jähe Röte, und im nächsten Augenblick flog der Tomahawk auf den Angreifer zurück. Dieser hatte sich des Wurfes nicht versehen; er wich nicht aus, noch versuchte er das todbringende Messer aus seiner Bahn zu schleudern. Es drang ihm tief zwischen den Augen in den Schädel ein. Mit einem gellenden Aufschrei stürzte er zu Boden. Alle eilten bestürzt dem Getroffenen zur Hilfe. Diesen Augenblick benutzte Wildtöter und rannte mit der Schnelligkeit eines gehetzten Wildes davon. Doch schon in der nächsten Minute hatte man seine Flucht bemerkt, und mit lautem Geheul jagte die ganze Horde dem entflohenen Wild nach.

Wildtöter hatte sich während der vorangegangenen Stunde des Wartens das Gelände genau angesehen. Das Ufer war hier nur mit wenig Bäumen bestanden, es glich etwa einer Waldwiese. Der Platz des Lagers war ganz abgeholzt, nur die mächtigen Bäume, die dahinter wuchsen, breiteten ihre Äste darüber hin und spendeten Schatten.

So lief er erst eine Strecke am seichten Ufer entlang, sobald es ihm aber möglich schien, drängte er sich durch die Büsche und gelangte in den Wald, der sich zu einem nicht sehr steilen noch hohen Hügel hinzog. Trotzdem erschwerte dem Fliehenden die Steigung das Vorwärtskommen; doch hatten seine Verfolger ja gegen die gleiche Schwierigkeit zu kämpfen. Zuerst wurden mehrere Schüsse nach ihm abgefeuert, von denen aber keiner ihn streifte.

Auf der Höhe angelangt, lag vor ihm eine tiefe Schlucht, die ihn von einem zweiten Hügel trennte. Er wußte, daß er auf die Dauer den Wettlauf mit seinen Gegnern nicht aushalten konnte. Er sah sich nach einem Versteck um, doch sah er nichts, was ihm hätte Schutz bieten können. Nur längs des Kammes lag ein umgestürzter Baumstamm. Mit dem Mute der Verzweiflung übersprang er ihn und warf sich dann mit einem Schrei, als eile er zur Schlucht hinab, dicht neben dem Stamme nieder.

Und wirklich — die Indianer hatten diese List nicht bemerkt; sie stürmten in wildem Lauf herbei, setzten über den Stamm hinweg und eilten in

die Tiefe. Etwa vierzig Männer mochten so über ihn hinweggesprungen sein; da erhob er sich vorsichtig, schwang sich flach über den Stamm zurück und lief eine Strecke neben dem Kamme des Hügels hin. Das Geschrei der Rothäute war verstummt, offenbar suchten sie seine Spur. Er hob den Kopf nur ein wenig über die Anhöhe, um zu erforschen, nach welcher Richtung jene sich gewandt. Dabei wurde er entdeckt, und von neuem setzte alles ihm nach. Es blieb ihm kein anderer Ausweg mehr als der See; denn von drei Seiten stürmten die Verfolger hinter ihm drein.

Er floh nahe am Lager wieder vorüber dem Strande zu, wo er sein Kanu gelassen hatte; wohl schrien die Weiber hinter ihm drein, doch wagte keine, ihm den Weg zu sperren. Konnte er das Boot erreichen, dann war er gerettet. Und richtig — es lag noch an derselben Stelle, wo er es gelassen. Schon jubelte sein Herz — da, o Schrecken! — Die Ruder waren weggenommen worden. Einen Ast am Wege aufraffend, trat er bis in die Knie ins Wasser, stieß das Boot mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft in den See, sprang mit der Behendigkeit eines Rehes hinein und legte sich flach auf dem Rücken am Boden des Schiffes nieder. Er hörte das Triumphgeschrei der Huronen, als diese das Ufer erreicht hatten. Doch das Kanu war so leicht, daß es gänzlich der Willkür der Strömung preisgegeben war, und jeder Windhauch es dahin und dorthin zu drehen vermochte. Er versuchte mit seinem Jagdmesser in die Seitenwand desselben ein Loch zu bohren, um beobachten zu können, was vorging und in welcher Richtung er getrieben wurde. Da schlug eine Kugel durch beide Seitenwände und ersparte ihm die weitere Mühe des Ausbohrens. Doch dem Geschrei von vorhin war eine noch beängstigendere Stille gefolgt. Endlich sah er über sich die Wipfel einer Eiche. Er vermochte sich dies nicht zu erklären und schaute vorsichtig durch das Kugelloch. Er bemerkte, daß das Boot sich etwa auf hundert Meter dem Strand wieder genähert hatte. Nun griff er nach dem Ast, den er vorhin mitgenommen hatte, und versuchte, liegend sich hinwegzurudern. Es gelang auch gar nicht so schlecht, und noch einmal fing seine Hoffnung an zu steigen. Da aber beraubte ihn ein wohlgezielter Schuß seines Rettungswerkzeuges. Der Ast war durchschossen worden, und wieder war er willenlos den Elementen preisgegeben.

Eine zweite Kugel flog so nahe an seinem Kopf vorbei, daß er sich kaum zu regen wagte. Zwanzig Minuten lang trieb er so auf dem Wasser dahin — eine endlose Zeit dünkten sie ihm. Vom Ufer drang kein Laut zu ihm herüber; im Stillen hegte er eine leise Hoffnung, daß seine Freunde vom Kastell aus, das dem Lager der Indianer gerade gegenüber gelegen hatte, vielleicht seine Flucht beobachtet hätten und ihm zu Hilfe eilen würden.

Endlich hörte er einen leisen, knirschenden Ton; er konnte sich denselben nicht recht erklären. Gleich darauf aber beugte sich über den Rand seines Kanus das ihm nur allzu bekannte Gesicht des Häuptlings Rivenoak, der das Boot völlig ans Ufer zog und mit spöttischer Miene sagte:

„Mein junger Freund ist nun lange genug auf dem Wasser umhergefahren; seine Beine müssen steif geworden sein vom Liegen.“ —

„Ich bin wieder in Eurer Gewalt, Mingo,“ erwiderte der junge Mann ruhig, „aber Ihr müßt mir zugestehen, daß ich ebensogut verstehe zu entfliehen, als mein Wort zu halten.“ —

„Mein Bruder hat flinke Beine,“ antwortete dieser. „Meine jungen Krieger mußten tüchtig jagen; er ist ein Elentier, aber ein Fisch ist er nicht; im Wasser kann er nicht leben, wir haben ihn im Netze gefangen. Vielleicht hat er sich aber nun besonnen und sieht ein, daß das Leben in den Wäldern doch angenehmer ist und daß er's in den Hütten der Huronen leichter und bequemer hat.“ —

„Nein, Rothaut, da irrst du sehr, wenn du meinst, ich habe meine Ansicht geändert.“ —

„Denke darüber nach, Bleichgesicht, was ich gesagt habe, während ich mit meinen Kriegern über dein Schicksal berate.“

Wildtöter sah zu seinem Erstaunen, daß der ganze Lagerplatz, der noch vorhin das bunteste Bild dargeboten hatte, völlig geräumt worden war. Rivenoak schritt auf das Dickicht der Bäume zu und entschwand seinen Blicken; er sah sich völlig allein; doch er traute nicht, daß dem wirklich so sei. Da trat plötzlich Hetty zu ihm.

„Armes Kind,“ sagte er, „ich habe Euch ganz vergessen in der Aufregung der letzten Stunden: Wo waret Ihr die ganze Zeit?“ Hetty schaute ihn traurig und vorwurfsvoll an. „O Wildtöter,“ sagte sie dann, „warum habt Ihr den Huronen getötet? Ihr wißt doch, daß Gott das Töten verboten hat.“ — „Das versteht Ihr nicht, Hetty. Der Mingo hat mich zuerst angegriffen, und es ist Krieg; da muß man manches tun, was im Frieden nicht erlaubt ist. Doch sagt, seid Ihr auch gefangen? Wo sind denn alle Huronen hingegangen?“

Ehe Hetty antworten konnte, traten die, nach denen er soeben gefragt hatte, aus dem Walde hervor. Die Männer waren alle bewaffnet; schweigend und mit drohenden Mienen schlossen sie einen Kreis um ihn; einige prüften die Schärfe ihres Tomahawks, und im Hintergrund bemerkte er die Frauen und Kinder, die aus Kienholz Splitter zurecht schnitten. Wildtöter wußte wohl, daß sie dazu bestimmt waren, ihm ins Fleisch gestoßen und dann angezündet zu werden. Nun galt es, die ganze Kraft zusammenzunehmen, um fest und standhaft all die Martern zu ertragen, die ihm auferlegt würden.

Rivenoak trat auf ihn zu, und mit eisiger Kälte sprach er: „Falkenauge, zwei unserer tapfersten Krieger fielen durch dich. Nur einen Skalp bringen wir mit, wenn wir zu unsern Dörfern in Kanada heimkehren; es müssen ihrer mehrere sein. Den Skalp der Moschusratte tragen wir mit uns, sprich, sollen wir den deinen lebend oder tot mit uns nehmen?“ —

„Tot, Hurone," entgegnete der Jäger mit Festigkeit. „Macht mit mir, was ihr wollt, doch ein Hurone werde ich nie. Ich sehe, ihr werdet nun mit den Martern beginnen; ich will sie ertragen wie ein Mann, obschon ich nicht weiß, wie weit meine Kraft dazu reicht."

Ein junger Wilder trat hervor; die Franzosen hatten ihm den bezeichnenden Namen Corbeau rouge, rote Krähe, gegeben, weil er sich so gerne reden hörte. „Hört," rief er, „wie das weiße Schwein zu grunzen beginnt; er hört das Klirren der Messer in den Gürteln der Huronen. Er hat den Lux getötet und dabei hinter sich geblickt, um das Feuer seiner eigenen Büchse nicht sehen zu müssen. Wir werden das Geschrei eines jungen Panthers hören. Er ist ein delawarisches Weib mit der Haut eines Bleichgesichts."

Rivenoak befahl dem Schwätzer zu schweigen. Auf seinen Wink traten einige Krieger hervor, die dem Gefangenen Arme und Beine fesselten. Dann wurde

er an dem Stamme eines jungen Baumes festgebunden, doch so, daß er den Kopf noch etwas drehen konnte.

Alt und jung brannte vor Ungeduld, mit dem grausamen Spiel zu beginnen. Rivenoak gab das Zeichen, und als erster trat der junge Indianer vor, der den Beinamen der Rabe führte. Er schwang die Waffe mehrmals drohend über seinem Haupte, dann schleuderte er sie durch die Luft. Sie fuhr noch am Stamm, an dem Wildtöter angebunden war, vorüber und blieb in der Rinde einer dahinter stehenden Eiche stecken.

Die Leistung war sehr gering, und unter dem Hohn des ganzen Stammes mußte Rabe sich zurückziehen.

Bei diesen Folterspielen der Indianer sollte nämlich nicht der Tod des Opfers so schnell wie möglich herbeigeführt werden. Das Schauspiel sollte möglichst lange dauern und den Zuschauern mehr die Geschicklichkeit der Krieger zeigen, als ihren Rachedurst befriedigen durch den Anblick der Leiden des Gemarterten. Wildtöter wußte das, und er nahm seine ganze Kraft zusammen, seinen grausamen Peinigern wenigstens dies letzte Vergnügen zu vereiteln. Er zuckte mit keiner Wimper, während die gefährlichen Waffen um sein Haupt flogen.

Je geschickter ein Krieger war, um so näher wußte er sein Messer am Haupte des Gefangenen vorbei und in den Stamm des Baumes zu schleudern. So lobte den zweiten, der seine Kunstfertigkeit zeigte, die Bewunderung der ganzen Versammlung, denn es war ihm geglückt, den Tomahawk so dicht über den Kopf Wildtöters zu schleudern, daß er eine Haarsträhne an den Baum heftete.

Nun kam die Reihe an den Springenden Knaben. Wodurch er diesen Namen sich erworben hatte, zeigte sich gleich an der Art, wie er nun zu Werke ging. Er war von großer Beweglichkeit und hüpfte vor seinem Opfer hin und her und bedrohte ihn bald von dieser, bald von jener Seite. Schließlich verlor Wildtöter die Geduld. Höhnend forderte er ihn auf, seine Bocksprünge einzustellen, da dies ein Kind so gut wie er fertig bringe. War es nun der Zorn über diese Worte oder Ungeschicklichkeit, — die Waffe verletzte Wildtöter leicht, und über den Jüngling ergoß sich eine Flut von Scheltworten, da durch ihn das Schauspiel beinahe ein zu frühes Ende gefunden hatte.

Noch mehrere Krieger traten auf, die mit großer Kaltblütigkeit teils das Beil, teils das Messer warfen. Mehrmals wurde der Gefangene leicht verletzt, doch nie erhielt er eine ernstere Wunde. Er trug aber einen so heldenhaften Gleichmut zur Schau, daß Rivenoak ihm seine Bewunderung nicht versagte. Er hegte offenbar noch immer den Wunsch, diesen tapferen Krieger seinem Stamme zu gewinnen, und fragte deshalb seine Leute, ob sie dem Spiel nicht Einhalt tun wollten. Aber dieser Vorschlag wurde einstimmig abgelehnt.

Nun aber forderte der Häuptling die besten Schützen auf, ihre Kunst zu

zeigen. Wildtöter empfand dies als eine Erleichterung. Er wußte, wie ungeübt die meisten Indianer mit einer Schießwaffe waren, und hoffte, daß ein ungeschickter Schuß seinen Qualen bald ein Ende machen würde.

Doch ehe dieser zweite Teil des Spieles begann, trat Hetty in den Kreis und fragte: „Warum quält ihr den Gefangenen so grausam? Er war euer Freund; denn als Vater und Harry Hurry ausgingen, um eure Skalpe zu erbeuten, hat er versucht, sie davon abzubringen!"

Die Versammlung ließ das Mädchen ruhig aussprechen, ja sie folgten mit Aufmerksamkeit ihren Worten, und aus der Antwort Rivenoaks sprach eine gewisse Ehrfurcht, als er erwiderte.

„Gerne lausche ich den Worten des weißen Mädchens; ich weiß, der große Geist redet oft aus ihr, aber heute hat sie seine Stimme nicht richtig vernommen. Wohl ging Falkenauge nicht auf unsere Skalpe aus, aber er hat zwei unserer besten Krieger getötet, und er muß ihrem Geiste folgen, sie fordern es. Meine Tochter setze sich nieder zu unseren Frauen."

Hetty war gewohnt, zu gehorchen, und tat, wie ihr geheißen ward.

Die Krieger stellten sich so dicht vor dem Gefangenen auf, daß das Feuer, das aus dem Lauf ihrer Büchsen kam, ihn fast erreichte. Obwohl er dadurch gezwungen war, gerade in die Mündung der Gewehre zu blicken, war ihm diese Art der Folter doch lieber. Er wußte jedesmal vorher, wo die Kugel einschlagen würde, so vertraut war ihm diese Waffe. Dies zu beobachten, beschäftigte seinen Geist so sehr, daß er darüber jegliche Unruhe und Unsicherheit vergaß. Alle Kugeln schlugen ganz in der Nähe seines Hauptes ein, doch keine einzige verletzte ihn. Schließlich hielt er sich nicht länger zurück, sondern rief ihnen spöttisch zu. „Mingos, es ist eine Schande, wie schlecht ihr zielt. Jedes Delawarenweib würde seine Sache besser machen; wenn ihr mir meine Arme freigäbet, dann wollte ich euch zeigen, wie man schießt. Auf hundert Meter Entfernung wollte ich die dünnste Skalplocke eines jeden unter euch an den nächsten Baum heften." Dieser Spott reizte die Wut der Krieger aufs äußerste; vielleicht hätte ein voreiliger Schuß den Mund des furchtlosen Sprechers für immer zum Schweigen gebracht, hätte nicht Rivenoaks Schlauheit zu einer List gegriffen.

Er sprach: „Der Gefangene spricht weise. Wir haben uns benommen wie die Blaßgesichter, die des Nachts ihre Türen mit eisernen Riegeln verrammeln aus Furcht vor den Rothäuten. Und wenn ein Feuer ausbricht in ihrer Hütte, müssen sie in den Flammen umkommen, weil sie ihre Türen nicht zu öffnen vermögen. Wir haben Wildtöter zu fest gebunden. Er k a n n sich ja nicht bewegen, und was für ihn Zwang war, hielten wir für Kaltblütigkeit und Heldenmut. Bindet ihn los, gebt ihm Bewegungsfreiheit, und ihr werdet sehen, wie weit sein Mut her ist."

Mit großem Beifall wurde dieser Aufforderung Folge geleistet; als Wildtöter wieder über den freien Gebrauch seiner Glieder verfügen konnte, kehrte ihm noch einmal die Hoffnung auf Rettung, die er schon gänzlich aufgegeben hatte, zurück.

Die Rothäute, sogar die Weiber und Mädchen, setzten nun ihre Ehre drein, seine Ruhe zu erschüttern und ihm irgendwelche Zeichen von Furcht zu entlocken. Mit unglaublichen Schimpfworten fielen sie über ihn her, allen voran die beleidigte Sumach. Aber ihre Worte rührten ihn nicht; angestrengt horchte sein Geist in die Ferne, ob nicht ein Laut zu vernehmen sei, der ihm Rettung verheißen möchte.

Rivenoak machte dem wüsten Gezeter schließlich ein Ende, indem er befahl, nun mit den eigentlichen Martern zu beginnen. Nun sollten dem Gefangenen durch wirkliche körperliche Schmerzen Klagelaute oder Hilferufe entlockt werden.

Man war damit beschäftigt, einen großen Reisighaufen neben der Fichte aufzutürmen, als plötzlich einer der Wachposten, die am Ufer aufgestellt waren, herbeieilte und offenbar eine wichtige Botschaft brachte. Wildtöter konnte aus den Mienen der Huronen nicht herauslesen, was die Ursache der allgemeinen Erregung, die sich besonders auch der Weiber be-

mächtigte, sein könne. Um so erstaunter war er, als bald darauf zwischen den Büschen Juditys Gestalt ihm erkenntlich wurde. Sie erschien aber nicht in ihrer gewöhnlichen Kleidung, sondern sie hatte jenes Brokatkleid angelegt, das sich in der Truhe gefunden hatte. Ihre ganze Haltung, jede ihrer Bewegungen paßten zu dem Gewand, das sie trug, und ihre Erscheinung verfehlte nicht, einen gewaltigen Eindruck auf die Huronen zu machen. Dennoch erschrak Wildtöter bis ins Innerste, als er bedachte, welch großer Gefahr das Mädchen sich offenbar um seinetwillen aussetzte.

Mit großer Ruhe und einem Mute, den er insgeheim bewundern mußte, trat sie in den Kreis der Versammelten und sprach: „Welcher unter euch ist der Häuptling dieses Stammes? Ich wünsche mit ihm zu reden und will meine Worte an keinen Unwürdigen richten." Rivenoak trat mit einer höflichen Bewegung auf sie zu. Judith maß ihn mit stolzem Blick, dann sagte sie: „Weisheit spricht aus deinen Zügen, ich will mit dir reden."

Der Häuptling verneigte sich mit Anstand, während er entgegnete: „Die Blume der Wälder möge sprechen, meine Ohren sind geöffnet, ihre Worte zu vernehmen. Möchten sie so lieblich sein wie ihr Aussehen." — „Also höre auf meine Worte," begann Judith nun: „Du siehst, daß ich ein Weib von ungewöhnlichem Range bin. Zwar bin ich nicht selber die Königin meines Landes, aber sie hat mir alle ihre Macht in meine Hände gegeben. Meine Freundschaft wird dir und deinen Kriegern von größtem Vorteil sein, meine Feindschaft kann euch vernichten." —

„Meine Freundin ist schöner als die Rosen am Ontario, und ihre Stimme klingt wie Musik in meinen Ohren. Wo hat sie ihren Wigwam aufgeschlagen?" — „Es ist zwecklos, dir das zu sagen; du würdest weder den Ort noch den Namen kennen. Doch ich will meine Botschaft vor deine Ohren bringen. Ich bedarf dieses jungen Mannes, der euer Gefangener ist. Gib ihn mir freiwillig mit, auf daß nicht Blut fließe. Denn weigerst du dich, so muß ich meinen jungen Männern winken, und du weißt, die Zahl der Yankees ist sehr groß." —

„Die Yankees sind zahlreich wie die Blätter der Bäume," antwortete finster der Häuptling, „und schon ist viel Blut vergossen auf dem Wege von hier nach dem Ontario." —

„Gewiß," entgegnete Judith. „Ihr aber habt eure Weiber und Kinder bei euch. Es ist besser, ihr ziehet jetzt im Frieden heim. Ihr liebet Tiere aus Elfenbein; ich habe euch welche mitgebracht und will sie euch schenken, wenn ihr meinem Wunsche willfahret." Dies Anerbieten verfehlte eines tiefen Eindrucks nicht; nur der schlaue Rivenoak wurde stutzig, und mit boshaftem Lächeln sagte er: „Ich höre einen wunderbaren, fremden Vogel singen, ich möchte seinen Namen kennen." — „Dein Gefangener möge dir meinen Namen sagen," antwortete Judith mit leichter Verwirrung. „Nein," widersprach der Häuptling, „er ist müde; meine Tochter mit dem schwachen Sinn soll ihn mir nennen."

Judith erschrak; denn sie wußte, daß nun ihr ganzes Spiel verloren war. Hetty war zu harmlos und beschränkt, um zu wissen, was von ihrer Antwort abhing. Darum sagte sie auch sogleich, ohne sich zu besinnen: „Es ist Judith, meine Schwester, die Tochter Tom Hutters, der in der Wasserburg wohnte."

Ein triumphierendes Lächeln flog über des alten Häuptlings runzliges Gesicht. Er trat zu seinen Kriegern und beriet sich flüsternd mit ihnen. Judith trat indessen näher zu Wildtöter heran und schaute ihn flehend und wie um Hilfe bittend an. „Arme Judith," sagte er, „Euer hochherziger, kühner Plan mußte scheitern. Rivenoak ist sehr klug; er läßt sich so leicht nicht hinters Licht führen. Ich danke Euch aber von Herzen für Eure liebevolle Absicht, wenn sie mir auch nicht helfen konnte." —„Ich glaube aber nicht, daß sie Euch martern werden in meiner Gegenwart," meinte Judith. „O Mädchen, Ihr kennt die Huronen nicht, sie kennen nicht die Empfindungen eines Bleichgesichts. Ihren eigenen Weibern macht solch ein Schauspiel die größte Freude; was werden sie da auf Euch Rücksicht nehmen?" — „Immerhin hat mein Dazwischenkommen Euern Tod verzögert, und davon hängt alles für uns ab; Eure Freunde haben Euch nicht vergessen, nur noch wenig Zeit brauchen wir, und Ihr könnt gerettet werden." —

„Wenn nur euch euer Unternehmen nicht die Freiheit oder gar das Leben kostet," antwortete Wildtöter. „Wäret Ihr lieber nicht gekommen!"

Die Häuptlinge kamen zurück; ihre Mienen waren noch finsterer als zuvor. Auch aus dem Antlitz Rivenoaks war jede Spur von Wohlwollen geschwunden. Daß ein Bleichgesichtmädchen es gewagt hatte, ihn hinters Licht führen zu wollen, hatte sein Ehrgefühl aufs äußerste verletzt, und er war nun so rachedürstend wie die andern alle.

Die letzten Martern begannen. Wieder wurde Wildtöter an den Baum gebunden. Das gesammelte Reisig wurde angezündet. Der Gefangene sollte aber nicht gleich in den Flammen umkommen, sondern mehr durch den Rauch erstickt werden, um so seine Qualen zu verlängern; doch ein Windstoß trieb ihm die Flammen ins Gesicht, und sein Ende wäre nahe gewesen, wäre nicht Hetty mit einem leisen Aufschrei plötzlich hervorgesprungen. Mit einem Stock verstreute sie das brennende Reisig nach allen Seiten. Sie wurde zwar sogleich von vielen Händen erfaßt und zurückgerissen, und manch drohende Faust erhob sich gegen sie. Aber doch wagte keiner, der Schwachsinnigen ein Leid zuzufügen. „Gott vergelte dir diese Tat," rief Judith ihrer Schwester zu. Sie bebte vor Erregung am ganzen Leibe, aber vergeblich besann sie sich auf einen rettenden Ausweg.

Schnell wurde das Reisig von neuem gesammelt, und zum zweiten Male loderte das Feuer empor. Aber wieder geschah etwas Unerwartetes. Diesmal sprang im entscheidenden Augenblick ein Indianermädchen hervor und schleuderte mit dem Fuß den Brand auseinander.

Eine allgemeine Entrüstung brach los; als aber das Mädchen sich umwandte und sein Gesicht den Huronen zeigte, verwandelte sich diese in eine freudige Verwunderung; denn die da mitten unter ihnen stand, war niemand anderes als Wah-ta-wah. Sie wurde sofort von allen umringt und nach dem Grunde ihrer Rückkehr gefragt, denn alle hatten die hübsche, freundliche Delawarin gerne. Wildtöter war für einen Augenblick vergessen.

Wah-ta-wah trat aber zunächst an Judith heran, tat, als wolle sie diese begrüßen, und steckte ihr dabei heimlich ein kleines, scharfes Messer zu. Dann aber gab sie sich ganz den Huronen hin, bemüht, die Aufmerksamkeit aller auf sich zu ziehen.

Judith hatte sofort verstanden. Sie gab das Messer Hetty in der Hoffnung, deren Treiben werde von den Rothäuten mit weniger Mißtrauen beobachtet, aber Hettys Schwachsinn vereitelte zum zweiten Male ihre Absicht. Anstatt das Messer Wildtöter heimlich zuzuschieben, ging sie recht auffällig daran, seine Bande selbst zu zerschneiden, und ihr Tun wurde bemerkt, ehe sie nur seinen Hals gelöst hatte. Sie wurde sogleich ergriffen und zurückgehalten, aber das Mißtrauen aller lenkte sich nun auf Wah-ta-wah.

Rivenoak stellte sie zur Rede, und Wah-ta-wah wußte keinen andern Ausweg, als die Gedanken von sich hinweg auf einen zu lenken, den sie um seiner Charakterlosigkeit willen aufs tiefste verachtete. Es war der Delaware Heckendorn, der sie seinerzeit geraubt und den Huronen zugeführt hatte. Er war von diesen dann wohl in den Stamm aufgenommen worden, aber keiner schenkte ihm Achtung. Im Grunde wurde er von allen nur geduldet. „Ich gestehe offen," rief Wah-ta-wah, „daß ich gekommen bin, um Wildtöter zu helfen. Warum sollte ich dies nicht? Er ist der Freund der Delawaren und hat ein redliches Herz. Aber einer lebt unter euch, den solltet ihr an jene Stelle stellen, er ist kein Delaware und kein Hurone, sondern ein niedriger Verräter." Die Blicke aller sahen auf den Abtrünnigen. Dieser trat hervor und tat, als wisse er nicht, worauf das Mädchen anspielte. „Wer ruft nach Heckendorn?" fragte er. „Ist das Bleichgesicht dort müde? Soll ich ihn unsern Kriegern nachsenden?"

„Nein, Häuptling," rief Wah-ta-wah, „Wildtöter fürchtet sich nicht vor dieser Krähe. Gebt ihm eine Waffe, bindet ihn los und stellt die beiden einander gegenüber, dann werdet Ihr sehen, wer von beiden der bessere Schütze ist." — Während sie so sprach, ging sie auf Wildtöter zu und machte einen Versuch, seine Bande zu durchschneiden. Aber Rivenoak hatte ihr Benehmen mit steigendem Mißtrauen beobachtet. Es entging seinem scharfen, schlauen Auge nicht, daß sie nur mühsam eine große Aufregung und Unruhe verbarg. Sie wurde von Wildtöter fortgezogen, und zum drittenmal gab der Häuptling Befehl, das Feuer zu entzünden, um mit den Martern fortzufahren.

Da geschah wiederum etwas gänzlich Unvorhergesehenes. Ein Indianer sprang plötzlich auf Wildtöter los. Mit unglaublicher Behendigkeit durchschnitt er dessen Bande und reichte ihm eine mächtig lange Büchse, während er, sich umwendend, sein eigenes Gewehr auf die Versammlung richtete. Jetzt erst erkannten sie an der Art seiner Bemalung, daß der Herzugekommene ein Delaware war. Im ersten Augenblick hatte man ihn für einen der aufgestellten Wachtposten gehalten. So standen plötzlich zwei bewaffnete Männer ihnen gegenüber; sie selbst hatten ihre Gewehre nicht bei sich, sie lagen zerstreut umher oder hingen an den Bäumen. Immerhin war nicht anzunehmen, daß zwei einzelne Männer es wagen würden, den ganzen Stamm offen anzugreifen. So erwarteten sie eine Erklärung, und sie hatten sich nicht getäuscht.

„Huronen," rief der Delaware, „seht hierher; ich bin Chingachgook, der Sohn des Unkas, vom Stamme der Delawaren. Dies Mädchen dort ist meine Braut; dies Bleichgesicht ist mein Bruder. Die Erde ist weit. Platz genug hat sie für euch und uns. Laßt uns unseres Weges ziehen."

„Der dort zu euch redet, Huronen," unterbrach Heckendorn diese Rede, „ist euer Todfeind. Schlagt ihn nieder." Mit diesen Worten schleuderte er seinen Tomahawk nach der nackten Brust des Delawaren, aber Wah-ta-wah vermochte die gefährliche Waffe aus ihrer Bahn zu schleudern. Doch in der nächsten Sekunde durchdrang Chingachgooks wohlgezieltes Messer die Brust des Verräters, und schreiend brach dieser zusammen. Dies alles war das Werk einer Minute. Mit Geschrei stürzte sich die Menge auf den Tollkühnen — doch plötzlich, wie gelähmt, hielt jedes den Atem an: aus dem Walde drang deutlich ein gleichmäßiger, stampfender Ton, und gleich darauf blitzten zwischen den Baumstämmen die scharlachroten Röcke einer geschlossen heranrückenden Abteilung englischer Soldaten hervor.

Eine grenzenlose Aufregung und Verwirrung ergriff die gänzlich unvorbereitete Indianerhorde. Ein wildes Geheul brach los, das die Truppen mit lautem Hurra beantworteten. Harry Hurry hatte sie unterwegs angetroffen und sie auf kürzestem Weg hierher geleitet. Die Huronen sahen sich plötzlich von drei Seiten umzingelt, auf der vierten war der See. Kein Entrinnen, keine Flucht war mehr möglich. Ohne zu schießen gingen die Truppen im Sturmschritt zum Bajonettangriff vor. Dann fiel der erste Schuß; er kam aus Chingachgooks Gewehr. Wildtöter brachte zuerst Judith und Wah-ta-wah in einige Sicherheit, indem er sie hinter die größten Bäume zog, aber vergebens suchte er Hetty. Sie war vom allgemeinen Wirrwarr mit hinweggerissen worden.

Nur sehr wenige der Huronen entgingen dem Tod, unter ihnen aber war Rivenoak, der von den englischen Truppen mit hinweggeführt wurde. Viele endigten ihr Leben freiwillig im Wasser, um dem fürchterlichen Blutbad zu entrinnen, das fortdauerte, bis der letzte Hurone gefallen oder gefangen war.

Schluß

Strahlend wie an jedem andern Tage dieses Monats stieg am nächsten Morgen die Sonne am Himmel empor. Hell beleuchtete sie die flimmernde Fläche des Sees, über welchem die Wasservögel friedlich ihre Kreise zogen.

Doch auf der Burg und der ihr gegenüberliegenden Landspitze, die am Abend zuvor der Schauplatz so fürchterlichen Blutbads gewesen, war manches verändert.

Auf der Plattform des Kastells ging im bekannten gleichmäßigen Schritt eine englische Schildwache auf und ab. Etwa zwanzig Mann desselben Regiments standen herum, zwei Offiziere befehligten die kleine Abteilung; der jüngere von beiden trug den Arm in der Binde; auch unter der Mann-

schaft konnte man da und dort einen Leichtverwundeten bemerken. Doch hatten die Engländer nur wenig Verluste zu beklagen im Vergleich mit den Rothäuten, die fast gänzlich aufgerieben worden waren. Am gegenüberliegenden Ufer der Landzunge konnte man denn auch deutlich eine Abteilung Soldaten bemerken, die damit beschäftigt waren, die Toten zu beerdigen.

Zwischen den toten Weibern der Rothäute hatte man unter der allgemeinen Teilnahme der Truppen auch Hetty aufgefunden; noch lebte sie, aber eine Flintenkugel hatte ihre Brust durchbohrt. Wie es gekommen, wußte niemand zu sagen; wahrscheinlich war sie in der allgemeinen Verwirrung mit hinweggerissen worden, und so hatte das tödliche Geschoß sie ereilt. Daß der Tod schon seine Hand nach dieser unschuldigen Menschenblüte ausgestreckt, konnte man auf den ersten Blick in ihren Zügen lesen. Trotzdem hatte man sie vorsichtig auf einem Kanu herübergerudert, und nun ruhte sie auf ihrem Lager, umgeben von denen, die ihr im Leben nahe gestanden und die sie lieb hatten. Judith saß an ihrer Seite und hielt die kleine, fieberheiße Hand fest in der ihren. Kaum war es ihr möglich, ihren Schmerz zu beherrschen, schwand doch für sie mit der Schwester das einzige Wesen dahin, mit dem innige, verwandtschaftliche Liebe sie verband.

Wah-ta-wah wachte an der anderen Seite des Lagers, stets bereit, der Sterbenden kleine, aufmerksame Dienste der Liebe zu erweisen.

Wildtöter stand, gelehnt auf seine geliebte neue Büchse „Wildtot", am Kopfende des Lagers; aus seinem offenen, männlichen Gesicht sprach ehrliches Mitleid mit den beiden Mädchen. In einer Ecke des Zimmers hielt Chingachgook sich auf; er sprach nichts, doch seine klugen Augen schweiften aufmerksam beobachtend von einem der Anwesenden zum andern.

Harry Hurry saß mit abgewandtem Rücken in der Nähe der Tür; man sah es ihm an, er fühlte sich im Wege, mochte aber doch nicht seine Teilnahmlosigkeit offen kund tun.

Manchmal schaute einer der englischen Offiziere in das Gemach, der Arzt ging ab und zu und erkundigte sich teilnehmend nach dem Zustand der Sterbenden; zu helfen vermochte er nicht mehr.

Hetty hatte lange schweigend gelegen, in den Händen hielt sie ihre geliebte Bibel, doch zu lesen vermochte sie nicht. In ihren Augen lag schon ein Glanz von überirdischen Welten. „Judith," flüsterte sie, „du mußt nicht traurig sein, daß ich nun sterbe, ich gehe ja so gern." — „O Hetty, würdest du nur bei mir bleiben, wie gerne würde ich mit dir gehen; ich kann das Leben, das vor mir liegt, nicht ertragen." — „So darfst du nicht sprechen, Schwester, es ist Sünde; doch ich verstehe dich gut; auch ich habe einst so gedacht und hätte gerne mein Leben selbst geendigt." — „Du, du, Hetty, du?" rief Judith entsetzt, „und ich habe nichts davon gemerkt?" — „Es war nach der Mutter Tod, Judith," fuhr die Kranke leise fort, „ich hatte das Liebste verloren, was ich besessen. Wohl waret ihr, Vater und

du, auch gut zu mir; aber trotzdem, ich fühlte oft, daß ich euch eine Last war und daß ihr manchmal euch meiner schämen mußtet." — „O Hetty, verzeih' mir, womit ich je in Worten oder Taten dir wehe tat; o dürft ich heute statt deiner sterben und mein Unrecht an dir wieder gut machen!" — „Ich habe dir nichts zu vergeben, Schwester, ich verstand es gut; aber für mich war es dennoch oft schwer, furchtbar schwer. Mutter hat mich nie als Last empfunden! — Mutter, Mutter, ich komme!" rief sie plötzlich mit veränderter Stimme, die Augen weit geöffnet. „O, wie schön, wie schön ist es bei dir! Leb' wohl, Judith!" Noch ein tiefer Atemzug hob die arme, durchbohrte Brust, dann sank ihr Kopf in die Kissen zurück. Eine reine Seele war heimgekehrt in jene Welt, wo es keinen Unterschied des Geistes und der Schönheit mehr gibt, und wenn je, so konnte man über dieses Leben als Abschluß die Worte setzen: Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!

Laut aufschluchzend warf Judith sich über die Entschlafene, indes die andern still das Gemach verließen.

Langsam und traurig verging der Tag. Als die Sonne sich gen Westen senkte, fuhren Judith, Wildtöter und seine Freunde zum zweitenmal hinaus an jene Stelle des Sees, wo sie vor zwei Tagen den Leichnam des alten Hutter geborgen. Diesmal brachten sie der armen Hetty sterbliche Überreste zur letzten Ruhe. — Kein Auge blieb tränenleer, als der tote Körper des armen, reinen Mädchens hinabgesenkt wurde an die Seite der Mutter, die sie so sehr geliebt.

Am Abend noch brach ein Teil der Truppen unter der Führung des starken Harry nach der Garnison auf, und in der Frühe des nächsten Morgens verließen die übrigen diesen Ort der Schönheit und des Friedens. Die Soldaten mit ihren Offizieren hatten sich auf der Arche eingeschifft; auch Judith fuhr mit ihnen. Einer der Offiziere hatte sich bereit erklärt, das verwaiste Mädchen zu den mütterlichen Verwandten in den Ansiedlungen zu bringen.

Wildtöter, Chingachgook und seine Braut folgten auf einem Kanu der voranfahrenden Fähre. Judith wurde der Abschied von der Stätte ihrer Kindheit unendlich schwer. Alles, was sie erlebt hatte, alle die, die zu ihr gehört hatten, seit sie denken konnte, ließ sie hier zurück; auch den Freund, den sie erst wenige Tage kannte und der durch seine einfache, biedere Männlichkeit ihr Herz so tief bewegt hatte, mußte sie verlassen. Und doch war etwas in ihr, was ihr den Trennungsschmerz erleichterte: ein neues Leben lag vor ihr, ein Leben der Ordnung und des Friedens, nach dem ihre Seele so oft unbewußt sich gesehnt hatte. Mit dem innigen Wunsche, daß diese Sehnsucht sich dem schönen, so begabten und starken Mädchen erfülle, schied Wildtöter von ihr, als sie zum letzten Male sich die Hand reichten.

Er erfuhr nie wieder etwas von dem Mädchen, das seinen Lebenspfad nur für wenige Tage gekreuzt hatte, mit dem so tief einschneidende Erlebnisse ihn verbunden hatten und das er darum nie hat vergessen können.

Am folgenden Abend kehrte er mit seinem Freunde und der glücklichen Wah-ta-wah heim in die Dörfer der Delawaren.

Die drei blieben eng miteinander verbunden. Nach einer kurzen, glücklichen Ehe schenkte Wah-ta-wah ihrem Gatten einen Knaben, aber seine Geburt kostete der jungen Mutter das Leben. Schmerzlich betrauert vom ganzen Stamme schläft Chingachgooks „duftende Jasminblüte" unter den Fichten der Delawaren.

In dem langen Kriege, zu dem die oben erzählten Vorgänge am Glimmersee das Vorspiel gebildet, zeichneten die beiden Freunde sich zu wiederholten Malen aus.

Der Ruhm des Mohikaners verbreitete sich im ganzen Stamme der Delawaren. Die Große Schlange der Delawaren, von allen hochgeachtet um seiner Redlichkeit, weit und breit gepriesen um seiner Tapferkeit und Klugheit willen.

Sein Freund Wildtöter, oder vielmehr Falkenauge, wie er fortan hieß, stand ihm in nichts nach. Die Feinde fürchteten ihn und vor allem den Knall seiner geliebten Büchse „Wildtot", die keiner so sicher zu brauchen verstand wie er.

Nach fünfzehn Jahren fügte es sich, daß ihr Weg die beiden Unzertrennlichen noch einmal an die Ufer des Glimmersees führte. Chingachgooks junger Sohn Unkas begleitete die beiden Männer.

Wieder, wie das erstemal, stand Falkenauge, überwältigt von der Majestät dieses unberührten Fleckchens Erde, am Ufer des kristallklaren Gewässers. Die gewaltigen Baumkronen rauschten wie ehemals, die Wasservögel kreisten in den Lüften, die Hügel und Berge erhoben sich rings herum wie einst. Mächtig packte die Erinnerung die beiden gereiften Männer, während sie dem aufhorchenden Knaben erzählten von jenen Tagen ihres ersten Kriegsruhms.

Am Strand entdeckte Unkas ein halb zerstörtes Kanu, nicht ohne Mühe richteten sie es her und fuhren an all die Stellen, wo sich damals so Bedeutsames zugetragen. Sie zeigten dem Knaben den runden, bienenkorbartigen Felsen, von dem sein Vater jenen kühnen Sprung auf die Arche getan; die Landzunge, wo er die Mutter des Kindes zurückerobert; die Stelle, wo Falkenauge unter den grausamen Marterspielen der Huronen gelitten und die dann der Schauplatz so fürchterlicher Kämpfe geworden war. Sie besuchten auch die Burg; noch standen ihre Trümmer auf der Plattform, doch die Palisaden und Pfähle waren morsch geworden; wie lange würde es noch dauern, bis sie zusammenbrechen und alles in den Fluten begraben würden? Das Dach des Kastells war von den Stürmen abgerissen, doch

die starken Seitenwände standen noch fest. Sie betraten die Räume, und wehmütig ergriff es Falkenauge, als er im Schlafgemach der Mädchen ein buntes Band, das Judith einst getragen, an der Wand flattern sah. Er nahm es herunter und wand es um seine Büchse, die das Mädchen ihm einst geschenkt.

Auch die Überreste der Arche entdeckten sie, gestrandet in einer der zahlreichen Buchten.

Kein menschlicher Fuß schien seither diese Stätten betreten zu haben.

Sie suchten die Gräber draußen im See, vermochten sie aber nicht mehr zu finden. Hatte das Wasser sie hinweggespült oder hatten sie die Stelle vergessen? Sie wußten es nicht.

Mit wehmütigen Gefühlen verließen sie diese Stätte ereignisreicher Erlebnisse. Noch waren sie jung, noch lag ein Leben des Kampfes, ein Leben der Tat vor ihnen, und ihnen zur Seite schritt das blühende, hoffende Werden: Unkas.

DER LETZTE MOHIKANER

Der Aufbruch nach Fort William

Es war im dritten Jahre des letzten Krieges, den England und Frankreich um den Besitz der Gebiete führten, die von den Quellen des Hudson bis zu den großen Seen sich erstrecken, als jene Ereignisse sich vollzogen, die wir in diesen Blättern schildern wollen.

Die Engländer, die in der letzten Zeit viel von ihrer Macht verloren hatten, verfügten über zwei Stützpunkte: die kleinen Festungen Fort Edward und Fort William. Ersteres wurde unter General Webb von ungefähr fünftausend Mann verteidigt, während das letztere, das ungefähr fünf Wegstunden von jenem entfernt lag, durch den Oberst Munro mit nur einem Regiment Soldaten gehalten werden sollte.

Als darum dem Obersten die Nachricht zukam, daß die Franzosen unter der Führung des Generals Montcalm den Champlainsee mit großer Übermacht gegen das schwach besetzte Fort heraufzogen, schickte er einen indianischen Läufer in die benachbarte Feste und ließ den General Webb um sofortige und ausreichende Verstärkung bitten.

Der Indianer hatte den Weg in zwei Stunden zurückgelegt, aber eine Truppenabteilung mit ihrem Troß brauchte auf den schlechten Wegen fast einen ganzen Tag. Fünfzehnhundert Mann sandte Webb seinem bedrohten Kameraden zu Hilfe. Unter der Teilnahme der ganzen übrigen Besatzung brachen die ausgewählten Truppen mit klingendem Spiel auf.

Als sie längst den Blicken entschwunden waren, verzogen sich die Zuschauer dennoch nicht. Offenbar stand noch ein Ereignis bevor, das die Aufmerksamkeit der Leute fesselte.

Vor dem Blockhause, welches General Webb bewohnte, standen sechs gesattelte Pferde. Drei davon waren prächtig aufgezäumt; eines gehörte offenbar einem Stabsoffizier, die beiden anderen trugen Damensättel. Die drei übrigen Pferde waren mit Reisegepäck beladen und schienen für die Dienerschaft bestimmt zu sein.

Aus einer der umherstehenden, gaffenden Gruppen trat ein Mann her-

aus und gesellte sich zu der bei den Pferden wartenden Dienerschaft. Die ganze Erscheinung dieses Menschen war auffallend; sowohl in Wuchs als auch in Kleidung, so unschön und widerspruchsvoll, wie man sich etwas Gegensätzlicheres kaum auszudenken vermag. Der sehr große Kopf saß auf dünnem Halse über schmalen Schultern. Die Arme waren auffallend lang, die Hände dagegen zart und klein. Die langen, mageren Beine endigten in mächtig großen Füßen, ebenso traten die Knie auffallend breit und knochig hervor. Ein himmelblauer Rock mit kurzen Schößen und niedrigem Umlegkragen ließ den dünnen, langen Hals und die Beine höchst unvorteilhaft hervortreten. Die Beinkleider aus gelbem Kattun lagen eng an und waren ebenso wie die baumwollenen, grau-weiß gestreiften Strümpfe an den Knien mit einem schmutzigen, weißen Bande zusammengehalten.

Aus der schmierigen, gelbseidenen Weste, die mit Silbertressen besetzt war, schaute ein seltsames Instrument hervor, das man für eine besonders gefährliche Waffe halten konnte. Unter dem breitkrempigen Hut blickten aus einem gutmütigen Gesicht ein Paar recht ausdruckslose Augen.

Unbefangen gesellte sich dieses Wesen unter die Schar der Diener und bekrittelte mit einer merkwürdig wohlklingenden Stimme den Wuchs und die Rasse der Pferde. Es kümmerte ihn wenig, daß niemand seiner Rede zu folgen schien; erst nachdem eine seiner Fragen unbeantwortet blieb, schaute er den von ihm Angeredeten ins Gesicht und war nicht wenig überrascht, als er bemerkte, daß sein schweigsamer Zuhörer ein Indianer war. Es war der Läufer, der tags zuvor angekommen war und der nun scheinbar mit größter Teilnahmlosigkeit unter der Menge stand, aufrecht und starr, als ginge dies ganze Treiben ihn nichts an.

Sein Anblick konnte auch einen im Umgang mit den Wilden erfahreneren Mann erschrecken. In seinem Blick lag eine düstere Wildheit; die Farben seiner Kriegsbemalung waren ineinandergelaufen und machten sein Gesicht noch erschreckender. Sein ganzer Anzug schien — vielleicht von der übergroßen Anstrengung des gestrigen Tages — sehr vernachlässigt; im Gürtel trug er Messer und Tomahawk.

Eine Sekunde lang streifte sein forschender Blick den lästigen Schwätzer, dann wandte er sich mit verächtlicher Miene von ihm ab und starrte in die Ferne.

Ehe der sonderbare Weiße sich von seinem Erstaunen erholt hatte, wurde seine Aufmerksamkeit von neuem in Anspruch genommen.

Die Tür des Blockhauses wurde geöffnet, und heraus traten die Erwarteten; ein Offizier mit zwei Damen in Begleitung des Generals. Der Offizier half seinen Begleiterinnen auf die Pferde. Die jüngere hatte den grünen Schleier über den Rand ihres Reisehutes zurückgeschlagen. Man sah ein freundliches, liebliches Gesicht von heller, feiner Hautfarbe, das von goldenen Locken umrahmt war, und die Zuschauer konnten bemerken,

daß sie dem jungen Offizier für seine Hilfe mit liebenswürdigem Nicken dankte. Das Gesicht der anderen war durch den Schleier nicht zu erkennen, doch verriet ihre vollere, anmutige Gestalt, daß sie um einige Jahre älter sein mußte.

Sobald alle drei ihre Pferde bestiegen hatten, setzte sich die kleine Karawane in Bewegung, nachdem alle durch einen höflichen, achtungsvollen Gruß sich noch einmal von dem unter der Türe des Hauses stehenden General verabschiedet hatten.

Gleich einem Schatten glitt die Gestalt des Indianers an den Abreisenden vorbei, um an der Spitze des Zuges die Führung zu übernehmen. Als er so unerwartet vorüberhuschte, stieß die jüngere der Damen einen leisen Schreckensruf aus. Die andere gab keinen Laut von sich, aber sie hob ihren Schleier ein wenig und schaute mit ihren dunklen Augen dem Wilden nach, voll Bewunderung und Schauder zugleich. Ihr Gesicht war von auffallender Schönheit und Vornehmheit und von prachtvollem schwarzem, glänzendem Haar eingerahmt.

Ohne ein Wort zu sagen, ließ sie den Schleier wieder sinken.

Die beiden jungen Damen waren die Töchter des Obersten Munro und sollten unter dem Schutze des Majors Dunkan Heyward, welcher der Verlobte der jüngeren war, in ihr väterliches Haus zurückkehren. Die Braut des Majors hieß Alice, ihre Schwester Kora. Alice ritt an ihren Verlobten heran und fragte in scherzhaftem Tone, unter dem sie eine gewisse Angst zu verbergen bemüht war: „Sieht man in diesen Wäldern häufig solche Schreckensgestalten oder haben Sie dieses unheimliche Wesen zu unserer besonderen Unterhaltung bestellt? Wenn letzteres der Fall ist, dann müssen wir Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit sehr dankbar sein, aber andernfalls werden Kora und ich uns gehörig zusammennehmen müssen, um uns als Töchter eines tapferen Soldaten zu zeigen."

„Der Indianer ist ein Läufer und gehört zu unserer Armee," antwortete der Offizier. „Er kennt alle Wege in diesen Wäldern sehr genau und will uns auf dem kürzesten zum Fort bringen."

„Mir gefällt er nicht," sagte Alice, „kennen Sie ihn, Dunkan, und sind Sie gewiß, daß man ihm vertrauen kann?"

„Ich kenne ihn," erwiderte dieser, „sonst hätte ich Sie ihm nicht anvertraut. Er ist zwar ein Kanadier, aber er steht nun auf unserer Seite. Auch Ihrem Vater ist er bekannt; wenn ich mich recht erinnere, hatte er einmal einen Zusammenstoß mit ihm; er soll ihn etwas zu streng behandelt haben."

„Nun wird er mir noch unheimlicher," rief das Mädchen angstvoll. „Sprechen Sie doch, bitte, einige Worte mit ihm, damit ich seine Stimme höre; Sie wissen, ich schließe immer gern vom Klang der Stimme auf das Wesen des Menschen."

„Sie würden ihn schwerlich reden hören, Alice, wahrscheinlich bestände

seine ganze Antwort in einem Ausruf. Er kann zwar etwas Englisch, aber wie die meisten Eingeborenen bedient er sich unserer Sprache nur sehr ungern und tut so, als verstände er nichts. Doch soeben bleibt er stehen. Sicher zweigt hier unser Weg von der Heerstraße ab."

Es war so, wie der Major vermutet hatte. Als sie den Läufer erreicht hatten, wies dieser auf einen schmalen Pfad, der sich bald im Dickicht des Waldes verlor und so eng war, daß er höchstens für eine Person Raum bot.

„Das also ist unser Weg," sagte der Major, „und lassen Sie doch ja kein Mißtrauen merken, Sie könnten dadurch ein Unheil heraufbeschwören."

„Meinst du nicht, Kora," fragte Alice nun die Schwester, „wir wollen lieber auf der breiten Straße bleiben, auch wenn der Weg weiter und unbequemer ist?"

„Sie verkennen die eigentliche Gefahr, Alice," beruhigte sie ihr Verlobter, „auf der breiten Heeresstraße sind wir den Späheraugen unserer Feinde bei weitem mehr ausgesetzt. Außerdem weiß niemand unseren Weg, da wir uns ja erst vor einer Stunde zur Abreise entschlossen haben."

„Welchen Grund hätten wir, diesem Menschen zu mißtrauen?" fragte Kora, „denn wenn auch seine Farbe und seine Sitten andere als die unsrigen sind, kann er doch ehrlich sein."

Alice widersetzte sich nicht länger, und wie, um zu zeigen, daß sie ihrer Schwester an Mut und Furchtlosigkeit nicht nachstehe, gab sie ihrem Pferde einen leichten Schlag mit der Gerte und lenkte als erste hinter dem Indianer in den engverschlungenen Waldpfad ein.

Der Major aber schaute Kora mit unverhohlener Bewunderung an und war bemüht, ihr den Weg möglichst bequem zu machen, indem er die quer über den Pfad hängenden Baumzweige, so gut er konnte, zur Seite bog. Die Dienerschaft schlug die Heerstraße ein, und der Major erklärte, daß der kluge Indianer dies so angeordnet habe, damit weniger Spuren auf ihrem Pfad zurückgelassen würden.

Zehn Minuten etwa mußten sie einzeln und schweigend hintereinander herreiten. Dann hatten sie den mit dichtem Unterholz bestandenen Waldsaum durchquert und kamen in einen prächtigen Wald von mächtigen, hohen Bäumen. Hier konnten sie eher ein Gespräch anknüpfen, und der Offizier war gerade im Begriffe, Kora anzusprechen, als der Hufschlag eines Pferdes sein Ohr erreichte. Unwillkürlich blieben alle lauschend stehen.

Es währte nicht lange, da wurde auf dem schmalen Pfad, den sie soeben verlassen hatten, die merkwürdige Gestalt jenes oben erwähnten Menschen sichtbar, der auf einem jungen Falben ihnen, so schnell es dieser ihm gestattete, nachjagte. Er bot einen gar drolligen Anblick dar.

zu Seite 123

Da er nur an einem Stiefel einen Sporn trug, diesen aber dem Tiere beständig in den Leib drückte, machte das Pferd mit den Hinterbeinen galoppartige Bewegungen, während die Vorderbeine nur ganz selten sich hierzu bequemten. Dadurch entstand ein stetes Auf und Nieder, und der Reiter machte die Bewegungen jedesmal mit besonderem Nachdruck mit. Infolge seiner ungewöhnlich langen Beine erschien er abwechselnd in unnatürlicher Größe, beim Rückwärtssinken aber zwerghaft klein.

Des Majors finstere Miene heiterte sich unwillkürlich auf, als der Reiter näher kam; Alice bemühte sich gar nicht, ihre Lachlust zu unterdrücken, und auch um Koras hübschen Mund zuckte es.

„Suchen Sie jemand hier?" fragte Heyward den Ankömmling. „Sie bringen doch keine schlechte Nachricht?"

„Gewiß," erwiderte der Angeredete, indem er seinen dreieckigen Hut auf und nieder schwenkte, — man wußte nicht, geschah dies als Gruß oder benützte er ihn, um sich frische Luft damit zuzufächeln; auch die Antwort auf Heywards Frage war nicht recht erklärlich. Aber nachdem er sich etwas von seinem anstrengenden Ritte erholt hatte, sagte er: „Ich hörte, daß die Gesellschaft nach dem Fort William reist, und dachte, eine gute Reisebegleitung in diesen unruhigen Zeiten ist nicht zu verachten."

Der Offizier war von diesem Zuwachs wenig erbaut. „Wenn Sie an den See wollen," sagte er abweisend, „so wären Sie besser auf der breiten Straße geblieben."

„Gewiß, ich habe mich in Fort Edward genau nach meinem Weg erkundigt. Aber einem Manne von meinem Beruf geziemt es nicht, sich allzusehr mit denjenigen einzulassen, deren Lehrmeister er ist. Darum habe ich Ihre werte Gesellschaft allem andern vorgezogen, denn ich nehme an, daß Leute von Ihrem Stande auch am genauesten Weg und Steg kennen."

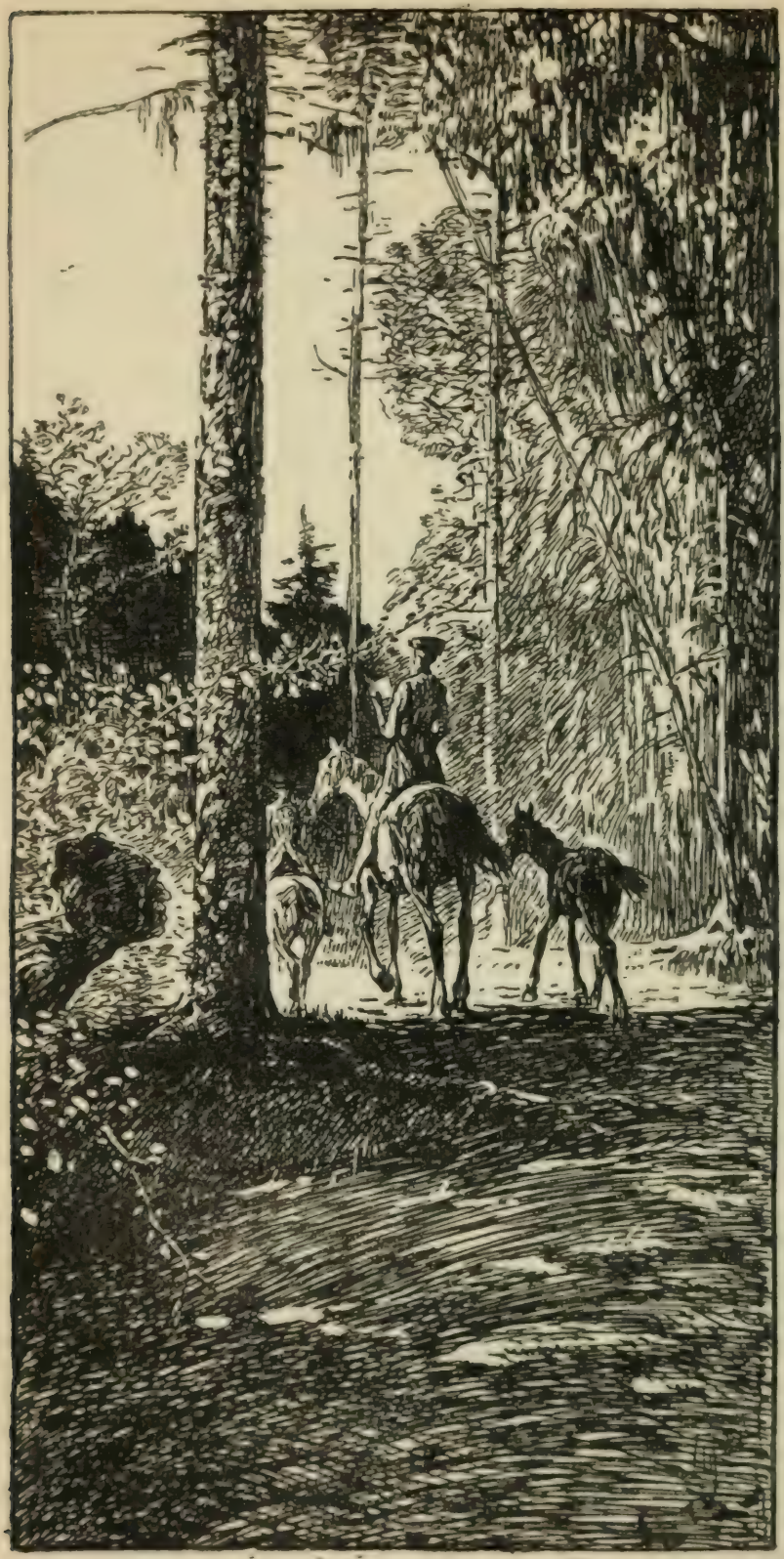
„Sehr liebenswürdig," brummte der Major, „daß Sie uns mit Ihrer Gegenwart beglücken wollen. Aber welches ist Ihr Amt und Beruf, von dem Sie soeben sprachen? Sind Sie vielleicht Fechtmeister bei unserem Heer oder berechnen Sie die Pläne und Wege und Winkel?"

„Keineswegs," erwiderte der Fremde; „ich verstehe mich auf keine andere Kunst als die eines Sängers des Himmels. Ich bringe unsere demütigen Bitten und inbrünstigen Dankgesänge in Form herrlicher Psalmen vor den Thron des Höchsten."

„Der Mann fängt an, mir zu gefallen," sagte Alice. „Schauen Sie nicht so finster, Heyward, ich nehme ihn unter meinen besonderen Schutz. Musik und alles, was damit zusammenhängt, fesselt nun einmal meine Teilnahme, also gestatten Sie mir, daß ich meine Neugier befriedige."

Der Offizier vermochte nicht, sich den Bitten seiner Braut zu widersetzen. Er gab seinem Pferde die Sporen und beeilte sich, die vorangeritene Kora einzuholen, indes Alice mit dem Sangesmeister folgte.

„Ich freue mich," begann das junge Mädchen die Unterhaltung, „daß



wir Sie getroffen haben. Ich selbst pflege die edle Sangeskunst mit besonderem Vergnügen, und so können wir uns Weg und Zeit verkürzen, indem wir uns unserer Lieblingsbeschäftigung hingeben."

„Ich kenne nichts, was Körper und Geist mehr erfrischt, als ein gutes Lied zu rechter Zeit," antwortete der Gesangmeister, indem er aus seiner Tasche ein abgerissenes Psalmenbuch hervorzog, das er mit einer gewissen Ehrfurcht öffnete. Dann setzte er eine mit Eisen eingefaßte Brille auf die Nase, zog aus der andern Tasche jenes rätselhafte Instrument und, nachdem er diesem einige Töne entlockt hatte, begann er mit einer auffallend wohlklingenden Stimme zu singen:

„Wie lieblich ist's hienieden,
Wenn Brüder treu gesinnt,
In Eintracht und in Frieden
Vertraut beisammen sind.

Wie Tau vom Himmel nieder
Auf Gottes Berge fließt,
Also auf treue Brüder
Der Segen sich ergießt."

Diesen Gesang begleitete er mit regelmäßigen Bewegungen der Hand, die er sich in vieljähriger Übung bei den Gottesdiensten angewöhnt haben mochte.

Die Töne drangen nach vorne und erreichten auch das Ohr des Indianers. Dieser wandte sich um und sagte in gebrochenem Englisch einige Worte zu dem Major, worauf dieser sein Pferd anhielt, und die beiden Musikfreunde erwartete.

„Es tut mir leid, liebe Alice," sagte er zu dieser, „daß ich Ihr Vergnügen stören muß. Aber die Vorsicht gebietet uns, so geräuschlos wie möglich durch diesen Wald zu kommen, wenn auch augenblicklich keine Gefahr vorhanden ist. Ich muß darum den Herrn Sangesmeister bitten, uns bei günstigerer Gelegenheit mit seiner Kunst zu erfreuen."

Während er diese Worte sprach, war es ihm einen Augenblick, als sähe er aus dem Dickicht des nächsten Busches ein Paar wilde Indianeraugen funkeln. Er schaute nach dem Führer; da dieser aber seinen Weg im gleichen Schritt fortsetzte, beruhigte er sich sofort wieder, indem er sich einredete, daß das, was er zu sehen gemeint, wohl nichts anderes als einige glänzende, ihm unbekannte Beeren gewesen seien.

Und doch — er hatte sich nicht getäuscht. Kaum war die kleine Karawane vorübergezogen, als sich die Zweige des Gebüsches teilten, und das schrecklich bemalte, wilde Gesicht eines Indianers mit boshaft triumphierendem Lächeln den Reisenden nachblickte.

Der Verräter

Es war am Abend desselben Tages, als am Ufer eines schmalen, aber reißenden Flusses zwei Männer in ernstem Gespräch beisammensaßen. Offenbar erwarteten sie hier die Ankunft eines dritten, denn ab und zu schauten sie wie suchend um sich. Die Äste der Bäume hingen tief über das rauschende Wasser und färbten es noch dunkler.

Tiefe Stille herrschte rings umher, nur unterbrochen vom Rauschen des Wassers und dem leisen Gemurmel der Stimmen. Ab und zu ertönte der Schrei eines Hähers oder das ferne Klopfen eines Spechtes. Doch diese

Laute waren den beiden Wartenden zu vertraut, als daß sie ihnen irgendwelche Aufmerksamkeit geschenkt hätten.

Der eine von ihnen war ein Indianer; sein größtenteils nackter, schön gebauter Körper war reich bemalt. Auf der Brust war in schwarz und weißer Farbe das schreckliche Bild des Todes zu sehen. Sein Kopf war kahl geschoren, nur die Skalplocke war in der Mitte des Schädels stehen gelassen, gleichsam eine kühne Herausforderung des Feindes. An ihr befestigt hing eine einzige prächtige Adlerfeder nach der linken Schulter herab. In seinem Gürtel staken Tomahawk und Skalpiermesser, und über den Knien lag ihm eine Büchse, während er seinem Gefährten gegenüber in würdevoller Haltung auf dem moosbewachsenen umgestürzten Stamm eines Baumes saß.

Auch sein Begleiter war von dunkler Hautfarbe, doch merkte man bei genauerem Hinblicken bald, daß es jene Färbung war, die Wind, Wetter, Entbehrungen und Arbeit erzeugen. Von Natur gehörte er der weißen Rasse an; jeder Nerv, jeder Muskel schien durch beständigen Kampf mit den Unbilden der Natur gestählt zu sein.

Sein magerer, sehniger Körper war mit einem grünen Jagdhemd bedeckt, seine Beine steckten in kurzen derben Lederhosen, die an den Seiten zugeschnürt und an den Knien durch Hirschsehnen festgehalten waren. An den Füßen trug er echte, buntgeschmückte Indianermokassins und auf dem Kopf eine Mütze aus kurzhaarigem Tierfell. Auch er trug ein Messer im Wampungürtel, doch statt des Tomahawks hingen Kugeltasche und Pulverhorn an seiner Seite. Eine mächtig lange Büchse lehnte neben ihm an einem Fichtenbäumchen.

Sein Auge war auffallend scharf und spähend und wanderte, während er sprach, beständig nach allen Seiten, wie jemand es sich angewöhnt, der sich immer von Feinden und Spähern bedroht glaubt. Trotzdem war sein Blick und sein Gesichtsausdruck, wenn er für einen Augenblick fest auf einem Gegenstand haften blieb, von kindlicher Offenheit und Ehrlichkeit. Beide Männer standen auf der Höhe ihrer Kraft. Es waren die beiden Freunde, Chingachgook, die große Schlange der Delawaren, und Wildtöter, jetzt Falkenauge genannt.

Das Gespräch, das die beiden führten, stimmte sie offenbar sehr ernst. „Ehe die ersten Bleichgesichter von der aufgehenden Sonne zu uns herüberkamen," sagte Chingachgook soeben, „waren wir ein großes, glückliches Volk. Ich brauche mich meiner Vorfahren nicht zu schämen. In meinen Adern rollt das Blut von vielen Häuptlingen." „Aber wo sind heute diejenigen deines Geschlechts, die vor vielen Jahren zu den Delawaren gekommen sind?" fragte Falkenauge.

„Wo sie sind?" entgegnete der Indianer. „Frage, wo die Blüten jener Sommer hingekommen sind, und dieselbe Antwort wird dir werden. Verweht, zerstreut, gefallen. Einer nach dem andern meines Geschlechts zog

hinab ins Land der Geister. Auch ich gehe denselben Weg, und wenn mein Sohn Unkas mir einst folgen wird, so stirbt mit ihm der letzte Mohikaner."

„Ihr sprecht von Unkas! Was wollt ihr von ihm?" fragte plötzlich aus einiger Entfernung eine weiche, wohllautende Stimme. Man konnte an den wohlklingenden, weichen Gaumentönen sofort den Sohn des vorher Sprechenden erkennen.

Der weiße Mann hatte beim Laut der Stimme nach alter Gewohnheit sofort nach seiner Büchse gegriffen, während der Indianer genau in seiner vorigen ruhigen Stellung verharrte. Gleich darauf trat mit geräuschlosen Schritten ein junger Krieger zu den beiden und setzte sich am Rande des Flusses nieder.

Der weiße Mann zog seine Hand von der Büchse zurück, aber während der nächsten Minute sprach keiner ein Wort. Neugier oder Ungeduld zu zeigen, galt bei den Indianern als weibische Schwäche, und unwillkürlich hatte der weiße Mann ihre Anschauungen und Gewohnheiten angenommen.

Endlich wandte Chingachgook sich zu seinem Sohne und fragte: „Sprich, Unkas, was haben deine Augen entdeckt?"

„Ich habe die Spuren der Irokesen gesehen," antwortete der Jüngling, „ihrer sind etwa so viele wie die Finger an meinen Händen, aber sie liegen in ihren Verstecken wie Feiglinge."

„Die Hunde gehen auf Skalpe und Beute aus," sagte der Jäger. „Montcalm schickt seine Schleicher bis in unser Lager."

„Wir wollen sie wie Wild aus ihren Büschen aufjagen," entgegnete der Häuptling, indem er nach der untergehenden Sonne blickte. „Laß uns zu Abend essen, und morgen den Huronen zeigen, daß wir Männer sind."

„Eines ist mir so lieb wie das andere; nur müssen wir die Huronen sowohl als das Wild zu unserer Abendmahlzeit erst aufspüren. Doch, was sehe ich? Wenn man den Teufel nennt, so kommt er schon gerennt. Dort in den Büschen bewegt sich eben das prächtigste Hirschgeweih, das ich seit langem gesehen! — Was gilt die Wette, Unkas? Ich werde das Tier zwischen beiden Augen treffen, etwas näher beim rechten als beim linken."

„Nicht möglich," rief Unkas, indem er voll jugendlichen Eifers aufsprang. „Man sieht ja nur die Spitzen des Geweihs."

„Man merkt, daß er noch ein Kind ist," wandte sich der Jäger leise lachend zum Vater, „er weiß noch nicht, daß ein rechter Jäger jede Stelle des Wildes treffen muß, wenn er auch nur einen Teil desselben sieht." Dabei griff er nach seiner langen Büchse, nahm sie an die Schulter und machte sie schußbereit, als Chingachgook ihm das Gewehr mit der Hand erdwärts drückte und ihn fragte: „Falkenauge, willst du die Mingos sofort herbeilocken?" „Du hast recht, Schlange, wie unbedacht von mir," erwiderte der Jäger. „Unkas, ich muß den Hirsch deinen Pfeilen überlassen, sonst könnten wir ihn für diese Schurken, die Irokesen, schießen."

Unkas ließ sich das nicht zweimal sagen; sofort warf er sich zu Boden und kroch mit vorsichtigen Bewegungen gleich einer Schlange an das Tier heran. Als er sich in passender Entfernung von seinem Opfer glaubte, legte er sorgfältig einen Pfeil an den Bogen. Das Tier bog den Kopf nach rückwärts, als wittre es die drohende Gefahr. Einen Augenblick hörte man den Klang der straffgespannten Sehne, der Pfeil fuhr gleich einem weißen Strahl durch das Buschwerk und mit einem gewaltigen Satz sprang der verwundete Bock hervor.

Mit einem Sprung war Unkas auf den Füßen, wich geschickt dem Geweih des wütend gemachten Tieres aus und stieß ihm blitzschnell, als er an ihm vorüberkam, das Messer in die Kehle. Am Rande des Wassers brach es zusammen, das sich von seinem Blute rötlich färbte.

„Das war ein Meisterstück indianischer Geschicklichkeit," lachte der Jäger, „und des Zusehens wert. Nun wollen wir" — „Bst," unterbrach Chingachgook jedes weitere Gespräch. Er beugte sich so tief zur Erde, daß sein Ohr fast den Boden berührte. „Ich höre Tritte."

Kopfschüttelnd lauschte auch der Jäger, dann sagte er: „Merkwürdig, dir spricht der Wald, wenn er für meine Ohren noch stumm ist. Sind noch mehr Hirsche in der Nähe oder sind es Wölfe, die der Spur des Wildes nachgehen?" „Nein," antwortete der Häuptling, indem er sich aufrichtete, „was ich höre, ist das Gestampfe von Pferden weißer Männer. Es sind deine Brüder, Falkenauge, sprich du mit ihnen."

„Sonderbar," wiederholte dieser noch einmal, „auch die Laute der Weißen vernimmt sein Ohr besser als meines. Endlich — da kracht ein dürrer Zweig, und nun bewegen sich auch dort die Büsche, ich hielt es für das Rauschen des Wassers — da kommen sie — Gott beschütze sie vor den Mingos."

Ein schmaler Pfad, wie das Wild sich ihn ebnet, wenn es täglich zu seiner Labung das Gewässer aufsucht, schlängelte sich durch das dichte Gebüsch dem Flusse zu. Auf diesem Weg wurde nun die Gestalt eines Reiters sichtbar. Falkenauge nahm seine Büchse zur Hand, eine Vorsichtsmaßnahme, die in diesen Wäldern stets geboten war, und rief dem Ankömmling in englischer Sprache entgegen: „Wer des Wegs in dieser Wildnis bei einbrechender Nacht?" „Gute Christen und Freunde des Königs," lautete die Antwort, „außerdem Leute, die seit Sonnenaufgang in diesen Wäldern umherirren und ihren Weg verloren haben. Könnt ihr uns sagen, wie weit es noch bis Fort William Henry ist?" „Fort William Henry!" rief der Jäger mit lautem Lachen. „Guter Freund, zwischen dem und euch liegt manche gute Meile. Wenn ihr Freunde des Königs seid, so rate ich euch umzukehren und dem Lauf des Flusses talabwärts zu folgen. Dann kommt ihr nach Fort Edward, wo der General Webb seine Tage in Ruhe verbringt, während er besser täte, den verwünschten Franzmännern entgegenzugehen und sie über den Champlainsee zurückzujagen."

„Wir sind heute morgen von dort aufgebrochen und wollen in die andere Festung am oberen Ende des Sees."

„Das kann ich nicht verstehen!" sagte kopfschüttelnd der Gefragte. „Ihr müßt doch die breite Heerstraße gesehen haben, die gerade von einem der Forts zum andern führt, sonst müßt ihr eure Augen vor eurem Weg verloren haben!" — „Wir ließen uns von einem indianischen Läufer einen kürzeren Weg führen," erwiderte der andere, der niemand anders als der Major Dunkan Heyward war, „aber der Mann hat den Weg verloren, und nun wissen wir nicht aus noch ein." „Ein Indianer, der den Weg verloren?!" murmelte Falkenauge vor sich hin, „die Sache will mir nicht gefallen. Welchem Stamme gehört euer Führer an?" „Er ist in den Stamm der Mohaw aufgenommen und dient in unserer Armee; doch von Geburt ist er ein Hurone," erwiderte der Major. „Huh," riefen die beiden Indianer, die bis dahin sich stillschweigend verhalten hatten, als sie das Wort Hurone vernahmen. Und Falkenauge sagte mit großer Bestimmtheit: „Gute Freunde, da seid ihr das Opfer irgend einer Schurkerei geworden, glaubt es mir. Der Mann hat euch betrogen, denn ein Mingo ist und bleibt ein Verräter, mag er einen Namen annehmen, was er für einen will."

Heyward schüttelte ungläubig den Kopf. „Ich kenne den Mann seit langem," sagte er ärgerlich, „und ihr kennt ihn nicht."

„Trotzdem ist es so, wie ich sage," entgegnete Falkenauge fest, „ich will mir den Mann einmal anschauen, dann aber kann ich euch mit Bestimmtheit sagen, wes Geistes Kind er ist. — Doch erst muß ich wissen, wer ihr seid. Es ist in diesen Zeiten nicht unmöglich, daß ich Spione der Montcalmschen Armee vor mir habe, denn diese Leute treiben sich zurzeit in jeglicher Art und Gestalt bei uns umher."

Nachdem der Major sich als Offizier des 60. königlichen Regiments ausgewiesen hatte, betrat Falkenauge den schmalen Weg, wo er nach wenig Schritten auf die übrige Reisegesellschaft stieß. Die Damen streifte er mit einem Blick voll Achtung, Bewunderung und Mitleid, während die Stute und die Gestalt des Singmeisters ihm ein verwundertes Lächeln entlockte. Der Läufer lehnte im Hintergrund an dem Stamme eines Zuckerahorns. Er hielt den prüfenden Blick des Jägers scheinbar mit größter Ruhe aus, aber sein Gesicht verriet dem Auge eines Erfahrenen die furchtbarste Roheit und Wildheit.

Kopfschüttelnd kehrte Falkenauge zu dem Major zurück. „Es ist, wie ich euch sagte: durch und durch ein Mingo, von dem ihr nichts Gutes erwarten dürft. Wären wir Männer allein, und würden Sie ihr edles Tier den Wölfen preisgeben, so wollte ich Sie in einer Stunde nach Fort Edward zurückführen. Aber wie ich sah, haben Sie zwei Damen bei sich, da ist die Sache unmöglich."

„Aber warum denn," fragte Heyward ungeduldig. „Die Damen sind

wohl ermüdet, aber wenn die Not es gebietet, können sie schon noch etwas auf sich nehmen." „Es ist ganz und gar unmöglich," antwortete Falkenauge, „nicht eine Meile möchte ich in der hereinbrechenden Dunkelheit mit Eurem Läufer machen. Der Wald steckt voll von irokesischen Spähern, die nur die Nacht erwarten, um gleich den wilden Tieren sich auf ihre Opfer loszustürzen. Und Euer Mohawk weiß dies, so genau wie ich."

„Ich gestehe," sagte der Major nun mit Besorgnis, „daß ich auch anfange, Verdacht zu schöpfen."

„Auf den ersten Blick sah ich, daß er ein Schurke ist," entgegnete der Jäger, „übrigens, er steht eben so geschickt da, daß es mir nicht schwer würde, ihm eine Kugel zwischen Knöchel und Knie zu jagen, daß ihm das Springen für einige Zeit vergehen mag. Wenn Ihr erlaubt" — mit diesen Worten griff er nach seiner Büchse. „Haltet ein," rief der Major, „seine Schuld ist noch nicht erwiesen, und ich kann es nicht zugeben, daß ihm durch mich ein Leid geschieht — obwohl ich, wie gesagt, auch anfange an Verrat zu glauben." Falkenauge sann einen Augenblick nach, dann winkte er seine beiden roten Begleiter heran und sagte ihnen etwas in der Sprache der Delawaren, wobei er oft nach dem Wipfel jenes Zuckerahorns deutete, an dem der Läufer noch immer lehnte.

Sie mußten ihn bald verstanden haben; denn ihre Gewehre zurücklassend, trennten sie sich in verschiedenen Richtungen und drangen auf weitem Umweg in das Dickicht ein.

„Jetzt gehen Sie wieder zu Ihrem Mingo," sagte nun der Jäger zu dem Offizier. „Reden Sie mit ihm und versuchen Sie seine Aufmerksamkeit zu fesseln; meine beiden mohikanischen Freunde werden sich indessen seiner bemächtigen, ohne daß ihm sein rotes Fell verletzt wird." „Das kann ich selber tun," entgegnete der Major. „Nein, mein Herr, das könnten Sie nicht; denn Sie sitzen zu Pferde. Und glauben Sie nur nicht, daß der Schurke etwa wartet, bis Sie abgestiegen sind; denn sobald Sie den einen Fuß aus dem Bügel heben, wird er auf und davongehen, wenn nicht gar Schlimmeres geschieht. Nein, reiten Sie hin und reden Sie vertraulich mit ihm, er darf nicht merken, daß wir ihm mißtrauen."

Nur mit Widerwillen fügte sich Heyward der besseren Einsicht; jede Verstellung war seinem offenen Wesen zuwider. Aber er fühlte sich schuldig; denn durch seine allzu große Vertrauensseligkeit waren die beiden ihm anvertrauten Frauen in diese mißliche Lage gekommen.

Die Sonne war bereits untergegangen, und mit erschreckender Schnelligkeit breiteten sich die düsteren Schatten der Nacht über die tiefen Wälder, ihn mahnend, daß mit jedem Augenblick die Gefahr wuchs.

Darum besann er sich nicht länger, und während der Jäger mit lauter Stimme sich mit dem Gefangmeister in eine Unterhaltung einließ, ritt er die wenigen Schritte bis zu dem Läufer zurück; im Vorüberreiten sprach er den ängstlich werdenden Damen einige ermutigende Worte zu.

„Du siehst, Magua," begann er, „die Nacht bricht herein, und doch sind wir nicht näher bei William Henry als heute morgen, da wir General Webbs Lager verlassen haben. Du hast den Weg verloren, und mir selbst ist es auch nicht besser gegangen. Zum Glück habe ich nun einen Jäger angetroffen — es ist derselbe, den du eben mit dem Singmeister sprechen hörst — der kennt in diesem Walde alle Schlupfwinkel und Verstecke und will uns an einen sicheren Ort führen, wo wir die Nacht ruhig verbringen können." — „Ist er allein," fragte der Indianer in gebrochenem Englisch, indem er seine funkelnden Augen fest auf den Major richtete.

„Allein?" wiederholte Heyward nicht ohne Verlegenheit, „wie kann er allein sein, wenn wir bei ihm sind!" — „Der Schlaue Fuchs weiß genug," sagte Magua, indem er sich bückte und sein kleines Bündel aufnahm, „er wird gehen, und die Bleichgesichter werden mit den Leuten ihrer Farbe allein sein!" — „Wer ist der Schlaue Fuchs?" fragte Heyward verwundert. „Das ist der Name, den Magua von seinen kanadischen Vätern erhalten hat," antwortete der Indianer mit Selbstgefühl. „Nacht und Tag sind für den Schlauen Fuchs gleich, wenn Munro ihn erwartet." „Und was wird Magua dem Obersten Munro sagen, wenn er ihn nach seinen Töchtern frägt? Wird er es wagen, dem heißblütigen Schotten zu sagen, daß er sie ohne Führer in der Wildnis zurückgelassen hat?" „Der Graukopf in der Festung hat eine laute Stimme und einen langen Arm; aber beide werden den Schlauen Fuchs nicht erreichen, wenn er sich in den Wäldern aufhält." — „Und die Mohawks werden dem Fuchs Unterröcke anziehen und ihn aufnehmen bei ihren Squaws, wenn sie hören werden, daß man ihm die Geschäfte der Männer nicht anvertrauen kann!" — „Magua wird nicht zu ihnen zurückkehren, sondern sich aufmachen zu den Großen Seen; dort wird er die Gebeine seiner Väter finden."

Heyward wollte den Indianer durch weitere Gegenreden nicht reizen, darum lenkte er ein, indem er sagte: „Munro hat dem Schlauen Fuchs ein Geschenk versprochen, und von mir soll er auch nicht leer ausgehen, wenn er uns morgen nach William Henry führt. Darum setz' dich jetzt nieder und stärke dich an den Vorräten, die du bei dir hast. Wenn die Damen sich etwas erfrischt haben, werden wir weiterziehen!" „Die Bleichgesichter sind die Knechte ihrer Weiber," murmelte der Indianer in seiner Sprache vor sich hin, ließ sich aber doch nieder und öffnete seine Tasche, in der er die Reste seiner Mahlzeit verwahrte. Bald aber hielt er lauschend mit Essen inne. Aus dem nahen Gebüsch drangen Laute wie das Knicken dürrer Zweige und das Rauschen von Blättern. Er hielt die Augen ruhig zu Boden geheftet; doch sein Kopf neigte sich zur Seite, seine Nasenlöcher erweiterten sich und es hatte den Anschein, als ob seine Ohren sich noch steiler aufwärts stellten, als dies gewöhnlich schon der Fall war. Der Major beobachtete scharf jede seiner Bewegungen. Sachte zog

er den einen Fuß aus dem Steigbügel und näherte seine Hand dem Bärenfell, unter dem er seine Pistolen verborgen hatte. Trotzdem der Läufer seine Augen nicht emporgehoben hatte, schien er selbst diese vorsichtigen Bewegungen bemerkt zu haben; denn langsam, wie von ungefähr, stand er auf, ohne den Ausdruck gespanntesten Lauschens zu verlieren.

Der Major fühlte, daß im nächsten Augenblick sich etwas entscheiden müßte. Er schwang sich drum vom Sattel, bewahrte aber immer noch die Miene größter Arglosigkeit und völligen Zutrauens, während er sagte: „Warum ißt der Schlaue Fuchs nicht mehr? Ist sein Korn nicht gut geröstet? Laß mich versuchen! Sonst werde ich unter meinen Vorräten suchen, ob ich etwas finde, was ihm besser schmeckt."

Der Wilde streckte dem Offizier scheinbar ruhig seinen Reisesack entgegen. Aber als des Majors Finger langsam an seinem nackten Arm emportasteten, schlug er dessen Hand plötzlich zurück und mit einem durchdringenden Schrei sprang er ihm unter den Händen hinweg und verschwand mit zwei Sätzen im gegenüberliegenden Dickicht.

Einen Augenblick darauf erschien Chingachgook, der dem Fliehenden nacheilte, Unkas Kriegsruf erscholl, und dann folgten Blitz und Knall aus der Büchse des Jägers.

Ein Zufluchtsort

Dies alles hatte sich mit so blitzartiger Schnelligkeit zugetragen, daß der Major einige Augenblicke, völlig verblüfft, sich nicht zu regen vermochte. Dann fiel es ihm ein, wieviel davon abhing, des Flüchtlings habhaft zu werden, und er schickte sich an, an der Verfolgung teilzunehmen. Kaum hatte er aber einige hundert Schritte zurückgelegt, als die drei Männer ihm entgegenkamen, die von der erfolglosen Jagd zurückkehrten.

„Warum schon entmutigt?" rief er ihnen zu. „Der Schuft muß sich hinter irgend einem Baume versteckt halten. Wir sind nicht sicher, wenn er frei bleibt."

„Gerade so gut könnten wir dem Wind nachjagen," rief der Jäger ärgerlich. „Ich sah den Burschen gerade noch wie eine Schlange zwischen den Bäumen hindurch sich winden und hab' versucht, ihm eines aufzubrennen. Ganz schlecht muß der Schuß wohl nicht gewesen sein, denn die Blätter an jenem Sumachzweig sind rot gefärbt von seinem Blut."

„Dann ist er verwundet und liegt vielleicht nur wenige Schritte von dort entfernt," rief der Major voll neuer Hoffnung.

„Nein, nein," wehrte Falkenauge, „ich habe ihm nur die Haut gestreift und das hat dieselbe Wirkung, wie bei einem angeschossenen Wild, es springt noch eilender und wütender davon."

„So schnell möcht' ich die Verfolgung doch nicht aufgeben," entgegnete Heyward, „wir sind vier tapfere Männer gegen einen Verwundeten."

„Setzen Sie ihm nach, wenn Ihnen Ihr Leben verleidet ist. Sonst aber nichts als fort von hier, denn dieser Teufel mag nun seine roten Kameraden herbeilocken. Es war töricht genug von mir, einen Schuß abzugeben, der wer weiß wie weit gehört worden ist. Doch die Versuchung war zu groß! Nun, vorwärts, meine Freunde, wir müssen die Teufel von unserer Spur abbringen, sonst trocknen morgen um diese Zeit unsere Skalpe vor Montcalms Zelt."

Diese furchtbaren Worte aus dem Munde des Jägers mahnten den Major mit erschreckender Deutlichkeit an seine übernommene Verantwortung für die schutzlosen Mädchen. In seiner erregten Phantasie sah er hinter jedem Busch das teuflisch verzerrte Antlitz eines Mingos hervorgrinsen. „Was sollen wir um Gotteswillen nun tun?" rief er in furchtbarer Hilflosigkeit! „Verlaßt uns nicht, Freunde. Helft mir und rettet die Frauen; jeder Lohn soll euch werden."

Die drei Männer berieten sich, während er dies sagte, in delawarischer Sprache und hörten auf seine Versprechungen nicht. Der Major trat näher und bemerkte an ihren Gebärden, daß sie sich über den Rettungsplan nicht ganz einig waren, und zwar widersprach Unkas mit jugendlichem Eifer den bedächtigen Reden der älteren Männer.

Der Major konnte seine Ungeduld nur schwer bemeistern. Endlich wandte sich der Jäger nach ihm um, indem er rief: „Unkas hat recht. Wir müssen unsere Bedenken fallen lassen, denn das Leben dieser zarten Frauen steht auf dem Spiel. Wir haben keine Zeit zu verlieren; also überlegt euch nicht lange!" — „Nein, nein, alles, was ihr wollt," fiel ihm Heyward erregt ins Wort. „Ich sagte euch schon, soviel Geld als ihr wollt."

„Ihr würdet besser tun, ein Gebet zu sprechen, Herr, als jetzt von Geld und Lohn zu reden. Diese beiden Mohikaner und ich werden tun, was wir können, um diese zarten Geschöpfe zu schützen, und unsern Lohn werden wir in der Freude und im Frieden unserer Herzen tragen, wenn unser Plan glückt. Aber zwei Dinge müßt ihr uns versprechen für euch selbst und im Namen eurer Freunde."

„Was ihr wollt," rief Heyward voll Eifers, „sagt sie mir nur."

„Das eine wäre, daß ihr euch so still verhalten müßt, als euch das irgend möglich ist, und zum zweiten dürft ihr den Ort, an den wir euch nun führen werden, keinem Menschen auf Erden verraten."

„Mein Ehrenwort," rief der Offizier, „daß ich tun werde, was in meinen Kräften steht, um diese Bedingungen zu erfüllen."

„Dann folgt mir, denn jeder Augenblick ist kostbar."

Heyward begab sich ohne Säumen zu den wartenden Frauen. Mit ernsten Worten schilderte er ihnen ihre gefährliche Lage und nannte

ihnen die Bedingungen, unter welchen jene die Rettung versuchen wollten. Trotzdem beide ihren Schrecken nicht ganz verbergen konnten, faßten sie sich schnell und nahmen ihre ganze Kraft zusammen, während sie von den Pferden stiegen. Schweigend folgten sie ihrem Führer an den Rand des Wassers.

„Was wollen wir mit den Pferden machen?“ fragte Falkenauge seine beiden Gefährten. „Ihnen den Garaus zu machen, würde uns jetzt zu lange aufhalten; lassen wir sie aber hier, so werden sie uns die Bande auf den Hals locken.“ „Laßt sie frei in die Wälder laufen,“ rief der Major. „Nein, nein, sie sollen die Wilden auf eine falsche Spur locken — bst — Chingachgook, was bewegt sich dort in den Büschen?“

„Das Füllen ist's.“ — „Das Füllen muß sterben,“ rief der Jäger mit Bestimmtheit. Dabei griff er nach der Mähne des Tieres, das ihm aber entglitt. „Unkas, drücke einen Pfeil ab auf das Tier,“ rief er diesem zu, „aber ziele gut, wir haben keine Zeit für einen zweiten.“ — „Halt,“ rief der entsetzte Eigentümer des Pferdes, der Gesangmeister, „das Tier wird keinem Menschen etwas zuleide tun; es ist der Sprößling der braven Mirjam.“ „Es handelt sich jetzt um mehrere Menschenleben,“ rief Falkenauge, „da dürfen wir des Tieres nicht schonen! Also, Unkas, tue, was ich dir gesagt.“ Dieser zögerte nicht. Im nächsten Augenblick schon bäumte sich das verwundete Tier auf und stürzte, vorwärts springend, in die Knie. Ein Messerstoß in die Kehle von Chingachgooks Hand machte seinen Qualen rasch ein Ende. Ein einziger Stoß schleuderte es in den reißenden Fluß, wo es bald den entsetzten Blicken der Zuschauenden entschwand. Bleischwer legte sich bei diesem grausigen Vorgang auf die Seele der Reisenden das Bewußtsein von der furchtbaren Gefahr, in der sie sich befanden. Schaudernd schmiegten sich die Schwestern aneinander, während der Major unwillkürlich eine seiner Pistolen aus den Satteltaschen zog.

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, ergriffen die beiden Indianer die sich sträubenden Pferde an den Zügeln und führten sie in den Fluß. In dessen Mitte wandten sie sich stromaufwärts. Ein Felsenvorsprung entzog sie bald den Blicken der Zurückgebliebenen. Der Jäger zog nun unter tiefherabhängenden Büschen ein sorgfältig verstecktes Rindenkanu hervor und ließ es ins Wasser hinab. Schweigend winkte er den Frauen, darin Platz zu nehmen. Sie gehorchten ohne Widerstreben, und nun geleiteten die Männer das schwankende Fahrzeug stromaufwärts, indem sie, selber im Flusse watend, es vorsichtig auf beiden Seiten stützten.

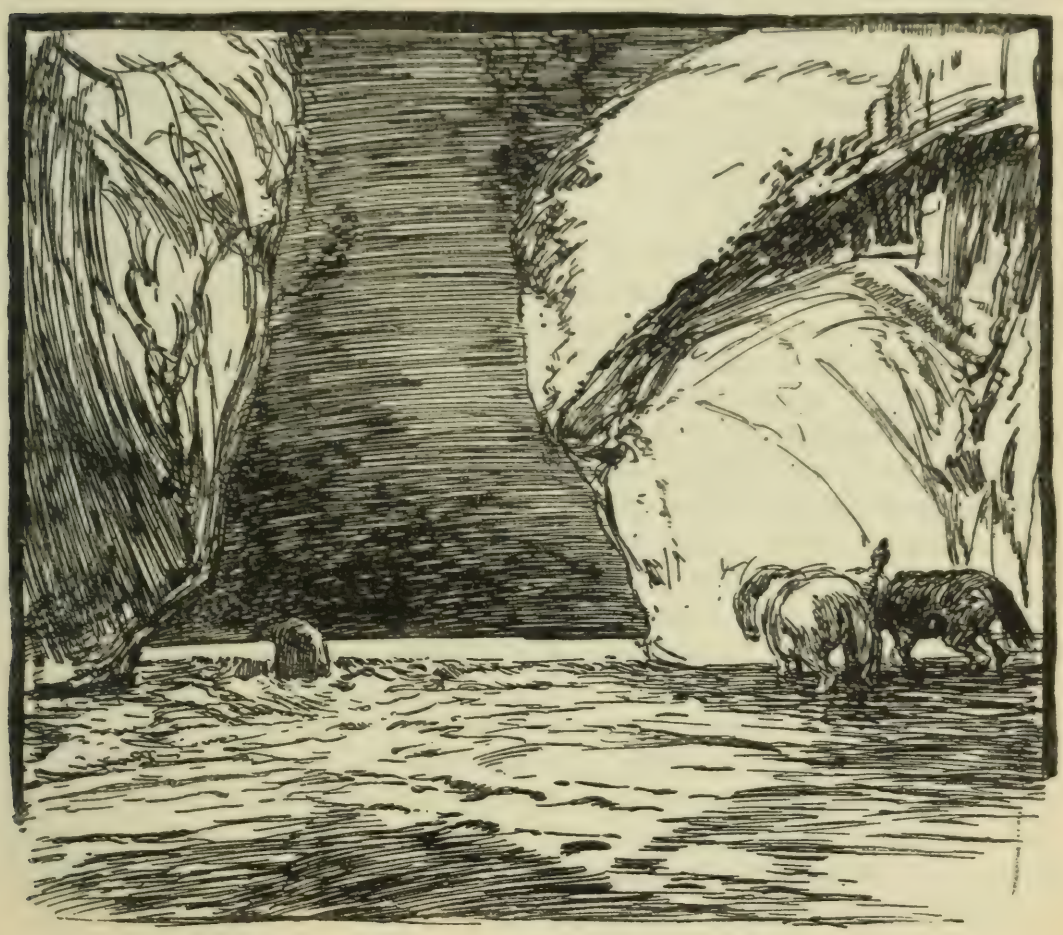
Ihnen nach folgte der betrübte Gesangmeister, der den grausamen Tod seines Füllens nicht so schnell verschmerzen konnte.

Mit einer überraschenden Sicherheit führte der Kundschafter das Boot durch die Strömung. Ab und zu hielt er lauschend an, aber nur das immer lauter werdende Tosen eines Wasserfalles drang an sein Ohr.

Schließlich gewahrten sie an einer Stelle, wo das Ufer steiler anstieg, zwei dunkle Gestalten. Es waren die Indianer, die hier die anderen erwarteten, nachdem sie die Pferde mit der Schlauheit der Eingeborenen versteckt hatten. Die Felsen hingen an dieser Stelle weit über den Fluß und waren mit hohen Bäumen bewachsen, so daß es aussah, als brause das Wasser unter einem Gewölbe hindurch. Auch machte der Strom hier eine starke Biegung, so daß man keinen weiten Ausblick hatte, während er eine kurze Strecke weiter oberhalb mit lautem Getöse über haushohe Felsen hinabstürzte.

Die Pferde waren hier an einigen Sträuchern festgebunden und sollten die Nacht stehend im Wasser verbringen.

Auf das Geheiß des Kundschafters stiegen die Männer in das Kanu; Heyward und der Singmeister nahmen neben den Frauen Platz, während Falkenauge, am hinteren Ende aufrecht stehend, das Boot mit einem starken Stoß in die Mitte der Strömung brachte. Sie mußten so dicht an den furchtbaren Strudeln, die das hoch hinabstürzende Wasser verursachte, vorüberfahren, daß die beiden Mädchen in ohnmächtiger Angst die Augen



schlossen, gewärtig, jederzeit von den tosenden Wellen gepackt und in die Tiefe geschleudert zu werden. Aber die starke, sichere Hand des Führers lenkte das leichte Fahrzeug ruhig an den gefahrvollen Stellen vorüber bis zu einem flachen Felsen, der sich kaum aus dem Wasser erhob. Hier hielt der Jäger inne, und erwartungsvoll blickten seine Begleiter ihn an.

„Nun sind wir am Fuße des Glenfalles," sagte dieser mit erhobener Stimme, denn nur schwer vermochte man das Tosen der Gewässer zu übertönen; „nun heißt es, so behutsam wie möglich auszusteigen, damit das leichte Boot nicht umschlägt. Fünf Personen sind eine schwere Belastung für dies zerbrechliche Fahrzeug. Wenn es umschlüge, würden wir den Weg, den wir eben so mühsam hier heraufgekommen sind, bei weitem schneller hinunter machen, allerdings auf eine wenig angenehme Weise. Ihr müßt nun hier auf diesem Felsen warten, indes ich umkehre und die Indianer sowie unser Wildbret hole."

Die Reisenden gehorchten gerne. Kaum hatte der letzte den Felsen erreicht, als das Kanoe schon wieder davonglitt. Noch kurze Zeit sahen die Nachblickenden die hohe, aufrechte Gestalt des Führers, dann entschwand er in der Dunkelheit.

In hilfloser Verlassenheit standen die Fremden in der finstern Nacht dicht aneinandergedrängt auf der Felsenplatte. Keiner wagte es, sich zu rühren, aus Furcht, ein Fehltritt auf dem schlüpfrigen Boden könne sie in die Wasser hinabschleudern, die den Fels umtosten. Doch die peinliche Lage dauerte nicht lange; viel schneller, als der Major berechnet hatte, kehrte das Kanu zurück. Der Jäger trug den Dambock, den vorhin Unkas erlegt hatte, auf den Schultern und warf ihn nachlässig zu Boden. „Zu fasten brauchen wir wenigstens nicht," meinte er mit leisem Lachen, „und das ist immerhin auch schon etwas wert." „Meint ihr, die Irokesen könnten von unserem Versteck und Rückzug etwas bemerkt haben?" fragte Heyward. „Ich hoffe nicht," antwortete Falkenauge, „aber ich kann auch nicht verhehlen, daß die Pferde sich merkwürdig duckten, als wir bei ihnen vorüberkamen, als witterten sie Wölfe. Und Wölfe wiederum halten sich immer gerne in der Nähe von Indianerlagern auf, da sie dort Abfälle von getötetem Wild zu erhaschen hoffen."

„Vielleicht auch wittern diese den Bock hier zu unsern Füßen oder das tote Füllen," meinte der Major.

„Arme Mirjam," seufzte bei diesen Worten der Sangmeister.

„Er trauert um sein Füllen," sagte der Kundschafter, „und das ist ein gutes Zeichen für seinen Charakter; aber er muß doch einsehen, daß die Vernunft es gebot, das Tier zu töten, um dadurch Menschenleben zu retten. Übrigens wollen wir nun so schnell wie möglich den Bock zerlegen und die Abfälle in den Fluß werfen, damit wir nicht in kurzem ein Rudel hungriger Wölfe auf den Hals bekommen, deren Geheul den Mingos unsern Aufenthaltsort verraten könnte."

Dies sagend, raffte er alles, was er zur Zerlegung des Wildes benötigte, zusammen, winkte den Mohikanern, die ihn sofort verstanden und verschwand mit ihnen hinter einer jäh aufsteigenden Felsenwand.

Verwirrt und erschreckt schauten die so plötzlich Alleingelassenen einander an. Was sollte dies bedeuten? Wohin waren die drei Einheimischen in so stillem Einverständnis gegangen? Es war ihnen gewesen, als habe der Fels sie vor ihren Augen verschlungen. In den erregten Gemütern stiegen Zweifel an der Redlichkeit ihrer Führer auf. Sollten sie nochmals das Opfer irgend einer Verräterei geworden sein?

Bald war es den ängstlich Harrenden, als vernähmen sie Stimmen, die aus dem Innern der Erde zu dringen schienen, und plötzlich fiel ein heller Lichtstrahl aus einer schmalen Felsenspalte und erlöste sie aus der drückenden Spannung ihrer ungewissen Lage.

Sie blickten durch die Öffnung in eine lange dunkle Höhle, an deren hinterem Ende der Jäger mit einem brennenden Fichtenast sich niedergelassen hatte. Sein wetterhartes Gesicht, das den Ausdruck einer merkwürdigen Mischung von Offenheit, Verschlagenheit und Wachsamkeit trug, und seine eigenartige Kleidung verliehen ihm bei der düsteren, unsicheren Beleuchtung ein romantisches Aussehen.

Neben ihm stand Unkas. Zum ersten Male fiel den Reisenden die aufrechte, stolze und doch so anmutige Gestalt des jungen Mohikaners auf. Sein Gesicht, das unbemalt aber von kupferroter Farbe war, zeigte vornehme, edle Züge, die von dunklen, blitzenden, furchtlos blickenden Augen belebt waren.

Unsern Freunden fiel bei seinem Anblick ein Stein vom Herzen, auf dieser Stirne stand deutlich geschrieben, daß dieser Jüngling Falschheit und Verrat nicht kannte.

„Ich glaube," flüsterte Alice ihrem Verlobten zu, „unter dem Schutze dieses jungen Kriegers können wir uns ruhig zum Schlafe niederlegen." Dieser stimmte ihr zu. „Hoffen wir," meinte er, „daß er sich beweist als ein treuer zuverlässiger Freund so, wie sein Aussehen es vermuten läßt."

Der Jäger winkte den Eintretenden näher zu kommen und bot den Damen einige frische Sassafraszweige zum Sitze an. „Das Feuer leuchtet zu hell," rief er Unkas zu, „hänge den Vorhang vor die Öffnung, damit der Lichtschein uns den Mingos nicht verrate. Und dann wollen wir uns unser Abendbrot schmecken lassen. Es ist einfach, aber wenn man Hunger hat, wird es schon munden."

„Sind wir in dieser Höhle wohl sicher?" fragte Heyward. „Müssen wir nicht fürchten, plötzlich unliebsam gestört zu werden? Ein einziger Mann, der sich an den Eingang stellte, hätte uns ganz in seiner Gewalt."

„Dafür ist auch gesorgt," erwiderte der Jäger, während Chingachgook aus dem Hintergrund hervortrat, den Kienspan schweigend ergriff und damit auf einen Vorhang wies, der die hinterste Wand der Höhle ver-

deckte. Er hob die Decke empor und zeigte ihnen dahinter einen zweiten Ausgang. Dann schritt er mit der Fackel zu einer tiefen, engen Felsspalte, die rechtwinklig zu der Höhle lief, in der sie sich befanden, und die zu einem zweiten ähnlichen Raume führte.

„Unser Fels," sagte der Jäger, „besteht aus weichem, schwarzem Schiefer. Das Wasser hat im Laufe der Jahrhunderte daran gearbeitet und Spalten und Höhlen ausgewaschen. Es lohnt sich, einmal bei Tageslicht die Felsspitze zu besteigen und Umschau zu halten. Da würden Sie ein wunderbares Schauspiel der Natur erblicken. Rechts und links von uns stürzen die Wasser in tosenden Fällen herab, über uns und unter uns rauscht der Fluß."

„Also befinden wir uns auf einer Insel?" sagte der Major. „Ja, aber Sie würden staunen, mit welcher Regellosigkeit das Wasser dahinfließt; hier versinkt es in Höhlen, daß die Erde donnert und zittert; nicht weit davon fließt es ruhig murmelnd wie ein harmloses Bächlein. Einmal läuft es glatt, dann schießt es in jähem Bogen ans Ufer, ja manchmal staut es sich, daß man meinen könnte, es wolle sich rückwärts wenden. Einmal ist es weiß wie Schnee, an einer andern Stelle grün wie das Gras."

Während der Jäger so sprach, hatte er die Zubereitung des Abendessens nicht versäumt. Nun war er fertig damit geworden und lud zum Zugreifen ein.

Den Reisenden, die den ganzen Tag nur wenig genossen hatten, mundete die Mahlzeit aufs beste. Mit heimlicher Freude beobachtete dabei der Major den jungen Indianer, der mit Anmut und würdigem Ernst die Damen bediente. Dabei konnte man bemerken, daß sein dunkles Auge mit besonderer Vorliebe auf Koras ausdrucksvollem, schönem Antlitz weilte. Ab und zu sprach er in schlechtem, doch gut verständlichem Englisch einige aufmunternde Worte, und jedesmal waren unsere Freunde überrascht von dem melodischen Wohlklang seiner Stimme. Chingachgook saß in unbeweglicher, schweigender Ruhe dabei. Der Lichtschein fiel auf sein furchtbar bemaltes Gesicht. Mit heimlicher Ängstlichkeit streiften die Blicke der beiden Mädchen das entstellte Antlitz. Aber nach und nach erkannten sie unter seiner Kriegsbemalung seine wahren Züge; und ihnen fiel zu ihrer Beruhigung die große Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn auf, die trotz des Altersunterschieds deutlich sichtbar war.

Der Jäger aß und trank indessen mit größtem Appetit; doch keinen Augenblick vergaß er dabei seiner Wachsamkeit, die ihm zur zweiten Natur geworden war. Häufig hielt er plötzlich im Kauen inne und neigte lauschend den Kopf zur Seite. Darum konnten unsere Freunde die Gefahr, in der sie sich noch immer befanden, nicht vergessen, obgleich der Schrecken, der sie anfangs bei jeder dieser plötzlichen Bewegungen ihres Führers durchlief, sich allmählich legte.

Gegen Ende der Mahlzeit zog Falkenauge aus einem Versteck ein Fäßchen hervor und lud den neben ihm sitzenden Singmeister freundlich ein: „Kommt, Freund," rief er ihm zu, „versucht einmal diesen Wein aus Fichtennadeln; vielleicht hilft Euch das Getränke ein wenig über den Verlust Eures Füllens hinweg. Wir wollen trotzdem Freunde sein! Wie ist eigentlich Euer Name?"

„Gamut — David Gamut heiße ich," erwiderte der Angesprochene, indem er den dargebotenen Becher ergriff und einen langen Zug daraus nahm. „So, so," antwortete der Jäger, „und welches ist Euer Gewerbe?" „Ich bin ein unwürdiger Lehrer in der edlen Sangeskunst." „Was soll das heißen?" fragte erstaunt der andere. „Ihr werdet sicherlich auch noch anderes, nützlicheres tun. Könnt Ihr zum Beispiel mit der Armeewaffe umgehen?" „Nein, nein," wehrte der Singmeister, „ich tue sonst nichts. Die Musik ist mein Gewerbe. Mit Mordwaffen habe ich gottlob noch nie in meinem Leben zu tun gehabt."

„Aber vielleicht versteht Ihr es, Berge, Wasserläufe und Ortschaften auf Landkarten aufzuzeichnen?" „Auch das nicht; ich habe nur den einen hohen Beruf, Lehrmeister der Kirchenmusik zu sein."

„Ein sonderbarer Beruf," meinte der Kundschafter, „aber Ihr könntet uns eigentlich eine Probe Eurer Kunst jetzt zeigen; das wäre für diese Nacht ein ganz unterhaltender Zeitvertreib."

David Gamut erklärte sich hierzu sofort bereit. Er zog sein kleines Psalmbuch aus der Tasche und, es Alice hinreichend, bat er diese, ihn zu begleiten. Lächelnd willigte diese ein, und auch Kora beteiligte sich an dem heiligen Gesange. Mit seinem Instrumente präludierte David, und auf ein Zeichen von ihm setzten alle drei mit großer Hingabe ein.

Die beiden Indianer lauschten den reinen, vollen, ihnen so fremden Tönen mit größter Aufmerksamkeit, dabei schien es, als verwandelten sich ihre Züge in Stein. Der Kundschafter saß zuerst mit ziemlicher Gleichgültigkeit, das Kinn in die Hand gestützt, dabei.

Aber schon beim zweiten Vers veränderte sich der Ausdruck seines wetterharten Gesichts. Die Augen bekamen einen weichen Schimmer. Erinnerung an längst vergessene Jugendjahre, wo er an der Seite einer frommen Mutter fern von hier zum ersten Male solch frommen Tönen gelauscht, kehrte zurück. Feucht stieg es ihm in die Augen und wie Rührung zuckte es in den festen männlichen Zügen.

Eben verklangen die letzten, leise ersterbenden Töne, die das Herz in heiligem Schauer erbeben ließen, als von außen her ein so furchtbarer, entsetzensvoller Schrei an die Ohren der Lauschenden drang, daß alle in jähem Schreck verstummten und Entsetzen die Gemüter erfaßte. Unwillkürlich hielten alle den Atem an.

„Was war das?" flüsterte Alice mit bleichen Lippen. „Was ist es?" fragte auch Heyward.

Doch sie erhielten keine Antwort. Der Jäger sowohl als die Mohikaner saßen und horchten, als warteten sie, daß der Schrei sich wiederhole. Auch ihnen mußte dieser Laut fremd sein. Nach kurzer Besprechung in der Delawarensprache stand Unkas auf und verließ die Höhle durch den hinteren Ausgang. Der Jäger aber sagte auf englisch: „Auch wir können uns diesen Ton nicht erklären, obwohl wir seit dreißig Jahren in dieser Wildnis leben."

„War es nicht der Schrei, den die Rothäute ausstoßen, wenn sie ihre Feinde erschrecken wollen?" fragte Kora. „Nein, nein," erwiderte der Jäger, „diese Töne wären mir nicht unbekannt. Wer sie einmal gehört, vergißt sie nicht mehr. Dies aber war ein ganz übernatürlicher Schrei. — Nun, Unkas," wandte er sich an den eben zurückkehrenden Jüngling, „konntest du nichts entdecken?" Die Antwort des jungen Indianers war kurz und entschieden. „Er konnte nichts Fremdes bemerken," erklärte der Jäger seinen Gästen, „auch der Schein unseres Lichtes ist von draußen nicht zu sehen. Ich mache aber nun den Vorschlag, daß man sich zur Ruhe niederlege. Wir müssen morgen lange vor Tagesanbruch aufbrechen, solange die Mingos noch ihren Morgenschlaf halten, damit wir beizeiten nach Fort Edward kommen."

Heyward erhob sich sofort, ergriff einen brennenden Fichtenast und leuchtete den Schwestern in die hintere Höhle. Zitternd bat Alice ihren Verlobten, die Nacht bei ihnen zu verbringen, da sie doch nicht zu schlafen vermöchten. Heyward bemühte sich, die Mädchen zu beruhigen, da aber erschütterte zum zweiten Male jener gräßliche Schrei die Luft und ließ die Herzen von neuem erschauern.

Noch standen sie starr vor Schrecken, als der Vorhang von der Eingangsöffnung langsam emporgehoben wurde und der Jäger erschien mit einem Ausdruck auf seinem sonst so ruhigen Gesicht, der alle von einer furchtbaren drohenden Gefahr überzeugte.

Eine Schreckensnacht

„Solch unnatürliche Töne mahnen zur Vorsicht," sagte er. „Die Mohikaner und ich wollen auf dem Felsen Wache halten, und ich nehme an, daß sich der Herr Major uns Männern anschließen will, während die Damen, so gut es angeht, der Ruhe pflegen."

Heyward erklärte sich sofort bereit, der Aufforderung zu folgen und ergriff seine Pistolen. Doch auch die Mädchen duldete es nicht länger in der Höhle; auch sie traten ins Freie. Alle empfanden die frische Nachtluft, die ihnen hier entgegenwehte, höchst angenehm. Der Mond war aufgegangen und beleuchtete den Fluß, während der Fels, auf dem sie sich befanden, noch im Dunklen lag. Angestrengt durchforschten aller Blicke

die gegenüberliegenden Ufer, aber nichts Verdächtiges konnte man erspähen. Da erscholl zum dritten Male der furchtbare Schrei. Kopfschüttelnd blickten die drei Waldbewohner einander an. „Diesen Ton kann ich mir nicht erklären," murmelte Falkenauge, „und doch glaubte ich, alle Töne und Laute zu kennen, die in dieser Wildnis je gehört wurden." „Doch," rief Dunkan erleichtert, „ich glaube Euch nun eine Aufklärung geben zu können! Vorhin, in der Höhle, klang auch mir der Ton fremd. Aber hier draußen erkenne ich ihn genau; ich habe ihn des öfteren auf dem Schlachtfeld vernommen. Es ist der furchtbare Schrei, den ein Pferd in hilfloser Todesangst ausstößt, und gewiß sind unsere braven Tiere von Wölfen überfallen worden." Der Jäger schien von dieser Erklärung sichtlich befriedigt, und auch in den Zügen der Indianer löste sich die Spannung. „Da möget Ihr recht haben," rief Falkenauge erleichtert, „auf Pferde verstehe ich mich schlecht. Unkas, fahre im Boot an die Stelle und wirf einen Feuerbrand unter die hungrige Wolfsmeute. Sicherlich lauern die Bestien auf dem Felsenufer über den Köpfen der hilflosen Tiere, und schließlich tötet sie die Angst, wenn die Wölfe ihnen nicht beizukommen vermögen. Wir aber werden die Pferde morgen noch sehr nötig haben."

Der junge Indianer hatte sich noch nicht lange entfernt, als sich vom Ufer her ein langgezogenes Geheul vernehmen ließ, das sich allmählich ins Innere des Waldes verlor. Es klang so, als hätten die Wölfe freiwillig oder von Schrecken erfaßt, von ihrer Beute abgelassen, und die Flucht ergriffen.

Als Unkas zurückkehrte, sagte der Jäger zu den Reisenden: „Nun schlage ich vor, daß wir uns hier im Schatten des Felsens niedersetzen und wachend in tiefem Schweigen den Rest der Nacht verbringen."

Dieser Weisung wurde sogleich Folge geleistet. Heyward holte aus der Höhle einen Arm voll Sassafras und bereitete den Schwestern in einer Felsspalte eine geschützte Lagerstatt. Falkenauge und die Indianer hatten ihren Platz so gewählt, daß sie beide Ufer überblicken konnten; Dunkan setzte sich in einiger Entfernung von ihnen nieder, doch so, daß er sowohl diese, als seine beiden Schützlinge im Auge behielt, und der lange David zwängte seine riesigen Glieder ebenfalls in eine Felsspalte. Bald verrieten seine tiefen, wenig melodischen Atemzüge, daß er für's erste die Welt mit ihrem ganzen Jammer vergessen hatte. Auch die Schwestern waren, eng aneinander geschmiegt, bald eingeschlafen. Der Major bemühte sich eine Zeitlang, seine Ermüdung zu bemeistern, aber allmählich sank sein Haupt auf die Brust hinab. Die Natur hatte ihr Recht gefordert. Nur Falkenauge und die Indianer blieben wach. Stunde um Stunde saßen sie in regloſem Schweigen, während ihre wachsamen Augen unabläſſig die Ufer entlang schweiften.

Der Mond sank und ein bleicher Streifen am östlichen Himmel verkündigte das erste Nahen des jungen Tages, als Falkenauge sich erhob.

Er schüttelte Heyward aus seinem tiefen Schlummer. „Es ist Zeit zum Aufbruch," flüsterte er ihm zu, „die Damen müssen geweckt werden; ich hole indessen das Kanu." Duncan war gerade bemüht, die Schwestern aufzumuntern, als die Luft plötzlich von einem fürchterlichen Geheul erschüttert wurde, das aus hundert Kehlen auf einmal zu kommen schien und das den erschreckten Mädchen wie ein Geschrei der Hölle in die Ohren tönte. Es schien den ganzen Wald zu erfüllen. David streckte seine lange Gestalt in die Höhe. Im selben Augenblick erfolgte ein Krachen wohl aus einem Dutzend Gewehren, und besinnungslos stürzte der unglückliche Sangesmeister nieder. Ein Triumphgeschrei erscholl, das von den beiden Mohikanern drohend erwidert wurde. Es folgte Schuß auf Schuß, doch keiner schien zu treffen, bis endlich ein Schmerzensschrei aus der Kehle eines Mingos verriet, daß Falkenauges Hand den ersten Feind erlegte. Hierauf zogen sich die Angreifer zurück, und es währte nicht lange, so lag der Wald ruhig wie zuvor.

Den ersten ruhigen Augenblick benutzte Duncan, um den bewußtlosen Sangmeister in eine der Höhlen zu tragen. Es zeigte sich, daß seine Verletzung nur leichter Art war.

Während sich die beiden Mädchen um ihn bemühten, bereiteten sich die Männer vor, einen zweiten Angriff abzuwehren. „Es wird nicht lange dauern, bis sie wiederkommen," sagte der Kundschafter. „Meine einzige Hoffnung ist die, daß wir den Felsen halten können, bis Munro uns Hilfe sendet."

Es währte auch gar nicht lange, bis sich Falkenauges Vermutung bestätigte. Vier bis fünf Indianer versuchten oberhalb des Wasserfalls die Insel zu erreichen.

Wohl fand einer von ihnen bei diesem Wagnis ein nasses Grab; doch die andern ließen sich dadurch nicht abschrecken. Mittelst einiger Holzbalken, die der Fluß an den Felsen trieb, wollten sie diesen erklimmen. Mit flackerndem Auge beobachtete der Jäger jede ihrer Bewegungen. Auf einen schrillen Pfiff kroch Unkas an seine Seite. Heyward fühlte eine fieberhafte Aufregung. Am liebsten wäre er aufgesprungen und den Feinden entgegengeeilt; aber die Ruhe und Vorsicht seiner Gefährten hielten ihn von solch voreiligem Tun zurück. Erst als die rotbraunen Gestalten, wild aufheulend mit großen Sätzen den Fels heraufgerannt kamen, hob Falkenauge seine Büchse, und der vorderste stürzte gleich darauf zwischen das zerklüftete Gestein. „Auf, Unkas," rief der Jäger nun seinem jungen Freunde zu, „nimm du den letzten aufs Korn, wir wollen dem mittleren begegnen." Gleich darauf entspann sich ein fürchterlicher Ringkampf. Ein Mingo von ungeheurer Größe hatte sich auf den Jäger gestürzt; beide versuchten die Hand des Gegners, die das todbringende Messer hielt, festzuhalten. Einen Augenblick schwankte der Sieg, dann vermochte die sehnige Kraft des Weißen den Wilden abzu-

schütteln, im nächsten Augenblick drang jenem das Messer ins Herz, und leblos stürzte er nieder.

Heyward hatte unterdessen einen nicht weniger harten Kampf zu bestehen. Gleich beim Beginn hatte ihm der Wilde mit gewaltigem Schlag den Degen zerbrochen, und da er seine Pistolen schon vorher abgefeuert hatte, blieb ihm keine Waffe zur Verteidigung. Er war lediglich auf seine Körperkraft angewiesen, und der Mut der Verzweiflung verlieh ihm übernatürliche Stärke. Aber auch seinem Gegner fehlte es daran nicht. Zwar glückte es ihm, demselben das Messer aus der Hand zu schlagen; aber nun galt es, den andern in furchtbarem Ringen über den Rand des Felsens hinabzustürzen. Sie näherten sich, zu einem Knäuel ineinander verwickelt, dem Abgrund. Schon fühlte Dunkan seine Kraft schwinden; zu Boden fallend, erblickte er das triumphierende Gesicht seines Feindes über sich, und Schauer des Todes erfüllte sein sonst so mutiges Herz. Noch ein Kleines, und er mußte in die schauerliche Tiefe stürzen, die beiden ihm so teuren Mädchen ohne seinen Schutz in dieser furchtbaren Lage zurücklassend. Da zwängte sich plötzlich ein roter Arm zwischen ihn und seinen Gegner. Ein Blutstrom spritzte aus dem durchschnittenen Handgelenk seines Überwältigers. Sofort ließ der Druck, mit dem dieser seine Kehle zusammengeschnürt hatte, nach, und während Unkas rettender Arm ihn rückwärts zog, fiel jener, von einem Fußtritt nach vorne gestoßen, über den Felsen hinab. Ein lautes Triumphgeschrei des jungen Mohikaners verkündigte dessen Sieg; dann aber eilten sie den Felsen wieder hinauf, wo aus sicherer Deckung heraus Chingachgook inzwischen das Feuer der Feinde erwidert hatte.

Die am Ufer versammelten Wilden brachen in ein lautes Wehegeheul aus; dann aber nahmen sie mit frischem Eifer die Beschießung des Felsens auf. Der Kundschafter bemerkte es mit Genugtuung. „Laßt sie nur ihr Pulver verlieren," brummte er, „uns wird keine von euren Kugeln treffen." Er hatte kaum ausgesprochen, als ein Geschoß ganz dicht an Dunkan vorüberstreifte, so daß dieser unwillkürlich zurückprallte. „Holla," rief er, „die Kugel kam aus anderer Richtung." Er spähte um sich, da hob Unkas bedächtig seine Büchse empor und wies auf den weit über den Fluß hängenden Ast einer Eiche. Droben hockte die zusammengekauerte Gestalt eines Wilden, der sich aber nun schleunigst hinter dem schützenden Stamm verbarg. Es war den Männern nicht möglich, nach ihm zu zielen, sie aber waren seinen Geschossen preisgegeben. Schon hatten mehrere Dunkans Uniform durchlöchert, als endlich einer der nackten Füße bei einer Bewegung zum Vorschein kam. Im selben Augenblick krachte auch schon der Schuß aus Falkenauges langer Büchse. Unwillkürlich zog der Indianer das verwundete Glied zurück, wodurch sein Körper sichtbar wurde. Schnell wie ein Gedanke folgte von unten ein zweiter Schuß. Schwer getroffen rutschte der Körper des Wilden vom Stamme; noch vermochte der Un-

glückliche sich mit den Händen an einem Aste festzuhalten, so daß er hilflos zwischen Himmel und Erde hing, ein schrecklicher Anblick! „Gebt ihm noch eine Ladung aus Mitleid," rief Dunkan entsetzt. Doch der Kundschafter meinte hart: „Wir dürfen unser Pulver nicht verschwenden; der Kerl ist uns sicher!" Dennoch hob er nach kurzem Zaudern noch einmal sein Gewehr und endigte durch einen raschen Schuß die Qualen des Unglücklichen. Gierig verschlangen die schäumenden Wasser den leblosen Körper.

„Töricht war es von mir," brummte der Jäger, „es war meine letzte Kugel. Rasch, Unkas, eile zum Kanu hinab und hole das große Pulverhorn; wir werden jedes Korn darin nötig haben."

Der Jüngling gehorchte, aber gleich darauf verkündigte ein durchdringender Schrei aus seinem

Munde neues Unheil. Erschrocken eilten die andern ihm nach; auch die Mädchen und David, der sich inzwischen erholt hatte, wagten sich aus ihrem Versteck. Was sie bemerkten, war allerdings schlimm genug, auch kaltblütige Herzen in Unruhe zu versetzen. Ein Stück vom Felsen entfernt, sahen sie ihr Boot der Strömung des Flusses zutreiben. Eine unsichtbare Hand schien es zu lenken. Als es außer Schußweite war, zeigte sich über seinem Rand der Kopf eines Wilden. Ein lautes Triumphgeschrei verkündigte seine Freude an dem geglückten Raub. „Ihr habt euch gut freuen, ihr Lumpengesindel," zischte der Jäger, während er seine Büchse von sich warf. „Hier liegen die besten Gewehre des ganzen Waldes und sind nicht mehr wert als ein Stück dürren Holzes." Mit dem Ausdruck größter Ratlosigkeit ließ er sich auf dem Felsen nieder.

„Was sollen wir nun tun?" fragte der Major bekümmert. Statt aller Antwort fuhr der Jäger mit der Hand kreisförmig um sein Haupt. „So weit werden wir noch nicht sein," rief Dunkan entsetzt. „Wir wollen uns in die Höhlen zurückziehen und diese verteidigen bis aufs äußerste!" „Und womit?" fragte der Kundschafter tonlos, „etwa mit Unkas Pfeilen oder mit Weibertränen? Nein, nein, zu hoffen haben wir gar nichts mehr, nun heißt es nur noch standhaft sterben."

„O nein," sagte nun Kora, die bis jetzt schweigend und ernst zugehört hatte. „Ihr, tapfrer Jäger und Eure Freunde dürft vom Sterben nicht reden. Euch steht die Welt noch offen. Es wird Euch nicht schwer werden, Euch durch Flucht zu retten. Ich bin sicher, daß Ihr schwimmend das Ufer erreichen könnt, und dann verbirgt Euch der Wald. Ihr habt Euer Leben schon lange genug unsertwegen aufs Spiel gesetzt. Denkt nun an Eure eigene Rettung." Schweigend hatte Falkenauge zugehört, und Bewunderung für das heldenmütige Mädchen erfüllte sein Herz. Doch ruhig erwiderte er: „Davon kann keine Rede sein. Meint Ihr, wir lassen Euch so schutzlos allein an diesem Ort zurück? Lieber in Ehren sterben, als mit der ewigen Pein, die ein schlechtes Gewissen schafft, weiterleben. Was sollte ich Munro sagen, wenn er mich nach seinen Kindern fragt?" „Geht zu ihm, so schnell Ihr vermögt," drängte Kora, „schildert ihm unsere Lage und bittet ihn, uns Hilfe zu senden; so nützt Ihr uns mehr, als wenn Ihr hier zwecklos Euer Leben opfert." Der Jäger sann diesem Vorschlag nach, dann antwortete er: „Was Ihr sagt, hat Sinn, und ich widerspreche Euch nicht länger, obwohl ich nur mit Widerwillen mich füge. Doch es ist der einzige Weg, auf dem Euch vielleicht noch Rettung werden kann." Dann verständigte er Chingachgook von dem, was er nun beschlossen. Schweigend hörte dieser zu, schweigend steckte er seine Waffen, Tomahawk und Messer in seinen Gürtel, ging an den Rand des Felsens hinab, bedeutete seinen Gefährten durch Zeichen, welchen Weg er einzuschlagen gedenke, dann ließ er sich in den Fluß hinab und war bald verschwunden.

Nun machte auch Falkenauge sich zum Gehen bereit. Er verbarg seine

Büchse sorgfältig unter wildem Gestrüpp. Ehe er aber zum Flusse hinabschritt, ergriff er mit seiner herzlichen Biederkeit Koras Hand und sagte, während man auf seinem ehrlichen Gesicht die Bestätigung seiner Worte las: „Nie hätte ich mich zu diesem schmachvollen Schritt entschlossen, wenn ich noch Pulver gehabt hätte; Gott weiß es, wie ungern ich euch verlasse. Aber hört meinen Rat. Wenn sie euch durch die Wälder führen, dann brechet Zweige von den Bäumen, daß wir eure Spur erkennen können. Wir werden tun für euch, was wir vermögen." Mit diesen Worten trat auch er an den Rand des Felsens und stürzte sich in den Fluß.

Nur Unkas stand nun noch an einen Felsen gelehnt und machte keine Miene, sich zu entfernen. Kora trat auf ihn zu und nach dem Flusse zeigend, sagte sie: „Du siehst, daß deine Freunde glücklich entkommen sind, warum zauderst du noch, ihnen zu folgen?" „Unkas wird bleiben," lautete die ruhige Antwort.

„Und wozu?" rief das Mädchen voll Eifer. „Du wirst nur unser trauriges Los teilen, und möglicherweise macht es die Mingos noch wütender, wenn sie dich in unserer Gesellschaft finden. Nein, nein, edler Jüngling, rette du dein junges Leben. Eile zu meinem Vater. Du wirst der treueste und aufopferndste meiner Boten sein. Gehe, ich bitte, ich beschwöre dich!"

Der Blick des jungen Häuptlings wurde düster, aber er sträubte sich nicht länger. Mit drei Sprüngen war er am Rande des Felsens, und im nächsten Augenblick trug ihn der Fluß hinweg.

Nun wandte sich Kora an Dunkan; auch ihn versuchte sie zu bewegen, sein Leben zu retten, aber entrüstet wies der Major diese Zumutung zurück. „Sie scheinen eine gute Meinung von mir zu haben, Kora, wenn Sie glauben, daß ich je dies tun könnte," sagte er nicht ohne Bitterkeit. „Es gibt Dinge, die noch schlimmer sind als der Tod, vielleicht ist es mir doch möglich, derartiges von Ihnen abzuwenden."

Darauf wußte Kora keine Einwendung; sie schwieg, und führte die halb ohnmächtige Alice in das Innere der Höhle.

Mehrere Stunden vergingen nun in tiefster Stille. Der Gegensatz zum Lärm des vor kurzem stattgefundenen Kampfes ließ ihnen diese Stille noch stärker ins Bewußtsein treten. Allmählich schlich ein neuer Hoffnungsschimmer in die Herzen der Verlassenen. Hatten die Huronen vielleicht doch ihre Racheluft gestillt? Hatten sie die weitere Verfolgung ihrer Opfer aufgegeben? In diesem Glauben forderte der Major sogar den Sangmeister auf, sich seiner Lieblingsbeschäftigung hinzugeben. Dieser ließ sich das nicht zweimal sagen, und mit seiner reinen, weichen, noch etwas matten Stimme stimmte er ein Loblied an. Schweigend lauschten die anderen den sanften Tönen. Doch plötzlich erscholl wieder jenes Geheul, das unsern Reisenden nur zu bekannt geworden war. Dem Sänger erstarb der Ton buchstäblich auf den Lippen, während Alice laut aufweinend sich in die Arme ihrer Schwester warf. „Wir sind verloren," rief

sie verzweifelt. „Noch nicht, noch haben sie uns nicht gefunden," ermunterte Heyward die Verstörten. Bewegungslos lauschten sie den Vorgängen, die sich in ihrer nächsten Nähe abspielten.

Mit Hilfe des Kanus hatte die wilde Horde den Weg zum Felsen gefunden. Bald schienen die Töne aus den rauhen Kehlen von allen Seiten zu kommen. Es war klar, sie durchsuchten die Felseninsel. Ein lautes Freudengeheul brach plötzlich los. „Die lange Büchse, die lange Büchse!" erscholl es plötzlich aus mehreren Kehlen. Sie hatten des Jägers lange Flinte entdeckt und glaubten offenbar, daß ihr Besitzer, den sie als ihren gefährlichsten Gegner kannten, den Tod gefunden hätte. Die Lauschenden in der Höhle konnten nun beobachten, wie sich die Bande über die ganze Insel zerstreute; sie suchten den Leichnam ihres Feindes.

„Wenn sie uns jetzt nicht finden," flüsterte Heyward den Mädchen zu, „dann sind wir gerettet. In den nächsten Minuten entscheidet sich unser Schicksal; in zwei Stunden könnten unsere Freunde mit einer Hilfstruppe von Fort Edward hier sein."

Peinliche, angstvolle Minuten folgten. Mehrmals hörten sie Schritte dicht vor dem Eingang, und in Todesangst hielten sich die Schwestern umschlungen. Plötzlich ertönte ein Schrei. Er schien aus dem Innersten des Felsens zu kommen: sie hatten die anstoßende Höhle gefunden. Der Major stand entschlossen auf. Er hielt nun jedes Entkommen für ausgeschlossen und wollte den Gegnern entgegentreten wie ein Mann, der keine Furcht kennt. Durch einen Spalt konnte er die Wilden beobachten, die die ganze Höhle durchsuchten und die Gerätschaften des Jägers durcheinander warfen. Schließlich entdeckte einer die blutbefleckten Sassafraszweige, die vorhin dem Sangmeister als Lagerstatt gedient, und neuer Freudenlärm brach los. Dann warfen sie achtlos die Zweige alle auf einen Haufen, gerade vor den Eingang zur inneren Höhle, und errichteten dadurch selbst eine Schutzmauer.

Noch einmal stieg ein Hoffnungsstrahl auf in Dunkans Brust; denn einer nach dem andern verließ von neuem die Höhle. „Ich glaube, wir sind gerettet," flüsterte der zurückkehrende Dunkan seinen Schützlingen mit unterdrücktem Jubel zu. „Dem Himmel sei Dank!" rief Alice, sich in aufwallendem Dankempfinden auf die Knie werfend. Da plötzlich war es, als erstarrte ihr das Blut in den Adern. Ihre Wangen wurden totenblaß. Unfähig, ein Wort hervorzubringen, deutete sie mit dem Finger nach dem Eingang. Die andern folgten ihren Blicken, und was sahen sie? Über dem Stein, der sozusagen die Schwelle des Eingangs bildete, grinste ihnen das teuflische Gesicht des Schlauen Fuchses entgegen. Heyward verlor trotz des jähen Schreckens seine Selbstbeherrschung nicht. Er bemerkte, daß der Indianer, geblendet durch das Tageslicht, die Gegenstände im Innern der Höhle noch nicht erkennen konnte; doch gleich darauf veränderten sich seine Züge; er hatte seine Opfer entdeckt. Ohne weiter zu

überlegen, getrieben von ohnmächtigem, wildem Zorn, hob Dunkan seine Pistole und feuerte ab. Der Schuß krachte, als ob er die Felsenhöhle auseinandersprengen wolle. Als sich der Rauch verzogen hatte, war die Stelle, wo eben noch der Verräter gelauert hatte, leer. Heyward lief zum Ausgang und konnte ihn gerade noch hinter einen Felsen schlüpfen sehen.

Draußen war auf den furchtbaren Knall eine plötzliche Stille gefolgt; doch nur für einen Augenblick. Dann brach ein fürchterliches Geschrei von allen Seiten los, und unmittelbar darauf stürzten gleichzeitig von beiden Seiten die Wilden in die Höhle und zogen frohlockend ihre Opfer ans Tageslicht, wo sie bald von der ganzen wilden Horde sich umgeben sahen.

Zu des Majors nicht geringem Erstaunen verschmähten es die Wilden zunächst, Rache an ihren Gefangenen zu nehmen. Nicht nur die beiden Mädchen ließen sie unbehelligt, auch ihm selbst und dem Singmeister tat keiner ein Leids an. Zwar richteten sich hab- und beutegierige Blicke genug auf die Verzierungen seiner Uniform, aber der strenge Befehl des Häuptlings hielt jeden, der die Hand darnach erheben wollte, zurück.

Nachdem alle Schlupfwinkel aufs genaueste durchsucht worden waren und sich sonst nichts gefunden hatte, was die Rachsucht und die Beutegier der Indianer befriedigte, fragten sie mit drohender Miene ihre Gefangenen nach dem Verbleib der Langen Büchse. Heyward tat, als verstände er sie nicht, und David war ohnehin der französischen Sprache nicht mächtig.

Als der Major fürchtete, durch sein hartnäckiges Schweigen die Wut seiner Feinde noch mehr zu steigern, sah er sich suchend nach Magua um, der ihm als Dolmetscher dienen sollte.

Dieser stand etwas zurück, und sein Gesicht trug wieder den Ausdruck dumpfer Gleichgültigkeit. Er hatte nun erreicht, was er gewollt. Mit Überwindung seines inneren Abscheus redete Heyward den Verräter möglichst freundlich an. „Der Schlaue Fuchs kann dem Unbewaffneten sagen, was seine Besieger von ihm wollen?“ „Sie wollen wissen, wo der Jäger hingekommen ist, der alle Pfade in diesen Wäldern kennt. Die Huronen wollen sein Blut, oder sie werden das Leben derer nehmen, die sein Versteck wissen.“ „Er ist fort, schon lange in Sicherheit,“ antwortete der Major. „Die weißen Männer glauben, er sei im Frieden, wenn er tot ist, aber die Huronen wollen den Geist des Toten noch foltern.“ „Er ist nicht tot, sondern gerettet,“ erwiderte Heyward. „Ist er ein Vogel, daß er entfliegen kann?“ fragte jener zurück. „Nein, aber er kann schwimmen. Der Strom trug ihn hinweg, als unser Pulver zu Ende war, während die Augen der Huronen von einer Wolke bedeckt waren.“ „Und die Große Schlange der Delawaren, wo ist sie?“ Dunkan merkte, daß seine nächtlichen Kampfgenossen seinen Feinden bekannter waren, als ihm selbst. „Auch er ist fort,“ erwiderte er, „das Wasser hinabgeschwommen!“

„Und der flinke Hirsch?" „Wer ist der flinke Hirsch?" fragte Dunkan, dem viel daran lag, das Gespräch in die Länge zu ziehen. „Unkas, der Sohn der Großen Schlange," antwortete der Wilde, „wo ist er? Ich sehe ihn nicht hier." „Auch er nahm denselben Weg," entgegnete Heyward. „Und warum folgte der weiße Häuptling nicht seinen Freunden?" „Die weißen Männer verlassen ihre Weiber nicht, wenn sie in Gefahr sind; nur Feiglinge tun das!"

Der Indianer murmelte einige unverständliche Worte, dann wandte er sich an die Huronen und teilte ihnen das Vernommene mit. Die große Enttäuschung, die diese Mitteilung hervorrief, entlockte ein neues Wutgeheul. Einige liefen an den Fluß hinab, und wußten ihrem Zorn keinen deutlicheren Ausdruck zu verleihen, als indem sie in das Wasser spuckten. Andere machten ihrer Wut in nicht mißzuverstehenden Gebärden gegen die Gefangenen Luft. Als einer dabei mit rauher Hand der armen Alice in die blonden Locken griff, versuchte Dunkan dem Mädchen zu Hilfe zu eilen, ganz vergessend, daß seine Hände schon gebunden waren. Der neben ihm stehende Häuptling jedoch, der seine jähe Bewegung bemerkt hatte, legte mit eisernem Griff seine schwere Hand ihm auf die Schulter und zwang ihn, sich in sein Schicksal zu ergeben.

Nach kurzer Beratung, wobei der Häuptling einige Male nach der Richtung von Webbs Lager deutete, denn offenbar befürchtete er von dort Gefahr, machte man sich zum Aufbruch bereit. Das Kanu wurde ans untere Ende der Insel getragen und ins Wasser hinabgelassen. Die Wilden legten ihre Waffen in das kleine Fahrzeug und bedeuteten ihren Gefangenen, daß sie einsteigen sollten. Einer trat zu ihnen und übernahm die Führung des Bootes, während ein Dutzend anderer ins Wasser sprang und, sich am Rande des Bootes festhaltend, dasselbe durchschwamm.

Die Strömung trug das leichte Fahrzeug mit Schnelligkeit vorwärts, und wenige Minuten später landete man am Südufer des Flusses, schräg gegenüber der Stelle, wo die Reisenden tags zuvor sich eingeschifft hatten. Dort standen noch die Pferde im Wasser, deren Angstschreie den Huronen ihren Zufluchtsort verraten hatten. Der Häuptling bestieg Heywards schönen Hengst, durchquerte den Fluß und verschwand, gefolgt von der größeren Hälfte seiner Leute, im Walde. Sechs Indianer, unter denen Magua sich befand, übernahmen die weitere Führung der Gefangenen. Was hatte man mit ihnen vor? Sollten sie Montcalm ausgeliefert werden oder wollte man sie in die tiefen Wälder schleppen? Um in dieser quälenden Ungewißheit Klarheit zu erhalten, versuchte Heyward seinen verräterischen Führer in ein Gespräch zu verwickeln.

„Ich möchte mit Magua Worte sprechen," begann der Major, „die nur für die Ohren eines großen Häuptlings bestimmt sind." „Sprich!" entgegnete dieser, und seine Mienen drückten deutlich die Verachtung aus, die er dabei empfand, „die Bäume haben keine Ohren." „Aber die

Huronen sind nicht taub, und was ich dem Häuptling zu sagen habe, würde die jungen Krieger berauschen. Der weiße Häuptling kann auch schweigen."

Magua sprach daraufhin einige gleichgültige Worte zu seinen Gefährten, die ungeschickt sich bemühten, die Pferde zum Reiten zurecht zu machen, ging dann einige Schritte abseits und winkte Heyward verstohlen, ihm zu folgen. Der Offizier versuchte, die Sprechweise der Indianer nachzuahmen, weil er hoffte, seinem Gegner einige Geständnisse über dessen Absichten zu entlocken.

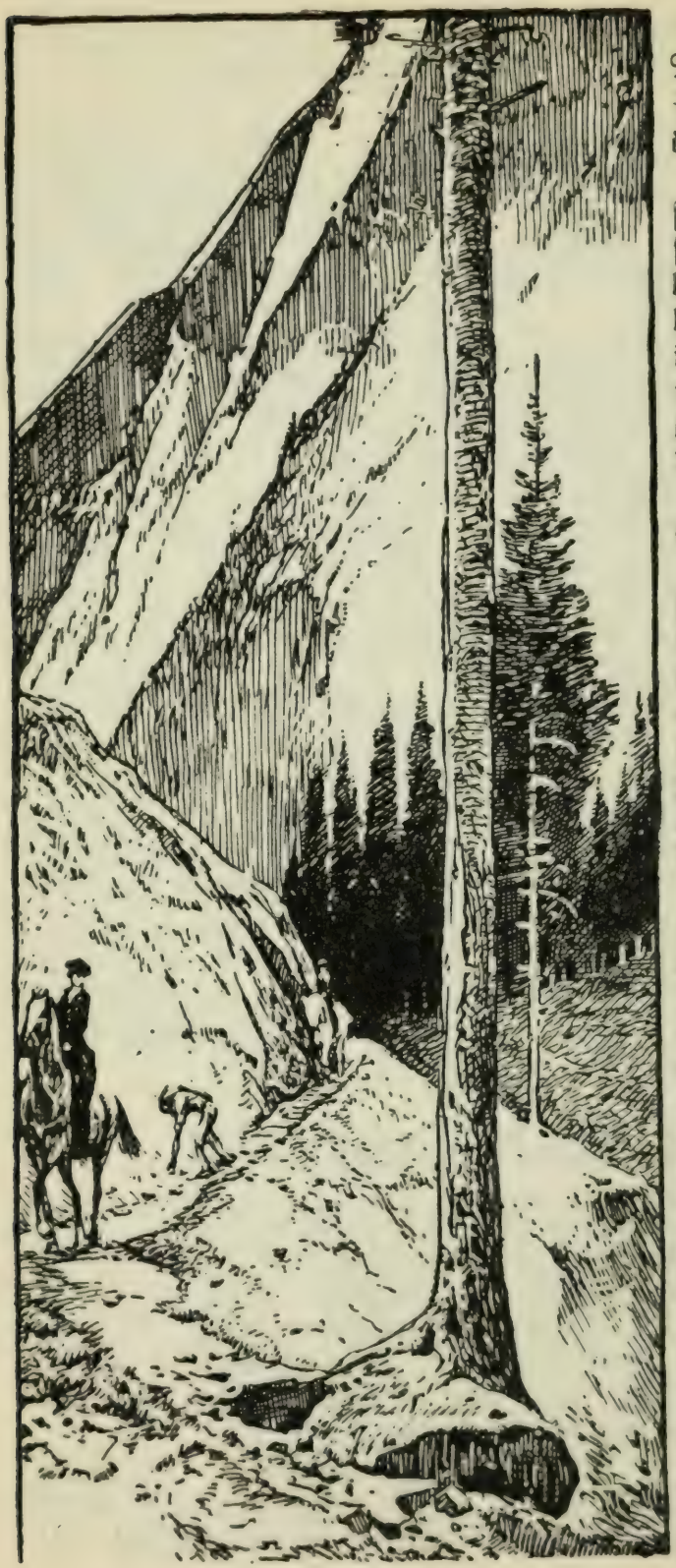
„Der Schlaue Fuchs," hob er an, „hat seinen Namen nicht zu Unrecht von den Kanadiern erhalten; ich bewundere seine Weisheit und Schlauheit; er weiß seine Feinde zu täuschen, und ich werde ihn belohnen, wenn die Stunde gekommen ist, für alles, was er unsertwegen auf sich genommen hat. Munro, der reiche Schotte, wird seine Hände weit öffnen, wenn Magua ihm seine Töchter zurückbringt. Maguas Schmuckmünze wird von Gold statt von Zinn sein; sein Horn wird von Pulver überfließen. Die Kupfermünzen werden in seinen Taschen klingen, und die Hirsche werden vor seiner trefflichen Büchse nicht fliehen können. Und auch ich werde dir meine Erkenntlichkeit beweisen." Er hielt einen Augenblick inne, um sich zu besinnen, womit er die Begehrlichkeit des Wilden am besten reizen könne. „Und was wird der junge Häuptling geben?" fragte Magua rasch, und ein Blick voll Habsucht traf den Major.

„Er wird das Feuerwasser dir reichlicher fließen lassen, als die Wellen des Hudson." Einen Augenblick schien es, als würde die Habsucht des Indianers über seine Rachsucht siegen. Schon wollte Heyward seine Versprechungen wiederholen, da unterbrach ihn der Wilde, indem er die Hand auf seine verwundete und mit Sassafrasblättern verbundene Schulter legte, gleichsam, als wolle er jenen und sich selbst an die Geschehnisse des gestrigen Tages erinnern: „Genug," sagte er, „der Schlaue Fuchs ist ein weiser Häuptling, und was er tun will, wird sich zeigen."

Gerettet aus höchster Not

Heyward war bemüht gewesen, die Unterhaltung in die Länge zu ziehen, denn noch immer hoffte er, es käme Hilfe von Fort Edward. Doch nun gab Magua ein Zeichen zum Aufbruch. Dunkan half den Schwestern beim Besteigen der Pferde, wobei er ihnen einige ermutigende Worte zuflüsterte. Er und David mußten zu Fuße folgen. Der Schlaue Fuchs übernahm die Führung. Die sechs anderen Huronen beschlossen den Zug; an ein Entfliehen war nicht zu denken.

Stundenlang ging es so in tiefem Schweigen vorwärts. Nur ab und zu richtete der Major tröstende Worte an die Schwestern oder verriet ein Seufzer des armen David die tiefe Betrübnis, die ihn erfaßt hatte.



Sie zogen in südlicher Richtung, während Fort William Henry nach Norden zu lag, und Heyward mußte annehmen, daß seine verlockenden Versprechungen keinen Erfolg bei ihrem Führer gehabt hatten. Trotzdem hatte er immer noch einige Hoffnung, da er wohl wußte, daß einem Wilden kein Umweg zu weit ist, wenn irgend ein Gebot der Schlauheit ihn erforderte.

Mehrere Meilen hatten sie bereits zurückgelegt, Kora war die einzige, die der Weisung des Jägers eingedenk war. Sooft sie glaubte, es unauffällig tun zu können, hob sie die Hand, um einen herabhängenden Zweig im Vorüberreiten zu knicken.

Doch der Wachsamkeit der Huronen entging keine ihrer Bewegungen. Einmal, da es ihr geglückt war, einen Zweig zu brechen, wobei sie absichtlich ihren Handschuh hatte fallen lassen, hob einer der Wilden diesen auf, brachte ihn ihr zurück und brach am selben Baum noch etliche Zweige, so daß es aussah, als habe ein Tier sich hier einen Weg gebahnt. Dann aber griff er nach seinem Tomahawk und machte solch eine unzweideutige Bewegung,

daß dem tapferen Mädchen der Mut zu jeder weiteren Wegbezeichnung verging.

Unterdessen schritt Magua unentwegt weiter. Kaum zweimal blickte er zurück. Die Sonne allein war sein Kompaß in diesen ungeheuren Waldungen. Ohne auch nur einmal zu zaudern, fand er seinen Weg mit dem Instinkt eines Tieres. Er durchquerte kleine Täler, welche von Bächen durchrieselt waren, und umging die Hügel. Ob der Pfad kaum erkennbar war, ob er breit und ausgetreten vor ihm lag, nichts schien seine Sicherheit zu beeinflussen. Dabei schien er nicht müde zu werden. Sooft die Reisenden nach vorne blickten, sahen sie seine dunkle Gestalt zwischen den Fichtenstämmen immer mit derselben Geschwindigkeit und mit aufrecht getragenem Haupte vor sich hereilen; dabei bewegte sich die Feder, mit der sein Schopf geschmückt war, gleichmäßig, seinen Schritten entsprechend, auf und nieder.

Endlich stieg der Weg, nachdem man einen rauschenden Bach und sein schmales Tal durchschritten hatte, plötzlich so steil bergan, daß die Schwestern absteigen mußten. Auf dem Gipfel des Hügels angekommen, auf dem zerstreut einige Bäume wuchsen, warf sich Magua endlich nieder und gönnte den Reisenden die Ruhe, deren diese so notwendig bedurften.

Magua hatte diesen Hügel mit Vorbedacht zum Rastort ausgewählt, denn nach allen Seiten bot er einen Ausblick und machte einen Überfall eigentlich unmöglich. Er glich einer abgestumpften Pyramide, eine Bodenform, die in dieser Gegend Amerikas häufig vorkommt und einem künstlichen Erdwall ähnlich ist.

Die Pferde ließ man frei weiden; sie stillten ihren Hunger an den spärlichen Blättern der Sträucher und Bäume. Die Gefangenen lagerten im Schatten einer großen Buche und teilten unter sich die Überreste ihres Mundvorrats. Nicht weit von ihnen streckten sich die Indianer aus. Einer von ihnen hatte unterwegs ein Hirschkalb mit dem Pfeil erlegt. Dieses zerlegten sie nun und verschlangen es gleich wilden Tieren, ohne jegliche Zubereitung. Nur Magua saß abseits und nahm an der abscheulichen Mahlzeit nicht teil.

Nach einer Weile erhob sich Dunkan, ging erst einige Zeit gleichsam planlos umher und näherte sich dann dem Anführer.

Er meinte, der Wilde sinne darüber nach, wie er die Huronen täuschen und sich die in Aussicht gestellte Belohnung erwerben könne. Darum beabsichtigte er durch Wiederholung seiner Versprechungen die Habgier desselben noch mehr zu reizen. Doch er hatte sich getäuscht, denn als die Rede auf Munros Sorge und Angst um seine Töchter kam, leuchtete für einen Augenblick solch boshafte Freude aus den Augen des Indianers, daß Heyward bis ins Innerste erschrak. Magua verriet jedoch von seinen Absichten nichts, sondern befahl dem Offizier schließlich, Kora herbeizurufen, da er mit dieser zu sprechen habe.

Noch immer hoffte Heyward auf eine günstige Lösung. Darum flüsterte er Kora, während er sie herzuführte, zu, sich auf alle möglichen Versprechungen zu ihrer Befreiung einzulassen. „Sparen Sie nicht mit Belohnungen," raunte er ihr zu. „Sie wissen doch, womit man diese Menschen am meisten blenden kann: Decken, Pulver, Münzen, vor allem aber geistige Getränke verlocken sie. Wenn Sie noch eine Gabe von Ihrer eigenen Hand in Aussicht stellen, so kann dies nur vorteilhaft sein. Bedenken Sie, Kora, daß von ihrer Geistesgegenwart vielleicht Ihr Leben und das Ihrer Schwester abhängt."

Als die beiden herantraten, erhob sich der Indianer und starrte sie wohl eine Minute lang schweigend an. Dann gab er dem Offizier einen Wink, daß dieser sich entfernen solle. Nur ungern und auf Koras Bitte fügte er sich. Als Magua mit dem Mädchen allein war, ergriff er sie am Arm, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, und weit ausholend erzählte er ihr von seinem vergangenen Leben. Zwanzig Jahre lang hatte er unter seinen Stammesgenossen, den roten Huronen, gelebt, bis er das erste Bleichgesicht gesehen hatte. Mit diesen war das Unglück über ihn gekommen. Durch sie lernte er den Branntwein kennen, dem er sich bald widerstandslos ergab. Da war er von seinem eigenen Volke verstoßen, lange in den Wäldern umhergeirrt, bis endlich irgend ein Zufall ihn auf die Seite der Mohawks getrieben hatte. Er war Krieger geworden und kämpfte unter der Führung der Engländer wider seine eigenen Stammesgenossen. Damals war Munro sein oberster Kriegsherr gewesen.

„Der alte Graukopf, dein Vater," fuhr Magua in seiner Schilderung fort, „hatte ein Gesetz erlassen, daß jeder Indianer, der von dem Feuerwasser tränke und in die Zelte der Krieger kam, gestraft werden solle. Magua war töricht; er nahm von dem Trank, und dieser führte ihn in Munros Hütte. Was tat der Graukopf? — Seine Tochter soll es sagen." „Er wird nach seinem Gesetz gehandelt und dich bestraft haben," erwiderte Kora unerschrocken. „Ja, der Huronenhäuptling ward im Beisein aller Krieger an einen Pfahl gebunden und gepeitscht wie ein Hund. Dies vergißt Magua nie!"

Dann seinen leichten Calico zur Seite schiebend, wies er auf tiefe Narben, die seine Brust trug. „Dies hier sind Narben von Messern und Kugeln, und Magua zeigt sie mit Stolz," sagte er, „aber die Striemen, die Munros Peitsche auf seinem Rücken hinterlassen haben, muß er verstecken. Als Magua jene Wunden erhielt, lachte er; sein Geist war in den Wolken; aber als er Munros Streiche fühlte, lag er unter der Rute und das überwindet er nicht."

Kora schwieg; sie besann sich, was sie zur Rechtfertigung ihres Vaters sagen könne. Endlich fragte sie: „Und womit kann Munro wieder gut machen, was er dir tat?" Nun hielt der Wilde sich nicht länger zurück. „So

höre," sagte er, „als Magua von seinem Volke vertrieben und ein Krieger der Mohawks wurde, da nahm man ihm sein Weib und gab es einem andern Huronenhäuptling. Magua will nun zurückkehren zu seinem Volke und die dunkelhaarige Tochter Munros soll mit ihm gehen und in seiner Hütte wohnen. Dann mögen die hellen Augen zu ihrem Vater zurückgehen und dem alten Häuptling erzählen, was geschehen ist." Kora erblaßte; doch mit Aufbietung ihrer ganzen Selbstbeherrschung entgegnete sie: „Was könnte Magua dies nützen? Warum will er seine Hütte mit einem Weibe teilen, das er nicht liebt und das von anderer Farbe ist als er selbst? Magua täte klüger, Munros Geld zu nehmen und das Herz eines Huronenmädchens zu gewinnen."

Mit teuflischem Grinsen erwiderte Magua: „Wenn die Narben von Munros Hieben Maguas Rücken brennen, dann wird die Tochter des weißen Häuptlings sein Maisfeld hacken, sein Korn mahlen und sein Wildbret kochen. Der Leib des Graukopfs wird bei den Kanonen schlafen, aber sein Herz wird der Schlaue Fuchs zerfleischen." „Ungeheuer!" rief Kora, alle Vorsicht vergessend. „Nur ein Teufel kann solche Rache ersinnen. Aber du wirst sehen, daß Munros Tochter deiner lacht."

Der Indianer antwortete nichts; aber seine Blicke verrieten, was in ihm vorging. Er hieß das Mädchen gehen und gesellte sich zu den übrigen Huronen. Kora war von den Ihrigen mit Spannung erwartet worden, die sofort an der tiefen Bläße ihres Gesichts gewahrten, daß die Unterredung keinen glücklichen Ausgang gefunden. Auf die sie drängenden Fragen antwortete sie, indem sie auf die Gruppe der Indianer wies: „Ihr werdet es bald sehen, auf ihren Gesichtern steht alles geschrieben."

Und in der Tat, die Mienen der Rothäute ließen nichts Gutes ahnen. Magua war es ein Leichtes, die blutdürstige Horde aufzureizen. Während er sprach, sprangen sie auf und stürzten sich sodann mit lautem Wutgeheul auf die Gefangenen. Zwei der gewaltigsten Krieger überwältigten Heyward nach kurzer, heftiger Gegenwehr. Ein dritter stürzte sich auf David, zwei andere ergriffen die wehrlosen Mädchen. Jeder der Gefangenen wurde an einen Baum gebunden. Die arme Alice konnte von Angst und Schrecken sich kaum auf den Füßen halten. Die Weiden, mit denen sie gebunden wurde, gaben ihr den einzigen Halt. Einige der Rothäute suchten dürre Äste und Zweige zusammen, um einen Holzstoß zu errichten, andere spitzten kleine Fichtenstäbchen zu, die sie, glühend gemacht, ihren Opfern ins Fleisch stoßen wollten, und wieder andere bogen die Spitzen zweier Fichtenbäume herab, an denen Heyward mit den Armen festgebunden werden sollte.

Während all diese schrecklichen Vorbereitungen getroffen wurden, näherte sich Magua der unglücklichen Kora und mit höhnischem Lächeln fragte er: „Sind die stolzen Worte aus dem Munde von Munros Tochter nun verstummt? Sie ist zu gut, um Maguas Wigwam zu teilen; nun

werden die wilden Wölfe mit ihrem Haupte spielen; die schwarzen Locken werden an Maguas Speer flattern."

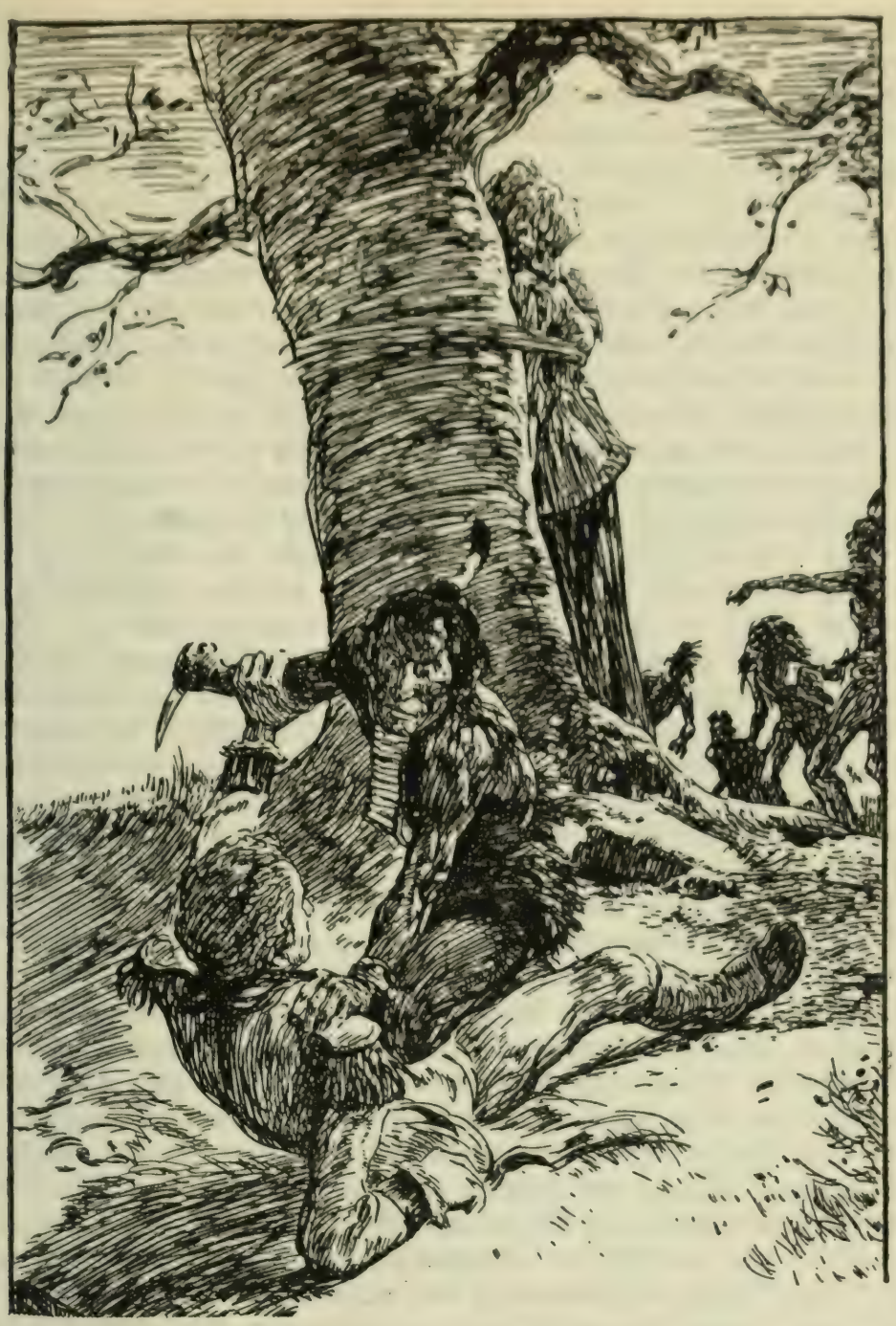
Dann wandte er sich an Alice: „Das arme Kind weint; es ist noch zu jung zum Sterben. Schicke sie zu Munro, sie soll ihm die grauen Haare kämmen und ihn pflegen." — „Was meint er, liebste Kora," fragte Alice zitternd. „Sagt er nicht, er wolle mich zu unserem Vater zurückschicken?" Kora sah die Schwester mit innigem, schmerzlichem Blicke an. „Alice," sagte sie dann, „Magua will dir und Dunkan das Leben und die Freiheit schenken, wenn ich — wenn ich —" Die Stimme versagte ihr, das furchtbare Wort wollte nicht über ihre Lippen. — „Ach, wenn er doch von mir dies Opfer verlangte," seufzte Alice, „wie gerne wollte ich für euch sterben!" — „Sterben," wiederholte Kora, „sterben, das wäre auch mir ein leichtes. Aber er will, daß ich ihm folge — und sein Weib werde. O Gott, verlangst du dies furchtbare Opfer von mir?" „Dunkan, helfen Sie mir, was muß ich tun?" „Kora, Kora," rief der junge Offizier mit Entsetzen, „wie können Sie einen Augenblick zweifeln? Der Gedanke ist tausendmal schlimmer als der Tod."

„Ich dachte es mir, Dunkan, daß Sie so sprechen würden. Aber du, liebste Alice, was meinst du? Wenn du es willst, werde ich das Opfer auf mich nehmen." Alice vermochte nicht gleich zu reden. Die Arme fielen ihr schlaff am Leib hinab, ein krampfartiges Zucken lief über ihre Gestalt, dann flüsterte sie kaum hörbar: „Nein, nein, niemals darf so etwas geschehen! Wir wollen zusammen sterben, wie wir zusammen gelebt."

Magua hatte die leisen Worte vernommen. In wilder Wut ergriff er seinen Tomahawk und schleuderte ihn nach dem wehrlosen Mädchen. Das Beil verfehlte sein Ziel; hart sauste es an Heywards Kopf vorbei, durchschnitt einige von Alicens Locken und fuhr über ihrem Kopf in den Baum. Zum Äußersten gebracht, riß Heyward sich von seinen Banden los und stürzte sich auf einen der Huronen, der eben zum Wurfe ausholte. Ringend fielen beide zur Erde; da aber Heyward den Wilden, dessen Haut eingefettet war, nicht zu packen vermochte, gewann dieser bald die Oberhand. Er zwang Dunkan unter sich, stemmte ihm das Knie auf die Brust und schwang sein Messer über dem Haupte des Bezwungenen zum letzten tödlichen Stoß. In diesem Augenblick krachte ein Schuß, Heyward fühlte, wie der Druck auf seiner Brust nachließ, und der Indianer rollte gleich darauf leblos neben ihm ins Gras.

Die Huronen waren einen Augenblick wie gelähmt, dann gellte der Schreckensruf: „Die lange Büchse! Die lange Büchse!" durch die Luft. Sie wußten, daß nur dieser eine es wagen konnte, auf zwei so ineinander verschlungene Kämpfer zu zielen, ohne fürchten zu müssen, den Freund statt des Feindes zu treffen.

Gleich darauf stürzte aus einem kleinen Dickicht, in dem die Indianer unvorsichtigerweise all ihre Waffen abgeworfen hatten, Falkenauge her-



vor. Er hatte sich keine Zeit zum neuen Laden genommen. Den Kolben über dem Haupte schwingend fiel er über den ihm zunächst stehenden Huronen her. Noch schneller als er eilte eine schlanke Gestalt an ihm vorüber und stellte sich Schutz bietend vor die gefesselte Kora, während ein dritter alsbald neben Alice trat. „Der flinke Hirsch! Die große

Schlange!" tönte es wehklagend und wütend zugleich von den Lippen der Überraschten.

Magua hatte sich zuerst gefaßt; sein Messer ziehend, stürzte er sich auf Chingachgook, und es entbrannte ein furchtbarer Ringkampf. Unkas war der erste, der einen Gegner zu Fall brachte; fast gleichzeitig zerschmetterte des Jägers Kolben seinem Widerpart den Schädel. Heyward hatte Maguas Tomahawk aus dem Baumstamm gerissen und ihn nach einem der heranstürmenden Feinde geworfen. Er hatte ihn an die Stirne getroffen, und dieser taumelte. In seiner Siegerfreude vergaß Heyward der nötigen Vorsicht. Waffenlos, wie er war, griff er den Feind mit den Händen an. Beinahe wäre es diesem gelungen, ihm sein Messer in die Brust zu stoßen, nur mit äußerstem Kraftaufwand gelang es dem Major, sich seines Gegners zu erwehren. Doch schon fühlte er seine Kraft erlahmen. Da machte ein wuchtiger Hieb des Jägers jenen auf immer unschädlich.

Inzwischen hatte der einzige Hurone, der nicht im Zweikampf verstrickt war, sein Beil nach Kora geschleudert. Es hatte ihre Schulter gestreift, aber auch ihre Bande zerschnitten. Sie eilte auf ihre Schwester zu, um auch ihre Fessel zu lösen. Der Hurone sprang ihr nach und riß mit brutaler Gewalt die Schwestern, die sich in ihrer Todesangst aneinander geklammert hatten, auseinander. Er zwang Kora auf die Kniee nieder, ergriff ihre Locken, riß sie empor und schwang sein Messer mit höhnischem Gelächter über ihrem Haupte. Doch ehe er seine grausame Absicht ausführen konnte, warf sich Unkas, der gerade seinen Gegner bezwungen hatte, mit wildem Sprung auf den Unmenschen und riß ihn zu Boden. In wütendem Ringen wälzten sich beide an der Erde und keinem gelang es, sein Messer zu ergreifen. Doch bald war der Kampf entschieden: gleichzeitig trafen Heywards Tomahawk und Falkenauges Kugel den Schädel des Wilden.

Nur der Kampf zwischen Magua und Chingachgook war noch nicht entschieden. In erbittertstem Handgemenge waren die beiden gleich starken und gewandten Krieger miteinander verwickelt. Beide waren verwundet, bald schien der eine, dann wieder der andere die Oberhand zu gewinnen. Durch eine Wolke von Staub waren sie kaum zu erkennen und kamen dabei an den Abhang des Hügels. Da, endlich glückte es der Großen Schlange, dem Gegner sein Messer mit Wucht in die Brust zu stoßen und Magua fiel auf den Rücken. Chingachgook stieß ein gellendes Triumphgeschrei aus. Maguas Wunde aber war nicht tödlich. Er ließ sich scheinbar wie tot den Hügel hinabrollen, unten angekommen aber, sprang er plötzlich auf die Füße und eilte dem nahen Dickicht zu. Die beiden Mohikaner verfolgten ihn mit lautem Geschrei; doch ein eigentümlicher, ihnen wohlbekannter Pfiff des Jägers ließ sie bald wieder umkehren. „Laßt ihn laufen, den roten Hund," rief er ihnen zu, „er, ein einzelner Mann, ohne jegliche Bewaffnung, wird uns schwerlich schaden können."

Während Falkenauge, der Vorsichtige, sich vergewisserte, ob die Feinde auch wirklich tot seien und die Schlange sich die Skalpe der Erschlagenen holte, eilten Heyward und Unkas zu den Frauen. Ihr erstes war, die halb ohnmächtige Alice zu befreien, die laut aufschluchzend sich in Koras Arme warf. Dann lösten sie die Bande des Singmeisters, der bis dahin mit bewundernswerter Geduld und Ergebung sein Los getragen hatte. Nun war sein erstes, ein Lob- und Danklied anzustimmen.

Nachdem die Männer die erbeuteten Waffen unter sich verteilt hatten, führten sie die Mädchen zu ihren Pferden, die am Fuße des Hügels friedlich grasten. Sie bestiegen die Tiere und folgten ihren bewährten Führern.

Falkenauge verließ bald den Pfad, auf dem die Huronen gekommen waren, und bog in ein Dickicht ein. Bald aber machte man wieder halt an einer Stelle, die dem Jäger und den Mohikanern wohl bekannt sein mußte. Denn zum Erstaunen ihrer Reisegefährten begannen sie das dürre Laub zur Seite zu schaffen, bis aus dem lehmigen Boden ein heller klarer Quell hervorsprudelte. Der Jäger blickte um sich, als ob er etwas suche; da langte Unkas aus dem Gezweig einer Wasserulme eine Kürbisflasche herab und reichte sie ihm. „Dank Dir, mein Junge," sagte dieser, indem er sich an einer trockenen Stelle niederließ. Nachdem er seinen Durst gelöscht hatte, machte er sich daran, von dem mitgebrachten Fleisch einen schmackhaften Braten zu bereiten, da er meinte, daß alle einer Stärkung wohl bedurften.

Während sich alle das einfache Mahl schmecken ließen, erzählte der Jäger, wie es zugegangen war, daß sie gerade im Augenblick der höchsten Not hatten Hilfe bringen können.

„Anstatt nach Fort Edward zu eilen," begann er, „wodurch viel Zeit und Kraft verloren gegangen wäre, legten wir uns am Ufer des Hudson in Hinterhalt und beobachteten von dort aus alle Bewegungen der Wilden." „So habt ihr mit angesehen, wie sie uns fingen und wegschleppten?" fragte der Major. „Das doch nicht," entgegnete der Jäger, „Indianeraugen sehen zu scharf. Da hätten sie uns bald entdeckt. Ohnehin hätte Unkas durch sein vorwitziges Verhalten uns beinahe verraten. — O Unkas, Unkas, so unvorsichtig hab' ich dich noch nie gesehen!"

Unkas sah den Jäger ruhig an und unterdrückte die zornige Aufwallung, die der Tadel des andern in ihm hervorrief. Zu sehr war er gewohnt, auf den Freund seines Vaters zu hören. Doch zeigte er auch keine Spur von Reue über sein Benehmen. „Übrigens hat der Junge seinen Fehler reichlich wieder gut gemacht," lenkte Falkenauge wieder ein. Seiner scharfen Beobachtung dankt ihr vor allem eure Rettung. Die Mingos, die schlauen Kerle, hatten euch doch mit Mokassins versehen, so daß wir eure Spur nach eurem Schuhwerk nicht hätten auffinden können. Er aber hatte bemerkt, daß die Pferde der Damen beide Füße derselben Seite gleichzeitig aufsetzten, was ich bis jetzt nur bei den Bären wahr-

genommen hatte. Diese Spur führte uns zu dem Busch mit den geknickten Zweigen, und von dort aus zu eurem Lagerplatz." „Dank dem Himmel und eurer Redlichkeit und Treue!" rief Heyward warm, indem er den Freunden die Hand hinstreckte. „Ohne euch wären wir auf die entsetzlichste Weise ums Leben gekommen." „Nichts weiter von Dank," wehrte der ehrliche Jäger, „wir sind überzeugt, ihr hättet an unsrer Stelle dasselbe getan."

Am Ziel

Als alle sich erfrischt und neu gestärkt fühlten, wurde die Reise fortgesetzt. Die Damen bestiegen ihre Pferde, die Männer nahmen die Waffen zur Hand, Falkenauge übernahm die Führung, und die beiden Mohikaner beschlossen die kleine Karawane. Auf schmalem Pfade ging es eilends vorwärts, denn schon wieder neigte sich der Tag seinem Ende zu.

Mit derselben Sicherheit wie vordem Magua verfolgte nun der Jäger seinen Weg; Sonne, Bäche und Bäume waren seine untrüglichen Wegweiser.

Soeben ging die Sonne unter, die Wolkenmassen am westlichen Himmel in Purpur tauchend. Die Schwestern weideten sich an dem herrlichen Anblick; Falkenauge, der stets zu Nutzanwendungen geneigt war, meinte, daß dies das Zeichen der Natur sei, sich nach einem Nachtlager umzusehen. Dabei erinnerte er sich, daß nur ein kleines Stück Wegs von hier noch ein altes Blockhaus stehen müsse, das zur Nachtruhe für die Mädchen wohl geeignet sei. „Hier habe ich an Chingachgooks Seite gegen die Mingos gekämpft; es war in unsern jungen Jahren, und wir hatten damals noch nicht viel Menschenblut vergossen," erzählte er, während er in ein dichtes Gehölz von Kastanienbäumen einlenkte. Einige hundert Schritte mußten sie sich durch das mit Brombeersträuchern verwachsene Unterholz mühsam hindurchkämpfen, dann gelangten sie an eine offene Stelle, auf der das gesuchte Blockhaus stand. Es lag in dieser Waldeinsamkeit als ein trümmerhaftes Denkmal einstiger Kämpfe, und daß diese blutig gewesen, zeigte ein Rasenhügel, der die Gebeine der Gefallenen deckte. Chingachgook erzählte seinem aufmerksam lauschenden Sohne in delawarischer Sprache von jenen ersten Kriegstaten, und ein Hauch von Schwermut, der sich in seinen Siegerstolz mischte, gab seiner Stimme einen eigentümlichen Wohllaut.

Die alte morsche Hütte war für die Mädchen nicht gerade einladend. Die Männer bemühten sich, ihnen eine weiche, geschützte Lagerstätte darin zu bereiten, indem sie dürres Laub zusammentrugen und die Löcher des schadhaften Daches mit Zweigen überdeckten. Nun zogen sich die Schwestern zurück, und nachdem sie nochmals dem Herrn für ihre Errettung inbrünstig gedankt hatten, sanken sie bald in friedlichen Schlummer. Heyward wollte den Dienst einer Schildwache übernehmen, der

Jäger aber, der sein Vorhaben bemerkte, zeigte auf seinen Freund Chingachgook, und sagte: „Die Augen eines weißen Mannes taugen nicht für solchen Dienst. Schlafen wir unbesorgt, der Mohikaner wird unser Wächter sein.“ — „Ich bin letzte Nacht auf meinem Posten eingeschlafen,“ entgegnete Heyward, „und bedarf der Ruhe nicht so sehr wie ihr, die ihr ausgehalten habt. Darum sollen jetzt alle schlafen, und ich will wachen.“ — „Lägen wir unter dem Zelt des 60. Regiments, so wüßte ich mir keinen besseren Wächter. Aber hier draußen in der Wildnis taugen Ihre Ohren nicht. Also macht es wie Unkas und ich und legt Euch ruhig zum Schlafe nieder.“ Bei diesen Worten streckte er sich neben den jungen Indianer auf das Gras nieder. Auch David hatte sich hingelegt und hatte schon im Schlaf Vergessenheit für seine körperlichen und seelischen Leiden gefunden.

Dennoch versuchte Dunkan, sich wach zu erhalten. Lange Zeit glückte es ihm, besonders, wenn seine Seele wieder und wieder die am Tage ausgestandenen Qualen durchlebte, wurde sie wach. Doch ganz allmählich fielen die schweren Lider über die Augen, der Kopf sank auf die Brust hinab, und endlich verrieten tiefe, regelmäßige Atemzüge, daß auch er entschlummert war. Er erwachte erst, als eine Hand ihn leicht an der Schulter berührte und die in gebrochenem Englisch geflüsterten Worte an sein Ohr drangen: „Mond scheinen, Zeit für reisen — Mingo schlafen.“ Er ermunterte sich sofort: „Ihr habt recht, Chingachgook,“ rief er diesem zu, „ich will die Frauen wecken; richtet Ihr indessen die Pferde.“ „Wir sind schon munter,“ rief ihm da Alicens helle Stimme zu, „und so prachtvoll haben wir geschlafen, während Sie, lieber Dunkan, für uns —“ „Wachen wollten,“ unterbrach sie dieser. „Aber nur wollten — zum zweitenmal hat mich der Schlaf übermannt, zu meiner großen Beschämung.“

„Bst,“ mischte sich hier Falkenauge, der inzwischen auch hinzugetreten war, ins Gespräch, „die Mohikaner hören einen Feind.“ Alle lauschten und bald vernahm man in der Ferne sich nähernde Schritte. „Vorsicht ist geboten,“ mahnte der Jäger, „wir wollen die Pferde ins Blockhaus führen.“ Unkas ergriff die Zügel der weidenden Tiere, und alle zogen sich hinter die schützenden Bretter zurück.

Die Fußtritte näherten sich indessen, und bald hörten sie auch verschiedene Stimmen, die eifrig miteinander berieten. „Huronen sind es,“ flüsterte der Jäger, „und zwar müssen es ihrer zwanzig sein, gewiß haben sie unsere Spur dort verloren, wo wir ins Dickicht eingebogen sind.“ Den Reisenden ward es bei dieser mit ziemlicher Gleichgültigkeit abgegebenen Erklärung nicht eben behaglich zumute. Zu deutlich standen ihnen noch die jüngst durchgemachten Schrecken vor Augen. Heyward ergriff in wachsender Aufregung sein Gewehr und spähte durch einen Spalt ins Freie. Sie hörten, wie sich die Bande im Buschwerk verteilte. Dunkan versuchte, sein Gewehr durch die Öffnung zu schieben. „Nur

sachte, sachte," raunte der Kundschafter ihm zu, „ein voreiliger Schuß kann alles verderben. Vertrauet den Männern, die den Umgang mit diesen Schuften mehr gewohnt sind als ihr, und die sich auch nicht fürchten, wo es gilt, loszuschlagen."

Heyward schaute sich nach seinen Schutzbefohlenen um; angstvoll kauerten sie im Hintergrunde, auch David hielt sich in ihrer Nähe auf, während die beiden Indianer in schweigender Ruhe die Dinge abwarteten.

Nun trat aus dem Dickicht die hochaufgeschossene Gestalt eines bewaffneten Huronen auf den vom Mondlicht beschienenen Platz; ein zweiter folgte ihm. Erstaunen malte sich auf den Gesichtern der Wilden, als sie des Blockhauses ansichtig wurden. Im Näherkommen stieß der Fuß des einen an den kleinen Grabhügel. Die Lauernden konnten deutlich die große Bestürzung auf den Gesichtern ihrer Feinde lesen; ihre Stimme nahm einen ernsten, feierlichen Klang an, und nach kurzer Beratung zogen sie sich, rückwärts gehend, wieder ins Dickicht zurück.

„Diesmal haben die Toten die Lebenden gerettet," flüsterte Falkenauge seinen Gefährten zu.

Deutlich konnten sie beobachten, wie die beiden zu ihren Genossen zurückkehrten und ihnen den Erfolg ihrer Untersuchung mitteilten. Nach wenigen Minuten zog sich der ganze Trupp viel leiser, als er gekommen war, zurück.

Die Flüchtlinge warteten noch eine Weile, bis Chingachgook ihnen ein Zeichen gab, daß auch sein scharfes Ohr keinen Laut der gefährlichen Gäste mehr vernahm.

Dann bestiegen die Damen von neuem ihre Pferde und alle verließen das schützende Dach dankbaren und hoffnungsfreudigen Herzens.

Wieder schritt Falkenauge an der Spitze des Zuges; doch diesmal nicht mehr mit der vorigen Sicherheit. Die Gegend hier war ihm fremd; öfters blieb er stehen, blickte nach dem Stand des Mondes oder betastete die Rinde der Bäume und beriet sich mit den Mohikanern. Doch alles ringsum lag im tiefsten Schweigen. Erst nachdem sie eine gute Strecke zurückgelegt hatten, drang das ferne Gemurmel eines Baches an ihr Ohr. Falkenauge folgte dem Laut, und bald standen sie am Ufer eines kleinen Flusses. Hier zog der Jäger seine Mokassins von den Füßen, Heyward und der Singmeister taten ein gleiches, als sie sahen, daß dieser durch den Fluß zu waten begann.

Eine Stunde etwa zogen sie durch das Wasser, damit ihre Spur sich völlig verlor. Als sie das Flußbett wieder verließen, war der Mond bereits hinter einer breiten Wolkenwand untergegangen. Sie befanden sich in einem bewaldeten Tal. Bald wurde der Weg enger und enger. Heyward bemerkte, daß diese Gegend ihrem Führer wieder bekannt sein mußte, denn ohne weiter um sich zu blicken, schritt er voran. Schließlich traten die Felswände so nahe aneinander heran, daß sie eine enge Schlucht bil-

deten. Hier blieb der Jäger stehen, und sich umwendend, sagte er: „Wer kann wissen, ob wir durch diese hohle Gasse nicht geradewegs in Montcalms Lager hineinlaufen?“ „Sind wir denn schon so nahe bei Fort William Henry?“ fragte erfreut der Major. „Das gerade nicht, es bleibt uns noch immer eine gute Wegstrecke, aber es ist mir nicht klar, wie und von welcher Seite wir uns am vorteilhaftesten der Festung nähern.“ — „Seht Ihr dort den kleinen dunklen See?“ fuhr er fort und wies auf eine Wasserfläche, die im Widerschein der Sterne sich spiegelte. „Dies ist der Blutteich, und an seinen Ufern habe ich einen vollen Tag gegen die Franzmänner gekämpft. Blutig ist's dazumal zugegangen, und das Wasser hat seinen Namen nicht von ungefähr erhalten, viel, viel Blut ist selbigen Tages hineingeflossen. Und ob alle Toten Ruhe gefunden haben? — Doch bst! — Was bewegt sich dort an den Ufern?“ flüsterte er, und aus dem Tone seiner Stimme bemerkte der Offizier, daß eine abergläubische Furcht den sonst so Tapferen erfaßt hatte. „Es ist ein menschliches Wesen,“ erwiderte er ruhig. Doch, Freunde, seht euch vor, man darf die Vorsicht nie vergessen.“

Die Männer griffen im Weiterschreiten nach ihren Waffen, als der Ruf: „Qui vive?“ an ihre Ohren drang. „Welche Sprache redet der Mann?“ fragte der Kundschafter. „Englisch ist's nicht und indianisch auch nicht.“ „Da kann ich aushelfen,“ antwortete der Offizier und trat der Gestalt ruhig näher. „Des amis du roi de la France“ (Freunde des Königs von Frankreich), rief er dem Posten zu. „Woher und wohin des Wegs?“ fragte der Posten zurück. „Ich komme von Patrouille zurück und habe unterwegs, nahe von Fort Edward, die Töchter des Obersten Munro gefangen genommen, ich werde sie dem General zuführen,“ war Dunkans Antwort. „O meine Damen, das tut mir leid für Sie,“ entgegnete der Soldat, indem er höflich grüßte. „So geht es eben im Kriege,“ fügte er ermunternd hinzu. „Doch, Sie werden sehen, unser General ist ein guter, braver Mann.“ „Das läßt sich von solch berühmtem Feldherrn gar nicht anders denken,“ mischte sich nun Kora mit bewundernswerter Geistesgegenwart in das Gespräch. „Ich wünsche Euch eine angenehme Wache,“ fügte sie liebenswürdig hinzu. Der junge Soldat verneigte sich dankend. „Gute Nacht, Kamerad,“ rief der Major ihm noch leutselig zu, als die kleine Karawane an dem Ahnungslosen vorüberzog. Offenbar hatte ihn diese nächtliche Begegnung heiter gestimmt, denn sie hörten noch, wie er ein munteres Soldatenliedchen vor sich hin trällerte.

„Es war gut, daß Ihr so geläufig französisch könnt,“ lachte vergnügt der Kundschafter, „und daß er sich so anständig betrug, war sein Glück, sonst hätte er seinen toten Kameraden im See Gesellschaft leisten müssen.“

Ein tiefes Stöhnen drang in diesem Augenblick ans Ohr der Reisenden. „Was war das?“ Der Jäger schaute sich um; Chingachgook war nicht mehr bei ihnen. Und wieder dieses entsetzliche Stöhnen, nur leiser. Dann ein

lautes Klatschen, als falle ein schwerer Körper ins Wasser, und nun war alles still. Falkenauge ging eine Ahnung auf von dem, was sich soeben zugetragen, denn jetzt trat Chingachgook aus dem Gehölz und befestigte gerade noch einen bluttriefenden Skalp an seinem Gürtel. Auch der Major bemerkte es mit Schaudern, und der Jäger sagte leise zu ihm, so als müsse er die grausame Handlungsweise seines Freundes entschuldigen: „Er ist eben ein Indianer und kann nicht von den Gewohnheiten und Gebräuchen seines Volkes lassen. Aber leid tut es mir um den armen treuherzigen Burschen." „Still, reden wir nicht davon," erwiderte der Major, „die Damen sollen nichts davon merken." Chingachgook hatte sich inzwischen der Reisegesellschaft wieder angeschlossen mit der Miene eines Mannes, der sich einer edlen guten Tat bewußt ist.

Der Major blieb plötzlich stehen: „Wohin wollen wir uns nun wenden? Es ist klar, daß wir uns nun innerhalb von Montcalms Vorpostenkette befinden, und müssen gewärtig sein, jeden Augenblick wieder einer Schildwache in die Hände zu laufen!" „So ist es," antwortete Falkenauge und schaute prüfend zum Himmel hinauf, „und lange Zeit zum Überlegen haben wir nicht. Ich weiß nur zwei Auswege: entweder lassen wir die Damen absteigen, jagen die Pferde in die Ebene hinaus und schicken die beiden Mohikaner voraus, die uns den Weg mittelst Gewehr und Tomahawk schon bahnen werden — —" „Nein, nein," fiel ihm der Major ins Wort, „das könnten nötigenfalls wir Soldaten unternehmen, aber für meine Schützlinge ist das nichts." „Dann bliebe also nur noch der zweite Weg," sagte der Jäger, „wir kehren um, verlassen die Linie der Vorposten wieder, und ich führe euch in die Berge hinein, wo ich euch vor Montcalms Spähern schon verstecken werde." — „Also tun wir das und zwar sofort."

Ohne länger zu zögern wandten sie sich wieder zurück, kamen wieder an dem Blutteich vorbei, an dem kein Posten mehr ihnen den Weg zu versperren suchte, dann aber wandte sich der Führer bald nach Westen den Bergen zu, die die schmale Ebene begrenzten und die Fort William Henry umschlossen.

Der Weg wurde beschwerlich; Felsblöcke versperrten ihn, und tiefe Schluchten hemmten die Reisenden. Schließlich führte der Weg eine steile Anhöhe empor, die mit verkrüppelten Bäumen bewachsen war. Nach mühevoller Wanderung kamen sie endlich auf einer mit Moos bewachsenen, flachen Felsplatte an. Sie hatten den Gipfel erreicht, und am gegenüberliegenden Himmel verkündigte ein rötlicher Streifen den anbrechenden Tag. Der Kundschafter ließ nun die Schwestern absteigen, nahm den erschöpften Tieren Sattel und Zügel ab, und traf Anstalten, sie frei laufen zu lassen.

„Brauchen wir die Pferde nicht mehr?" fragte der Major erstaunt. Statt aller Antwort führte der Jäger seine Begleiter an den Rand der Platte und wies auf die Landschaft, die nun vor ihnen lag. Sie konnten

von hier oben mitten hinein in Montcalms Lager sehen, das sich rings um das Fort William zog. Auch die Wälle und Gräben der Feste konnten sie deutlich erkennen. Und wie zur Bestätigung, daß das, was sie hier sahen, keine Täuschung war, vernahmen sie nun auch deutlich das langgezogene Rollen der Kanonenschüsse.

Gleich darauf flog eine Wolke von Staub und Schutt vom Kommandantenhaus auf. „Seht," rief der Jäger, „die Franzmänner verstehen das Schießen! Sie werden das Haus des Befehlshabers in Bälde abgebaut haben, schneller als es einst hingestellt wurde." — „Wie schrecklich, Dunkan," rief Kora, „unsern Vater in solcher Gefahr zu sehen und nicht bei ihm sein können! Wir wollen hinabeilen und Montcalm bitten, daß er uns, den Töchtern, Einlaß in das Fort gewährt; ich bin sicher, er wird uns diese Bitte nicht abschlagen." „Das mag wohl sein," versetzte Falkenauge. „Aber schwerlich werden euch seine Späher, die Irokesen, die überall in diesen Wäldern lagern, hindurch lassen. — Doch versuchen wir unser Glück. Die Natur wird uns bei unserm Vorhaben behilflich sein; denn dort vom Seeufer wälzt sich eine so dichte Nebelschicht heran, daß der Tag sich bald in Nacht verwandeln wird. Wir wagen es und versuchen, in den Nebelschleier gehüllt, uns mitten durch die Feinde zu schleichen." — „O führt uns, Freund," rief Kora voll Eifer. Ein Blick voll Beifall und Hochachtung aus den Augen des Kundschafters traf das tapfere Mädchen, und unverzüglich schickte er sich an, den Berg hinabzusteigen. „Sollte mir etwas zustoßen," fügte er hinzu, „so achtet darauf, daß euch der Wind stets auf die linke Wange bläst, oder noch besser, haltet euch an die Mohikaner, denen Tag und Nacht gleich ist."

Heyward half den Schwestern beim Abstieg, und nach fünf Minuten schon standen sie am Fuße des Berges, den sie auf der andern Seite so mühsam erklommen hatten. Es war gerade die richtige Zeit; denn gleich einer ungeheuren Wolkenwand kam der Nebel herangezogen und fing an, Montcalms Lager und die ganze Ebene in seinen dichten Schleier einzuhüllen.

Die Reisenden befanden sich gerade einem der Ausfallstore der Festung gegenüber, aber zwischen diesem und ihnen mochte eine halbe Meile Weges liegen, eines Weges, der von Feinden dicht besetzt war. Aber der Jäger hatte richtig vorausgesehen. Der Nebel wurde hier so stark, daß sie bald einander nicht mehr sehen konnten. Hundert Schritte mochten sie gegangen sein, als ein „Wer da?" ihnen aus dem Grau entgegengerufen wurde. Ohne ein Wort zu erwidern, wandten sie sich etwas nach der andern Seite; aber hier wiederholte sich derselbe Ruf. „Ich," gab Dunkan ebenfalls in französischer Sprache zurück. „Dummkopf, wer ist Ich?" „Freund von Frankreich!" — „Du scheinst mir eher ein Feind von Frankreich!" war die Antwort. „Bleib stehen!" Als weiter keine Antwort kam, befahl dieselbe Stimme: „Schießt, Kameraden!"

Es krachten gleichzeitig etwa zwanzig Schüsse, ohne glücklicherweise

jemand zu verletzen. „Laßt uns gegenfeuern," riet der Jäger, „dann werden sie stutzig, und wir gewinnen Zeit." Sie drückten ab, aber der Erfolg war nicht der gewünschte. Ein Schießen und Schreien brach nun von allen Seiten los, ringsum rasselten Gewehre; auf der ganzen Linie wurde das Feuer aufgenommen. In der Verwirrung verlor Falkenauge die Richtung; vergebens versuchte er durch den Luftzug sich zurecht zu finden; es war völlige Windstille eingetreten. Plötzlich schien ein Blitz den dichten Nebelschleier zu zerreißen, ihm folgte ein langgezogener dröhnender Donner. Es war ein Kanonenschuß aus dem Fort. Das hatte genügt, dem Kundschafter die Lage zu erklären. „Wir laufen gerade falsch," rief er bestürzt. „Umkehren, umkehren, das Fort liegt hinter uns!" Alle wandten sich in Hast; Dunkan führte Alice, während Unkas Kora stützte. Hinter sich hörten sie die Verfolger: „Schießt sie nieder, die Schufte!" scholl es auf französisch hinter ihnen. — Und „Vorwärts, meine Tapferen vom 60. Regiment!" tönte es plötzlich deutlich in der ihm so vertrauten Sprache ans Ohr. „Vater, Vater," hallte es mitten durch das Getöse mit heller Stimme, „wir sind es, deine Kinder, hilf uns, rette uns!" „Halt! Nicht feuern!" kam es laut und befehlend von vorne zurück. „Meine Kinder sind's! Öffnet das Tor! Greift den Feind mit dem Bajonett an!" Die Tore knirschten in den Angeln, eine Schar von Soldaten in scharlachroten Röcken stürmte heraus. Es war Dunkans Regiment. Gleich stellte er sich an die Spitze seiner Tapferen, die ihren Führer erkannten und mit lautem Hurra begrüßten. Mit Wucht stürzten sie auf die heranstürmenden Feinde. Einen Augenblick standen die Mädchen allein in dem furchtbaren Getöse, dann aber fühlten sie sich von starken Armen umfaßt und ans Herz gezogen. Oberst Munro hielt seine Kinder umfangen, die sich schluchzend an seine Brust flüchteten, und Tränen des heißesten Dankes rollten dem alten Soldaten über die gefurchten Wangen.

Das Blutbad von Fort William

Die Verteidiger von Fort William Henry hatten schwere Tage. Das Fort war Montcalms Kanonen ziemlich wehrlos preisgegeben; die umgebenden Berge gestatteten ihm freien Einblick in die Basteien und Schutzwälle des Festungswerkes. Mehrere heldenmütige Ausfälle der Besatzung unter der Führung ihres tapferen Befehlshabers waren zurückgeschlagen worden. Schon machte sich ein empfindlicher Mangel an Nahrungsmitteln und Munition bemerkbar. Der Oberst hatte nochmals einen Boten an Webb gesandt, mit der dringenden Bitte um ausgiebige Verstärkung, da er sonst die Festung nicht mehr länger halten könnte. Zum Boten hatte er auf Heywards warme Empfehlung hin den Kundschafter ausgewählt, dessen Treue er erkannt hatte und der durch seine bedächtige Klugheit wie kein zweiter sich für die gefährliche und wichtige Aufgabe eignete.

Am fünften Nachmittag der Belagerung hatte man einen kurzen Waffenstillstand vereinbart, und Heyward benutzte die Ruhepause, um von den hochgelegenen Wällen aus die Fortschritte der Belagerungstruppen in Augenschein zu nehmen und die durch die Beschießung entstandenen Schäden zu prüfen. Was er feststellen konnte, war keineswegs erfreulich für die kleine, mutige Besatzung. Sehnsüchtig schweifte sein Blick in die Ferne. Es war ihm, als müsse er die so heiß erwartete Hilfe vom Fort Edward herbeiziehen oder wenigstens die Rückkehr des Boten, der eine hoffnungsvolle Nachricht bringen würde, beschleunigen.

Drüben, im Lager der Feinde, herrschte munteres, frohes Treiben. Die jungen Leute ergingen sich in fröhlichen Spielen, viele nahmen ein erfrischendes Bad in den Fluten des Champlainsees. Am Rande der Wälder aber, die das Bild umsäumten, erblickte er die dunklen Gestalten der verhaßten Huronen, die vom munteren Spiel der andern aus dem Düster der Wälder hervorgelockt worden waren. Die Sonne brach seit Tagen zum erstenmal wieder durch den Nebel und überflutete die Landschaft mit ihrem goldenen Strahl, als freue sie sich, daß endlich der Donner der Geschütze wieder schweige.

Dunkan war eine Weile in die Betrachtung der Landschaft versunken gestanden, da lenkten Schritte, die er vernahm, seine Augen nach unten. Dem Ausfallstore näherten sich zwei Gestalten; der eine war ein französischer Offizier. Das war nichts Auffallendes; es war in den letzten Tagen des öfteren vorgekommen, daß Offiziere des feindlichen Heeres sich mit irgend einem Auftrag der Bastion näherten. Im andern aber erkannte Heyward beim Herankommen seinen Freund aus den Wäldern, den Kundschafter. Sein Gesicht schien ihm noch magerer und eingefallener, jedenfalls trug er den Ausdruck tiefster Niedergeschlagenheit, und seine beiden Arme waren mit hirschledernen Riemen auf den Rücken gebunden. Es

war klar, das Glück hatte den bewährten Freund verlassen — er war in die Hände der Franzosen gefallen.

Schnell wandte sich der junge Offizier, um Näheres zu erfahren. Im Innern des Walles begegneten ihm die Töchter seines Vorgesetzten, die er seit ihrer Ankunft im Fort, wo er sie so plötzlich und ohne Abschied verlassen hatte, nicht mehr gesehen. Er vergaß für kurze Zeit den Ernst der Lage und erfreute sich am harmlosen, fröhlichen Geplauder seiner Verlobten, während er sich bemühte, die Sorge, die Kora offenbar bedrückte, ein wenig zu erleichtern. Doch dann, sich der Wichtigkeit dieser Stunde erinnernd, riß er sich los und eilte in die Wohnung des Obersten.

Dieser schritt, als Heyward bei ihm eintrat, mit verstörter Miene in seinem kleinen Zimmer auf und ab. Man sah sofort, die Nachrichten, die er empfangen hatte, waren keine günstigen gewesen. „Gut, daß Sie kommen, lieber Heyward," redete er den jungen Offizier an; ich war gerade im Begriff, Sie zu mir zu bitten. — Die Lange Büchse wurde von den Franzmännern erwischt; Montcalm schickt mir den Mann zurück, mit der spöttischen, echt französischen Bemerkung, da er wisse, wie sehr ich den Mann schätze, wolle er ihn mir nicht vorenthalten." „Und hat der Kundschafter gar keine Nachricht gebracht, keinen Auftrag ausgerichtet?" „Was Webb mir sagen läßt, steht alles in einem Brief, den der Franzose natürlich abgefangen hat. Nun läßt er mich zu einer Unterredung auffordern, um mir, wie es heißt, eine wichtige Mitteilung zu machen. Vielleicht will er mich den Inhalt des Briefes wissen lassen. Was meinen Sie? Ich dachte, Sie könnten sich statt meiner ins feindliche Lager begeben. Ich möchte nicht den Eindruck hervorrufen, als eile es mir so sehr, der Aufforderung Folge zu leisten; andererseits könnte es doch von Wert sein, zu erfahren, was er mir sagen will."

Heyward erklärte sich mit Freuden bereit, den ehrenvollen Auftrag zu übernehmen. Wenige Minuten später verließ er unter Trommelwirbel, gedeckt von einer kleinen, weißen Fahne, das Fort.

Der General empfing den jungen Offizier mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit; aber so sehr sich dieser auch bemühte, dem feindlichen Befehlshaber eine Mitteilung zu entlocken, Montcalm bewahrte seine Zurückhaltung und bestand darauf, nur dem Kommandanten der Festung selbst den Inhalt des aufgefangenen Briefes darzutun. Ziemlich enttäuscht eilte Heyward nach einer einstündigen Unterredung zu seinem Vorgesetzten zurück.

Nachdem er ihm von der Erfolglosigkeit seiner Sendung berichtet hatte, beschloß der Oberst nach kurzem Überlegen, nun sich selbst in Begleitung des Majors zu der gewünschten Unterredung zu begeben.

Nach rascher Vorbereitung — Munro befahl, daß eine kleine Bedeckungsmannschaft sie begleiten solle — öffnete sich abermals das Ausfalltor. Trommelwirbel, der alsbald von feindlicher Seite erwidert wurde,

leitete das Zusammentreffen der beiden feindlichen Befehlshaber ein. Die Engländer mochten einige hundert Schritte gegangen sein, als sie den französischen General aus einem Hohlweg auftauchen sahen. Auch er war von einem kleinen Trupp Soldaten begleitet, denen er aber bald gebot, zurückzubleiben, eine Vertrauensbezeugung, das von der andern Seite alsbald auch erwidert wurde.

Als Munro seines Feindes ansichtig wurde, richtete er unwillkürlich seine hünenhafte, etwas vornübergebeugte Gestalt straff empor; aus seinen Augen blitzte ein kriegerisches Feuer. Montcalm trat leichten Schrittes auf den greisen Gegner zu und begrüßte ihn mit Zeichen größter Ehrerbietung, indem er sich so tief verbeugte, daß sein weißer Federbusch beinahe die Erde berührte. Nachdem der Franzose mit der ganzen Liebenswürdigkeit seiner Rasse, der Schotte mit etwas steifer, aber männlicher Zurückhaltung die üblichen Begrüßungsworte gewechselt hatten, entspann sich ein längeres Gespräch, in welchem Montcalm seine Gegner von der Zwecklosigkeit längeren Widerstandes zu überzeugen versuchte. Obwohl die beiden englischen Offiziere mit Schrecken gewahr wurden, wie genau der Feind von ihrer mißlichen Lage unterrichtet war, ließen sie sich durchaus keine Verstimmung anmerken.

Mit Stolz berief sich Munro auf die in Aussicht stehende baldige Hilfe, die ihnen von Fort Edward kommen werde. „Hier können Sie sich selbst überzeugen," meinte daraufhin Montcalm, und ein überlegenes Lächeln vermochte er nicht ganz zu verbergen; „was Sie von General Webb zu erwarten haben!" Bei diesen Worten hielt er dem erschreckten Obersten das Schreiben Webbs entgegen. Mit nervöser Hast ergriff es Munro; aber während seine Augen den Inhalt des Briefes überflogen, verfärbte er sich, seine Hände begannen zu zittern, und das Blatt entfiel seinen Händen. Heyward hob es auf, und ohne weiter um Erlaubnis zu fragen, durchlas auch er die Zeilen. Webb schrieb, daß er bedauere, dem Wunsch des Obersten nicht willfahren zu können, da er jetzt keinen einzigen Mann seiner Besatzung entbehren könne, und gab den Rat, keinen Augenblick mit der Übergabe des Forts mehr zu zögern.

„Der Brief kann nicht gefälscht sein," rief Dunkan, nachdem er ihn gelesen hatte, „er trägt Webbs Handschrift und Siegel!" „Welche Schmach bringt dieser Mann über meine grauen Haare," rief Munro in bitterem Schmerz. „Das Schlimmste, was einem Offizier widerfahren kann, hat mich getroffen!" „Nein, nein," wehrte Dunkan, „sagen Sie das nicht! Noch sind wir Herren des Forts, und unsere Feinde sollen ihren Sieg teuer bezahlen!" „Dank dir, mein Sohn, für dieses brave, tapfere Wort," erwiderte der Greis. „Gehen wir nun; wir wollen in Ehren sterben!"

Der französische General hatte zwar nicht alles verstanden, was jene gesprochen, wohl aber die schmerzliche Wirkung des Schreibens mit angesehen. „Bevor Sie mich verlassen, meine Herren," sagte er im Tone

größter Hochachtung, „hören Sie die Bedingungen, die ich Ihnen bei der Übergabe der Festung zu stellen gewillt bin. Es liegt mir durchaus ferne, das Unglück eines tapferen und heldenmütigen Feindes auszunutzen. Die Festung muß ich allerdings zerstören, dies ist meine Pflicht, der ich mich nicht entziehen darf. Die Besatzung aber, deren Tapferkeit ich ehre, mag mit Waffen, Gepäck und klingendem Spiel abziehen. Sind Sie mit diesen Vorschlägen einverstanden?" Munro war von der Großmut seines Gegners tief ergriffen. „Gehen Sie mit dem Marquis, Dunkan," sagte er dann, „und machen Sie mit ihm die Sache in Ordnung; ich lege diese Angelegenheit in Ihre bewährten Hände." Dann sich vor seinem edelmütigen Gegner tief verbeugend, wandte er sich und schritt mit gesenktem Haupte zum Fort zurück. Dunkan begleitete Montcalm in sein Zelt, um die Bedingungen für die Kapitulation abzumachen. Es war Nacht, bis auch er ins Fort zurückkehrte.

Mitternacht war vorüber, als sich im französischen Lager der Vorhang des Feldherrnzeltes teilte und ein Mann, in einen dunklen Mantel gehüllt, ins Freie trat. Er lenkte seine Schritte nach dem Fort. So oft eine Schildwache ihn anrief, antwortete er mit: „Frankreich" und dem Losungsworte: „Sieg." Gab sich einer der Posten mit diesem Losungsworte nicht zufrieden, so lüftete er seinen Mantel und wies auf seine militärischen Abzeichen, worauf man ihn unbehelligt ziehen ließ.

So gelangte er an das Seeufer und die Wasserbastei des britischen Forts. An einen Baum gelehnt, warf er forschende Blicke über die Erdwälle. Schon wollte er wieder umkehren, als sein Blick auf eine Gestalt fiel, die sich über die Brüstung der Bastei beugte. Der Mond beleuchtete ein gramdurchfurchtes, greises Gesicht. Montcalm erkannte seinen Gegner, und aus Zartgefühl und Achtung vor dem Kummer des Besiegten zog er sich tiefer in den Schatten zurück. Da ließ eine Bewegung auf dem Wasser, sodann vorsichtig sich nähernde Fußtritte ihn um sich blicken. Die dunkle Gestalt eines Wilden schlich sich heran; eben hob dieser die Büchse und zielte nach dem ahnungslosen Mann auf der Bastion, als er sich plötzlich am Arm erfaßt fühlte. Der Wilde erschrak, jener aber zog ihn mit sich.

„Was treibt der Schlaue Fuchs hier in solcher Stunde? Was führst du im Schilde? Weißt du nicht, daß das Kriegsbeil ruht zwischen den Engländern und deinem Vater in Kanada?" „Die Huronen wollen nichts davon wissen," erwiderte trotzig der Indianer. „Die Bleichgesichter schließen Frieden, und die Huronen haben keine Skalpe." „Magua ist klug; er soll sein Volk lehren, daß unsre Feinde Freunde geworden sind." „Magua will Blut sehen an seinem Messer, erst wenn es rot ist, will er es begraben." Dabei nahm er Montcalms Hand, legte sie in eine tiefe Narbe auf seiner Brust, dann in eine andere auf seinem Rücken und sagte höhnisch: „Das haben die neuen Freunde getan!" Dabei schoß aus seinen Augen ein Blick voll Rachsucht, der selbst Montcalm erschreckte. Dann aber be-

Leo Bauer

zwang er sich und fuhr fort: „Es ist Friede, und der Schlaue Fuchs weiß, was er den Huronen sagen soll.“ Hierauf entfernte er sich, und auch Montcalm kehrte ins Lager zurück.

Am andern Morgen erfolgte die Übergabe der Festung. Die Tore von Fort William Henry öffneten sich, und in langem Zug verließ die kleine heldenmütige Besatzung den Schauplatz ihrer Tapferkeit; ihr schlossen sich Weiber und Kinder mit ihren Habseligkeiten an. Ernst, mit gramvollem Antlitz stellte Oberst Munro sich an die Spitze seiner Getreuen. Die Sorge für die Töchter hatte er Dunkan ans Herz gelegt, da er heute, ganz Soldat, weder Zeit noch Ruhe für sie fand. Dunkan aber, da er zunächst noch selbst sein Regiment führen mußte, bis man aus dem Gesichtskreis der Festung gekommen war, hatte sich nach einer vertrauenswürdigen Person umgesehen, deren Obhut er die beiden ihm so teuren Mädchen übergeben konnte, bis er seine dienstlichen Verpflichtungen erledigt haben würde. Da war ihm David, der fromme Gesangmeister, eingefallen, und gerne hatte sich dieser bereit erklärt, dies Amt zu übernehmen. Nachdem er David noch einige Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte im Falle, daß irgend ein unvorhergesehenes Vorkommnis den ruhigen, freien Abzug der Besatzung störe, nahm er Abschied von den beiden Schwestern in der frohen, zuversichtlichen Voraussetzung, sie bald selbst wieder geleiten zu können. Nur einige Meilen weit hatte er den Vortrab zu führen, dann wollte er so schnell wie möglich zu ihnen zurückkehren.

Da die wenigen Wagen, die der Besatzung zur Verfügung standen, für die Verwundeten und Kranken benötigt wurden, hatten sich die Damen sogleich bereit erklärt, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Französische Grenadiere hatten bereits die Tore besetzt. Durch ihre Reihen und durch das feindliche Lager bewegte sich der lange traurige Zug der Heerstraße zu, die nach dem Hudson führte. Doch hörte man kein höhnisches und beleidigendes Wort für den minder glücklichen Feind. Die Straße führte bald einem hohen Walde zu, an dessen Rändern die Wilden in dichten Scharen sich aufgestellt hatten. Mit rachedurstigen Blicken verfolgten sie den Zug des besiegten Feindes, und nur durch Montcalms strengen Befehl wurden sie in Zaum gehalten, sich auf die Wehrlosen zu stürzen. Einige der Frechsten hatten sich aber trotzdem unter die Abziehenden gemischt, als wollten sie nur einen günstigen Augenblick abwarten, um ihren wilden Haß zu befriedigen. Und nur zu bald bot sich ein Anlaß, der die heimliche Glut zur Flamme entfachte.

Eines der abziehenden Weiber trug ein rotes leuchtendes Tuch, das einem beutegierigen Huronen verlockend in die Augen stach. Er drängte sich durch den Haufen und griff darnach. Mehr aus Schrecken, als um dem Räuber sich zu widersetzen, wickelte sie das Tuch fester um ihr kleines Kind und drückte beides, Kind und Tuch, krampfhaft an sich. Der Wilde ließ den Schal los, aber mit jähem Ruck entriß er der entsetzten Mutter

das Kind. Mit gräßlichem Lachen faßte er das kleine Wesen an den Beinen und schwang es mit der Rechten über seinem Kopfe, während er die Linke, Lösegeld fordernd, der Frau entgegenstreckte. Diese warf in ihrer Herzensnot alle ihre Kleidungsstücke von sich, die aber sofort von anderen Huronen ergriffen wurden. Wie eine Wahnsinnige fiel sie vor ihrem Gegner nieder, ihr Kind zurückfordernd. Der aber, als er sich nun des Gewinnes beraubt sah, zerschlug in unsinniger Wut den Kopf des Kindleins an einem Felsen und schleuderte dann der unglücklichen Mutter die noch zuckenden Glieder ihres Lieblings vor die Füße. Doch, noch war seine Rachsucht nicht befriedigt. Er riß sein Beil aus dem Gürtel und zerschmetterte den Schädel des armen Weibes, das über der Leiche seines Kindes zusammenbrach. Ein Schrei des Entsetzens aus hundert Kehlen folgte dieser Tat; alles drängte sich in dichtem Knäuel zusammen. Schon aber stürzten sich auf Maguas Wink mehr als tausend Indianer aus dem nahen Gehölz auf die geängstigten Weiber und Kinder, und richteten unter den Wehrlosen ein Blutbad an, so grauenvoll, daß es jeder Beschreibung spottet.

Und mitten in diesem Greuel standen die beiden Schwestern; das Blut erstarrte in ihren Adern bei all dem Ungeheuren, das sie umtobte. Kein Laut entrang sich ihren erstarrten Lippen; die eigne Todesnot und all die Todesqual, die sie umgab, waren zu fürchterlich.

In diesem Augenblick gewahrte Alice die hohe Gestalt ihres Vaters. Das Geschrei der Überfallenen war an sein Ohr gedrungen; er war unter denen gewesen, die die hintersten Truppen führten. Wohl eilten diese zurück, den Wehrlosen beizustehen; aber was vermochte ihre kleine Zahl gegenüber den Tausenden, die hier besinnungslos wüteten? Munro aber eilte zurück, um bei dem französischen Feldherrn Hilfe für die schmählich Betrogenen zu suchen. Da erreicht ein Laut sein Ohr; ihm ist, als vernehme er den Hilferuf seines Kindes mitten durch all den Lärm und das wilde Getümmel. Er hält den Schritt, er lauscht und späht nach allen Seiten, doch nirgends kann er die Mädchen entdecken. So war's eine Täuschung gewesen? und rascher eilt er zurück.

Und doch hatte er sich nicht getäuscht. Alice, die nach dem Vater gerufen, war ohnmächtig zusammengebrochen, und Kora hatte sich, nicht achtend der Gefahr, über die Bewußtlose gebeugt, sie mit dem eigenen Leibe zu decken. Ratlos stand der lange David neben den beiden. Auf einmal kam ihm ein Gedanke: „Wie Isais Sohn will ich die bösen Geister, die hier toben, bannen durch die Macht der heiligen Musik," rief er, richtete sich auf und begann mit lauter Stimme zu singen. Die Wilden hielten inne in ihrer blutigen Arbeit. Sie starrten den Sänger an, und einer nach dem andern wich zurück. Sie hielten ihn für einen Wahnsinnigen, und eine abergläubische Furcht zwang sie, von ihm sich zurückzuziehen.

Als David diese Wirkung seines Gesanges bemerkte, strengte er seine Stimme noch stärker an, und die Töne drangen bis an Maguas Ohr, der schon längst durch die wilden Massen sich drängte, immer nur nach der einen suchend, nach der er begehrte. Mit gellendem Freudenschrei stürzte er sich nun auf die unglückliche Kora. „Komm," zischte er ihr ins Ohr, „der Wigwam des Huronen steht leer. Dort ist es besser sein als hier." „Fort, du Scheusal," schrie sie ihn an, „dies alles ist dein Werk." Magua hielt ihr die blutbefleckte Hand vor die Augen. „Meine Hand ist rot vom Blute, es floß aus weißen Adern. Magua ist ein großer Häuptling, komm mit mir zu meinem Stamme." „Nimmermehr," rief Kora, „töte mich und vollende dein scheußliches Werk, lebendig folg' ich dir nimmer."

Einen Augenblick besann sich der Wilde, die Hand fuhr ihm nach dem Messer, dann aber bückte er sich mit teuflischem Lachen zu der bewußtlosen Alice nieder, raffte sie von der Erde auf und lief mit ihr durch die Ebene dem Walde zu. „Was tust du?" schrie Kora ihm nacheilend, „gib mir das Kind zurück!" Und so schnell sie es vermochte, eilte sie ihm nach. Das eben hatte der Schlaue Fuchs gewollt. David versuchte wohl, das Mädchen von diesem Beginnen zurückzuhalten. Da seine Vorstellungen nichts nutzten, besann er sich nicht lange. Er folgte den ihm anvertrauten Mädchen, laut singend, dabei wie ein Verrückter die Arme emporstreckend. Scheu wichen die sie umgebenden Huronen vor ihnen zurück, und bald nahm der Wald den Räuber und die ihm Folgenden auf.

Es währte nicht lange, so erreichte Magua einen Platz, wo er auf einen zweiten Indianer stieß, der mit den Pferden der Damen, die sie vor wenigen Tagen in der Ebene aufgefangen, ihn erwartete. Er legte Alice über eines der Tiere, Kora bestieg das andere. Willig folgte sie. Es dünkte ihr ein Glück, daß sie von ihrer Schwester nicht getrennt und daß sie dem Grauen des Blutbades entrückt war. Schweigend ergriff der Indianer die Zügel der Pferde und stieg bergan, gefolgt von dem langen David, der auf dem rauhen Pfad wie ein treuer Hund seinen Schützlingen folgte.

Bald erreichten sie eine Anhöhe, und Kora erkannte die Stelle, von der aus sie vor wenigen Tagen erst unter der Führung des Jägers zum Fort hinabgestiegen waren. Rückwärts blickend sah sie noch einmal hinab auf den Ort des Grauens, den sie eben verlassen, aber noch lange verfolgte sie das Jammergeschrei der Verwundeten und Verfolgten, bis endlich „das Blutbad von William Henry," wie die Geschichte es nennt, seinen Abschluß fand.

Auf der Spur

Der dritte Tag nach der Einnahme des Forts neigte sich zu Ende; doch eine fürchterliche Veränderung hatte in dieser kurzen Spanne Zeit die Landschaft erfahren, auf der vor wenig Tagen noch ein so buntes, geschäftiges Leben geherrscht hatte. Die Mauern der stolzen Festung lagen geschleift, die Erdwälle waren zerstampft; Rauchwolken stiegen da und dort aus den Trümmerhaufen hervor. Die Stätte, wo Wochen hindurch die französischen Heere gelagert, lagen verödet, eine verlassene Stadt von Hütten.

Und es schien, als habe die Natur auch teilgenommen an dem Werke der Zerstörung, denn was vor kurzem noch die glühende Augustsonne froh beleuchtete, lag nun unter rauhen Herbststürmen, und ein dichter, grauer Nebel wogte über den Wassern des Sees, breitete sich über die weite Ebene und verhüllte das grausige Leichenfeld, das hinter dem Lager sich dem Walde zu erstreckte, und wo hungrige Raben und Geier ihre grausige Mahlzeit hielten.

Mitten durch die Stätte des Todes bewegte sich eine Stunde etwa vor Sonnenuntergang eine Gruppe von Männern. Es waren ihrer fünf. Einer von ihnen, ein Jüngling von schlankem, edlem Wuchs, eilte seinen Begleitern etwas voran, erklomm die Anhöhen, hielt Umschau und wies den andern durch Gebärden den Weg, der ihm der beste dünkte. Er war Indianer, und unter denen, die folgten, befand sich noch ein zweiter, man hätte ihn an der Art, mit der er den Weg zurücklegte, sofort als solchen erkannt, auch wenn sich seine Kleidung nicht so deutlich von der seiner Begleiter geschieden hätte. Er hielt sich etwas beiseite, und unablässig schweifte sein spähender Blick den Saum des Waldes. Auch die andern ließen es an Vorsicht nicht fehlen. Wir kennen die fünf Männer. Es war der greise Munro, der in Begleitung des Mannes, der sein Schwiegersohn werden sollte, seine Kinder suchte, die er an jenem Schreckenstag verloren hatte. Die drei anderen waren die drei braven Waldläufer, die schon so vollgültige Proben von Mut und Treue abgelegt hatten.

Jetzt stieß Unkas, der stets eine Strecke voraus war, auf einmal einen Schrei aus, womit er die andern sogleich auf seine Seite brachte. Sie

ſtanden vor einem wirren Knäuel zerſchlagener Weiber. Mit bebenden Händen ſuchten Munro und Heyward unter den verſtümmelten Leichen nach denen, die ihren Herzen gleich teuer waren. Erleichtert atmeten ſie auf, als ſie die Geſuchten hier nicht fanden; aber bleiſchwer laſtete die Ungewißheit über das Schickſal der Mädchen auf ihren Gemütern. Langſam weiter wandernd und nach allen Seiten umherſpähend, näherten ſie ſich dem Waldſaume.

„Huh!“ rief plötzlich der junge Krieger. — „Ha, was gibt's?“ fragte der Jäger leiſe. „Möcht' es doch ſolch ein fränkiſcher Nachzügler ſein, der da herumſchleicht, die Leichen zu plündern, meine Büchſe ſollte ihr Ziel gewiß nicht verfehlen!“ Unkas antwortete nicht, hatte aber ſchon in ein paar Sprüngen das Gebüſch erreicht und löſte von einem Dornzweig einen Streifen von Koras grünem Schleier, den er triumphierend über ſeinem Kopf ſchwang. „Meine Tochter!“ rief Munro voll Gram; „wer gibt mir meine Tochter wieder?“ — „Unkas will es verſuchen,“ erwiderte der junge Mohikaner mit warmem Eifer, ohne daß der unglückliche Vater darauf achtete. Dieſer nahm das Stückchen Schleier, preßte es mit zitternden Händen an ſeine Bruſt und ſtarrte zwiſchen Furcht und Hoffnung auf die Büſche umher, als könnten ſie ihm das Geheimnis enträtſeln. „Hier ſind keine Toten,“ ſagte Heyward mit hohler, durch die Angſt faſt erſtickter Stimme. „Aber ſie ſelbſt oder ihre Entführer müſſen hier durchgekommen ſein,“ verſetzte Falkenauge. „Laßt uns jetzt die Spuren ſuchen, und mit Unkas Augen finden wir ſie gewiß, denn ein Indianer vermag es der Luft anzuſehen, wenn ein Kolibri vorbeigeflogen iſt.“ — „Gott lohne Euch, braver Mann, was Ihr an uns tut!“ rief der Vater tief bewegt. „Aber wohin können ſie geflohen ſein? Wo finden wir meine armen Kinder?“

Inzwiſchen hatte Unkas aufs eifrigſte weiter geſucht, und ſchon ließ er einen neuen Freudenruf hören. Alle eilten hinzu, und er wies ihnen ein andres Stück desſelben Schleiers, das an dem niedrigen Zweig einer Buche flatterte. Heyward wollte, dem Zeichen folgend, gleich die Richtung weiter verfolgen, allein Falkenauge hielt ihm ſein langes Gewehr vor und ſagte: „Gemach, gemach, mein Freund! Wir dürfen uns nicht der Gefahr ausſetzen, durch zu große Haſt den rechten Weg zu verlieren, auf den wir geraten ſind. Ein unvorſichtiger Schritt kann uns ſtundenlang zu tun geben. Wir ſind auf der Fährte, das iſt nicht zu leugnen.“ — „Aber wohin müſſen wir uns wenden, um ihnen nachzugehen?“ fragte Heyward etwas ungeduldig. — „Welchen Weg ſie genommen haben,“ erwiderte der Jäger, „hängt von ſehr vielen Umſtänden ab: ſind ſie allein, ſo können ſie Umwege gemacht haben, ſtatt geradeaus zu gehen, und dann ſind ſie nicht ſonderlich weit entfernt von uns; werden ſie aber von den Huronen oder andern mit den Franzoſen verbündeten Indianern verſchleppt, dann ſind ſie ohne Zweifel ſchon an der Grenze von Kanada. Doch was liegt daran!“ fuhr er fort, als er bemerkte, daß neue Sorge und

getäuschte Hoffnung sich der beiden Offiziere bemächtigte, wir, die beiden Mohikaner und ich halten nun das eine Ende des Fadens, der uns zur Befreiung der Damen führen soll, in den Händen, und wir werden sicher das andere nun auch finden, und wär es auch hundert Stunden von hier. — „Nicht so rasch, Unkas, nicht so rasch!" unterbrach er sich plötzlich. „Du vergißt, daß so zarte Füße ihre Spuren nicht sehr tief eindrücken." Der ältere Mohikaner untersuchte indessen die Gebüsche, die man, wie es schien, zerstört hatte, um sich einen Weg in den Wald zu bahnen. Jetzt richtete er sich hoch auf, rief „Huh!" und wies mit der Hand auf die Erde, mit einer Miene des Ekels, als ob er ein garstiges Gewürm erblickte. „Das ist der deutliche Abdruck eines Männerfußes!" rief Dunkan, der sich niedergebückt hatte, um die bezeichnete Stelle in Augenschein zu nehmen. „Er ist am Rande dieser Pfütze vorbeigegangen, es ist kein Zweifel, sie sind gefangen!" — „Immer noch ein besseres Los," sagte Falkenauge ruhig, „als in der Wildnis umherirren und Hungers sterben! So sind wir auch gewisser, ihre Spuren nicht zu verlieren. Jetzt wollte ich fünfzig Biberfelle gegen fünfzig Flintenschüsse wetten, daß die Mohikaner und ich die Wigwams dieser Schurken finden, bevor ein Monat vergeht. — Bücke dich, Unkas, und sieh einmal, ob du nichts aus diesem Mokassin machen kannst, denn die Spur stammt von keinem Schuh."

Der junge Mohikaner kniete nieder und entfernte mit großer Vorsicht einige dürre Blätter, die ihn an seiner Untersuchung hinderten. Endlich stand er wieder auf und schien von dem Ergebnis befriedigt. „Nun?" fragte der Jäger, „was hast du gefunden? Kannst du dir etwas daraus zusammenreimen?" — „Der Schlaue Fuchs," war die bestimmte kurze Antwort. „Schon wieder dieser Höllensohn! Ha, wir werden ihn nicht loswerden, bis mein Wildtot ein vertrauliches Wort mit ihm gesprochen hat."

Heyward erschrak nicht wenig. Mehr um sich selbst Trost zuzusprechen, meinte er: „Es kann auch Täuschung sein; ein Mokassin sieht doch aus wie der andere!"

— „Die Mokassins gleichen einander so wenig als die Füße," entgegnete der Jäger. „Aber mach Platz, Unkas, vier Augen sehen immer besser als zwei." Damit bückte er sich nieder, prüfte die Spur aufmerksam und stand nach kurzer Zeit wieder auf. „Du hast recht, Unkas," sagte er, „es ist die Spur, die wir so oft gesehen haben, als wir auf den Burschen Jagd machten. Der Schlaue Fuchs trinkt ja gern Branntwein, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, und ein Trunkenbold tritt anders auf als ein nüchterner Mann. Der hier gegangen ist, war nicht nüchtern. Daran erkenne ich Magua. — Komm, Schlange, sieh auch nach, du hast ja mehr als einmal die Fußstapfen des Halunken gemessen." Chingachgook tat, wie sein Freund wünschte; nach kurzer Prüfung erhob er sich wieder von der Erde und sprach mit dem ruhigen Ernst, der ihm eigen war, nur das Wort „Magua." „Nun ist kein Zweifel mehr," versetzte Falkenauge mit

Bestimmtheit; „das Mädchen mit den schwarzen Haaren und Magua sind hier vorbeigekommen!“ — „Und von Alice bemerkt ihr keine Spur?“ fragte Heyward. — „Bis jetzt hat sich nichts gezeigt,“ antwortete der Jäger; „aber halt! was seh' ich dort unter dem Dornbusche liegen? Geh hin, Unkas, und heb' es auf.“ Es war Davids Blasinstrument. Den Major beruhigte es doch etwas, daß der Sänger die Schwestern nicht verlassen hatte, während Falkenauge mit spöttischer Miene darauf blickte. „Ja, einen Freund haben die jungen Damen,“ sagte er zu Heyward, „einen Vogel, der ihnen etwas vorsingen wird, so oft sie's verlangen. Aber kann er einen Damhirsch zu ihrem Mittagessen schießen? Kann er seinen Weg an dem Moos der Bäume erkennen? Kann er einem Huronen, der sie anfällt, den Garaus machen? Nichts von alledem! Doch vorwärts, Freunde, vorwärts, die Sonne will schon hinter die Berge sinken!“

Kaum waren sie einige Minuten gegangen, so blieben die beiden Mohikaner stehen, von neuen Zeichen überrascht. Vater und Sohn sprachen laut und lebhaft miteinander und hefteten bald die Augen auf den Gegenstand ihres Wortwechsels, bald sahen sie sich mit unzweideutiger Zufriedenheit an. Falkenauge gesellte sich zu ihnen, und nach kurzem Beschauen der Spuren rief er aus: „Ah, da haben wir die Spuren der Damenpferde wieder, die ihre Füße an einer Seite zugleich aufheben! Nun ist nichts mehr dunkel; die Sache ist so klar wie der Nordstern um Mitternacht. — Seht hier die Tanne, an der die Pferde angebunden waren, wie ringsum der Boden zerstampft ist; und hier ist der große Pfad, der nach Norden führt, nach Kanada!“ — „Aber von der jüngern Schwester wissen wir immer noch nichts,“ sagte Dunkan aufseufzend. — „Nein,“ erwiderte der Jäger, „wir müßten es denn durch das Ding erfahren, das der junge Mohikaner soeben dort aufhebt.“ Es war ein Geschmeide, das Alice am Hals getragen. Mit freudiger Rührung betrachteten es Munro und Heyward. Nun durften sie doch annehmen, daß die Schwestern noch lebten und beisammen waren. „So bedarf es keines Aufenthaltes mehr,“ drängte Heyward, „laßt uns unverweilt unsern Weg fortsetzen!“

Aber Falkenauge war anderer Meinung. „Wir sind nicht hier, um auf die Eichhornjagd zu gehen. Wir beginnen eine Reise, die Tage und Nächte dauern wird, und haben durch Wildnisse zu ziehen, die nur selten des Menschen Fuß betritt. Nie macht sich ein Indianer an ein solches Unternehmen, ohne vor dem Beratungsfeuer geraucht zu haben, und diesen Brauch kann ich nur loben. Gehen wir also zurück und zünden ein Feuer unter den Trümmern des alten Forts an; dann sind wir morgen mit Tagesanbruch frisch genug, unser Werk mit Vorbedacht anzugreifen, und nicht blindlings wie geschwätzige Weiber oder ungeduldige Kinder.“

Der Jäger sprach dies in so bestimmtem Ton, daß Heyward sogleich einsah, wie unnütz es sein würde, ihm Einwendungen zu machen. Schweigend fügten er und Munro sich den Anordnungen des Jä-

gers. So trat der kleine Trupp den Rückweg nach den Trümmern von Fort William an.

Diese lagen im Abenddunkel, das inzwischen hereingebrochen war, gar gespensterhaft da. Gleich legten die drei Waldläufer Hand an, lehnten einige halbverbrannte Balken gegen eine Mauer, und als Unkas dieses Notdach mit Zweigen bedeckt hatte, war auch die Nachtherberge schon fertig. Nun deutete der junge Mohikaner auf den Unterschlupf, und Heyward, der diese stumme Sprache verstand, führte Munro hinein und drang

freundlich in ihn, sich einige Ruhe zu gönnen. Völlig erschöpft legte sich der greise Mann zur Ruhe nieder; Heyward aber trat wieder an die freie Luft; denn er fühlte sich zu aufgeregt, den heilsamen Rat zu befolgen, den er soeben dem greisen Vater gegeben hatte. Auch litt es ihn nicht lange an der Stelle, wo Falkenauge und seine Genossen Feuer anmachten und ihr Abendessen aus gedörrtem Bärenfleisch einzunehmen begannen; er entfernte sich eine kleine Strecke und stieg auf die Trümmer einer am See gelegenen Bastion.

Es war Nacht geworden. Der Wind hatte sich gelegt. Die Wolken fingen an sich zu zerteilen und ließen da und dort ein Sternlein sichtbar werden; Totenstille lag über der ganzen Landschaft, soweit das Auge

blickte. Lange stand der Major und starrte in die Ferne, während seine Gedanken suchend und sehnend denen folgten, die ihm so plötzlich entrissen worden waren. Da war es ihm plötzlich, als vernähme er vom Leichenfeld her leise verworrene Töne. Angestrengt lauschte er hinab, und eine bange Unruhe, deren er sich schämte, bemächtigte sich seiner. Er versuchte, sich Ruhe einzureden. Doch die Töne wiederholten sich, und das Gefühl einer nahenden Gefahr beschlich ihn stärker. Nun war es ihm, als näherten sich Schritte. Er konnte seine Unruhe nicht mehr bemeistern und bat den Kundschafter, leise heraufzukommen. Dieser willfahrte, doch so gleichgültig war seine Miene, daß man ihm deutlich anmerkte, er hielt diesen Ort für völlig sicher. Behaglich zerkaute er den Bissen Bärenfleisch, den er noch im Munde hatte, dann erst schickte er sich an, hinauszuhorchen. „Könnte denn dort nicht ein Hurone umherschleichen, der seine Beute- und Raubgier noch bei den Toten befriedigen will?" flüsterte Heyward. „Bah," gab der Kundschafter zur Antwort, „wenn eine Rothaut ihren Skalp erbeutet hat, will sie von dem Toten nichts mehr. Und außerdem" — „Bst," unterbrach ihn der andere, „habt Ihr es eben gehört? Was war das?" „Wölfe werden es sein, und wenn es hell wäre, könnten wir ihnen etwas auf den Pelz brennen. So aber" — „Eben wieder," flüsterte der Major, „haltet Ihr dies für Wölfe?" Falkenauge hatte bei dem letzten Geräusch den Kopf gehoben. Dann winkte er seinem Begleiter. „Es ist nicht nötig, daß wir uns vom Schein unsres Wachtfeuers beleuchten lassen; die Sache kommt mir nun auch nicht mehr so ganz harmlos vor."

Angestrengt lauschten sie hinaus in die Dunkelheit; dann schüttelte der Jäger den Kopf: „Wir müssen Unkas rufen. Der geschärfte Sinn des Indianers wird vernehmen, was unsere Ohren nicht vermögen." Er ahmte den Schrei einer Eule nach. Bei diesem Laut fuhr Unkas, der bei seinem Vater saß, empor und sah hinauf zu den Wällen, als suche er die Stelle, von der der Ton gekommen war. Falkenauge wiederholte den Ruf. Da erhob sich der Jüngling und schlich vorsichtig auf die beiden zu.

Sobald der junge Mohikaner vernommen hatte, um was es sich handle, entfernte er sich ein paar Schritte und warf sich mit dem Gesicht auf die Erde. Dort schien er vollkommen unbeweglich liegen zu bleiben. Einige Minuten verflossen, endlich ging der Major, erstaunt, daß Unkas so lange in dieser Stellung blieb, und neugierig, auf welche Art er die verlangten Erkundigungen einziehen würde, auf den Ort zu, wo er ihn hatte fallen sehen. Aber zu seiner großen Verwunderung war der Jüngling verschwunden, und was er für seinen ausgestreckten Körper gehalten hatte, war nichts als der Schatten des Gesteins.

„Wo ist denn der Mohikaner geblieben?" fragte er den Jäger, sobald er wieder bei ihm war; „ich hab' ihn dort niederfallen sehen und könnte darauf schwören, daß er nicht wieder aufgestanden ist." „Bst," reden Sie leiser! Wir wissen nicht, welche Ohren um uns her offen sind, und die

Mingos gehören zu einer Rasse, die gute Löffel hat. — Unkas ist fortgekrochen, er ist jetzt in der Ebene draußen, und wenn sich so ein Halunke vor ihm sehen läßt, wird er merken, mit wem er's zu tun hat." — „Sind aber solche Wegelagerer in der Nähe," meinte der Major, „wie leicht könnten sie Euren Freund Chingachgook bemerken, den das Feuer dort so hell bescheint! Ein Pfeil oder eine Kugel müßte ihn sicher treffen." „Man kann nicht leugnen, daß in diesen Worten Vernunft ist," erwiderte der Jäger mit einer Redewendung, deren er sich gern bediente. Dabei zeigte er mehr Unruhe auf seinem Gesicht, als sonst seine Art war. „Aber was sollen wir nun anfangen?" fuhr er fort. „Die geringste verdächtige Bewegung, und wir können angegriffen werden, ehe wir zum Widerstand gerüstet sind. Durch das Zeichen, das ich Unkas gegeben, ist sein Vater belehrt, daß etwas Unerwartetes vorgeht, und durch ein anderes will ich ihn verständigen, daß wir Mingos auf dem Halse haben. Seine Indianernatur wird ihm dann sagen, was er zu tun hat."

Nun legte der Jäger den Finger an den Mund und ließ ein Zischen hören, so daß Duncan zusammenfuhr als hätte er eine Schlange gehört. Chingachgook hatte den Kopf auf die Hand gestützt und schien nachzudenken. Als er jetzt das ihm bekannte Zeichen vernahm, richtete er den Kopf auf und ließ seine Augen schnell umherschweifen. Diese plötzliche, vielleicht unwillkürliche Bewegung dauerte bloß einen Augenblick, und war das einzige Merkmal von Überraschung, das an ihm wahrzunehmen war; er griff nicht nach seiner Büchse, die ihm zur Hand lag; auch sein Tomahawk blieb neben ihm auf der Erde liegen. Er nahm seine frühere Stellung wieder ein, stützte aber dabei den Kopf auf die andre Hand, daß man glauben konnte, er habe diese Bewegung bloß gemacht, um den andern Arm ausruhen zu lassen. So erwartete er, was da kommen mochte, mit einer Gefaßtheit, deren niemand als ein Indianer fähig gewesen wäre. Jedoch tat diese äußerliche Ruhe seiner Wachsamkeit, die wie Glut unter der Asche glimmte, keinen Eintrag. „Sehen Sie den edeln Krieger an!" sagte der Jäger leise zu Heyward, indem er dessen Arm drückte; „er weiß, die geringste Bewegung würde unsre Vorsicht zuschanden machen und uns alle in die Hände dieser Schurken ..."

Blitz und Knall einer Büchse unterbrachen den Sprecher, und an dem Platze, auf den Heyward eben noch voll Bewunderung geblickt hatte, wimmelte die Luft von Feuerfunken; Chingachgook aber war verschwunden. Indessen hatte sich Falkenauge schußfertig gemacht, doch kein Angreifer zeigte sich, nur ein Trupp Wölfe, die der Schuß verscheucht haben mochte, jagte in der Nähe vorüber. Nach einem Stillschweigen von einigen Minuten, die in Ungewißheit und Ungeduld verflossen, hörte man ein lautes Geräusch im Wasser und unmittelbar darauf einen zweiten Schuß. „Das ist Unkas' Büchse," versicherte der Jäger; „ich kenne ihren Knall, so gut wie ein Vater die Stimme seines Kindes, denn ich hatte sie lange

Zeit selbst im Gebrauch, ehe ich diese bessere bekam." Dann ging er auf Chingachgook zu, der in der Nähe des Feuers wieder zum Vorschein kam, und sagte auf delawarisch: „Nun, Schlange, was ist los? Greifen uns die Mingos ernstlich an, oder ist's nur einer von den schurkischen Nachzüglern, die einem Toten seinen Schopf stehlen, um sich bei den Squaws seines Sieges über die Bleichgesichter zu rühmen?" Der Mohikaner nahm mit der größten Kaltblütigkeit seinen vorigen Platz wieder ein und gab keine Antwort, bis er einen Feuerbrand untersucht hatte, der von der Kugel, die ihm gegolten hatte, getroffen worden war; dann hob er einen Finger auf und sagte nichts weiter als „nur einer!" — „Hab' ich mir's doch gedacht," erwiderte der Jäger, indem er sich neben ihn setzte; „und da sich der Halunke im See versteckt hat, ehe Unkas zum Schusse kam, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß er entwischt. Nun, er mag gehen und seine Heldentat ausposaunen."

Während er dies sprach, kam Unkas zurück und setzte sich ruhig zu seinen Freunden ans Feuer, wie wenn nichts weiter vorgefallen wäre. Beim Anblick dieser stummen Gruppe geriet Heyward auf den Gedanken, der Jäger und die zwei Indianer müßten sich durch geheime Zeichen, die seiner Aufmerksamkeit entgingen, untereinander verständlich machen, denn jeder Europäer hätte nun umständlich und eifrig seine Erlebnisse geschildert. Diese drei schwiegen. Weder rühmte sich der Junge seiner Taten, noch verrieten die Gereiften eine Spur von Neugierde. Doch Heyward dagegen vermochte sie nicht länger zu unterdrücken. „Was ist aus unserm Feind geworden, Unkas?" fragte er. „Wir hörten deine Büchse, der Schuß war hoffentlich nicht unnütz?" Statt der Antwort hob der Jüngling eine Falte seines Kleides auf und wies auf sein blutiges Siegeszeichen, eine Kopfhaut, die er am Gürtel befestigt hatte. Chingachgook fühlte sie an, und nachdem er sie einen Augenblick aufmerksam betrachtet hatte, ließ er sie mit sichtbarer Verachtung fahren und rief: „Huh! — Oneida!" — „Was? Ein Oneida?" versetzte der Jäger. „Nun, wenn die Oneidas uns auflauern, während wir den Huronen nachstellen, dann kommen wir zwischen zwei Rotten der roten Teufel! Aber was sagst du, Unkas? zu welchem Stamme gehörte der Gaunerdieb, den du in die andre Welt befördert hast?" Unkas hob die Augen zu dem Jäger auf und antwortete mit seiner sanften, klangreichen Stimme ebenfalls: „Oneida!" — „Wiederum Oneida!" rief Falkenauge. „So bleibt mir kein Zweifel; wenn zwei Indianer dasselbe aussagen, dann ist es so." —

„Ein Oneida?" fragte der Major noch immer zweifelnd, „dann hat der arme Schelm uns gewiß für Franzosen, oder Unkas für einen Mingo gehalten und mußte diesen Irrtum mit dem Leben bezahlen." „Das gibt es nicht," rief der Jäger, niemals wird eine Rothaut einen Mohikaner für einen Huronen halten, so wenig wie Ihr die weißen Röcke von Montcalms Grenadieren mit den roten Jacken der „Royal Americans" verwechselt.

Nein, nein, der Kerl wußte schon, was er wollte; denn die Delawaren und die Oneida sind einander nicht grün, auch wenn sie beide demselben König dienen."

„Das zu hören, tut mir leid," erwiderte der junge Engländer. „Ich hätte gedacht, die Eingeborenen, die unter unserm Schutz und innerhalb unsrer Gebiete wohnen, würden sich stets zu unsern Feinden zählen." Der Jäger schüttelte den Kopf. „Natur bleibt Natur," sagte er, „und in der Art des roten Mannes liegt es nicht, den Sinn jeweils nach der Politik zu ändern. Auch ist einem der eigene Streit wichtiger als der andrer Leute. Mohikaner und Mingo sind geschworene Todfeinde und werden es bleiben, auch wenn sie für Zeiten demselben Herrn dienen." „Wenn dem so ist," versetzte Heyward, „so sind wir hier durchaus nicht so sicher, und ich werde mich von neuem auf meinen Wachtposten begeben."

Die andern schienen diese Befürchtungen nicht zu teilen. Abermals zündete Chingachgook seine Pfeife an, und nachdem sie dreimal unter tiefstem Schweigen die Runde gemacht hatte, begannen sie zu beraten, was am nächsten Morgen zu tun sei. Heyward konnte sie von seinem Posten aus genau beobachten. Offenbar waren sie geteilter Ansicht, und zwar vertraten Vater und Sohn die gleiche Meinung, während der Jäger ihnen zu widersprechen schien und eigensinnig auf seiner Meinung verharrte. Trotzdem hörte jeder mit Achtung die Worte des andern an, und erwog bedächtig das Gehörte, ehe er erwiderte.

Durch die Entfernung wäre es dem Major nicht möglich gewesen, den Verhandlungen mit dem Ohr zu folgen, auch wenn die drei dort unten nicht delawarisch gesprochen hätten. Aber aus den klaren, natürlichen Gebärden der Mohikaner vermochte er sich den Sinn zu deuten. Chingachgook und Unkas schienen überzeugt, daß man Magua am besten auf dem Landweg verfolge, während der Kundschafter, der öfters nach dem Horikon hinüberwies, die Wasserstraße für zweckmäßiger hielt. Erst redete Falkenauge mit Gleichmut und Ruhe; als aber die Ansicht der Indianer den Ausschlag zu geben schien, sprang er plötzlich auf und sprach nun mit größter Eindringlichkeit auf seine Gefährten ein, während deutliche Gebärden seine Rede begleiteten. Heyward konnte sich zusammenreimen, was er sagte. Er bevorzugte den Weg zu Wasser, da man mit Hilfe eines Kanus entschieden rascher von der Stelle kam als zu Fuß. Nicht mißzuverstehende Zeichen deuteten an, wie die drei Männer durch die Gesellschaft der beiden Offiziere sich am raschen Vorwärtskommen behindert fühlten. Heyward mußte die wenig angenehme Wahrnehmung machen, daß auch seine Hilfeleistungen nur gering eingeschätzt wurden. Dringend mahnte der Jäger zum raschesten Aufbruch, indem er auf den blutigen Skalp des Oneida wies.

Die Mohikaner hatten mit großem Ernst zugehört und deutlich spiegelte sich auf ihren Gesichtern der Eindruck wieder, den Falkenauges Aus-

führungen hervorgerufen. Als dieser schloß, gaben sie ihre Zustimmung deutlich zu verstehen. Damit gab sich der Kundschafter sofort zufrieden, und um die Aufgabe, die ihm bevorstand, neu gestärkt beginnen zu können, streckte er sich sofort auf der Erde aus und verfiel in kürzester Zeit in tiefen Schlaf. Vater und Sohn folgten bald seinem Beispiel, nachdem sie noch eine Weile so warm und herzlich miteinander gesprochen hatten, daß der einsame Beobachter vergaß, daß die beiden da unten sogenannte Wilde waren. Die Ruhe der drei Waldleute gab auch ihm das Gefühl von Sicherheit zurück, und bald vergaß auch er im Schlummer seine quälende Sorge. — —

Falkenauge war der erste, der am folgenden Morgen erwachte. Noch standen Sterne am Himmel, als er sich erhob, um seine Gefährten zu wecken. „Bst, sprecht eure Gebete mit dem Herzen," flüsterte er den beiden Offizieren zu, „der, an den ihr sie richtet, vernimmt sie doch. Sprecht kein Wort; die Stimme eines weißen Mannes vermag sich niemals so zu dämpfen, wie es in diesen Wäldern und zu dieser Stunde nötig ist." Nun führte er die, zu denen er gesprochen, in den Graben hinab, der das Fort umzog. Doch der Weg war so von Trümmern bedeckt, daß sie nur mühsam vorwärts kamen. Endlich gelangten sie an das sandige Ufer des Horikon, wo schon die beiden Mohikaner mit einem Kanu ihrer warteten. „So," sagte der Kundschafter befriedigt, „nun wird keiner der roten Kerle die Spuren unsrer Füße auffinden. Unkas, lege das Brett hier herüber auf den Rand des Bootes. Im weichen Sande würden unsre Tritte sichtbar werden." Über den schwanken Steg bestiegen sie nacheinander das Fahrzeug. Falkenauge war der letzte, und nachdem er vorsichtig jede Spur verwischt hatte, ergriffen Chingachgook und Unkas die Ruder, und lautlos glitt das Boot über die Fluten des Horikon dahin.

Als die Umrisse des zerstörten Forts ihren Blicken im Nebel entschwanden, unterbrach Dunkan die tiefe Stille: „Wozu war dieser heimliche, vorsichtige Aufbruch nötig?" fragte er den Jäger. „Habt Ihr," erwiderte dieser, „den Oneida von heute nacht vergessen?" „Es war nur einer," antwortete der Major, „und außerdem ist er ja tot." „Ja, nur einer, aber ein Indianer braucht nie zu fürchten, daß sein Blut fließt, ohne daß er bald gerächt wird. Überhaupt, wir sind bei all unsrem Vorhaben von Spähern umgeben, und möglich ist es, daß wir recht in die Klemme kommen. Doch, was tut's? Drei unter uns verstehen sich aufs Schießen und an Munition fehlt es uns ja nicht." Heyward schwieg, und alle seine Gedanken richteten sich auf die Befreiung der beiden ihm so teuren Mädchen.

Als der Tag anbrach, kamen sie an die Stelle des Sees, wo unzählige, dicht bewaldete Inselchen die Fahrt hemmten und gleichzeitig die Gefahr eines Überfalls bedenklich steigerten. Chingachgook verließ seinen Platz am Ruder, um seine ganze Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, die Ufer dieser kleinen Eilande zu durchspähen. Schweigend ergriff statt seiner

der Jäger das Ruder. Plötzlich ließ Chingachgook seinen bekannten Warnungsruf vernehmen, und sofort stellten die beiden Ruderer ihre Arbeit ein. „Was gibt's?" flüsterte der Jäger. Die „Schlange" wies auf ein langgestrecktes Inselchen, das vor ihnen lag, an dem aber nichts Verdächtiges zu entdecken war. „Ich sehe nichts," sagte der Major. Doch der Kundschafter schüttelte den Kopf. „Wenn die Große Schlange warnt," sagte er leise, „so ist immer ein Grund dafür vorhanden. Ihr meint, der Dunststreifen dort sei Nebel? Nein, es ist abziehender Rauch von einem niedergebrannten Feuer, und uns bleiben nur zwei Auswege. Entweder, wir kehren um und geben die Verfolgung auf" — „Um keinen Preis," unterbrach ihn Heyward, und vergaß in seiner Erregung seine Stimme so zu dämpfen, wie die Vorsicht es gebot. „Leise, leise," erwiderte der Jäger, „auch ich bin keineswegs dieser Meinung; nur wollte ich Euch die beiden Fälle auseinandersetzen, die zu erwägen sind. So bleibt uns also nichts übrig, als drauf loszurudern, so schnell als wir vermögen, und es wird sich zeigen, wer am besten rudern kann. Sprich, Schlange, hab' ich recht?"

Statt aller Antwort senkte der Mohikaner das Ruder wieder ins Wasser, und in kürzester Zeit befand man sich der Insel gegenüber, so daß man ihren Nordrand genau überblicken konnte. „Da sind sie," flüsterte Falkenauge, „und zwei Kanus haben sie bei sich. Nun gilt's. Fahrt zu, damit wir außer Schußweite kommen; noch scheinen sie uns nicht entdeckt zu haben." Kaum hatte er dies gesagt, als ein Knall erfolgte und eine Kugel nicht weit von ihnen ins Wasser schlug. Gleichzeitig ertönte ein lautes Geheul, und mehrere Indianer stürzten auf die bereit liegenden Boote zu. Dunkans Herz schlug, doch nichts in den Gesichtern der drei Waldleute verriet die geringste Erregung, nur wurden die Ruderschläge noch länger und taktmäßiger, und das kleine Boot schoß wie ein Pfeil dahin.

So ist's recht, Schlange, halte sie in diesem Abstand, dann will ich sie mit meiner Büchse bekannt machen," sagte der Jäger, „im ganzen Stamme haben sie kein Rohr, das auf solche Entfernung treffen kann." Er machte sich schußbereit, ließ aber die Flinte nochmals sinken, um jene etwas näher herankommen zu lassen. Wieder hob er das Rohr und gerade wollte er losdrücken, als ein leiser Ruf Unkas ihn daran hinderte. „Was ist los, Junge? Du hast durch deinen Ruf einem der Schufte das Leben gerettet, hoffentlich nicht um nichts." Unkas wies nach vorne, und Falkenauge gewahrte ein anderes Kanu, das quer über das Wasser auf sie zuschoß.

Der Kundschafter legte die Büchse beiseite und ergriff das Ruder, während Chingachgook die Spitze des Fahrzeugs etwas westwärts richtete, um von diesem neuen Angreifer Abstand zu gewinnen. Von neuem ertönte lautes Geschrei, und dies weckte endlich auch Munro aus seinem

stumpfen Hinbrüten, in das sein Unglück ihn versetzt hatte. „Laßt uns landen," sagte er, „wir wollen die Wilden erwarten und ihnen als Soldaten entgegentreten." „Ihr redet wie ein Soldat," antwortete Falkenauge, „aber hier in dieser Wildnis müßt Ihr von den Eingeborenen lernen, Ihr würdet sonst den kürzeren ziehen. Halte mehr links, Schlange, wir kommen sonst in Nachteil. Und er hatte recht. Als die Huronen sahen, daß sie auf der Linie, die sie verfolgten, weit hinter dem Kanu der Flüchtlinge zurückblieben, beschrieben sie eine schiefere, und bald ruderten die Fahrzeuge in paralleler Richtung und nahezu in Schußweite voneinander.

Eine Weile flogen die leichten Boote in gleichmäßigem Abstand dahin. Doch waren die Angreifer entschieden im Vorteil; sie waren stärker an Zahl, und auf die Dauer hätten die Verfolgten ihnen nicht standhalten können. Mit Unruhe bemerkte Heyward, daß der Jäger wie suchend nach einem Ausweg um sich blickte. „Bring' uns mehr aus der Sonne, Schlange," sagte er, „die Schufte lassen einen Mann zum Schießen frei, wir müssen die Insel dort zwischen uns kriegen."

Der Rat wurde befolgt, und eine Zeitlang kamen sie so ihren Verfolgern aus dem Gesicht; unterdessen verdoppelten sie noch ihre Anstrengungen, und als beide Fahrzeuge auf der anderen Seite der Insel wieder sichtbar wurden, hatten sie einen kleinen Vorsprung erreicht. Falkenauge schmunzelte zufrieden. „Junge," sagte er zu Unkas, „du hast gezeigt, daß du dich auf Kanus verstehst, als du dieses Boot wähltest unter denen, die die Huronen am Fort zurückgelassen haben. Jetzt gilt's. Heute müssen wir unsere Skalps mit dem flachen Ruder verteidigen."

„Sie greifen nach ihren Büchsen," rief Heyward, „und da sie gerade in einer Linie mit uns sind, können sie kaum fehlen." „Legt euch nieder," rief Falkenauge, „ihr und der Oberst. Es hat keinen Sinn, daß ihr euch nutzlos der Gefahr aussetzt." „Das wäre ein schlechtes Zeugnis für unsere Tapferkeit," eiferte Dunkan, „davon kann keine Rede sein." „Ja, ja, das ist die Tapferkeit und Klugheit der weißen Rasse, sich unnötig in Gefahr begeben," erwiderte der Kundschafter, „jeder Indianer würde Deckung suchen, wenn die Vernunft es geböte."

Eine Salve der Huronen unterbrach das Gespräch, und Dunkan bemerkte den Ausdruck von Befremdung und Staunen in Unkas' Gesicht, als dieser um sich blickend, ihn so ungeschützt dasitzen sah. Chingachgook dagegen achtete auf nichts weiter, als auf die Lenkung des Bootes. Da traf eine Kugel das Ruder des Häuptlings, so daß es in den See geschleudert wurde. Ein gellendes Freudengeschrei der Huronen folgte dem glücklichen Schuß, und eilig luden sie ihre Büchsen wieder. Unkas aber beschrieb mit seinem Ruder einen Bogen, und im Vorübergleiten ergriff Chingachgook das seine wieder, schwang es über seinem Kopf und stieß das Kriegsgeschrei der Mohikaner aus, ehe er sich mit neuem Eifer seiner Aufgabe wieder zuwandte.

„Die Große Schlange, die Lange Büchse, der Flinke Hirsch," erscholl es aus den nachsetzenden Booten. Da schwang auch Falkenauge wie zur Antwort seine lange Büchse über dem Kopfe. Neues Wutgeheul ertönte, das von einer neuen Salve begleitet wurde. Die Kugeln zischten über das Wasser hin, und eine schlug in die Rinde des Bootes ein. Der Jäger lachte leise: „Die Kerle hören zu gerne ihre Büchsen knallen," sagte er zu Heyward, „doch ist nicht einer unter ihnen, der die Entfernung auf dem tanzenden Wasser richtig einzuschätzen vermag. Doch uns kann's nur recht sein, denn dadurch sind mehrere ihrer Leute beschäftigt, und wir legen drei Fuß zurück, bis jene zwei vorwärts kommen."

Heyward konnte dies Sicherheitsgefühl nicht völlig teilen, zumal ein neuer

Kugelregen sich über sie ergoß und Falkenauges Ruder nicht weit von seiner Hand getroffen wurde. „Das sollen die Halunken büßen," rief der Jäger, mehr belustigt als zornig, „wollt Ihr die Freundlichkeit haben, Major, mich eine Weile beim Rudern abzulösen!" Er hob seine Büchse, drückte los, und gleich darauf fiel der an der vordersten Spitze des Kanus stehende Hurone rücklings ins Boot, während sein Gewehr seinen Händen entsank. Die andern drängten sich um ihn; er mußte schwer getroffen sein.

Diese Pause benutzten die Mohikaner, um neue Kraft zu sammeln, während Heyward mit erhöhter Anstrengung weiterruderte. Vater und Sohn warfen einander fragende, teilnehmende Blicke zu; jeder wollte sich überzeugen, daß der andere nicht verletzt sei; wußten doch beide, daß keiner dies durch einen Schmerzensruf verkündigt hätte. Aus Chingachgooks Schulter rann ein Streifen Blut, doch als Unkas Auge besorgt darauf haften blieb, nahm er Wasser in die hohle Hand und wusch es ab, um anzudeuten, daß die Wunde nicht tief sei.

Falkenauge hatte inzwischen wieder geladen und bat den Major, etwas langsamer zu rudern, damit sein Schuß die Feinde auch noch erreichen könne. „Nein, nein," drängte Heyward, „wir wollen doch unser Ziel nicht vergessen, sondern lieber diesen Vorteil benutzen, um zu entkommen." „O spielt jetzt nicht," flehte auch Munro, „denkt an meine Kinder!" Der Kundschafter gab nach, so schwer es ihm auch wurde. Er griff wieder nach dem Ruder, pfeilschnell schoß das Kanu dahin, und bald waren sie der Gefahr entronnen.

Sie hielten auf das westliche, bergige Ufer zu, und Chingachgooks geübtes Auge entdeckte eine kleine Bucht, wo man landen konnte. Sie zogen das Kanu auf den Strand, trugen es eine Strecke in den Wald hinein und versteckten es schließlich sorgfältig im Strauchwerk. Nachdem sich die fünf Reisenden an Speise und Trank gestärkt und gründlich ausgeruht hatten, nahmen sie ihre Waffen zur Hand und setzten bei eingebrochener Dunkelheit zu Fuß ihren Weg fort.

Sie zogen nun durch eine Gegend, die so wild und unwegsam war, daß sogar heute nur selten ein menschlicher Fuß sich dorthin verirrt. Doch Falkenauge und seine beiden Freunde durchquerten sie nicht zum ersten Male. Nach vielen Stunden mühevollen Wanderns schlug der Jäger vor, den Rest der Nacht im Schlafe zu verbringen. In der Frühe des nächsten Morgens wurde die Wanderung fortgesetzt. Nach und nach wurden die Schritte des Jägers, der die kleine Karawane führte, bedächtiger, er blieb öfters stehen, untersuchte das Gesträuch oder die Wassermenge, den Lauf und die Farbe der kleinen Bächlein, die sie oft überschreiten mußten. Oft auch beredete er sich leise mit Chingachgook, und Heyward bemerkte mit Sorge, daß er seine frühere Ruhe und Zuversicht etwas verloren hatte. Endlich blieb er stehen und wandte sich an den Major.

„Als ich gestern diesen Weg vorschlug," sagte er, „war ich meiner Sache

ganz gewiß. Magua kann meines Erachtens nur in dieser Richtung gezogen sein; aber nun sind wir schon viele Meilen gewandert und haben keine einzige Spur mehr von dem verfluchten Magua entdeckt. Vielleicht habe ich mich doch getäuscht, und wir sind auf einer falschen Fährte, denn irren ist menschlich." „Das wäre fürchterlich," stieß Dunkan in höchster Erregung hervor, „doch vielleicht weiß Unkas einen Rat."

Der Jüngling hatte mit größter Spannung schon seit geraumer Zeit den Beratungen der beiden andern gelauscht, nun blickte er fragend seinen Vater an, und erst als dieser ihm winkte zu sprechen, flammte eine helle Freude über sein schönes, edles Gesicht. Mit der Behendigkeit eines Hirsches eilte er einer kleinen Anhöhe zu und blieb triumphierend an einer Stelle stehen, die deutlich erkennen ließ, daß hier vor kurzem ein Tier vorübergeschritten.

Alle folgten dem jungen Krieger. „Hurra," rief der Kundschafter, „es ist die Fährte! Der Junge ist doch ein prächtiger Bursche. Er hat einen hellen Verstand und vorzügliche Augen." „Wie sonderbar nur," meinte Heyward, „daß er uns seine Entdeckung nicht früher mitgeteilt hat." „Das mag Euch sonderbar scheinen," versetzte Falkenauge, „doch ist's für ihn nicht. Ein junger Indianer redet nicht, bevor er gefragt wird, denn er hat Achtung vor den Erfahrungen der Jahre. Die Knaben der weißen Rasse, die ihre Weisheit aus Büchern schöpfen, halten sich oft für klüger als ihre Väter." „Seht her," rief Unkas, „hier ist das Dunkelhaar vorbeigezogen." „Herrlich, herrlich," jubelte der Jäger, „deutlich weisen die Spuren nach Norden! Hier deutlich die Abdrücke von den Hufen der Damenpferde; der Kerl ist scheints verrückt geworden; bald werden wir noch Spuren von Wagenrädern finden, so wenig hält er Vorsicht geboten, obwohl er sich doch denken kann, daß die drei besten Augenpaare in dem Grenzlande hinter ihm her sind."

Die gute Laune des Jägers, des Jünglings freudiger Eifer und seines Vaters ruhige Sicherheit hoben auch Munros und Dunkans Hoffnungen wieder. Der Weg schien ihnen viel weniger schwierig als zuvor, da sie die Gewißheit hatten, ihrem Ziel mit jedem Schritt näher zu kommen. Zwar hatte Magua sich doch nicht ganz jeglicher Vorsicht enthalten. Wo zwei Pfade sich kreuzten oder ein kleiner Wasserlauf den Weg durchquerte, hatte er nicht versäumt, jene kleinen Listen anzuwenden, die bei den Indianern gebräuchlich sind, wenn sie ihre Verfolger auf Abwege leiten wollen. Aber die Hauptrichtung wurde immer wieder bald gefunden, ehe zu viel Zeit oder Kraft auf der falschen Spur eingebüßt worden war.

So schritten sie unaufhaltsam weiter, und schon näherte sich die Sonne dem Horizont, als sie an einen Platz kamen, der deutlich erkennen ließ, daß hier der Schlaue Fuchs eine längere Rast gehalten hatte. Noch lagen die verkohlten Reste eines Feuers an der Erde, nicht weit davon die

Überbleibsel eines Damhirsches, und das abgeweidete, zerstampfte Gras unter einem Baum zeigte an, daß hier die Pferde angebunden gewesen waren und geweidet hatten. Mit schmerzlichsten Empfindungen entdeckte Heyward etwas abseits unter einem schönen Busch eine Stelle, wo das Gras niedergedrückt und verlegen war; hier hatten gewiß die beiden Schwestern geruht.

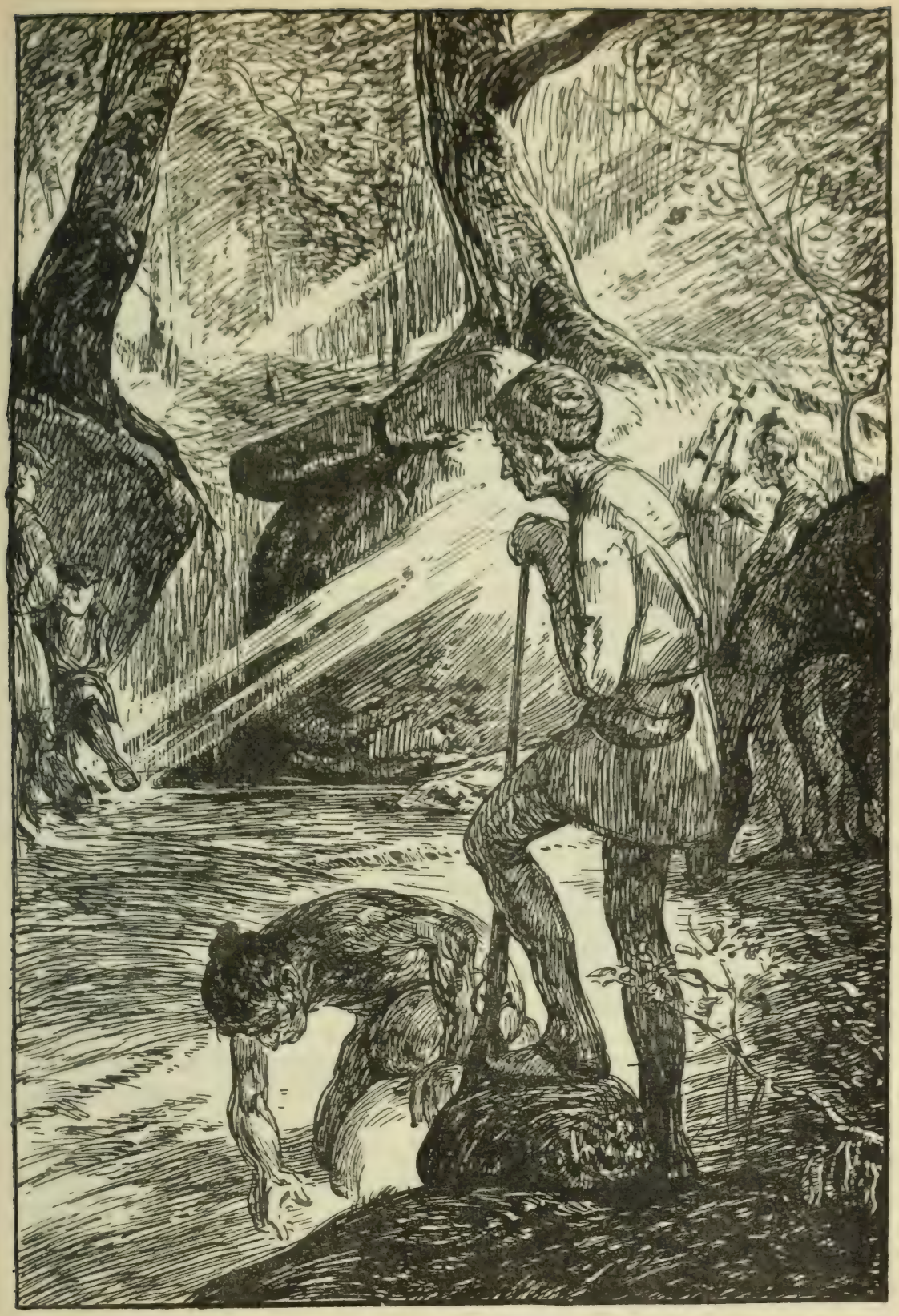
Aber merkwürdig, hier schien die Fährte plötzlich zu enden. Wohl sah man noch deutliche Abdrücke der Pferdehufe, doch mußten die Tiere frei umhergelaufen sein. Eifrig gingen die Mohikaner diesen Spuren nach, und es währte gar nicht lange, da brachte Unkas die Tiere selbst herbei. Doch ihre Satteldecken waren beschmutzt und zerrissen, sie mußten sich schon tagelang führerlos umhergetrieben haben.

„Was mag das bedeuten," rief Heyward erbleichend und blickte mit entsetzten Augen um sich, als fürchtete er, daß die Büsche rings umher ein fürchterliches Geheimnis verbargen. „Das bedeutet weiter nichts," erwiderte Falkenauge ruhig, „als daß wir ans Ende unseres Marsches und in feindliches Gebiet gekommen sind, wo der Hurone meinte, der Pferde nicht mehr zu bedürfen. Wir müssen jetzt den Boden Zoll für Zoll nach menschlichen Fußspuren untersuchen; denn sicher ist, daß sie hier gerastet haben und nicht mehr hier sind, also müssen sie irgendwohin weitergegangen sein."

Die Mohikaner und er machten sich sofort mit Eifer daran, den ganzen Platz aufs sorgfältigste zu untersuchen. Als sie die Runde gemacht und noch nicht das geringste entdeckt hatten, was ihnen weiterhelfen konnte, begannen sie mit Geduld aufs neue. Jeder Stein wurde aufgehoben, jedes Blatt am Boden entfernt, doch nichts fand sich. Nun machte Unkas sich daran, die kleine Wasserrinne, die einer ganz nahegelegenen Quelle entsprang, mit Erde und Steinen abzudämmen und so einen andern Weg zu leiten. Sobald das Bett trocken war, beugte er sich nieder, um es zu untersuchen, und ein unterdrückter Jubelruf verkündigte den andern bald, daß diesmal seine Bemühungen nicht vergeblich gewesen waren. Deutlich erblickte man auf dem feuchten Sande den Abdruck eines Mokassins.

„Dieser Jüngling wird eine Ehre seines Stammes werden," rief der Kundschafter mit unverhohlener Bewunderung, während er die neuentdeckte Spur mit derselben Freude betrachtete, wie etwa ein Naturforscher die Gebeine eines Mammuts. „Ja, ja, aber die Formen stammen nicht von einem Indianerfuß. Das Gewicht liegt zu sehr auf der Ferse, und die Zehen sind zu viereckig. Spring mal rasch, mein Unkas, und bringe mir das genaue Maß vom Fuße des frommen Sängers. Dort beim Felsen sah ich vorhin dessen deutliche Spur."

Es erwies sich, daß Falkenauges Vermutung richtig war; hier mußte David, dem man Mokassins gegeben hatte, durch den kleinen Bach geschritten sein. „Nun ist mir die Sache klar," rief der Jäger, „als sei ich



selbst dabei gewesen. Worin liegt des Sängers Stärke? In seiner Kehle, in seinen großmächtigen Füßen. So ließ man ihn vorangehen, und die andern mußten vorsichtig in seine Fußstapfen treten." „Aber," wandte Heyward ein, „ich sehe nicht die geringste Spur, die darauf hinweist, daß die beiden —" „Die beiden jungen Damen," nahm ihm der Jäger das Wort aus dem Mund, „hat der Schlaue Fuchs getragen, solange er dies für nötig hielt. Wir werden nicht allzulange wandern müssen, bis wir wieder Spuren ihrer kleinen Füße finden werden."

Sie machten sich wieder auf den Weg und folgten genau dem Lauf des Baches. Mit Genugtuung fand man immer und immer wieder den deutlichen Abdruck eines Mokassins. So gelangten sie schließlich an eine Stelle, wo das Wasser um den Fuß eines breiten, trockenen Felsens plätscherte. Hier machten sie halt, denn die Wahrscheinlichkeit war groß, daß die Gesuchten hier den nassen Pfad verlassen hatten.

Und in der Tat entdeckte Unkas bald den Eindruck eines Indianerfußes, der gewiß aus Unvorsichtigkeit aufs feuchte Moos getreten war. Der gegebenen Richtung folgend, drang er ins nahe Dickicht ein, und bald verkündigte sein Jubelruf, daß seine Erwartungen sich erfüllten. Man fand die Fährte so deutlich wieder, wie vor dem Rastorte: drei Paar Mokassins und zwei Paar kleine Füße. Auch Bruchstücke einer geflochtenen Tragbahre wurden gefunden, die man achtlos als unbrauchbar zur Seite geworfen.

„Meine armen Kinder werden die Strapazen dieser Wanderung nicht ertragen," jammerte Munro, während er mit Rührung die Spuren ihrer Tritte betrachtete. „Wir werden sie zusammengebrochen vor Erschöpfung irgendwo in dieser Wüste finden." „Darüber mögt Ihr ohne Sorge sein," tröstete ihn Falkenauge. „Diese Fußspuren verraten keinerlei Ermüdung; im Gegenteil, fest und sicher sind die Schritte, und hier hat das Dunkelhaar sogar einen Sprung gemacht, um dieser Wurzel auszuweichen. Anders ist's mit dem Sänger. Der hat wunde Füße bekommen. Seht her, hier ist er ausgeglitten, dort gestolpert, sein Gang ist so schwerfällig, als hätte er Schneeschuhe an den Füßen."

Erfreut von der Sicherheit des erfahrenen Führers, willigten alle gerne ein, hier zu rasten, um ein einfaches Mahl einzunehmen. Mittlerweile neigte sich die Sonne zum Untergang, und der Jäger trieb zum Weitermarsch an. Nach einer Stunde etwa verlangsamte sich der Schritt des Führers, und argwöhnisch blickte er nach allen Seiten. Endlich blieb er stehen.

„Ich wittre Huronen," sagte er leise zu seinem Freunde. „Wir wollen uns hier trennen, und jeder mag die Strecke allein untersuchen. Ich bleibe mit den beiden Herren auf dem mittleren Pfad. Ein dreimaliger Krähenruf soll unser Warnungszeichen sein, wenn einer etwas Besonderes bemerkt."

Schweigend entfernten sich die Mohikaner, und vorsichtig schritten die drei andern weiter, der Jäger sorglich alle Dinge an seinem Wege prüfend. Ungeduldig eilte Heyward ihm voraus, blieb aber, als er eine kleine Anhöhe erreicht hatte, wie gebannt stehen, bei dem Anblick, der sich ihm bot.

Über viele Morgen Landes hin waren die Bäume gefällt worden, und der Glanz eines milden Sommerabends lag über der ganzen Gegend. Nicht weit von Dunkans Standort verbreiterte sich der Bach zwischen zwei Bergen zu einem kleinen See. Ein sanfter Wasserfall, der mehr ein Werk von Menschenhand, als ein natürlicher erschien, führte von diesem Becken abwärts. Etwa an hundert kleine Erdhütten waren am Rande des Wassers erbaut, einige standen sogar im Wasser drin. Die abgerundeten Dächer ließen auf mehr Sorgfalt schließen, als sonst die Rothäute beim Bau ihrer Hütten verwendeten. Bald unterschied der Major auch mehrere Gestalten, die, wie es ihm vorkam, auf Händen und Füßen sich fortbewegten und einen schweren Gegenstand hinter sich drein zogen. Auch ließen sich schwärzliche Köpfe an den Türen der Wohnungen sehen, und auf einmal waren die Ufer des Sees mit einer Menge von Wesen bedeckt, die beständig kriechend, in großer Eile bald hierhin, bald dorthin sich bewegten und dann hinter ihren Wohnungen und Bäumen verschwanden.

Dieses merkwürdige, verdächtige Treiben beunruhigte den Major nicht wenig. Eben wollte er das Geschrei eines Raben nachahmen, als ein Rascheln im Buschwerk neben ihm ihn veranlaßte, den Kopf rasch nach der Seite zu wenden. Da erblickte er zu seinem nicht geringen Schrecken einen Indianer, der etwa nur 150 Schritte von ihm entfernt war. Noch hatte dieser ihn nicht entdeckt. Er war gleich ihm damit beschäftigt, die Erdhütten am See zu beobachten. Den Ausdruck seiner Züge konnte er durch die bunte Bemalung nicht recht erkennen, doch machte er ihm nicht gerade den Eindruck eines bösartigen Wilden. Der Kopf war wie üblich bis auf die Skalplocke geschoren; drei oder vier ziemlich zerzauste Habichtsfedern waren daran befestigt. Ein zerrissener Kalikomantel bedeckte seinen Oberkörper, und seine Beine steckten in beschmutzten, zerfetzten Hosen und waren von Dornen zerkratzt. An den Füßen aber trug er gute Mokassins aus Hirschleder. Der Mensch sah heruntergekommen und elend aus.

Während Dunkan noch etwas unschlüssig stand und ihn beobachtete, kam der Jäger vorsichtig zu ihm geschlichen. „Gut, daß Ihr kommt," raunte ihm Dunkan zu. „Wir stehen vor einem Dorfe der Huronen, und einer der Sippe treibt sich dort im Gebüsch herum." Falkenauge faßte seine Büchse fester, streckte den Hals vor und blickte scharf nach der merkwürdigen Gestalt. Gleich aber senkte er die Waffe und sagte leise: „Ein Hurone ist der Kerl dort nicht, und doch muß er einen Weißen ausgeraubt haben, das sieht man an seiner Kleidung. Wo hat er denn

seine Waffen hingelegt?" „Er scheint keine bei sich zu haben," antwortete der Major, „und dennoch könnte er uns gefährlich werden, wenn er etwa seine Stammesgenossen dort unten herauslockt." Der Kundschafter drehte sich nach Heyward um und starrte ihm mit unverhohlenem Erstaunen ins Gesicht. „Seine Stammesgenossen dort unten?" wiederholte er dann und brach in ein herzliches, wenn auch völlig lautloses Lachen aus. „Ja, ja, das ist die Bücherweisheit der weißen Rasse. Doch der Schuft dort hat lange Beine, wir dürfen ihm nicht trauen. Ich will versuchen, ihn lebendig zu fassen. Halten Sie ihre Büchse bereit, damit er Respekt bekommt. Aber auf keinen Fall schießen."

Bei diesen Worten verschwand er im Gebüsch. Nach einigen Minuten erblickte ihn der Major vorsichtig auf dem Bauche kriechend, seinem Opfer sich nähernd. In diesem Augenblick vernahm er vom Wasser her ein plätscherndes Geräusch, so daß er seine Augen dorthin wandte, gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie etwa hundert der merkwürdigen Gestalten dort unten sich zugleich ins Wasser stürzten. Er griff nach seiner Büchse und schaute sich wieder nach dem Jäger um. Dieser hatte sich von der Erde erhoben und war gerade im Begriff, dem Wilden an die Kehle zu fahren, als er plötzlich die Hand wieder sinken ließ und wiederum in sein ihm eigenes, lautloses Lachen ausbrechend, ihm leicht auf die Schulter klopfte. „Guter Freund, Ihr wollt wohl die Biber dort unten singen lehren?" sagte er. „Und warum nicht?" war die Antwort, „der Herr, der ihnen so wunderbare Fähigkeiten verliehen, würde ihnen vielleicht auch nicht die Stimme versagen, um sein Lob zu verkünden."

Jetzt konnte Heyward sich des Jägers Staunen von vorhin erklären. Was er für ein Huronenlager gehalten, war also nichts anderes als eine Ansiedlung von Bibern, von deren wunderbaren Wasserbauten er wohl gelesen hatte, die ihm hier aber die Natur erst kennen gelehrt; und der Indianer, der ihn so erschreckt hatte, war niemand anders, als David, der Sänger.

Alicens Befreiung

Bei Davids Anblick schwoll Heyward das Herz vor Jubel und Freude. Es war ihm, als müßten aus dem nächsten Busch Kora und Alice heraustreten. Durch dreimaligen Krähenruf brachte Falkenauge auch die beiden andern Gefährten herbei. Eine Flut von Fragen seitens des Majors und des Obersten ergoß sich über den Gesangmeister, und dieser bemühte sich, allen Anforderungen nachzukommen. Obwohl es fast unmöglich war, aus seinen umständlichen, unklaren und bilderreichen Mitteilungen klug zu werden, erfuhr man doch nach und nach, daß beide Schwestern gesund seien, Alice sich etwa eine Stunde von hier in einem Huronendorfe be-

finde, während Kora bei einem benachbarten Volksstamme untergebracht sei. Ihn selbst hatte man völlig frei umherlaufen lassen, weil man ihn für närrisch hielt, und die Indianer einem Verrückten nie ein Leids tun. Aber dem einfältigen, frommen Sinn des Sängers war es nie eingekommen, die Freiheit zu seiner Flucht und Rettung zu benutzen, solange die ihm anvertrauten Mädchen sich in den Händen der Feinde befanden. Heute war Magua mit seinen jungen Kriegern auf der Jagd nach dem Elentier, aber schon morgen hatte man vor, aufzubrechen, um der kanadischen Grenze näher zu kommen.

Aufmerksam hatten die Mohikaner und Falkenauge dem Bericht gelauscht. Ihnen schien es vor allem wichtig zu sein, zu wissen, welchem Stamme jenes benachbarte Volk angehörte, in dessen Mitte Kora nun weilte. Mühsam brachten sie aus Davids verworrenen Schilderungen heraus, daß jene Indianer gleich Chingachgook das gemalte Bild einer Schildkröte auf der Brust trugen, eine Entdeckung, die sie mit sehr gemischten Empfindungen aufnahmen. Für sie war es nun klar, daß auch jene dem Stamme der Delawaren angehörten. Vielleicht war es der Zweig, der sich einst im Bruderzwist vom Stamme abgetrennt und an der Seite der Mingos kämpfte, und Falkenauge meinte nicht mit Unrecht, daß der Freund, der sich von uns gewendet habe, oft gehässiger sei als der Feind.

Duncan schmiedete voll Ungeduld die abenteuerlichsten Pläne zur Befreiung der beiden Mädchen, doch Falkenauge warnte vor jeglicher Übereilung und Unbedachtsamkeit. „Das beste, was wir zunächst tun können," sagte er, „wird sein, daß wir diesen Sänger zu den Mädchen schicken, damit er sie von unserem Hiersein benachrichtige. Könnt Ihr den Ruf des Raben von dem des Kuckucks unterscheiden, guter Freund?" wandte er sich an diesen. — „Allerdings," erwiderte David, „die Stimme des Kuckucks ist voll Wohllaut, wennschon sie nur aus zwei Noten besteht, während —" „Schon gut, schon gut," unterbrach ihn Falkenauge, „da die Stimme dieses Vogels Euch gefällt, soll sie Euer Erkennungszeichen sein. Wenn Ihr dreimal — nicht öfter und nicht weniger den Kuckuck rufen hört, so kommt in den Wald und zwar dorthin, woher Ihr den Ruf zu hören glaubt. Habt Ihr verstanden?" „Gewiß, gewiß," antwortete David bereitwilligst.

„Ich werde David begleiten," rief nun der Major mit Bestimmtheit. „Ihr?" fragte der Jäger mit höchster Verwunderung, „seid Ihr müde, die Sonne zu sehen?" „Durchaus nicht," erwiderte Duncan, „aber ich kann auch wie David die Rolle eines Narren oder Wahnsinnigen spielen. Macht keine Einwendungen, ich bin fest entschlossen."

Er sprach in so bestimmtem, befehlendem Tone, daß Falkenauge, der in dem Major bisher nie den Vorgesetzten gesehen hatte, sich nicht länger widersetzte, auch gefiel ihm der Mut, der aus diesem Vorhaben sprach.

„Ihr versteht Euch auf die Bemalung der Rothäute," fuhr Dunkan fort. „Also verwandelt mich in einen Narren, bemalt mich über und über, wenn Ihr es für gut haltet, aber macht voran." „Mein Freund Chingachgook versteht sich auf diese Kunst wie kein zweiter," sagte der Jäger, „in seiner Jagdtasche hat er alles, was man zur Bemalung braucht. Ich stehe Euch dafür, er macht einen Narren aus Euch, wie Ihr ihn Euch besser nicht wünschen könnt."

Heyward setzte sich, und Chingachgook, der dem Gespräch aufmerksam zugehört hatte, machte sich sofort an die Arbeit. Rasch und geschickt zeichnete er die phantastischen Linien, die die Eingeborenen als Zeichen freundlicher Scherze und Gaukeleien anzusehen gewohnt waren; sorgfältig vermied er jegliches Zeichen, das auf kriegerische Absichten hinweisen konnte. Die Kleidung, die der Major zu seiner Reise in die Wildnis angelegt hatte, machte ihn ohnehin unkenntlich, und bald unterschied er sich durch nichts mehr von jenen Gauklern, die keine seltenen Erscheinungen bei den Wilden waren, und die ihre Künste von einem Stamm zum andern trugen.

Sobald Heywards Verwandlung fertig war, gab ihm der Kundschafter die treuesten Ratschläge für sein Verhalten. Er verabredete mit ihm ein Erkennungszeichen und den Ort, an dem sie sich wieder treffen wollten, und legte ihm immer und immer wieder ans Herz, in nichts sich zu übereilen und die Vorsicht nicht außer acht zu lassen. Herzlich und traurig war Dunkans Abschied von Munro. Falkenauge wollte den alten Mann Chingachgooks Fürsorge anvertrauen, während er selbst mit Unkas Nachforschungen nach Kora und jenem andern Stamme anstellen wollte. „Und nun behüte Euch Gott," schloß er. „Er segne Euer Unternehmen, denn es stammt aus einem edlen, aufopfernden Herzen. Seid vorsichtig, und wenn die Huronen Euren Skalp nehmen sollten, so werdet Ihr nicht ungerächt bleiben. Denkt auch daran, daß Ihr gewiß unter den Rothäuten manchmal etwas tun müßt, was den Gaben eines weißen Mannes zuwider ist, was aber Vernunft und Klugheit gebieten." Dunkan schüttelte dem bewährten Freunde noch einmal die Hand, dann machte er sich in Davids Begleitung auf seinen gefährlichen Weg.

Sie mußten zunächst durch die Rodung, welche die Biber gemacht hatten und an dem Rande des Sees entlang wandern, um jenseits desselben wieder eine kleine Anhöhe emporzusteigen. Jetzt erst überfiel den Major eine Bangigkeit, ob sein kühnes Wagnis auch gelingen möge und ob sein Vorhaben nicht übereilt gewesen. Doch er dachte an Alice, und dabei kehrte ihm der Mut zurück. Um sie zu retten, konnte er alles wagen.

Auf dem Hügel angekommen bot sich ihm eine neue Überraschung. Man konnte von hier aus in das Dorf der Huronen hinabblicken. 50 bis 60 Hütten aus Balken, Buschwerk und Lehm standen in wildem Durcheinander. Vor ihnen balgte sich eine Horde von Kindern mit wüstem Geschrei.

Sie wurden erst bemerkt, als sie sich mitten unter ihnen befanden, denn selten nur stellen die Wilden Wachtposten auf. Sie verlassen sich auf ihre angeborene Schlauheit. Zumal jetzt lag ihnen der Gedanke an Gefahr ganz fern, denn zu gut wußte ein jeglicher, welch vernichtender Schlag soeben die Feinde getroffen hatte.

Beim Anblick der beiden Ankömmlinge stieß aber die ganze Bande einen schrillen Pfiff aus, der sogleich mehrere Männer aus den Zelten herbeilockte. Sie stellten sich bedächtig vor dem Eingang der größten Hütte auf, die offenbar zu Versammlungen diente, und in welche David sicheren Schrittes trat. Dieser war bei dem ganzen Stamme so bekannt, daß man ihn nicht weiter beachtete, aber Dunkan fühlte die bohrenden Blicke, die von allen Seiten auf ihn geworfen wurden. Das Herz klopfte ihm fast hörbar, aber es gelang ihm, äußerlich seine Ruhe zu bewahren. Er ahmte Davids Verhalten nach, der aus einer Ecke ein Bündel duftender Zweige nahm und sich darauf niedersetzte. Eine Fackel erhellte den düsteren Raum, der sich mehr und mehr mit den düsteren Gestalten füllte. Ihm gegenüber ließen sich einige Häuptlinge nieder. Sie schauten kaum auf ihn hin und blickten starr zu Boden, und vergeblich bemühte sich Heyward in ihren unbeweglichen Mienen zu lesen, welche Aufnahme er finden würde. Ihr Verhalten konnte ebenso gut Achtung als Gleichgültigkeit oder gar Mißtrauen ausdrücken. Die jüngeren Krieger waren weniger zurückhaltend, Dunkan fühlte, wie sie seine Person und seine ganze Erscheinung bis in alle Einzelheiten prüften; keine Bewegung, keine Gebärde, keine Linie seiner Bemalung entging ihnen.

Endlich trat ein älterer Hurone, dessen stattliche Gestalt aber verriet, daß er noch in guten Jahren stand, vor ihn hin und redete ihn in der Sprache der Huronen an. „Spricht keiner von euch die Sprache des großen Königs von Kanada?“ fragte Heyward. „Unser Vater redet in der Sprache der Huronen zu seinen Kindern,“ erwiderte derselbe Krieger. — „Der Vater in Kanada liebt seine roten Kinder, darum hat er mich zu euch gesandt. Ich bin ein Mann, der die Heilkunst versteht, und ich soll denen helfen, die krank sind.“ „Bemalen die weißen Männer von Kanada ihre Haut?“ fragte jener mit Mißtrauen. „Wenn ein Indianerhäuptling zu seinem weißen Vater kommt,“ erwiderte Dunkan, „so legt er sein Büffelkleid ab und zieht das Hemd an, das man ihm gibt. Mir haben meine roten Brüder Farbe gegeben, und ich habe meine Haut damit bemalt, weil ich meine Brüder liebe.“

Ein Beifallsgemurmel erhob sich bei diesen Worten, und Dunkan atmete erleichtert auf. Nach einem minutenlangen Schweigen erhob sich ein anderer Krieger und wollte eben eine Rede beginnen, als aus dem Walde ein furchtbarer Ton herüberdrang, dem ein schrilles, langgezogenes Schreien folgte. Die Wirkung dieses Signals war unbeschreiblich. Alle Krieger stürzten aus der Hütte heraus. Männer, Frauen, Kinder, Greise,

was laufen konnte, lief zusammen, und die Luft erschütterte von fürchterlichem Gebrüll. Dunkan, der den andern gefolgt war, bemerkte bald, daß ein erfreulicher Anlaß die Bewegung hervorgerufen haben mußte.

Aus einer Lichtung des Waldes trat ein Zug von Huronenkriegern, die in ihrer Mitte einen Gefangenen führten. Die Horde war vor Freude wie besessen. Wie auf Verabredung stellten sich alle in zwei langen Reihen auf, so daß sie eine Gasse bildeten. Viele rissen ihre Tomahawks aus dem Gürtel und schwangen sie über dem Kopfe; Weiber ergriffen umherliegende Äxte und Keulen. Ein altes Weib zündete mehrere Haufen dürren Laubes an, die das bevorstehende Schauspiel beleuchten sollten. Die neu angekommenen Krieger blieben im Hintergrunde stehen, während der Gefangene durch die Reihen der Rache- und Blutdürstigen laufen sollte.

Es war zu dunkel, als daß Heyward die Züge des Unglücklichen unterscheiden konnte, er gewahrte nur, daß dieser sich auf ein Zeichen in die offene Gasse stürzte. Aber ehe nur ein einziger Hieb ihn treffen konnte, setzte er plötzlich mit unglaublicher Gewandtheit über die Köpfe einiger Kinder hinweg und eilte dem Walde zu. Eine Flut von Verwünschungen brach los, die Ordnung löste sich, und alle rannten in wildem Durcheinander dem Flüchtling nach. Das brennende Gesträuch warf ein unheimliches, rötliches Licht auf die fürchterliche Szene, die nun folgte. Wie ein gehetztes Wild jagte der Gefangene bald hierhin, bald dorthin, setzte mitten durch die züngelnden Flammen und suchte einen Ausweg. Einmal glaubte Dunkan, daß es ihm gelänge, den Waldsaum zu erreichen. Aber dieser war mit Wachtposten besetzt, und wieder raste der Gehetzte durch die schreiende, zeternde Menge der Weiber nach der andern Seite. Schon meinte Dunkan, er sei entkommen, oder den Streichen seiner Verfolger erlegen, denn eine Zeitlang verlor er ihn aus dem Gesicht; er sah in dem düsteren Schein nur einen Haufen wilder Gestalten, die wie toll durcheinanderjagten. Da tauchte er atemlos, schier zu Tode gehetzt, plötzlich ganz in Dunkans Nähe auf. Ein Hurone folgte ihm auf der Ferse mit erhobenem Tomahawk. Da schob Heyward mit Geistesgegenwart, wie von ungefähr, seinen Fuß vor, so daß der Verfolger stolperte und zur Erde fiel. Dieser warf ihm einen wütenden Blick zu; aber inzwischen war es dem Flüchtigen gelungen, einen buntbemalten Pfahl zu erreichen, der vor der Tür der Beratungshütte errichtet war und der, wie Dunkan erriet, nach uralter Sitte dem Gefangenen eine Freistätte verschaffte, die ihn für den Augenblick wenigstens schützte.

Schweratmend stand dieser dort, den Arm um den schützenden Pfahl geschlungen, und blickte mit stolzer Ruhe seinen Feinden entgegen. Und jetzt erst, als das Licht das junge, schöne Antlitz beleuchtete, erkannte Heyward mit furchtbarem Schrecken in ihm Unkas, den Mohikaner. Er wandte die Augen von ihm ab, da er fürchtete, ein teilnehmender Blick könnte das Los des Gefangenen noch verschlimmern.

Dieser stand indessen ruhig und stolz, kein Zucken in dem jungen Antlitz verriet eine Spur von Todesangst, die Schimpfreden der Weiber und die Drohungen der halberwachsenen Knaben schien er gar nicht zu hören. Endlich brach sich ein Krieger Bahn durch die johlende Menge, trat auf den Gefangenen zu, faßte ihn am Arm und zog ihn in die Beratungshütte. Dorthin folgten die Häuptlinge und erfahrenen Krieger, und es gelang Heyward, getrieben durch die Sorge um seinen jungen Freund, sich mit diesen hineinzudrängen.

Die Männer setzten sich im Halbkreis um den Gefangenen. Dieser stand in der Mitte des Raumes unter einer Öffnung, durch die der Rauch abziehen sollte und durch welche jetzt ein paar Sterne herniederblinkten. Heyward las während des langen Schweigens, das zuerst folgte, in den Mienen der Häuptlinge neben dem unbeugsamen Haß auch eine stille Bewunderung für den Jüngling, der in stolzer, hochmütiger Haltung vor seinen Richtern stand.

Endlich erhob sich ein bejahrter Häuptling und redete Unkas an: „Delaware, du stammst zwar aus einem Volke von Weibern; aber du hast dich als Mann gezeigt. Ich würde dir gerne Speise geben, aber wer mit den Huronen ißt, muß ihr Freund sein. Zwei meiner Krieger sind auf der Jagd nach deinen Gefährten. Wenn sie zurückkommen, wirst du hören, was der Rat der Häuptlinge über dich beschlossen hat." „Deine jungen Leute werden nicht mehr zurückkehren," erwiderte Unkas höhnisch. „Haben die Huronen keine Ohren? Ich hörte zweimal eine wohlbekannte Büchse knallen, seit ich in eurem Lager bin." Eine lange Pause folgte auf diese Worte, und wilde rachgierige Blicke trafen den kühnen Sprecher.

Da trat ein hochgewachsener Indianer in die Hütte und setzte sich schweigend neben Dunkan nieder. Dieser warf dem Ankömmling einen verstohlenen Blick zu, und mit Entsetzen bemerkte er, daß es kein anderer war als Magua. Mit unheimlicher Ruhe zog dieser seine Pfeife hervor und begann zu rauchen. Die andern folgten seinem Beispiel, und bald war der ganze Raum von dichtem Qualm erfüllt. Eine Viertelstunde verfloß, ohne daß ein Wort gesprochen wurde; dem Major dünkte sie eine Ewigkeit.

Endlich stand Maguā auf und trat dicht vor den Gefangenen. Die Blicke der beiden begegneten sich. Trotz und Verachtung sprach deutlich aus den Zügen des Mohikaners, in Maguas Gesicht aber verwandelte sich die kühle Gleichgültigkeit in boshafte Freude, und schrill tönte von seinen Lippen der kurze Ausruf: „Der flinke Hirsch!" Bei diesem Wort sprangen alle wie auf einen Schlag von ihren Sitzen empor und „Der flinke Hirsch! Der flinke Hirsch!" gellte es jubelnd durch den Raum. Durchs ganze Dorf pflanzte sich der Ruf fort, und aus allen Hütten kamen Männer, Weiber und Kinder herzugelaufen; und ein weithin schallendes Geheul erfüllte die Luft. Die Männer faßten sich schnell und setzten sich wieder, als schämten sie sich, daß sie für kurze Zeit ihre Selbstbeherrschung

vergessen hatten. Unkas stand reglos mitten unter ihnen, nur ein Lächeln um seine Lippen zeigte an, daß er sich des Triumphes freute, den ungewollt man ihn soeben feiern ließ.

Magua bemerkte den Hohn und grimmig ballte er die Faust, schüttelte sie gegen seinen Feind, daß die Silbermünzen an seinem Armring klirrten und rief: „Du wirst sterben, Mohikaner!“ „Der rollende Fluß wäscht die Gebeine toter Huronen, die durch meine Hand gefallen sind. Sie werden nicht wieder lebendig werden. Doch meine Nase ist beleidigt; sie riecht das Blut eines Feiglings,“ war die stolze Entgegnung. Wütend sprang Magua auf; er streckte seinen Arm aus, und mit glühender Beredsamkeit schürte er die Mord- und Rachlust seiner Krieger. So hinreißend waren seine Worte, daß plötzlich einer der Männer mit gellendem Schrei aufsprang und seinen Tomahawk nach Unkas schleuderte. Mit einer raschen Bewegung versuchte Magua die Waffe aufzufangen. Dies glückte ihm zwar nicht, doch sie wurde aus ihrer Bahn gerissen, so daß sie nur die Feder im Schopfe des Mohikaners durchschnitt und durch die Wand der Hütte hindurchfuhr. Dunkan war bei diesem Vorgang unwillkürlich in höchster Erregung aufgesprungen. Doch Unkas stand wie vorher unbeweglich, und noch deutlicher redete die Verachtung aus seinem Gesicht. Magua aber rief: „Nein, Huronenkrieger, nein, die Sonne soll seine Schande beleuchten. Die Weiber müssen sein Fleisch zucken sehen, sonst wäre unsre Rache nur ein Kinderspiel. Geht, bringt ihn an den Ort der Finsternis und des Schweigens! Wir wollen sehen, ob ein Delaware des Nachts schlafen und des Morgens sterben kann.“ Sofort zogen einige Krieger Rindenseile hervor und umschnürten die Arme des Gefangenen, während die Männer die Hütte verließen. Heyward hielt sich zurück, und als Unkas an ihm vorübergeführt wurde, raunte dieser ihm zu: „Die Lange Büchse schläft nicht.“

Ganz betäubt von diesen Vorgängen trat Heyward ins Freie. Niemand schien sich um ihn zu kümmern, und er überlegte gerade, was er nun tun solle, als er einen leichten Schlag auf der Schulter spürte. Ein ergrauter Häuptling stand neben ihm und sprach: „Die Frau eines jungen Kriegers ist krank. Ein böser Geist lebt in ihr. Kann mein Bruder ihn vertreiben?“ „Wohl möglich,“ erwiderte Heyward, „wenn auch nicht alle Geister der Macht der Weisheit weichen. Führe mich zu ihr.“ Statt aller Antwort schritt der Häuptling voran. Aber er ging nicht auf die Dorfhütten zu, sondern wandte sich seitwärts nach einem Berghange, von wo aus man das Lager übersehen konnte. Heyward bemerkte es mit stiller Freude; denn vergebens hatte er Alice in den Hütten des Dorfes gesucht; vielleicht hielt man sie dort in den Bergen verborgen.

Der schmale gewundene Pfad wurde von mehreren Feuern beleuchtet, welche spielende Knaben angezündet hatten. Plötzlich sah Heyward den Weg versperrt durch eine große schwarze Kugel. Beim Näherkommen gewahrte er, daß diese sich auf die merkwürdigste Weise vorwärts bewegte.

Der Hurone blieb stehen, als wage er sich nicht weiter. Da flammte ein neues Feuer auf, und Heyward erkannte einen ungeheuren Bären. Obschon er laut brummte, schien er keine feindlichen Absichten zu haben, und beruhigt setzte der Hurone seinen Weg fort. Dunkan wußte, daß die Indianer häufig Bären zähmten, und so dachte er nicht anders, als daß er es mit einem solchen zu tun habe. Dennoch war ihm nicht gerade behaglich zumute, als er umschauend bemerkte, daß das Ungeheuer sich hinter ihnen hertrollte.

Um so willkommener war es ihm, daß der Hurone eine Tür öffnete, die in eine tiefe Höhle führte. Dunkan wollte eben die Türe hinter sich schließen als die große Tatze des Bären sich in den Spalt legte. Das Tier folgte ihnen.

Sie befanden sich in einem schmalen Durchgang; es war unmöglich umzukehren, das mächtige Tier versperrte den Rückweg. So hielt sich der Major so dicht als möglich hinter seinem Führer. Endlich zeigte sich in der Ferne ein schwaches Licht, und nach einigen Minuten gelangte man an den Ort, von dem der Schein kam. Eine große Felsenhöhle tat sich auf, die durch Wände aus Rinde, Zweigen und Erde in verschiedene Räume abgeteilt war. Spalten in der Decke ließen das Tageslicht herein, in der Nacht leuchteten Fackeln. Hier verbargen die Huronen ihre Schätze und Kostbarkeiten, Waffen und Mundvorräte.

Die kranke Frau, die man für das Opfer einer übernatürlichen Macht hielt, war hierher gebracht worden. Hier, glaubte man, konnte der böse Geist ihr weniger anhaben. Sie lag auf einer Streu von dürrem Laub, umgeben von etlichen Weibern, unter denen der Major mit Staunen auch seinen Freund David entdeckte. Auf den ersten Blick bemerkte Heyward, daß er eine Todkranke vor sich hatte, der nicht mehr zu helfen war. Sie war gelähmt, hatte die Sprache verloren und schien besinnungslos zu sein. Heyward war dies nicht unlieb, so konnte er seine Künste an ihr versuchen, ohne daß sie selbst es gewahr wurde.

David war gerade im Begriff, den bösen Geist mittelst der Waffe zu vertreiben, die der Sohn Isais nicht vergeblich gebraucht hatte, wenn Saul, der König, von ihm befallen war. Er begann einen seiner langen Psalmen, und Heyward benützte den Aufschub, um zu überlegen, wie er seine Rolle weiterspielen solle. Als die letzten Töne des Sängers verklungen waren, vernahm man vom Eingang her eine Stimme, die aus einem Grab zu kommen und die Melodie des Sängers zu wiederholen schien. Heyward wandte sich um und bemerkte das zottige Ungetüm, das seinen Körper nach dem Rhythmus der Melodie schaukelte. Mit unbeschreiblichem Schrecken starrte David auf den eigenartigen Sänger, dann stürzte er in wilder Verwirrung zum Ausgang, Dunkan noch die Botschaft zurufend: „Sie ist hier, sie wartet."

Nachdem er verschwunden war, schwieg der Bär, nur die schaukelnden

Bewegungen seines Oberkörpers setzte er noch fort. Heyward schaute sich in der Höhle um. Was sollten Davids Worte anderes bedeuten, als daß sie, die er suchte mit allen seinen Sinnen, ganz in seiner Nähe weilte und ihn erwartete? Doch nicht lange konnte er sich seinen Gedanken hingeben. Der Hurone, der ihn hierhergeführt hatte, trat ans Lager der Kranken, wies die Weiber, die sich aus Neugierde versammelt hatten, hinaus und sprach: „Mein Bruder möge nun seine Macht zeigen!"

Heyward nahm sich zusammen. Er wußte, nun galt es keine Verwirrung zu zeigen. Er begann eine Zauberformel zu murmeln, als ein schreckliches Brummen vom Eingang her ihn unterbrach. Dreimal begann er von neuem, aber das Brummen des Ungetüms wurde immer wilder und lauter. „Die Wissenden sind eifersüchtig," sagte der Hurone, „sie wollen allein sein." Und zu dem Bären gewandt, sprach er: „Sei ruhig, ich gehe."

Dunkan war es nicht gerade behaglich zumute, als er sich allein sah in der düsteren Höhle mit einer sterbenden Frau und einem grimmigen Raubtier. Dieses kam langsam auf ihn zu, richtete sich vor ihm auf und setzte sich auf die Hinterbeine. Dunkan sah sich nach einer Waffe um, denn es schien ihm, als müsse er im nächsten Augenblick den drohenden Angriff des Untieres abwehren. Doch plötzlich hob dieses die Vordertatzen, schüttelte sich, sein Kopf fiel zur Seite, und an dessen Stelle lachten ihm Falkenauges treuherzige Augen entgegen.

„Bst," flüsterte er, ehe Dunkan sich von seiner Überraschung erholen konnte. „Die Halunken dürfen nichts merken; jeder Ton, der nicht wie Zauberei klingt, kann sie uns über den Hals bringen." „Ja, aber sagt mir, was bedeutet diese Maskerade, wozu betreibt Ihr solch ein gefährliches Spiel?" — „Der Zufall kommt einem manchmal zu Hilfe und bringt mehr fertig als Vernunft und Überlegung. Nachdem Ihr fort waret, brachte ich den Obersten und Chingachgook in eine verlassene Biberwohnung. Dort waren sie so sicher wie in einem Felsenschloß, denn die hier wohnenden Indianerstämme halten die Biber noch für ein heiliges Tier und treiben noch keinen Handel mit Biberfellen. Unkas aber und ich machten uns auf den Weg, jenen andern Stamm auszukundschaften, bei dem das Dunkelhaar untergebracht ist. Bald stießen wir auf eine Schar dieser roten Teufel. Unkas hat sich bei der Verfolgung eines dieser Schufte in einen Hinterhalt locken lassen, und sie haben ihn überwältigt und gefangen genommen. Um seinetwillen bin ich hier. Ich kann den Prachtsjungen doch nicht diesen Schuften preisgeben, ohne mein Möglichstes zu seiner Rettung getan zu haben. Nachdem ich noch zwei der Kerle unschädlich gemacht, zogen sie fort mit ihrem Gefangenen. Aber ich schlich mich an ihr Lager heran, und das Glück — nein, besser, die Vorsehung will's, daß ich gerade einen ihrer Gaukler antreffe, der damit beschäftigt war, sich in dies Bärengewand zu kleiden. Halt, denke ich, das kommt dir wie gerufen. Ich binde ihn also an einem Baume fest, stopfe ihm den Mund zu, daß er mit seinem Gezeter mich nicht verraten kann, und schlupfe in sein Bärengewand. So hoffte ich, unerkannt ins Lager zu kommen."

„Und ganz trefflich habt Ihr Eure Rolle gespielt," unterbrach Heyward den Erzähler. „Ich hätte nimmermehr einen Menschen vermutet in diesem Ungetüm." „Will's meinen," sagte der Jäger leise lachend, „daß ich alter Waldbewohner Meister Petz nachzuahmen verstehe. Ja, wenn ich eine Wildkatze oder einen Panther hätte darstellen müssen, dann wäre die Sache schon schwieriger gewesen. Nur vor Übertreibung muß man sich bei so was hüten. Das wissen viele nicht. Doch jetzt an die Arbeit. Wo mag die junge Dame stecken, von der David, der Held, gesprochen hat?" „Ich konnte noch keine Spur von ihr entdecken," antwortete der Major seufzend. „Nun, wozu bin ich ein Bär? Bären können gut klettern, vielleicht finde ich einen Honigtopf, wenn ich hinter diese Wände schaue." Er

lachte leise über diesen Witz und kletterte behend an einer der Wände empor. Als er herübergesehen hatte, winkte er dem Major, still zu sein, glitt rasch herab und sagte: „Dort drüben ist sie wahrhaftig; geht nur durch diese Tür, da werdet Ihr sie finden. — Aber halt, dort rieselt Wasser! Wischt Euch erst die scheußliche Bemalung vom Gesicht. Das Fräulein muß sonst vor Euch erschrecken."

Dunkan folgte der Weisung. Mit klopfendem Herzen trat er in den anstoßenden Raum und fand Alice bleich und zitternd, aber seiner wartend. Sie saß unter einem Wust von zerbrochenem Gerümpel und alten Kleidern, lauter Dingen, die die Sieger bei der Einnahme von Fort Edward geraubt hatten und hier verwahrten. Welch eine Freude des Wiedersehens nach so langen Tagen der Angst und Sorge! Hastig erzählte Dunkan seiner Geliebten, was geschehen war. Da fühlte er plötzlich einen leichten Schlag auf der Schulter, und sich umwendend, blickte er in Maguas höhnisches, boshaftes Gesicht. „Die Bleichgesichter verstehen es, die Biber in ihren Höhlen zu fangen, aber die Rothäute fangen die Bleichgesichter," sagte er grinsend.

Im ersten Augenblick suchte Heyward nach einer Waffe. Aber er hatte nichts bei sich, so daß ein Kampf mit dem Wilden völlig aussichtslos gewesen wäre. Während Magua vorsichtig die Türe, durch die er gekommen war, mit Klötzen verrammelte, suchten sich die beiden Gefangenen zu sammeln. Alice war bemüht, ihre tödliche Angst unter einer Miene stolzer Kälte zu verbergen, während Heyward wie schützend den Arm um sie legte. „Tu, was du willst, Elender," rief er dem Huronen zu. „Wir verachten dich und trotzen deiner Rache." „Ich will sehen, ob das Bleichgesicht auch noch so stolze Worte spricht, wenn es morgen am Marterpfahl steht," erwiderte Magua boshaft.

Er wandte sich zum Gehen nach der Tür, durch welche Dunkan hereingekommen war, aber er fand den Ausgang durch einen Bären versperrt. Einen Augenblick zögerte er und schaute scharf nach dem Tiere hin, das sich aufrichtete und ein fürchterliches Brummen hören ließ. Er ließ sich aufhalten; da er jedoch die Verkleidung eines Gauklers erkannte, wollte er mit verächtlichem Blick an ihm vorüberschreiten. Der Bär aber erhob sich drohend auf die Hinterbeine und schlug mit den Vorderpfoten in die Luft, genau wie diese Tiere es vor einem Angriff machen. Magua rief ihm ein befehlendes Wort zu in der Sprache der Huronen, und schritt, das Ungetüm zur Seite schiebend, dicht an es heran. Da wurde er ergriffen und in die Arme geschlossen mit einer Heftigkeit, die einer wirklichen Bärenumarmung sehr ähnlich war.

Heyward hatte den Vorgang mit atemloser Spannung zugeschaut. Nun eilte er herbei, ergriff einen der umherliegenden Lederriemen und schnürte Magua Arme und Beine zusammen, so fest er nur konnte. Hierauf ließ Falkenauge den Verblüfften wie einen Sack zur Erde fallen. Dieser

hatte bis jetzt keinen Laut von sich gegeben, als aber jetzt der Vermummte die Bärenmaske von seinem Gesicht zurückstreifte und Magua Falkenauge erkannte, konnte er einen Ruf der Überraschung nicht unterdrücken. „So, so, du kannst wieder schreien," rief ihm dieser zu, „da müssen wir dich stumm machen." Geschickt steckte er ihm einen Knebel in den Mund, so daß der Schlimmste der Huronen völlig unschädlich gemacht war.

„Aber nun, Major, heißt es sich sputen. Schlagt die junge Dame fest in eine der Matten ein und tragt sie auf dem Arm hinaus in den Wald, so als sei es die kranke Frau. Wir müssen mitten durch das abergläubische Gesindel hindurch, das vor der Höhle lauert. Sagt, daß Ihr den bösen Geist hier in diese Höhle eingeschlossen habt und daß Ihr draußen im Freien die Heilung beenden müsset. Spielt Eure Rolle gut, es hängt alles davon ab, und nun flink vorwärts!"

Heyward tat, wie ihm geheißen. Er schritt mit seiner Last voran, der Bär folgte ihm knurrend. Unwillkürlich wich die Menge etwas zurück, aber der Gatte und Vater des kranken Weibes traten hervor. „Ist es meinem Bruder gelungen, den bösen Geist zu verjagen?" fragte einer der beiden. „Was trägt er da auf den Armen?" „Es ist die Kranke, ich trage sie hinaus, um sie zu stärken, der Geist der Krankheit ist in diesem Felsen eingeschlossen. Bis die Sonne aufgeht, wird die Geheilte in eurem Wigwam sein." „Ich bin ein Mann, ich will indessen mit dem Geist da drinnen kämpfen," antwortete der Häuptling. Dunkan war schon vorüber geschritten, aber bei diesen beunruhigenden Worten hemmte er den Fuß. „Was sagt mein Bruder," rief er, „ist er wahnsinnig geworden? Will er zu dem Geist hineingehen, daß dieser sich seiner bemächtigt? Ein zweites Mal ließe er sich von Menschenhand und Menschenwitz nicht bannen. Nein, ich werde zurückkommen und den Geist beschwören. Unterdessen bewachet ihr die Tür, und sollte er herauskommen, so schlaget mit Keulen auf ihn los." Diese Rede hatte gewünschten Erfolg, und unbehelligt konnten die beiden sich entfernen.

Draußen in der frischen Luft erholte Alice sich schnell, so daß sie ihren Befreiern folgen konnte. Falkenauge schlug einen schmalen Pfad ein, der zu einem Bache führte. Hier blieb er stehen. „So," sagte er, „nun könnet ihr den Weg nicht mehr verfehlen. Haltet euch immer längs des Baches, bis ihr an einen Wasserfall kommt. Dort wendet euch nach dem Berg zur Rechten. Dort werdet ihr die Hütten des anderen Stammes sehen, bei ihnen werdet ihr um Schutz bitten. Es wäre euch unmöglich, mit der zarten Dame weit zu fliehen. Die Huronen würden unsere List entdecken, unseren Spuren folgen, und wehe dann uns! Unsere Skalpe würden bald ihre Gürtel zieren. Und nun behüte euch der Himmel!"

„Und Ihr," fragte Heyward erstaunt, „was wollet Ihr tun?" „Habt Ihr vergessen, daß der Stolz der Delawaren gefangen ist in den Händen

der Huronen? Ich will sehen, ob ich ihn befreien kann, ihn, den meine Seele liebt wie einen Sohn." Heyward und Alice schwiegen; sie wußten, daß jegliche Einwendung vergeblich gewesen wäre. Mit den widerstreitendsten Gefühlen schauten sie dem Tapferen und Getreuen nach, der festen Schrittes wieder zu dem Dorfe der Huronen hinabstieg. Dann wandten sie sich, um zu tun, wie er ihnen geheißen.

Noch einmal Bärenlist

Falkenauge wußte wohl, daß es keine leichte Aufgabe war, die er sich gestellt hatte, denn an Schlauheit waren die Rothäute ihm entschieden gewachsen. Während er sich den Hütten näherte, sann er unablässig nach, wie er die Sache am besten angreifen könne.

Zunächst gelangte er an eine halb zusammengefallene Hütte. Sie sah aus, als sei sie verlassen worden, ehe sie fertiggestellt war; dennoch drang zu seiner Verwunderung ein schwacher Lichtschein aus den Ritzen. Er zog eiligst seine Vermummung wieder an und trottete auf allen Vieren näher heran. Durch die Öffnung der Türe konnte er hineinschauen, und zu seiner nicht geringen Freude bemerkte er, daß es Davids Behausung war. Hier saß der erschreckte Sänger und versuchte sich die verwirrende Tatsache zu enträtseln, daß ein Bär auch singen konnte.

Nachdem Falkenauge sich vergewissert hatte, daß kein Späher in der Nähe weilte, trat er ein. Sein Anblick erschreckte den armen Sänger aufs äußerste, und wie zur Abwehr ergriff er seine Pfeife, um den Dämon dort zu bannen. „Pst, pst!" ließ sich da das Ungeheuer vernehmen, „nun um Gotteswillen keinen Lärm. Fünf Worte Englisch sind jetzt angebrachter." „Wer bist du und was willst du," stieß David heiser vor Angst hervor. Falkenauge schüttelte sich vor Lachen und streckte seinen Kopf aus der Verkleidung heraus. „Ein guter Freund bin ich und ein Christ wie ihr." Davids Schrecken verwandelte sich in maßloses Erstaunen. Doch der Jäger ließ ihm nicht lange Zeit. „Ihr wißt, wo Unkas gefangen liegt, nicht wahr? Kommt führt mich zu ihm." David gehorchte willig. Unterwegs gab ihm der Jäger einige Weisungen, was er zu sagen und wie er sich zu verhalten habe, und aufmerksam hörte David ihm zu.

So kamen sie an die Hütte, in welcher Unkas gefangen war. Sie lag mitten im Dorfe. Es war völlig dunkel, weitaus die meisten Bewohner lagen im Schlaf. Doch vor der Tür des Gefangenen saßen vier oder fünf Rothäute als Wächter. Neugierig schauten sie den Ankömmlingen entgegen. Auch sie alle hielten den Bären für ihren hervorragendsten Gaukler und Gelehrten der Heilkunst. Wie Falkenauge ihm gelehrt, blieb David bei ihnen stehen und sagte: „Die Delawaren sind Weiber! Wollet ihr einen ihrer Söhne weinen sehen? Der gelehrte Mann will den flinken

Hirsch mit seinem Odem berühren, und er wird winseln wie ein Hund, wenn ihr ihn an den Marterpfahl bindet!"

Ein beistimmender Ausruf bewies, daß David den rechten Ton gefunden hatte. Eine größere Genugtuung hätten die Huronen nicht finden können, als wenn sie den schwach gesehen, den sie nur allzusehr haßten und fürchteten. Sie drängten sich herzu, um sich schon jetzt an dem Schauspiel zu weiden; aber der Bär blieb sitzen und fing an zu brummen. „Gehet zurück!" befahl David, wie Falkenauge es ihn gelehrt hatte. „Sonst wird der Atem des Gelehrten auch euch treffen und euch gleichfalls den Mut rauben!" Mit einem entsetzten „Huh!" zogen sie sich schleunigst rückwärts. Nun erhob sich der Bär und ging langsam in die Hütte hinein.

Das Innere war von einem verglimmenden Feuer schwach beleuchtet. Unkas saß mit gefesselten Händen und Füßen, den Rücken an die Wand gelehnt, in einem Winkel. Als der Bär eintrat, warf er einen flüchtigen Blick auf ihn, aber keine Wimper in seinem schönen Gesicht zuckte. Sein scharfes, geübtes Auge erkannte sofort die Verkleidung, und mit verächtlicher Bewegung wandte er sich ab. Da ließ der Bär statt des Brummens das Zischen einer Schlange vernehmen. Sofort fuhr Unkas mit dem Kopf herum, und seine Augen hefteten sich forschend auf das Untier. Das Zischen wiederholte sich. Der Jüngling warf noch einen raschen Blick um sich, und als er niemand außer dem Sänger in der Hütte gewahrte, rief er leise: „Falkenauge!" „Zerschneidet seine Fesseln!" sagte dieser zu David, während er selbst sich seiner Verkleidung entledigte. Dann zog er ein funkelndes Messer hervor und übergab es Unkas.

„Die Huronen stehen draußen! Wir müssen für alles bereit sein!" sagte er, indem er selbst ein zweites Messer zur Hand nahm. Kein Zug in Unkas Gesicht hatte seine Überraschung bei diesen Vorgängen verraten. „Gehen wir!" sagte er nun ruhig. „Wohin?" — „Zu den Schildkröten; sie sind die Kinder meiner Väter!" „Draußen stehen die Huronen, ihrer sechs an der Zahl, und wir sind zwei, denn dieser Sänger zählt nicht mit." — „Die Huronen sind Prahler! Sie laufen wie die Schnecken; aber die Delawaren rennen flinker wie der Hirsch!" — „Ja Junge, du, das glaube ich dir gerne. Aber ich kann da nicht mehr mit, mir würden nicht nur die Beine, auch der Atem würde mir bald versagen! Aber lauf du, Unkas! Du hast die Gabe und sollst durch mich nicht gebunden sein. Ich werde versuchen, mich wieder durch List zu retten."

Der Mohikaner, der sich schon dem Ausgang genähert hatte, kehrte zurück. Mit verschränkten Armen lehnte er sich an einen der Pfosten, welche die Hütte stützten. „Unkas wird bleiben, um mit dem Bruder seines Vaters zu kämpfen und zu sterben!" sagte er fest. „Das ist gesprochen, wie ich's von dir gewöhnt bin," sagte der Jäger. „Also greifen wir zur List. Lege du die Bärenhaut an, Freund David wird hier bleiben und mir seine Kleider abtreten und die meinigen dafür in Tausch nehmen." David

erklärte sich mit größter Bereitwilligkeit damit einverstanden; auch seinen Hut, seine Brille und sogar sein Tutinstrument legte er willig in des Jägers Hände. „Wenn wir uns in besseren Zeiten wiedersehen, sollt Ihr alles wieder bekommen!" sagte dieser. „Für Euch ist die Sache auch nicht ganz ungefährlich; doch ich glaube und hoffe, Euer Schwachsinn wird Euch schützen vor der Rache der Halunken. Setzt Euch dort in den Winkel, Ihr müßt den Unkas spielen, bis sie den Betrug entdecken; laßt Euch knebeln und binden, dann meinen sie, wir hätten Euch überfallen und Ihr wäret auch ein Opfer unseres Betrugs. Haltet Euch stille, solange Ihr könnt, aber nachher fanget an zu wimmern und zu wehklagen. Dann werden sie Euch nichts zuleide tun."

Sie hatten sich inzwischen umgekleidet. Nun schüttelte er David herzlich die Hand zum Abschied. Zum ersten Male fühlte er etwas wie Hochachtung vor dem einfältigen Manne, der sich so ergeben für seine Freunde opferte. Dann folgte er dem Bären. Draußen richtete er sich gravitätisch auf und ahmte Davids Haltung und Gebärden nach, indem er den einen Arm taktschlagend auf- und niedersenkte, während er mit dem andern das Instrument des Sängers an den Mund hielt, dem er eine allerdings sehr wenig harmonische Melodie entlockte. So zogen sie Schritt für Schritt durch das Lager, von den Wilden nur wenig beachtet.

Die Huronen konnten nicht lange ihre Neugier bezwingen und drängten sich in die verlassene Hütte, um die Wirkung des Zaubers zu sehen. Die beiden Flüchtlinge hatten kaum das Lager verlassen und den Saum des Waldes erreicht, als sich hinter ihnen ein fürchterliches Geschrei erhob. Mit Blitzesschnelle warf Unkas die Bärenhaut ab. Falkenauge raffte zwei Büchsen unter einem Strauch hervor, die er dort versteckt hatte, und in raschestem Lauf verschwanden sie im Dunkel des Waldes.

Ein furchtbarer Tumult erhob sich im Huronendorf, als der Betrug entdeckt wurde. Einen Augenblick schien es, als solle David der allgemeinen Wut zum Opfer fallen. Er selbst glaubte auch sein letztes Stündlein gekommen; er wandte sein breites, einfältiges Gesicht den Rasenden zu und begann ein Sterbelied anzustimmen. Da besannen sich die Rothäute seines Wahnsinns, und da er gebunden vor ihnen lag, mußten sie annehmen, daß man ihm Gewalt angetan hatte. Da ließen sie ihn und eilten in die Beratungshütte.

Dort versammelte sich das ganze Dorf. Gleich standen zweihundert Männer zur Verfolgung bereit, nur einer, der Anführer, fehlte noch. Wo mochte Magua bleiben? „Vor dem Lager erhob sich neues Geschrei. Einige Krieger brachten den von Falkenauge gefesselten Beschwörer herbei, den man im Walde aufgefunden hatte. Er erzählte seine Erlebnisse. Da trat der Vater des kranken Weibes hervor und berichtete von dem fremden Beschwörer, der seine Tochter habe heilen sollen. Man eilte zu jenem Felsen und fand die kranke Frau noch an derselben Stelle liegen — aber sie war tot. Die Wut der Überlisteten wuchs.

Plötzlich vernahm man aus dem anstoßenden Raum ein Geräusch. Vorsichtig, denn noch immer fürchteten sie, ein böser Geist könnte dorthin sich versteckt haben, blickten sie durch eine Spalte hinüber. Ein dunkles Etwas wälzte sich am Boden. Wer beschreibt ihre Überraschung, als sie darin den Häuptling Magua erkannten. Ein Schrei des Staunens folgte dieser Entdeckung. Rasch wurden ihm Glieder und Zunge gelöst. Der Schlaue Fuchs sprang auf und schüttelte sich wie ein Löwe. Seine Hand fuhr nach dem Messer und wild rollten seine Augen in den Höhlen, als suchten sie einen

Gegenstand, an dem er die rasende Wut, die ihn schier erstickte, auslassen konnte.

„Der Mohikaner muß sterben!" schrie er dann. „Die Füße des Delawaren sind leicht," antwortete vorsichtig nach einer Pause ein alter Krieger, „aber meine jungen Männer jagen auf seiner Fährte. Ein böser Geist hielt unsere Augen geblendet." „So ist er fort?" schrie Magua wie außer sich. „Magua weiß, wie der böse Geist heißt, der euch geblendet hat. Es ist derselbe, der mir die Arme fesselte und der schon viele viele unserer tapfersten Krieger getötet hat: die Lange Büchse!"

Ein rasendes Wutgeheul brach los bei der Entdeckung, daß Falkenauge im Lager gewesen und alle überlistet hatte. Sie heulten und tobten, bis Magua sie zur Ruhe wies. Mit großem Geschick brachte er dann die aufgeregte Menge dazu, ihm die ganze Vollmacht zur Sühnung der erlittenen Schmach zu übergeben. Sofort schickte er Spione nach allen Seiten aus. Späher wurden ins Lager der Delawaren gesandt. Er selbst brach mit etwa zwanzig seiner besten Krieger sofort auf. Sie trugen volle Kriegsausrüstung, waren aber mit den Friedensfarben bemalt.

Ihr Weg führte an dem Biberteich entlang. Dort machte Magua nochmals halt, besprach mit seinen Begleitern den Plan, den er sich ausgedacht hatte, und schärfte ihnen Verhaltungsmaßregeln ein. Aus einer der Wohnungen schob indes ein alter Biber den breiten Kopf hervor, als wolle auch er an der Unterhaltung teilnehmen. Nachdem die Huronen im Walde wieder verschwunden waren, kam er ganz hervor, die Bibermaske fiel zur Seite und statt ihrer erschienen Chingachgooks ernste Züge.

Bei den Delawaren

Das Delawarendorf, in dem Kora untergebracht war und in dem sowohl Heyward mit Alice, als nun auch Falkenauge und Unkas ihre Zuflucht suchten, zählte etwa ebensoviel Krieger wie ihre Nachbarn, die Huronen. Sie hatten sich, wie jene, dem Beherrscher von Kanada angeschlossen; aber als dieser seine Streitmacht gen William Henry gesandt hatte, waren sie merkwürdigerweise nicht mitgezogen, sondern hatten ihre Läufer zu Montcalm geschickt mit der lakonischen Mitteilung, ihre Streitäxte seien stumpf geworden, und es bedürfe längerer Zeit, sie zu schärfen. Was konnte Montcalm tun? Der kluge Feldherr hatte es für besser gehalten zu schweigen und sich dadurch lieber einen untätigen Freund zu erhalten, als ihn durch schlecht angebrachte Strenge in einen offenen Feind zu verwandeln. Man glaubte allgemein, daß eine gewisse Ehrfurcht vor den früheren Verträgen die Delawaren abgehalten hatte, gegen einen Feind zu ziehen, unter dessen Schutzherrschaft sie vordem lange Zeit gestanden hatten.

An dem Morgen, an dem Magua mit seiner Schar vom Biberteich hinweg durch den Wald zog, beleuchtete die Sonne im nahen Delawarendorf ein reges Treiben. Die Weiber bereiteten die Morgenmahlzeit; aber nur zu oft unterbrachen sie ihre Arbeit und traten in Gruppen zusammen, um eine Sache zu bereden, die allen gleich wichtig zu sein schien. Die Krieger standen in nachdenklicher Haltung beisammen; sie sprachen wenig, aber um so eindringlicher. Ihr Jagdgerät lag vor den Hütten bereit; da und dort griff einer nach einer Waffe und prüfte sie auf ihre Schärfe und

mit einer Wichtigkeit, daß man annehmen konnte, es gelte anderen Feinden als den Tieren des Waldes. Ein Beobachter hätte merken können, daß die allgemeine Aufmerksamkeit einer Hütte galt, die mitten im Lager stand.

Plötzlich erschien am Ende der Felsenplatte, auf der das Lager sich erhob, die Gestalt eines Mannes, es war ein Hurone, aber seine Farben bekundeten, daß er friedliche Absichten hege. Dies bezeugten auch die Begrüßungszeichen, die er machte, als er sich genügend genähert hatte, indem er den einen Arm zum Himmel ausreckte und dann die Hand auf die Brust legte. Die Delawaren erwiderten die Begrüßung in gleicher Weise und luden ihn dadurch zum Näherkommen ein.

Sobald der Ankömmling einer freundlichen Aufnahme gewiß war, verließ er den Rand des Felsens, wo sein dunkler Körper sich scharf vom hellen Horizont abgezeichnet hatte, und schritt auf die Wohnungen zu. Beim Schreiten vernahm man nur das Klirren der silbernen Zieraten, die ihm an Hals und Armen hingen, und der kleinen Glöckchen, die seine hirschledernen Mokassins schmückten. Alle Männer, an denen er vorüberging, grüßte er würdevoll, den Weibern schenkte er keine Beachtung. Mit großer Sicherheit schritt er auf eine Gruppe vornehmer Krieger zu, und diese erkannten in ihm den Huronenhäuptling Magua.

Man empfing ihn mit gemessenem Ernst. Die Delawaren ließen einen Krieger vortreten, der für den besten Redner galt und die Sprachen aller Stämme verstand. „Der tapfere Hurone ist willkommen!" sprach der Delaware; „will er mit seinen Brüdern das Maisgericht essen?" — Magua verneigte sich würdevoll, und der Häuptling führte ihn in seine Hütte. Drei oder vier Krieger folgten ihnen. Bei dem Mahle wurde zuerst von der großen Jagd gesprochen, von der Magua gerade heimgekehrt war. Dabei zeigten die Wirte eine große Zurückhaltung, und niemand verriet, daß alle innerlich überzeugt waren, Maguas Besuch habe eine andere Ursache als bloß eine freundnachbarliche Aufmerksamkeit. Erst als die Eßlust befriedigt war und die Squaws die Überbleibsel des Mahles hinweggeräumt hatten, suchten die Delawaren auf Umwegen den eigentlichen Zweck des Besuchs zu ergründen.

„Hat sich das Gesicht unseres Vaters von Kanada wieder den Huronen zugewandt?" fragte der Delaware. „Wann hat es sich je von ihnen abgewandt?" entgegnete Magua. „Er nannte die Huronen immer seine geliebten Kinder." Der Delaware machte ein Zeichen der Zustimmung, obgleich er wohl wußte, daß diese Behauptung falsch war.

Magua benutzte die Pause in der Unterhaltung, um zu fragen: „Macht meine Gefangene meinen Brüdern Mühe?" — „Sie ist uns angenehm." — „Ich hoffe, meine jungen Leute lassen meinen Freunden Raum zum Jagen in den Bergen!" fuhr der Hurone fort. — „Die Lenapes bedürfen keiner Erlaubnis zu ihren Jagden," versetzte der andere mit Stolz. — „Gewiß," stimmte Magua zu. „Gerechtigkeit muß herrschen zwischen den Rothäuten, denn die Zahl der Bleichgesichter ist groß. Sie sind zahlreicher als die Schwalben in dieser Jahreszeit." Wieder stimmten die Delawaren ein, und Magua fuhr fort: „Sind nicht fremde Mokassins in diese Wälder gekommen? Haben meine Brüder nicht Spuren weißer Männer gesehen?" Der vorsichtige Delaware tat, als verstände er die Anspielung nicht und sagte: „Mein Vater von Kanada kann kommen; seine Kinder sind bereit, ihn zu empfangen." — „Wenn der weiße Häuptling kommt," versetzte Magua unbeirrt, „so wird er mit den Indianern in ihren Wigwams rauchen, und die Huronen werden ihn gleichfalls willkommen heißen. Meine jungen Krieger aber haben geträumt von den Spuren anderer weißer

Männer, die nicht auf der Seite des großen Königs fochten." — „Sie sollen kommen, sie werden die Lenapes nicht schlafend finden." — „Gut!" erwiderte Magua, „der Krieger, dessen Auge offen ist, kann seinen Feind sehen!"

Magua merkte, daß er auf diese Weise seinem Gegenüber nicht beikam, darum änderte er seinen Angriffsplan und sagte: „Die Delawaren hatten ihre Gründe, warum sie nicht auf dem Kriegspfad mitgehen wollten. Aber ihre Freunde haben sich ihrer erinnert und ihnen Geschenke mitgebracht." Bei diesen Worten stand er auf und breitete vor den Augen seiner Wirte mit feierlichem Ernste seine Gaben aus. Es waren Schmucksachen von geringem Wert, die sie den unglücklichen Weibern von William Henry geraubt hatten, aber den geblendeten Augen der Delawaren schienen sie sehr begehrenswert. Sie wurden sichtlich zutraulicher, und Hartherz — so hieß der Häuptling, seines unbeugsamen Sinnes wegen, — sagte: „Mein Bruder ist ein weiser Häuptling. Er ist willkommen!"

„Die Huronen sind Freunde der Delawaren," gab Magua zurück. „Färbt nicht dieselbe Sonne ihre Haut? Werden ihre Toten nicht in denselben Gründen jagen? Die roten Männer müssen Freunde sein; sie müssen sich hüten vor den Bleichgesichtern. — Hat mein Bruder nicht Spuren von ihnen in den Wäldern gesehen?" — Der Angeredete vergaß, daß er kurz zuvor auf dieselbe Frage eine ausweichende Antwort gegeben hatte, denn nun erwiderte er: „Man hat fremde Mokassins um unser Lager gesehen." — „Hat mein Bruder die Hunde weggejagt?" forschte Magua weiter. „Nein," lautete die Antwort, „die Fremden sind in unser Lager gekommen; sie sind willkommen bei den Kindern der Lenape." — „Wird der weiße Häuptling in Kanada nicht zürnen, wenn er hört, daß sein schlimmster Feind mit den Delawaren in ihren Hütten raucht und von ihnen genährt wird?" — „Von wem spricht mein roter Bruder?" fragte der Delaware. — „Mein Bruder möge seine Augen öffnen; er wird unter seinen Gästen einen finden, dessen Farbe weder rot noch weiß ist." — „Die Lange Büchse?" rief Hartherz, und Staunen und Schrecken malten sich gleicherzeit auf seinen Zügen. Es war klar, der Name war nicht fremd unter ihnen; Falkenauge hatte sich bei den feindlichen Indianerstämmen furchtbar gemacht.

Langes Stillschweigen folgte dieser Entdeckung. Hartherz trat mit seinen Gefährten zusammen. Sie beredeten sich leise. Dann wurden Boten ausgesandt, die die angesehensten Häuptlinge zu einer Beratung zusammenriefen. Die wichtige Nachricht ging von Mund zu Mund und überall hatte sie die gleiche Wirkung. Auch den Frauen und Kindern teilte sich die allgemeine Erregung mit: Die Lange Büchse, der gefürchtete Gegner weilte mitten im Lager!

Als die Aufregung sich etwas gelegt hatte, begannen die älteren Krieger zu beraten, wie die Ehre und Sicherheit des Stammes am besten gewahrt

würden. Während dieser Zeit lehnte Magua mit dem Rücken an der Wand einer Hütte und trug eine so gleichgültige Miene zur Schau, als ginge ihn die ganze Sache gar nichts an. Aber dabei entging seinem wachsamen Auge nichts. Ihm war der Charakter der Indianer so bekannt, daß er ihre Entschlüsse immer wußte, ehe sie ausgesprochen waren.

Die Beratung dauerte nicht lange. Man war übereingekommen, eine Volksversammlung einzuberufen. Eine solche fand nur selten und nur bei sehr wichtigen Anlässen statt. Magua wußte, daß nun bald die Entscheidung für seine Pläne kommen würde. Er verließ darum die Hütte und schritt auf den freien Platz hinaus, wo bereits die Krieger sich zu versammeln begannen. Dennoch dauerte es eine halbe Stunde, bis alle sich zusammengefunden hatten, und die Sonne, die jetzt im Mittag stand, sandte ihre Strahlen über eine etwa tausendköpfige Menge, die ernst und gespannt auf das Ergebnis dieser Stunde harrte. Einem Europäer wäre die ungeheure Ruhe, die dabei herrschte, merkwürdig aufgefallen. Mit bewundernswerter Geduld warteten alle, auch die Kinder, bis einer, dem Alter und Erfahrung das Recht dazu verliehen, das Wort ergriff. Heute aber verharrten selbst die ältesten Krieger in Schweigen. Nirgends machte sich ein Zeichen von Ungeduld bemerkbar; doch hätte ein scharfer Beobachter erkennen können, daß immer wieder die ernsten Blicke sich auf eine Hütte richteten, die einzig und allein sich durch eine sorgfältigere Bauweise von den übrigen unterschied.

Endlich unterbrach ein unterdrücktes Murmeln die tiefe Stille. Gleichzeitig öffnete sich die Türe jener Hütte, drei Männer traten heraus und gingen langsam auf den Versammlungsplatz zu. Sie waren älter als alle andern, und der, welcher in der Mitte schritt und sich dabei auf seine greisen Begleiter stützte, mußte ein Alter erreicht haben, wie es nur selten den Menschen beschieden ist. Seine Gestalt mußte einst hoch und schlank gewesen sein. Nun beugte sie die Last von mehr als hundert Jahren. Man sah ihm nicht mehr an, daß vordem sein Fuß elastisch und leicht den Boden berührt; mühselig schleppte er sich vorwärts. Sein dunkles, runzliges Gesicht stach seltsam ab gegen das lange, weiße Haar, das dicht auf seine Schultern fiel. Der Patriarch war auffallend reich gekleidet. Sein Mantel bestand aus den feinsten Fellen; doch hatte man an verschiedenen Stellen die Haare abgeschoren und die Taten und Kämpfe des greisen Helden darauf abgebildet. Seine Brust zierten eine Menge silberner und goldener Münzen, Geschenke von europäischen Herrschern. An den Armen und Beinen glitzerten breite Reifen ebenfalls von Gold und Silber. Auf dem Haupte trug er ein silbernes Diadem, von dem drei schwarze, prächtige Straußenfedern lang auf das weiße Haar herniederwallten. Der Griff seines Tomahawks war kostbar eingelegt, und das Heft seines Messers glitzerte von Gold.

Als sich die erste freudige Erregung über das Erscheinen des verehrten

Patriarchen etwas gelegt hatte, ging es flüsternd durch die Reihen: „Tamenund!“ Oft hatte Magua den Namen dieses gerechten und weisen Delawaren nennen hören. Es ging von ihm die Rede, daß er gewürdigt sei, geheime Zusammenkünfte mit dem Großen Geiste zu pflegen. Der Hurone suchte sich darum einen Platz, von wo aus er die Züge des Greises genau erkennen konnte.

Der alte Mann hielt die Augen geschlossen. Zuviel schon hatten sie gesehen von Menschenleid und Menschentücke. Er schritt an dem Huronenhäuptling vorüber, ohne ihn zu beachten und setzte sich auf einen erhöhten Platz in der Mitte seines Volkes. Die Güte eines Vaters und die Würde eines Herrschers sprachen aus seinen Zügen. Mit unbeschreiblicher Ehrfurcht schaute das Volk auf diese edle Greisengestalt, die schon einer anderen Welt anzugehören schien.

Nach einer kurzen Pause tiefsten Schweigens erhoben sich die vornehmsten Häuptlinge, traten vor ihn hin, ergriffen seine Hände und legten sie auf ihr Haupt, als wollten sie um seinen Segen bitten. Die übrigen gereiften Krieger berührten den Saum seines Mantels, während die Jüngeren sich begnügen mußten, das Antlitz des verehrten Greises schauen zu dürfen. Dann kehrten alle wieder an ihre Plätze zurück, und wieder herrschte lautlose Stille.

Auf einen Wink von Tamenunds greisen Begleitern erhoben sich etliche der jüngeren Männer, gingen auf eine größere Hütte zu und brachten die Personen herbei, die den Anlaß zu dieser feierlichen Versammlung gegeben hatten. Die Menge teilte sich und ließ eine Gasse frei, durch welche die gefangenen Gäste in die Mitte des Kreises traten, der sich hinter ihnen wieder schloß.

Fest einander umschlingend, standen Kora und Alice in der Mitte der Versammlung, dicht hinter ihnen Dunkan, und sein sorgender Blick streifte einmal zu dieser, dann wieder zu jener. Der Kundschafter hielt sich etwas im Hintergrund, sein ehrliches, offenes Gesicht verdunkelt vor mühsam verhaltenem Grimm; Unkas war nicht da. Mit gespanntester Neugierde schauten die Anwesenden alle auf die Gefangenen.

Endlich erhob sich einer der alten Häuptlinge und fragte laut und in verständlichem Englisch: „Welcher von euch ist die Lange Büchse?“ Minutenlang herrschte Schweigen auf diese Frage. Heywards Auge überflog die dunkle schweigsame Menge; als er Magua erkannte, wurde ihm mit einem Schlag der Zusammenhang ihrer Lage klar, und es ahnte ihm nichts Gutes. Er hatte schon manchesmal gehört, wie kurzerhand die Rothäute mit ihren Gefangenen verfahren. Jedenfalls wollte er das Seine tun, seinem edlen Freund, der ihm und seinen Begleiterinnen nun schon so oft Zeichen seiner Treue gegeben, auch seinerseits beizustehen, und drum erwiderte er, als die obige Frage wiederholt wurde, kurz entschlossen und in hochmütigem Tone: „Gebt uns Waffen und laßt uns hinaus in die Wäl-

der gehen; dort werden unsere Taten für uns sprechen." „Also du bist der Krieger, dessen Name unsere Ohren erfüllt hat?" sagte der Häuptling, und lebhaftes Interesse sprach aus seinen Zügen. „Warum hast du dich in unser Lager geschlichen?" „Ich kam aus Not; ich suchte Nahrung, Schutz und Freunde." — „Das kann nicht sein, die Wälder sind voller Wild, und das Haupt eines Kriegers bedarf keines Obdachs. Auch sind die Delawaren keine Freunde der Engländer. Geh, deine Zunge hat gesprochen, doch dein Herz blieb stumm."

Heyward schwieg, denn er wußte nicht gleich, was er auf diese treffenden Einwendungen erwidern sollte. Da trat der Kundschafter vor. „Wenn ich auf Eure Frage nach der Langen Büchse nicht gleich geantwortet habe," sagte er, „so geschah dies nicht etwa aus Furcht oder Scham. Nein, ich wollte den Mingos nicht das Recht einräumen, mir einen Namen beizulegen, der weder eine Ehre noch eine Anerkennung für mich bedeutet. Meine Verwandten nannten mich Nathanael, meine Freunde aber, jene Delawaren, die an ihrem eigenen Flusse wohnten, nennen mich Falkenauge, und darauf bin ich stolz."

Aller Augen, die bisher mit großer Spannung auf Dunkan geruht, wandten sich nun dem Kundschafter zu. Es kam nicht gerade selten vor, daß zwei Krieger auf einen Namen Anspruch erhoben, der einen guten Klang unter ihnen hatte. Darum wendete sich der alte Häuptling nun an Magua: „Mein Bruder sagt, daß eine Schlange in mein Lager gekrochen sei. Wer ist es?" Der Hurone deutete auf den Jäger. Doch Dunkan, in dem Drange, diesem beizustehen, rief: „Wird ein weiser Delaware dem Gebell eines Wolfes glauben?" Maguas Auge flammte; doch er bezwang sich und wandte sich voll Verachtung ab. Nach kurzer Beratung sagte derselbe Häuptling, der bisher gesprochen hatte, zu ihm: „Mein Bruder ist ein Lügner genannt worden; das tut seinen Freunden leid. Sie wollen zeigen, daß er wahr gesprochen. Man gebe meinen Gefangenen Gewehre, damit ihre Taten uns lehren, welcher von ihnen in Wahrheit die Lange Büchse ist."

Der Schlaue Fuchs tat, als fühle er das Mißtrauen nicht, das dieser Vorschlag gegen ihn enthielt. Er nickte einwilligend, denn er wußte, daß das Ergebnis dieser Probe seine Aussage bestätigen würde.

Sogleich schritt man zur Ausführung. Die beiden Männer, von denen ein jeder die „Lange Büchse" genannt sein wollte, erhielten geladene Gewehre. Als Ziel wurde ihnen ein irdenes Gefäß, das in einiger Entfernung auf einer knorrigen Baumwurzel stand, angewiesen. Heyward mußte innerlich über sich selber lächeln, daß er mit dem Manne um die Wette schießen sollte, der ihm nun schon des öfteren so wunderbare Beweise seiner Zielsicherheit gegeben hatte. Trotzdem war er fest entschlossen, die einmal übernommene Rolle weiterzuführen, und strengte sich aufs äußerste an. Er schoß zuerst, und ein allgemeines Freudengeschrei kündigte an,

daß er sein Ziel nicht gar zu weit verfehlt hatte. Seine Kugel schlug in den Baum, wenige Zoll von dem Gefäß entfernt, ein. Sogar der Jäger versagte ihm seine Anerkennung nicht.

Aber anstatt nun seinerseits anzulegen, blieb er wie in tiefes Nachdenken versunken ruhig stehen, bis ein junger Indianer, ihm auf die Schulter klopfend, mahnte: „Schießen, anderes Bleichgesicht." Da hob er sein Gewehr, schwang es durch die Luft und rief Magua zu: „Höre, Hurone! Jetzt wäre es mir ein leichtes, dich für immer unschädlich zu machen. Keine Macht der Erde könnte mich daran hindern! Der Falke, der auf die Taube niederstößt, ist seines Ziels nicht sicherer als meine Kugel, wenn ich dein falsches Herz durchbohren wollte. Warum tu ich's nicht? Weil meine Gaben, das sind die Gaben eines weißen Mannes, es mir verbieten. Denn ich würde Unheil über Unschuldige bringen. Wenn du einen Gott hast, dann danke ihm auf den Knien; denn er ist's, der dich beschützt."

Totenstille folgte diesen Worten. Die Delawaren schauten voll Spannung auf Magua. Der aber stand so unbeweglich und starr, als ginge ihn die Rede des Jägers gar nichts an. „Wenn der weiße Mann wirklich der Krieger ist, der er sein will, so möge er dies jetzt zeigen," sagte endlich der Häuptling. Da schlug der Kundschafter ein so lautes Lachen an, daß Heyward erschreckt zusammenfuhr; denn noch nie hatte er dies aus dem Munde des Jägers vernommen. Aber gleichzeitig ließ dieser das Gewehr wie von ungefähr auf seine linke Hand herunterfallen. Im selben Augenblick krachte der Schuß, und das irdene Gefäß sprang in tausend Stücken auseinander. Beinahe gleichzeitig warf Falkenauge das Gewehr verächtlich zur Seite.

Eine allgemeine Bewunderung ergriff die Zuschauer ob des meisterhaften Schusses. Bald aber wurden Stimmen laut, die es für Zufall hielten, daß der Jäger so gut getroffen, und immer mehr traten dieser Ansicht bei. Auch Heyward äußerte diese Meinung. Da brauste Falkenauge heftig auf. „Zufall," schrie er, „hält der Hurone dort den Schuß auch für einen Zufall? Dann gebt uns beiden Waffen und stellt uns in den Wald hinaus, dann wird man sehen, wer die sicherste Hand und das schärfste Augenmaß hat!" Der alte Delaware aber sagte: „Gebt ihnen nochmals Gewehre!" „Sei's drum," rief der Jäger und griff begierig nach der Waffe, die man ihm reichte.

„Seht Ihr die Kürbisflasche dort, Major, die an jenem Baume hängt? Die wollen wir aufs Korn nehmen. Seht zu, ob Ihr sie trefft." Der Kürbis war eines jener Gefäße, wie sie bei den Indianern im Gebrauch waren, und hing an einem hirschledernen Riemen von dem dürren Ast einer Fichte herab, mehr als die Hälfte weiter von den Schützen entfernt als jenes erste Gefäß. Heyward erging es merkwürdig. Er vergaß völlig die Lage, in der er sich befand, und war nur von dem einen Wunsche beseelt, zu zeigen, daß er kein schlechter Schütze war. Er zielte aufs sorgfältigste

mit Anspannung aller seiner Nerven. Als er abgefeuert hatte, sprangen sofort einige junge Indianer herzu und suchten die Kugel. Sie war dicht an dem Kürbis vorbei und in die Rinde des Baumes gefahren, und ein Ruf der Freude kündete die Anerkennung der Rothäute für diese Leistung an.

Der Jäger lachte sein leises, herzliches Lachen: „Nicht so übel," meinte er, „für einen von der königlichen Armee. Doch wenn ich oft nur soviel mein Ziel verfehlt hätte, dann hätten die Mingos noch manchen Gesellen mehr in ihren Dörfern. Ich hoffe, der Besitzer dieser Flasche hat deren noch mehrere, denn in dieser wird er kein Wasser mehr holen können!"

Während er so gesprochen, hatte er sich zum Schuß vorbereitet. Nun setzte er den einen Fuß etwas zurück, hob langsam den Arm, der die Waffe hielt, bis er sich in ebener Linie mit dem Kürbis befand, und nach einem kurzen Augenblick der Ruhe drückte er ab. Eine helle Flamme schoß aus der Mündung des Rohres. Die jungen Leute eilten begierig hinzu, doch vergebens suchten sie nach der Kugel. Enttäuscht und verächtlich berichteten sie dies der Versammlung.

„Geh," sprach der alte Häuptling zu dem Kundschafter, und der Ton seiner Stimme verriet deutlich seine Geringschätzung, „du bist ein Wolf in einem Hundsfell. Deine Zunge redet große Worte, aber deine Hände sind leer. Ich will mit der ‚Langen Büchse' reden," wandte er sich an Heyward. „Toren," rief der Jäger, ohne sich einschüchtern zu lassen, „wenn ihr die Kugel finden wollt, die Falkenauge geschossen, so müßt ihr das Ziel genau besehen."

Er hatte diesmal in der Sprache der Delawaren gesprochen. Die Indianer rissen den Kürbis herab und hielten ihn mit einem Jubelruf in die Höhe. Die Kugel war zur Öffnung des Gefäßes eingedrungen und hatte den Boden durchbohrt. Diesmal hielt keiner der anwesenden Delawaren mit seiner Bewunderung zurück, und Falkenauge konnte mit der Wirkung seines Schusses zufrieden sein.

„Warum wollte mein Bruder meine Ohren mit Lügen stopfen?“ wandte sich der Häuptling nun an Dunkan. „Meinst du, ein Delaware sei ein Dummkopf, der einen Panther nicht von einer Katze unterscheiden kann?“ — „Die Delawaren werden sehen, wer hier ein Lügner ist,“ erwiderte dieser auf Magua weisend. — „Es ist gut,“ antwortete der Häuptling, „wir werden sehen, wer unsere Ohren verstopfen will. Mein roter Bruder möge sprechen, die Delawaren hören.“

Mit unnachahmlicher Würde trat Magua in die Mitte des Kreises. Ehe er zu reden begann, ließ er seine Augen langsam über die weite Versammlung schweifen, und es war, als hafte sein Blick auf den einzelnen, gleichsam um zu erraten, in welcher Weise er sprechen müßte. Dann hob er an in der Sprache von Kanada, die alle verstanden: „Der große Geist, der die Menschen schuf, gab ihnen verschiedene Farben. Einige machte er schwärzer als der Bär in den Wäldern. Diese sollten Sklaven sein, sie mußten mehr arbeiten als der Biber, und meine Ohren hören ihre Seufzer, wenn der Wind von Mittag weht. — Andern gab er eine Haut, weißer als das Hermelin; sie sollten Händler sein, Hunde gegen ihre Weiber, Wölfe gegen ihre Sklaven. Er gab ihnen die treulose Zunge der wilden Katze, das furchtsame Herz eines Hasen, die Schlauheit eines Schweines und Arme länger als die Beine des Elentieres. Mit ihren Zungen verstopfen sie die Ohren der Indianer, sie bezahlen ihre Soldaten, die ihre Kriege führen. Mit ihren Armen umschlingen sie die Erde von den Ufern des Salzsees bis zu den Inseln der großen Seen. Ihre Gefräßigkeit ist unersättlich, alles wollen sie besitzen — die Bleichgesichter. — Einige machte der große Geist mit Häuten heller und röter als die Sonne dort“ — dabei wies er mit ausdrucksvoller Gebärde gen Himmel — „und diese formte er nach seinem Bilde. Er gab ihnen diese Insel mit allem, was darauf wächst. Die Winde kühlen sie im Sommer und Felle erwärmen sie im Winter. Wenn sie kämpften, so geschah dies, um zu beweisen, daß sie Männer seien. Sie waren tapfer, sie waren gerecht, sie waren glücklich.“

Hier machte der Redner eine Pause und schaute um sich, ob seine Rede den gewünschten Eindruck mache. Aller Augen waren voll Feuer auf ihn geheftet. Jeder fühlte sich von dem Wunsche beseelt, sein Geschlecht wieder neu aufblühen zu sehen. Nun fuhr er mit gedämpftem, fast klagendem Tone fort: „Warum gab der große Geist seinen Kindern verschiedene Sprachen? Es geschah, damit alle Tiere sie verstehen können. Einige schickte er unter den Schnee zu den Bären; andere ließ er bei der untergehenden Sonne wohnen, am Weg zu den glücklichen Jagdgründen; wieder andern gab er das Land um die süßen Seen; aber seinen geliebtesten Kindern schenkte er den Sand des Salzsees.“

„Es waren die Lenapes!“ unterbrachen zwanzig, dreißig begeisterte Stimmen seine Rede. „Ja, die Lenapes,“ bestätigte Magua und senkte das Haupt wie aus Ehrfurcht vor der ehemaligen Größe dieses Stammes.

„Die Sonne stieg empor aus dem Wasser, das salzig war, und ging unter in dem Wasser, das süß war. Nie verbarg sie sich vor ihren Augen. Aber es ist nicht meine Aufgabe, ein weises Volk bekannt zu machen mit seiner Vergangenheit. Ist keiner unter euch, der alles gesehen hat, seine Größe, seine Siege, seinen Wohlstand, sein Unglück, sein Verderben, seinen Niedergang? Ich schweige, denn meine Zunge ist schwer, und mein Herz ist aus Blei, aber meine Ohren sind geöffnet."

Aller Augen wandten sich wie auf ein verabredetes Zeichen auf Tamenund. Dieser war die ganze Zeit hindurch wie leblos in sich zusammengesunken dagesessen. Fast hätte es scheinen können, als seien Maguas Worte an seinen Ohren abgeglitten, wenn er nicht zwei-, dreimal den Kopf etwas erhoben hätte. Als der Hurone mit klingendem Nachdruck den Namen der Lenape ausgesprochen, hatte er die Augen halb geöffnet und sein matter Blick war über die Versammlung geschweift. Nun, da der andere schwieg, machte er eine Anstrengung, sich zu erheben und, von seinen zwei Begleitern gestützt, richtete er sich voll auf und nahm eine achtunggebietende Stellung ein.

„Wer nennt die Kinder der Lenape?" fragte er mit dumpfen Kehllauten, die aber bei dem ehrfurchtsvollen Schweigen deutlich zu verstehen waren. „Wer redet von Dingen, die nicht mehr sind? Das Ei wird zum Wurm, der Wurm zur Fliege, die Fliege stirbt. Warum den Delawaren von Gütern sprechen, die nicht mehr sind? Laßt uns dem Manitou vielmehr danken für das, was wir noch haben." — „Ein Freund Tamenunds hat davon geredet," erwiderte Magua, näher vor den Patriarchen tretend. „Ein Freund?" entgegnete dieser, und seine Stirne überzog sich mit einer Wolke. „Sind die Mingos die Herren der Erde? Ein Hurone hier? Was will er?" — „Gerechtigkeit! Seine Gefangenen sind in den Händen seiner Brüder; er ist gekommen, sein Eigentum zurückzufordern."

Einer der Häuptlinge, die den Greis stützten, erklärte ihm mit kurzen Worten den Sachverhalt. Tamenund sah Magua eine Weile forschend an, dann sprach er: „Gerechtigkeit ist die oberste Forderung Manitous! Meine Kinder, gebt diesem Huronen Nahrung und dann nehme er, was sein ist."

Das Urteil war gefällt, und erschöpft setzte sich der Patriarch nieder. Keiner der umstehenden Delawaren hätte es gewagt, diesem Richterspruch sich zu widersetzen. Vier, fünf junge Krieger traten sofort hinter Heyward und den Kundschafter, und ehe sich diese die Sachlage ganz klar gemacht hatten, wurden schon ihre Arme auf dem Rücken mit Riemen zusammengebunden, so daß sie keinen Widerstand mehr leisten konnten. Triumphierend blickte Magua über die ganze Versammlung. Dann wandte er sich an die Gefangenen. Eisige Verachtung sprach aus Koras stolzem Gesicht. Da, eingedenk seiner schon einmal so erfolgreich angewandten List, nahm er Alice, die sich auf einen der Krieger gestützt

hatte, auf seine Arme und gebot der Menge, ihm Platz zu machen. Doch diesmal hatte er sich verrechnet. Anstatt ihm zu folgen, warf Kora sich zu den Füßen des Patriarchen nieder und rief laut: „Gerechter und ehrwürdiger Delaware! Wir flehen deine Gerechtigkeit und Gnade an! Höre nicht auf die Lügen dieses schändlichen Huronen. Nimm dich der Unglücklichen an, die deine Hilfe anflehen!"

Mit Anstrengung öffnete der Greis von neuem die Augen. Mit leerem Ausdruck starrte er zunächst auf die Versammlung; als aber die rührend flehende Stimme an sein Ohr drang, senkten seine Blicke sich langsam zu Kora nieder. Das Ausdruckslose seiner Miene verschwand allmählich. Sein Gesicht belebte sich, Bewunderung malte sich in seinen Zügen. Er stand mit überraschender Kraft ohne Hilfe plötzlich auf und fragte mit Festigkeit: „Wer bist du?" „Ein Weib, das deine Hilfe anfleht, allerdings von einer Rasse, die dir verhaßt ist, eine aus dem Geschlecht der Engländer; aber sie hat dir oder einem der Deinen noch nie Leid angetan." „Und was willst du von mir?" „Nichts, als die Erlaubnis, frei unseres Weges ziehen zu dürfen. Wir sind wider unsern Willen als deine Gefangenen in dein Lager gekommen." „Sprich weiter!" — „Es ist noch ein Gefangener hier; man hat ihn nicht vor dich gebracht. Er ist von deinem Stamme, aus deinem Blut. Er soll mit dir sprechen."

Tamenund schaute forschend um sich. „Es ist eine Schlange," rief einer der Krieger, „eine Rothaut im Solde der Engländer. Wir sparten ihn für die Marter!" — „Laßt ihn kommen!" befahl der Greis. Er sank auf seinen Sitz zurück, während einige sich entfernten, den Gefangenen zu holen.

Totenstille herrschte im Kreis, während man wartete. Dann teilte sich die Menge schweigend, um Unkas hindurchzulassen. Der schlanke geschmeidige Wuchs des Gefangenen verfehlte seines Eindrucks nicht. — Ruhigen Blickes schaute der Jüngling in die Versammlung. Mit demselben Gleichmut nahm er die feindselige Haltung der Häuptlinge wie die neugierige Aufmerksamkeit der Weiber und Kinder wahr. Als aber sein Blick auf Tamenund fiel, trat Bewegung in sein stolzes, ruhiges Antlitz. Es war, als ob seine ganze Seele ihm in die Augen trete. Er trat dicht vor den Erdhügel, auf dem Tamenund saß, und blieb schweigend vor ihm stehen. Dieser bemerkte ihn nicht, bis einer seiner Begleiter ihm sagte, daß der Gefangene da sei.

„In welcher Sprache redet der Gefangene zum großen Geiste?" fragte er dann. „In der Sprache der Delawaren, wie seine Väter," erwiderte Unkas. Ein verächtliches, zorniges Gemurmel lief durch die Versammlung. Auch Tamenund war wie in Schmerz zusammengezuckt bei diesen Worten, dann sprach er in tiefen Gaumentönen. „Ein Delaware!" rief er. „Ich habe lange, lange gelebt! Ich sah die Urstämme der Lenapes an ihren Ratsfeuern sitzen, ich sah sie vertrieben werden und wie ein Rudel ver-

scheuchter Hirsche sich zerstreuen. Ich sah, wie die Beile fremder Völker unsere Wälder niederhieben; aber nie, nie sah ich einen Delawaren, der so niedrig war, daß er gleich einer giftigen Schlange im Dienste fremder Völker ins Lager seiner Brüder geschlichen wäre." — „Fremde Vögel haben ihren Schnabel geöffnet," entgegnete Unkas mit klangvoller Stimme, „und Tamenund hat ihrem Sange gelauscht."

Der Greis fuhr zusammen und neigte das Haupt, als lausche er einer fernen Melodie. Dann sprach er: „Träumt Tamenund? Welche Stimme hat sein Ohr berührt? Ist der Winter vorüber, und soll der Sommer noch einmal wiederkehren für die Kinder der Lenape?" Eine tiefe Stille folgte diesen Worten, deren Sinn keiner der Umstehenden verstand. Sie glaubten, der greise Patriarch rede mit dem großen Geiste.

Nach einer langen Pause mahnte einer der Häuptlinge den ganz versunkenen Greis an die Gegenwart der Gefangenen. „Der falsche Delaware harrt mit Zittern deines Urteilsspruches," sagte er. „Er ist ein Hund, der bellt, wenn die Engländer ihm die Fährte zeigen!" — „Und was seid Ihr?" knirschte Unkas finster um sich blickend. „Ihr seid Hunde, die winseln, wenn die Franzosen ihnen Knochen vorwerfen." — Aus hundert Kehlen ein einziger Schrei war die Antwort auf diese Beleidigung. Im Nu sprang eine ganze Anzahl der Krieger auf die Füße, schwang das Messer gegen den Gefangenen, und Unkas wäre ihrer Wut zum Opfer gefallen, wenn nicht die älteren Häuptlinge zur Ruhe gemahnt hätten.

Tamenund bewegte die Lippen; man sah, er wollte reden. Da wurde es totenstill. „Delaware," sagte der Greis, „deines Namens bist du nicht würdig. An dem Himmel meines Volkes hat sich seit vielen Jahren die Sonne hinter schwarzen Wolken versteckt. Doppelt ehrlos ist der, der sein Volk im Elend verläßt. Das Gesetz des großen Manitou ist gerecht, solange die Ströme fließen, die Berge stehen und die Jahreszeiten wechseln. Nehmt ihn, meine Kinder, und tut mit ihm, wie ihr wollt."

Ein Schrei wie Erlösung brach bei diesem Urteilsspruch von allen Lippen. Dann verkündete einer der Häuptlinge mit lauter Stimme, daß der Gefangene des Feuertodes sterben solle. Sofort wurden Vorbereitungen zur Vollstreckung des Urteils getroffen, es entstand ein grenzenloser Tumult. Heyward versuchte sich von seinen Wächtern loszureißen, und auch Falkenauges Blicke wurden besorgt. Noch einmal warf sich Kora zu den Füßen des Patriarchen nieder und flehte um Gnade.

Unkas allein bewahrte seine stolze Ruhe. Gleichgültig sah er den Vorbereitungen zu und blieb bewegungslos, auch als einige Krieger auf ihn zutraten und ihn erfaßten. Der Wildesten einer riß ihm mit rauher Hand das lose Jagdhemd vom Leibe. Im selben Augenblick aber blieb er wie erstarrt vor seinem Opfer stehen. Langsam hob er die Hand und wies auf die Brust des Gefangenen. Alles drängte sich herzu, und dieselbe Starrheit bemächtigte sich aller Umstehenden. Auf der Brust aber des

jungen Delawaren bemerkte man nichts als die kleine Figur einer Schildkröte, die in glänzender blauer Farbe kunstvoll eintätowiert war.

Ruhig lächelnd blickte Unkas um sich. Dann winkte er die Männer mit einer gebietenden Handbewegung zur Seite, trat dicht vor Tamenund und sprach mit der Würde und dem Stolze eines Königs: „Männer der Lenape! Ihr schauet mit Verwunderung auf dieses Zeichen. Ja, auf mir ruht euer ganzer Stamm, mein Geschlecht trägt die Erde. Kein Delaware könnte ein Feuer anzünden, das mich verschlänge; mein Blut würde es löschen; denn es ist das Blut des Volkes."

Tamenund hatte sich bei den ersten Worten des Jünglings erhoben. Zitternd vor Erregung lauschte er den Worten. Nun fragte er: „Wer bist du, mein Sohn?" „Unkas bin ich, der Sohn des Chingachgook aus dem Geschlecht der Schildkröte," erwiderte der Gefangene, sich voll Ehrfurcht vor dem Greise verbeugend.

„Tamenunds Stunde ist nahe," rief der Weise. „Die Sonne kommt! Ich danke dir, Manitou, für diese Stunde. Nun ist einer gefunden, der Tamenunds Platz am Ratsfeuer einnehmen wird. Lasset die Augen des sterbenden Adlers in die Sonne blicken."

Unkas betrat einen Erdhügel und zeigte sich mit edlem Anstand der staunenden Menge. Tamenund trat zu ihm; sein Blick suchte in den edlen Zügen, und immer freudiger und glücklicher wurde der Ausdruck im Antlitz des Greises. Längst vergangene glückliche Zeiten wurden lebendig in ihm. Endlich rief er aus: „Hat Tamenund so lange geschlafen? Träumte ihm, daß sein Volk zerstreuet ward wie der Sand am Meer, daß die Engländer zahlreicher waren als die Blätter der Bäume? Tamenunds Arm ist welk, sein Pfeil wird die fliehende Hirschkuh nimmer erreichen, sein Schritt ist müde und schwer, und doch steht Unkas vor ihm so wie an jenem Tage, da sie zusammen den Kriegspfad schritten. Unkas, der Panther seines Stammes, der älteste Sohn der Lenape, steht vor mir. Sagt, meine Kinder, hat Tamenund geschlafen durch hundert Winter?"

Alles schwieg; dann trat Unkas dicht vor den Greis, voll Zärtlichkeit blickte er in das welke Gesicht; dann sagte er: „Vier Kinder seines Geschlechts lebten und starben, seit Tamenund mit seinem Freunde Unkas die Krieger zur Schlacht führte. Alle kehrten sie zur Erde zurück, von der sie kamen, nur Chingachgook und ich, sein Sohn, sind übrig geblieben." — „Und warum sind die Plätze der Schildkröten an unserem Ratsfeuer so lange leer geblieben?" fragte der Greis mit zitternder Stimme. „Weil wir an dem Strome geblieben sind, den die Delawaren liebten, solange wir vermochten. Wir haben den Hirsch verfolgt in seinem Lauf, und als wir wieder kamen, war die Stätte leer. Die Delawaren waren von hinnen gezogen. Die Mohikaner aber wollten sterben an der Stelle, die sie geliebt. Wenn Manitou uns rufen wird, dann werden wir den Strom hinabfahren zum großen See und wieder Besitz ergreifen von dem, was

einst unser eigen war. Dies ist der Glaube der Kinder der Schildkröte!" Er hatte laut und vernehmlich gesprochen, und mit Befriedigung sah er, wie seine Worte wirkten. Die feindselige Haltung schwand zusehends, und etwas wie Ehrfurcht und Bewunderung trat an ihre Stelle.

Da fiel Unkas Blick auf Falkenauge, der noch immer gefesselt stand. Rasch schritt er auf den Freund zu und mit einem Ruck zerschnitt er dessen Bande. Er nahm den Jäger bei der Hand und trat mit ihm vor Tamenund. „Wenn Unkas bei den Delawaren willkommen ist," sagte er, „so muß es auch dieser sein, der sein Freund ist." „Ist er ein Krieger?" fragte der Greis. „Einer der Tapfersten ist es," erwiderte der Jüngling, „bekannt bei den Engländern, gefürchtet von den Mingo." „Welchen Namen hat er sich erworben durch seine Taten?" „Wir nennen ihn Falkenauge, denn sein Auge ist scharf wie das des Falken; die Mingos nennen ihn Lange Büchse." „Lange Büchse!" rief Tamenund entsetzt, „mein Sohn tut unrecht, ihn Freund zu nennen; er hat schon viele meiner Krieger getötet." „Er hat sich hundertfach als Freund bewährt," rief Unkas warm, „und — —"

Falkenauge konnte bei dieser Anklage nicht länger an sich halten. „Ein Mingo mag Euch solches in die Ohren geflüstert haben," rief er, „noch nie hat meine Hand einem Delawaren ein Leid zugefügt; denn mein Herz hängt an ihnen."

Ein Murmeln des Beifalls erhob sich bei dieser Rede im Kreise der Umstehenden, gleichzeitig aber sah man sich nach Magua um, während Tamenund fragte: „Wo ist der Hurone, der meine Ohren mit Lügen verstopft hat?" Mit kecker Stirn trat Magua vor: „Der gerechte Tamenund wird nicht behalten, was ein Hurone ihm geliehen hat," sagte er. „Sage, mein Sohn," fragte der Greis, ohne Magua weiter zu beachten, „hat dieser Hurone ein Recht als Sieger an dich?" „Er hat keines, der Panther kann in die Schlingen geraten, die ein Feigling ihm legt; aber er ist klug und stark und kann die Schlingen zerreißen!" — „Und die Lange Büchse?" — „Sie spottet der Mingos!" „Der weiße Fremdling und das weiße Mädchen, die in mein Lager kamen?" — „Sie sollen frei sein!" — „Und das Weib, das der Hurone in mein Lager gebracht?" — Unkas schwieg. „Mein Sohn schweigt," sagte Tamenund ernst, „was ist's mit dem Weibe?" „Sie ist mein!" schrie Magua triumphierend gegen Unkas, „du weißt, Mohikaner, daß sie mein ist!" — „Mein Sohn schweigt?" rief der Greis schmerzvoll. „Was ist's mit dem Weibe?" — „Sie ist sein," antwortete der Jüngling leise und schmerzlich. „Dann nimm sie, Hurone," urteilte der Weise, „Manitou will keine Ungerechtigkeit!"

Mit namenlosem Hohn auf dem wilden Angesicht trat Magua vor sein Opfer hin und faßte sie am Arm. Die Delawaren wichen zur Seite, und die unglückliche Kora, die einsah, daß jedes weitere Flehen zwecklos sei, schickte sich an, ihrem Peiniger zu folgen. „Halt, halt!" schrie Dunkan

voll Verzweiflung, „das kann, das darf nicht sein. Verlange, was du willst, Hurone, Gold, Silber, Blei, Pulver, es soll dir alles werden.“ „Magua ist zufrieden,“ erwiderte dieser mit höhnischem Grinsen, „er hat seine Rache!“ — „Gerechter Delaware, erbarme dich,“ schrie Heyward, in wilder Verzweiflung sich zu den Füßen des Patriarchen niederwerfend. Dieser war völlig in sich zusammengesunken. „Der Delaware hat gesprochen,“ erwiderte der leise, aber bestimmt, „Männer reden nicht zweimal.“

Falkenauge winkte dem Major, zu schweigen. „Das Urteil des Delawaren ist unumstößlich,“ flüsterte er ihm zu. Dann trat er auf Magua zu, stellte sich ihm in den Weg und sagte: „Gib dies Weib frei, Hurone, du wirst zugeben, daß ein Krieger wie ich deinem Volke mehr wert sein muß als sie, und sei sie auch das beste Weib der Grenzlande.“ Einen Augenblick zögerte Magua, dann aber sagte er, mit einer verächtlichen Handbewegung den Jäger zur Seite schiebend: „Magua ist ein großer Häuptling, und er hat nur einen Willen — Platz!“

Kora aber ergriff voll Innigkeit die harte Hand des Edelmütigen und rief: „O, ich danke Euch, ich danke Euch! Doch niemals hätte ich dies Opfer von Euch angenommen, edler Mann. Wenn Ihr mir noch eine Liebe antun wollt, so sorgt dafür, daß dieses Kind bald in Sicherheit kommt. Bringt sie zu ihrem Vater zurück. Ich sage nicht, er wird Euch belohnen. Ihr steht hoch über jeglichem Lohne. Aber der alte Mann wird Euch danken und segnen.“ Dann noch einen letzten innigen Blick auf die ohnmächtige Schwester werfend, wandte sie sich zu ihrem Verderber und sagte mit einer Vornehmheit ohnegleichen, „gehen wir nun, Mann.“ „Ja, geh', Verruchter!“ schrie Dunkan ihm nach. „Die Delawaren haben ihre Gesetze, an die sie sich halten müssen, aber ich habe keine. Die Wälder sind offen!“

„Der Engländer kann uns folgen,“ erwiderte der Schlaue Fuchs spöttisch. Dunkan wollte ihm nachstürzen, aber Falkenauge hielt ihn zurück. „Das wäre die größte Torheit, Major,“ rief er ihm zu. „Ihr kennt die Rasse noch nicht. Er würde Euch in einen Hinterhalt locken, und Ihr wäret ihm erbarmungslos ausgeliefert.“ — „Hurone,“ rief Unkas, der bisher geschwiegen hatte, „Hurone, sieh nach der Sonne. Wenn die Sonne über den Bäumen steht, werden Männer dir folgen.“ „Ich höre das Krächzen einer Krähe,“ rief Magua zurück. „Macht Platz, Delawarenweiber. Versucht doch eure Pfeile gegen die Wyandotts, ihr Hunde, Kröten, Schwächlinge!“ Schweigend wurden diese Schimpfworte angehört, denn die Gesetze indianischer Gastfreundschaft schloß den Beleidigten den Mund. Aber heimlich ballten sich die Fäuste hinter dem Davoneilenden, der mit seinem Opfer bald in der Dunkelheit des Waldes sich verlor.

Edle Opfer

Solange Magua noch zu sehen war, blieb die Menge regungslos stehen. Sobald er aber verschwunden war, brach die verhaltene Wut aus. Unkas, dessen Augen Koras Gestalt bis zuletzt gefolgt waren, verließ schweigend mit finsterem Angesicht die Versammlung und ging in die Hütte, aus der man ihn geholt hatte; die angesehensten Krieger folgten ihm. Tamenund wurde in sein Zelt zurückgeleitet und Alice in Sicherheit gebracht. Alles, was in der nächsten Stunde geschah, deutete darauf hin, daß der ganze Stamm nur von einem Gedanken beherrscht war: den Schimpf zu rächen, den der Hurone ihnen angetan.

Nach einiger Zeit trat ein Krieger aus Unkas' Hütte, ging ernsten Schrittes auf eine Fichte zu, riß ihr die Rinde herunter und kehrte, ohne ein Wort zu sprechen, in die Hütte zurück. Ein zweiter Krieger erschien und hieb wortlos die Äste vom Baum, ein dritter färbte den kahlen Stamm rot wie Blut. Nun trat Unkas hervor, er trug nur noch Lederhose und Gürtel und die eine Hälfte seines Gesichtes war schwarz gefärbt. Gemessenen Schrittes umkreiste er den roten Stamm, indem er dabei einen wilden Kriegsgesang anstimmte. Ein Krieger nach dem andern schloß sich ihm an, bis Unkas mit fürchterlichem Schlachtruf seinen Tomahawk tief in den Stamm schlug. Da wußten es alle Männer, daß er ihr Führer sein würde im bevorstehenden Kampfe. Ein tosendes Jubelgeschrei erfüllte die Luft, und alle Männer und Jünglinge stürzten auf den Pfahl und hieben drauf los, bis nichts mehr von ihm übrig war als die Wurzel. Im Sinnbild trafen sie den Feind.

Inzwischen war die Sonne emporgestiegen und sandte ihre Strahlen über die Bäume auf die Lichtung des Dorfes. Die Zeit des Waffenstillstands war zu Ende. Die Männer versammelten sich um den Häuptling, und es trat wieder Ruhe ein. Falkenauge hatte indessen einen Knaben in den Wald geschickt, um seine und des Mohikaners Büchse aus einem Versteck zu holen, wo er sie verborgen hatte, ehe er das Dorf der Delawaren betreten hatte. Er wußte wohl, daß er selbst nicht gehen durfte, ohne Gefahr zu laufen, Maguas Spähern in die Hände zu fallen. Den Knaben aber würden jene zunächst nicht weiter beachten. Es erwies sich, daß der Jäger nur allzu richtig die Sachlage eingeschätzt hatte. Der Knabe, der klug und gut unterrichtet war, schlenderte erst wie spielend bis dicht zu dem Versteck. Dann bückte er sich blitzschnell nieder, ergriff die Waffen, kehrte um und flog wie ein Pfeil zum Lager zurück. Doch da krachten vom Walde her auch schon beinahe gleichzeitig zwei Schüsse. Der Knabe schenkte ihnen keine Beachtung und mit der Miene eines Siegers eilte er auf Falkenauge zu, der ihn mit lautem Bravo empfing.

Mit seiner gewöhnlichen Genauigkeit prüfte er seine geliebte Waffe, und erst, nachdem er sich versichert, daß sie noch in tadellosem Zustand

war, schaute er auf und bemerkte einen breiten Blutstreifen, der an dem einen Arm des Knaben herunterfloß. „Du bist verwundet, mein tapferer Junge," rief er, den Arm untersuchend. „Gottlob, nur eine tüchtige Fleischwunde, sie wird bald wieder geheilt sein." Der Knabe antwortete nicht, aber auf seinem Gesicht lag der Ausdruck ehrlichen Stolzes. „Du bist ein tapferer Junge," sagte der Jäger voll Anerkennung. „Du beginnst deine Kriegerlaufbahn beizeiten; du wirst dereinst ein Häuptling werden." Der Knabe strahlte, zog sich aber, nachdem Falkenauge ihm den Arm kunstgerecht verbunden hatte, bescheiden zu seinen Altersgenossen zurück.

Aber noch ein Gutes hatte dieser kleine Zwischenfall. Durch die Schüsse hatten die Feinde ihre Stellung verraten. Späher wurden ausgesandt, die feststellen konnten, daß der Feind sich tiefer in den Wald zurückzog. Unterdessen traf Unkas seine letzten Entschließungen. Er übergab Falkenauge den Oberbefehl über zwanzig auserlesene Krieger; auch dem Major wollte er eine seinem Rang zukommende Stellung einräumen; aber dieser, sich seiner Unerfahrenheit im Verkehr mit den Wilden wohl bewußt, zog vor, unter des Jägers Führung als Freiwilliger mitzuziehen.

Zweihundert Krieger etwa waren es, die unter der Leitung des jungen Mohikaners nun schweigend aufbrachen. Eine gute Strecke legten sie im Wald zurück, ohne eine Spur der Feinde zu entdecken. Schließlich machten sie halt, und Unkas beriet mit den Häuptlingen die nächsten Schritte. Sie waren sich noch nicht einig, da bemerkten sie plötzlich, aus der feindlichen Gegend herkommend, einen einzelnen Mann, der es so eilig hatte, daß man ihn für einen Abgesandten der Feinde hielt. Etwa hundert Schritte von den Delawaren, die in Deckung standen, entfernt, blieb er stehen und blickte ziemlich ratlos um sich. Offenbar war er sich über den rechten Weg nicht klar. „Der Mann darf nie wieder mit den Huronen reden," flüsterte Unkas dem Jäger zu. Da hob Falkenauge die nie fehlende Büchse und zielte. Jedoch anstatt loszudrücken, ließ er sie gleich darauf wieder fallen, indem er in seiner ihm eigenen Weise lautlos lachte. „Beinahe hätte dir ‚Wildtot' sicheren Tod gebracht, mein Freund," rief er. „Ich hielt den Kerl wahrhaftig für einen Mingo. Aber als mein Auge die günstigste Stelle für eine Kugel suchte, da erkannte ich ihn. Unkas, es ist unser musikalischer Freund David."

Mit diesen Worten schritt er auf den Verblüfften zu, ergriff ihn am Arm und führte ihn zu den Delawaren.

Als David sich vom ersten Schrecken erholt hatte, vermochte er Auskunft über die Huronen zu geben. Nachdem Magua zurückgekehrt war, sei ein grenzenloser Tumult unter den Huronen entstanden. Dann seien sie in großer Zahl nach den Wäldern aufgebrochen und nicht in friedlicher Gesinnung. Ein solcher Höllenlärm sei entstanden, daß er, David, es nimmer habe ertragen können. Er sei aufgebrochen, um bei den Delawaren Schutz und Unterkunft zu suchen.

„Und wo ist die Jungfrau, die der Schlaue Fuchs mit ins Lager gebracht?" fragte Unkas. — „Er hat sie in der Felsenhöhle versteckt, während er selbst mit den andern Kriegern davongezogen ist," lautete die Antwort. — „Und können wir nicht jetzt gleich zur Höhle eilen und sie befreien?" rief Heyward in höchster Erregung. Unkas sah seinen Freund an und fragte: „Was sagt Falkenauge?"

„Gib mir meine zwanzig Krieger, Unkas," erwiderte jener, „ich werde längs des Flusses zu dem Biberteich gehen, dort deinen Vater und den Oberst mit mir nehmen. Wenn du dann unser Kriegsgeschrei hören wirst, dann greifst du den Feind von vorn an und treibst die Schufte auf uns zu. Vereinzelt werden wir sie dann aufs Korn nehmen, und es wird keiner übrig bleiben; dafür laßt mich nur sorgen. Dann nehmen wir das Dorf und befreien das Mädchen. Was meint ihr zu dem Plane?" „Herrlich ist er," rief Dunkan sogleich; er hatte keinen andern Gedanken, als Kora zu retten. Aber auch Unkas stimmte nach kurzem Besinnen zu, und so machte man sich sogleich an die Ausführung.

Durch die tiefste Waldesstille führte Falkenauge seine kleine Schar zu einem Bach, von dem er wußte, daß er sich in den Biberteich ergoß. Erst nach einiger Zeit gewahrte er, daß der Sänger ihnen folgte. Er hielt an: „Wißt Ihr, mein Freund," rief er ihm zu, daß wir in blutigen Kampf ziehen? Es wird keine Stunde vergehen, und unser Fuß wird über Leichen der Huronen schreiten! Das ist nichts für Euch, ich rate Euch, umzukehren." Der Sänger schüttelte den Kopf. „Laßt mich," bat er, „ich bin nun schon so lange mit der gefangenen Jungfrau durch Freud und Leid gewandert; ich will sie nicht verlassen in der Stunde der Not." — „Ihr könnt ja die Waffen nicht führen, Freund, Ihr werdet ihr wenig nützen!" — „Ich habe eine Schleuder!" entgegnete David, „und werde streiten wie der Judenknabe, dessen Namen ich trage. Dieses alte Kriegsmittel verstand ich in meiner Jugend wohl zu gebrauchen!" — „Nun, viel nützen wird uns das Ding nicht," antwortete der Jäger, „aber folgt uns immerhin, und wenn Ihr nur unser Kriegsgeschrei verstärken helft! Übrigens, Major," wandte er sich nun an diesen, „ich sehe, Ihr habt den Hahn Eures Gewehrs nicht gesichert! Ein unbedachter Schuß könnte uns zwanzig Skalpe kosten! Und nun vorwärts!"

Eine ganze Weile setzten sie ihren Weg im schmalen Bache watend schweigend fort. Die steilen Ufer und das dichte Buschwerk gab ihnen reichlich Deckung. Schließlich erreichten sie die Stelle, wo das kleine Gewässer sich in ein größeres ergoß. Doch da hörte die Deckung auf, denn hier hatten die Biber seit Jahrhunderten gehaust und sämtliche Bäume abgenagt. In allen Stadien des Verfalls lagen sie an den Ufern entlang. Dennoch mußte der Weg fortgesetzt werden, denn das Dorf der Huronen lag noch eine halbe Meile etwa weiter oberhalb. Falkenauge führte den kleinen Zug; einer trat genau in die Fußtapfen seines Vorgängers, und

hätten Heyward und David nicht des öfteren Fehltritte getan, so hätte man denken können, ein einziger Mann sei hier stromaufwärts geschritten.

Indessen dauerte es nicht mehr lange, da krachten hinter ihnen wohl ein Dutzend Büchsen. Ein Delaware bäumte sich wie ein verwundeter Hirsch auf und stürzte dann tot nieder.

„Ich dachte mir doch solch eine Teufelei!" rief Falkenauge. „Sucht Deckung, Leute und feuert!" Es konnte nur ein kleiner Trupp von Angreifern gewesen sein, denn sie wichen eiligst zurück. Von Baum zu Baum vorwärts springend, feuerten die Delawaren, dem Beispiel ihres Führers folgend. Aber bald bemerkte Falkenauge, daß die Zahl der Feinde zunahm. Dazu wurde es für ihn und seine Leute immer schwerer, Deckung zu finden, so daß sie nur noch wenig feuern konnten. Die Gefahr, von der Überzahl der Gegner umzingelt zu werden, wuchs mit jeder Minute.

Da plötzlich erscholl Kriegsgeschrei und Büchsenknallen im Rücken der Feinde. Es war Unkas, der seinen bedrängten Freunden zur rechten Zeit zu Hilfe kam. Die Feinde mußten ihre Streitkräfte teilen, um dem ungestümen Angriff des Mohikaners trotzen zu können. Falkenauge aber konnte wieder vorwärts dringen, und der Kampf zog sich auf das Dorf zu.

In einem Dickicht, ganz nahe beim Lager der Huronen, mußte die Entscheidung fallen. Es kam zu einem fürchterlichen Handgemenge. Den Huronen war es gelungen, am jenseitigen Rand des Gehölzes sich aufs neue festzusetzen, und wieder schien der Ausgang des Kampfes ungewiß.

Da ließ sich von den Biberhütten her, im Rücken der Huronen, der scharfe Knall einer Büchse hören, der von einem schreckenerregenden Schlachtgeschrei begleitet war. „Das ist die Schlange," jubelte der Kundschafter, „nun ist der Sieg unser!"

Und wirklich! — entmutigt von dem neuen Angriff von einer Seite her, wo sie sich sicher geglaubt, ergriffen sie in wildem Durcheinander die Flucht. Viele von ihnen erlagen den Kugeln und Streichen der sie verfolgenden Delawaren. So trafen Chingachgook und Falkenauge, Munro und Heyward wieder zusammen, und rührend war das Glück des Wiedersehens. Mit wenigen eiligen Worten erklärten sie sich gegenseitig den Stand der Dinge. Falkenauge trat den Oberbefehl an Chingachgook ab, und mit der ihm eigenen ernsten Würde übernahm der Mohikaner die weitere Führung. Zunächst begaben sie sich in das Dickicht zurück, wo sie dem weiteren Verlauf des Kampfes lauschten, den Unkas, wie das ununterbrochene Schießen deutlich merken ließ, jenseits eines Hügels ausfocht.

„Der Kampf zieht sich jenen Abhang herauf auf uns zu," sagte Dunkan nach kurzem Lauschen, „wir können von dieser Stelle aus nicht wirksam eingreifen." „Sie werden sich ins Tal ziehen, wo die Deckung dichter ist," meinte der Jäger, „und dann können wir ihnen von der Flanke her auf

den Leib rücken. Was meinst du, Chingachgook, ist's nicht Zeit, daß du deinen Schlachtruf erschallen lässest?" Doch der Gefragte antwortete nicht, er blieb unbeweglich stehen und lauschte hinüber. So blieb er, trotzdem die Augen Dunkans in brennender Ungeduld das Zeichen zum Losstürmen erwarteten, bis die Kämpfenden so nahe gekommen waren, daß die Kugeln der vorwärtsdringenden Freunde nicht weit von ihnen einschlugen. Und noch immer wartete Chingachgook.

Bald wurden die Schüsse nicht mehr vom Echo des Waldes begleitet, näher und näher zog sich der Kampf herauf. Wahrscheinlich hofften die bedrängten Huronen, hier oben Deckung zu finden. Und richtig, einige dunkle Gestalten stürzten aus dem Gehölz, in dem der Kampf getobt, und sammelten sich hinter den letzten Bäumen zum nochmaligen Widerstand. Mehr und mehr gesellten sich zu ihnen, aber noch immer blieb der Mohikaner unbeweglich. Heyward bebte vor Erregung, ihm schien dies lange Zögern unbegreiflich. Endlich, endlich gab Chingachgook ein Zeichen, seine Leute feuerten; ein Dutzend Huronen sanken nieder und färbten das Gras mit ihrem Blut. Ein Freudengeschrei aus dem Walde zeigte an, daß Unkas und seine Schar die Sprache verstanden. Die erschreckten Huronen zerteilten sich nach allen Seiten, und gleich darauf stürmte Unkas an der Spitze von mehr als hundert Männern aus dem Gehölz hervor. Mit jubelndem Siegesgeschrei nahmen die Delawaren die Verfolgung der Huronen auf, die von neuem das schutzbietende Gehölz aufgesucht hatten.

In seinem Eifer war Unkas allen vorausgeeilt. Er stand fast allein. Da erblickte er auf der Anhöhe vor sich seinen Todfeind Magua, der es mit etwa sieben Getreuen verschmäht hatte, im Dickicht Schutz zu suchen. Kaum hatte der junge Mohikaner den Schlauen Fuchs erkannt, da stürzte er, alles andere vergessend, auf ihn zu. Magua bemerkte es mit teuflischer Freude. Schon glaubte er den jungen tollkühnen Gegner sicher in seiner Hand, da ertönte von der andern Seite Kriegsgeschrei, und sich umschauend, erkannte er Falkenauge und seine Gefährten, die ihrem jungen Freunde zu Hilfe eilten. Da wandte sich Magua zur Flucht, dem Dorfe zu.

Unkas folgte ihm. Fast gleichzeitig erreichten Verfolger und Verfolgte das Dorf, wohin sich inzwischen schon viele Huronen geflüchtet hatten. Mit dem Mut der Verzweiflung wehrte sich der Feind. Doch Falkenauges Büchse, Unkas Beil, Heywards Pistolen und selbst Munros noch kräftiger Arm wüteten furchtbar unter den Huronen. Nur Magua, obgleich er sich stets mitten im Kampfgewühl befand, schien wie gefeit gegen alle Angriffe.

Schließlich, als er all die Seinen fallen sah, eilte er in ein Dickicht, gefolgt von zwei noch überlebenden Huronen. Unkas, der ihn nie aus dem Auge verloren, stürzte ihm nach. Auch ihn begleiteten seine Getreuen. Gerade noch konnten sie den Huronenhäuptling in jener Höhle verschwinden sehen, in welcher er Kora verborgen hatte. Falkenauge frohlockte;

nun schien ihm der Fang gewiß. Sie stürmten nach in die Höhle. In dem langen Gange wimmelte es von wehklagenden, schreienden Huronenweibern. Unsere Freunde achteten ihrer weiter nicht. Sie stießen zur Seite, was ihnen in den Weg kam, nur noch dem einen, dem Todfeind, dem Verderber galt ihr Gedanke. Dennoch wurden sie aufgehalten, und schon schien ihnen die Spur des Gesuchten verloren. Da sahen sie am Ende eines Ganges, der in den Berg führte, ein weißes Kleid flattern. „Kora! Kora!" schrie Heyward, „hab Mut, wir kommen!" Und „Kora!" rief Unkas vorwärtsspringend. Doch der Weg wurde rauher, zerklüfteter. Unkas warf seine Büchse fort, um schneller weiterdringen zu können, und Heyward folgte seinem Beispiel. Zu spät sahen sie ein, wie töricht sie gehandelt. Einer der verfolgten Krieger wandte sich um und schoß auf sie; der Mohikaner wurde leicht gestreift. „Wir müssen beisammen bleiben," rief Falkenauge, mit gewaltigem Sprung seinen Freunden voraneilend, „sonst schießen sie uns einzeln nieder. Sich selbst halten sie das Mädchen als Schild vor!"

Mit äußerster Anstrengung kamen sie den Fliehenden nahe genug, um deutlich sehen zu können, daß die beiden Krieger das Mädchen mit sich rissen, während Magua ihnen den Weg wies. Deutlich hoben sich die vier Gestalten vom Ausgang der Höhle ab. Doch nur einen Augenblick, dann traten sie ins Freie und entschwanden den Blicken ihrer Verfolger.

Unkas war außer sich über diesen Erfolg seiner Gegner. Sie erreichten den Ausgang der Höhle rechtzeitig genug, um die Spur nicht zu verlieren. Über einen steilen, schier ungangbaren Weg ging die Jagd weiter. Doch die Flüchtlinge waren von Kora behindert, ihr Vorsprung wurde kleiner. Und plötzlich blieb Kora stehen: „Ich gehe nicht weiter!" rief sie, „töte mich, verhaßter Hurone, wenn du willst!" Sie standen auf einer Felsplatte; unter ihnen gähnte eine gewaltige Tiefe. Einer von Maguas Begleitern hob voll teuflischer Freude sein Messer, aber der Häuptling entriß es ihm und schleuderte es in die Tiefe. Dann zog er selbst sein Messer, und in wilder Leidenschaft schrie er: „Wähle, Weib, entweder fliehe mit mir oder stirb!"

Kora war auf die Knie gesunken und hob ihre Arme zum Himmel empor. „Dein bin ich, Herr!" rief sie, „dein Wille geschehe an mir!" Der Wilde packte das unglückliche Mädchen am Arm und schrie noch einmal in höchster Wut: „Weib, wähle!" Aber Kora achtete nicht mehr auf ihn. Verklärten Angesichts blickte sie gen Himmel. Der Hurone erhob sein Messer, unschlüssig ließ er es wieder sinken. Da ertönte über ihnen ein gellender Schrei. Magua blickte empor, und diesen Augenblick benutzte einer seiner Genossen, Kora das Messer in die Brust zu stoßen.

Bebend vor Wut wollte sich Magua auf den Mörder werfen. In diesem Augenblick stürzte sich Unkas aus furchtbarer Höhe auf die Felsplatte nieder und fiel gerade zwischen die beiden Huronen. In äußerster

Wut stieß Magua dem Daliegenden sein Messer in den Rücken. Mit seiner letzten Kraft sprang Unkas auf die Füße. Er warf sich auf Koras Mörder und streckte ihn nieder. Aber damit war seine Kraft erschöpft. Er wandte sich todesmatt nach Magua um, der aber stieß dem Todwunden dreimal sein Messer in die Brust, so daß dieser tot zusammenbrach.

Dies alles war das Werk weniger Sekunden. Da erschien Heyward in der Höhe. „Barmherzigkeit, Hurone!“ rief er außer sich. Doch dieser warf sein bluttriefendes Messer nach dem Flehenden und stieß einen so fürchterlichen Schrei aus, daß die Kämpfer drunten im Tal den Laut vernahmen. Dann

wandte er sich zur Flucht, gerade als Falkenauge in rasendem Lauf über Felsen und Schluchten wegsetzend, herzugeeilt kam. Als er die Stätte des Greuels erreichte, fand er nur noch Leichen.

Magua und sein letzter Gefährte versuchten jenseits einer breiten Kluft, die sie übersprungen hatten, den Gipfel des Berges zu erklimmen. Da flog ein Felsstück aus der Höhe herab und schlug den einen der beiden Huronen nieder. Der Jäger erkannte zu seinem Erstaunen in dem Obenstehenden David, den Sänger. Magua aber setzte mit katzenartiger Geschicklichkeit seine Flucht fort; noch ein einziger kühner Sprung, und er war in Sicherheit. Da wandte er sich gegen Falkenauge zurück und rief mit Hohnlachen: „Die Weißen sind Hunde, und die Delawaren sind Weiber! Magua ist ein großer Häuptling. Er läßt die Toten den Raben zum Fraße!" Dann nahm er einen gewaltigen Anlauf zum letzten rettenden Sprung. Aber er sprang dennoch zu kurz, glitt aus und wäre in die Tiefe gestürzt, hätte er nicht vermocht, sich mit den Händen am vorstehenden Gestrüpp anzuklammern. Falkenauge duckte sich und legte an. Der Hurone ließ sich den Abhang heruntergleiten und fand einen Stein, der seinen Füßen einen Halt bot. Nun nahm er noch einmal seine ganze Kraft zusammen, um sich auf den Rand des Felsens hinaufzuschwingen. Das Strauchwerk, an dem er sich hierbei festhielt, war stark, und mit den Knien erreichte er die Felsplatte. Schon glaubte er sich gerettet. In diesem Augenblick drückte Falkenauge ab, die Hände ließen los, und der Körper dieses Fürchterlichen stürzte kopfüber in die gähnende Tiefe. — —

Die Sonne des folgenden Tages beleuchtete im Delawarendorf eine Stätte der Trauer. Das Kampfgeschrei war verstummt; die Delawaren hatten einen glänzenden Sieg erfochten, aber kein Ton der Freude, kein Frohlocken wurde gehört. Alle Bewohner des Dorfes hatten sich auf einem freien Platz versammelt. Dort bildeten sie in düsterem Schweigen einen weiten Kreis. Aller Augen waren nach dessen Mitte gerichtet. Dort trauerten sechs Delawarenmädchen mit hängenden Haaren um die Bahre, auf welcher man die edle Kora gebettet hatte. Sie streuten wohlriechende Kräuter über die feine Gestalt des weißen Mädchens. Zu ihren Füßen saß der trostlose Vater, das greise Haupt gebeugt in stummem Schmerz.

Einige Schritte entfernt lehnte Heyward an einem Baume. Der Schmerz schüttelte den warm empfindenden Mann, nur mit Mühe vermochte er sich zu beherrschen. David stand dicht neben dem gebrochenen Vater; sein teilnahmsvoller Blick ruhte bald auf diesem, bald auf den geöffneten Blättern des heiligen Buches, das er in den Händen hielt, und aus dem er so gerne dem Traurigen Trost gespendet hätte.

Auch ein fremder französischer Offizier, ein Abgesandter des Statthalters von Kanada, war in der Versammlung, während sein Gefolge außerhalb des Kreises wartete. Er war zu spät gekommen, um Feindseligkeiten zwischen den ihnen verbündeten Indianerstämmen zu verhüten.

Noch ergreifender vielleicht war eine zweite Gruppe. Dort saß Unkas aufrecht im prachtvollsten Schmucke des Stammes. Üppige Straußenfedern nickten über seinem Haupte; Wampunhalsketten, Armringe und Medaillen schmückten ihn; aber starr blickte das Auge, und die leblosen Züge bildeten einen schroffen Gegensatz zu dem Pomp, der ihn umgab. Vor ihm kauerte Chingachgook, ohne Waffen, ohne Schmuck, ohne jegliche Bemalung, außer dem blauen Bild der Schildkröte, das unvertilgbar in seine Brust eingegraben war. Stundenlang schon saß er so, das kummervolle Auge unverwandt auf das leblose Antlitz des Sohnes gerichtet. Neben ihm, gedankenvoll auf seine Büchse gelehnt, stand Falkenauge, sein Freund. Auch Tamenund hatte sich hinzuführen lassen, aber es war, als wenn der Schmerz um diesen Toten ihm die letzte Kraft geraubt hätte.

Schon hatte die Sonne ein Viertel ihrer Bahn durchlaufen, und noch immer verharrte die Menge im gleichen reglosen Schweigen. Es war, als hätten sich all die trauernden Gestalten in Steinbilder verwandelt. Endlich erhob sich Tamenund mühsam, streckte die zitternde Hand aus und sprach mit hohler Stimme: „Männer der Lenape! Der große Geist hat sein Angesicht hinter Wolken verhüllt! Seine Augen haben sich abgewendet, seine Ohren sind verschlossen, und seine Zunge antwortet seinen Kindern nicht! Ihr seht ihn nicht, aber sein Ratschluß ist über euch! Öffnet eure Herzen dem Geiste der Wahrheit! Kinder der Lenape! Das Angesicht des Manitou ist verhüllt!“

Tiefe feierliche Stille folgte der Rede des Sehers. Nach und nach erhob sich ein Summen, das schließlich in einen leisen Gesang überging. Delawarenmädchen und Weiber klagten in sanften Tönen um die Toten. Sie priesen die Tapferkeit und den Heldensinn des Gefallenen, sie lobten die Schönheit und Tugenden der Jungfrau; auch der bleichen Schwester, die um die Frühentrissene nun weinte, vergaßen sie nicht. Dann stellte sich ein ernster Krieger vor Unkas auf und redete ihn an: „Warum hast du uns verlassen, du Stolz der Lenape? Dein Leben war kurz, aber dein Ruhm leuchtet wie das Licht der Sonne. Du bist geschieden! Deine Füße waren gleich den Schwingen des Adlers, dein Arm stark wie ein Fichtenstamm. Utsawas Worte sind schwach, sein Herz ist durchbohrt vom Schmerz um dich. Stolz der Lenape, warum hast du uns verlassen?“

Nach ihm sprachen noch viele andere, jeder Häuptling pries die Vorzüge des gefallenen Bruders. Nachdem der letzte gesprochen hatte, trat wieder tiefe Stille ein. Ein leiser wehklagender Ton wurde hörbar wie ferne Musik. Chingachgooks Lippen bewegten sich; er brachte dem toten Sohne seine Totenklage dar. Doch bald wurden die Töne wieder schwächer und schwächer und erstarben. Die bebenden Lippen vermochten es nicht, den Toten zu preisen.

Auf das Zeichen eines Häuptlings nahmen nun die Mädchen Koras Bahre auf die Schultern, und unter leise klagenden Gesängen trugen sie

die Tote an die Stätte, wo sie ihre letzte Ruhe finden sollte. Munro und seine Freunde folgten ihnen. Äußerlich vermochte der Greis die Haltung eines Soldaten zu wahren, aber sein Herz litt den bittersten Schmerz. Auf einem kleinen Hügel, der von jungen Fichten umstanden war, hatte man das Grab bereitet. Die Mädchen legten die Leiche in einen aus Birkenrinde geflochtenen offenen Sarg. Dann warteten sie der Sitte gemäß, daß einer von Koras Freunden ein Wort spräche. Der Jäger verstand ihr Zögern. „Was meine Töchter getan haben, ist gut; die weißen Männer danken ihnen. Aber Kleidung und Nahrung braucht der Geist des weißen Mädchens nicht." Da senkten sie den Sarg langsam und schweigend hinab, deckten ihn mit Erde und streuten Blumen und Zweige darüber. Dann stimmte David mit einigem Gefühl einen feierlichen Psalm an. Und nun war es Zeit, sich zu entfernen, denn schon nahten die Männer mit der zweiten Bahre.

Der französische Offizier trat zum Obersten heran und mahnte ihn zum Aufbruch. Noch einmal raffte der gebeugte Greis seine ganze Kraft zusammen. „Kora, mein Kind!" rief er über das Grab, „wenn der Segen eines unglücklichen Vaters dich noch erreichen kann, so bist du selig! — Und nun laßt uns gehen, meine Freunde, unsere Pflicht ist erfüllt!"

Während die andern ihre Pferde bestiegen, eilte Heyward auf den Kundschafter zu, schüttelte ihm herzlich die Hand und erinnerte ihn an sein Versprechen, daß er ihn in den Reihen des englischen Heeres wieder treffen wolle. Dann schwang er sich in den Sattel, und der Trupp setzte sich in Bewegung. Voraus ritt Munro, zu seiner Seite David, dann folgte Heyward zur Seite einer Sänfte, in der die weinende Alice saß, den Schluß bildete der französische Offizier mit seinem Gefolge. Bald waren die Weißen alle mit Ausnahme des Jägers im Walde verschwunden.

Falkenauge kehrte zu den Delawaren zurück, gerade als sie den Toten in Pelzkleider hüllten. So konnte er noch einen letzten Blick auf den toten jungen Freund werfen.

In sitzender Stellung, das Gesicht nach Osten gewendet, wurde die Leiche ins Grab gesenkt, die Waffen, das Jagdgerät wurde ihm zur Seite gelegt, daß er bereit sei für die große Reise. Nachdem der Tote so gebettet war, öffnete Chingachgook die zusammengepreßten Lippen und sprach in festem Tone: „Warum trauern meine Brüder? Warum weinen meine Töchter? Weil ein junger Krieger eingegangen ist zu den seligen Jagdgründen? Weil ein Häuptling seine Laufbahn ehrenvoll vollendet hat? Er war gut, er war treu, er war tapfer! Der große Geist kann solch einen Krieger brauchen und hat ihn gerufen. Ich aber, der Sohn und Vater eines Unkas, bin nur noch ein verdorrter Fichtenstamm. Mein Geschlecht ist verschwunden von den Ufern des Salzsees und aus den Hügeln der Delawaren. Ich bin allein — —" „Nein, nein," unterbrach ihn Falkenauge, „du bist nicht

allein! Wenn auch unsere Natur und Farbe verschieden ist, Gott heißt uns auf demselben Pfade zusammen wandeln. Der Junge hat uns verlassen auf kurze Zeit, aber Sagamore, du bist nicht allein!"

Chingachgook ergriff die Hand, die der Freund ihm über den frischen Grabhügel hinstreckte. Die beiden wetterharten Krieger neigten das Haupt, und die Tränen aus ihren Augen netzten die Schollen, unter denen Unkas Gebeine ruhten.

Da erhob in dem ehrfurchtsvollen Schweigen Tamenund seine Stimme: „Es ist genug!" sagte er. „Geht, Kinder der Lenape! Der Zorn des Manitou liegt über seinem Volke. Die Blaßgesichter beherrschen die Erde. Tamenunds Leben hat zu lange gewährt. Am Morgen meines Lebens sah ich mein Volk stark und glücklich, und ehe die Nacht hereingebrochen ist, muß ich leben, um zu schauen das Grab des letzten Mohikaners!"

DER PFADFINDER

Eine Zusammenkunft im Urwald

In dem unendlichen Blättermeer der ungeheuren Urwälder Nordamerikas finden sich ab und zu weite Stellen, wo die mächtigen Bäume gleich gestürzten Riesen in wildem Durcheinander am Boden liegen. Diese Lichtungen lassen Sonnenschein und Sonnenwärme in die feuchten Wälder dringen und sind gleichsam Oasen in dem unendlichen Ozean der Wälder. Wie sie entstanden sind, weiß man nicht genau. Manche Forscher behaupten, ein Wirbelwind, gleich den Wasserhosen auf dem Meere, habe die Bäume niedergerissen. Oft liegen die mächtigen Stämme geborsten und wie Streichhölzer geknickt übereinandergehäuft. Leicht lassen sie sich ersteigen, wenn ihre Äste ineinandergreifen, so daß sie bequemen Sprossen einer Leiter zu vergleichen sind.

Auf solch einer Lichtung, die sich den Abhang eines Hügels hinaufzog, befanden sich vier Personen, zwei Männer und zwei Frauen. Es war der etwa fünfzigjährige Seemann Charles Cap mit seiner jungen anmutigen Nichte Mabel Dunham, die unter der Führung des Tuscaroraháuptlings Pfeilspitze und dessen Weibe Junitau die Wildnis durchquerten. Ihr Ziel war die Garnison Oswego am Ontariosee, in der Mabels Vater als Sergeant diente. Ihr Onkel Charles war seit seiner frühesten Jugend auf dem Ozean gefahren. Er war ein derber, rauher Seemann, der nichts kannte und bewunderte als das weite offene Meer, der es aber nie weiter als zum Matrosen gebracht hatte. Der Tuscarora war eine jener prächtigen, kraftvollen Erscheinungen, wie sie früher unter den Rothäuten nicht selten waren. Obwohl er häufig mit den Kolonisten zusammengetroffen und da und dort in deren Diensten gestanden war, hatte er jene eigenartige Würde und Anmut der eingeborenen Häuptlinge nicht verloren. Sein Verkehr mit dem alten Seemann war freundlich, aber er wahrte stets eine gewisse gemessene Zurückhaltung, als sei ihm die untergeordnete Stellung seines Reisegefährten vollständig klar. Sein Weib Junitau hatte etwas

unendlich Demütiges und Hingebendes in ihrem Wesen; stets hing ihr Blick voll Liebe und Verehrung an ihrem Gatten, manchmal auch lag darin eine leise Furcht.

Als die Reisenden den Wall aus Baumstämmen auf der Anhöhe erklommen hatten, bot sich ihren Augen ein überraschender Anblick. — Soweit das Auge schaute, dehnte sich ein endloser Blätterteppich aus. Darüber flutete das Licht der Junisonne und zeichnete das Laub in allen Schattierungen vom hellsten bis zum dunkelsten Grün. Eine unendliche Ruhe lag über dem Ganzen und erhöhte die Wirkung dieser herrlichen Natur. „Onkel," sagte Mabel Dunham tief aufatmend, „so muß das Meer sein, das du so liebst." „Grünschnabel, du," war die etwas brummige Antwort, „wie kannst du diese paar Blätter mit dem Ozean vergleichen? Wo sind die Wellen, wo die Wogen, wo die Brandungen und die Klippen, mein Kind." „Schon recht, Onkel, aber wo sind auf deinem Ozean die Baumwipfel, der Waldesduft, das wundervolle Grün und das geheimnisvolle Schweigen?" — „Ach was!" das kannst du nur sagen, weil du das Meer noch nie gesehen hast! Denke an die Orkane, die Passatwinde, die Dünen und Kämme. Und was für Fische birgt denn dein grünes Blättermeer?" „O Onkel, Tiere ohne Zahl leben unter diesem Laubdach, und Stürme gibt es hier auch; das sagen uns doch die umgestürzten Bäume!" „Ja, das hat man uns erzählt in Albany, bis jetzt haben wir aber noch nichts davon gesehen. Keines von all dem Getier, das hier hausen soll, ist uns begegnet, wenigstens keins, das man vergleichen könnte mit einem Walfisch, einem Seehund oder einem Delphin."

Mabel kannte des Onkels rauhe polternde Art und seine einseitige Vorliebe für den Ozean zu genau, um sich aus der Fassung bringen zu lassen. Sie schwieg und ließ ihr sinnendes Auge über die grüne Herrlichkeit schweifen. Auf einmal deutete sie in die Ferne und rief: „Onkel, was ist das wohl für ein Rauch, der dort zwischen den Bäumen aufsteigt? Sollten wir so nahe bei einer menschlichen Wohnung sein?" „Richtig, Magnet," erwiderte dieser, indem er nach der angedeuteten Richtung schaute, „das muß zweifellos Rauch sein." — Cap liebte es, seiner hübschen Nichte den Namen Magnet beizulegen, da dieser Name ihm ihres anziehenden Liebreizes wegen für geeignet erschien. — Nun wandte er sich zu dem Indianer, der in seiner Nähe stand, berührte ihn an der Schulter und wies ihm die Rauchwolken, die in der Entfernung von einer halben Stunde etwa aus der Blätterwildnis, kaum merklich wie leichte Nebelstreifen aufstiegen.

Der Tuscarora hob sich auf die Zehen und ließ den Blick eine Weile prüfend auf der Stelle ruhen, wo der Rauch herkam, dann sank er wieder in die vorige bequeme Stellung zurück und ließ einen seiner eigenartigen weichen Gaumenlaute hören, die in so seltsamem Gegensatz stehen zu den rauhen Tönen des Kriegers.

Da er völlig gleichgültig blieb, fragte Cap sichtlich beruhigt: „Was ist's, Pfeilspitze, sind Oneidas oder Tuscaroras um den Weg, und dürfen wir auf ein bequemes Nachtlager in ihrem Wigwam rechnen?" — „Kein Wigwam dort; nicht Tuscarora — Bleichgesicht!" „Um alle Welt, Pfeilspitze, wie könnt Ihr diesem Rauch ansehen, daß er vom Feuer eines Bleichgesichts aufgestiegen ist," rief Cap voll ungläubigen Staunens. „Bleichgesicht feucht Holz; viel Rauch, schwarze Rauch," war die Antwort. „Indianer klug, trocken Holz; Bleichgesicht alles brennen, viel Buch, wenig wissen!" „Da haben wir's, Magnet!" lachte Cap, der auch kein Freund von Büchern war. Dann fragte er den Tuscarora: „Wie weit ist's noch bis zu jener Süßwasserpfütze, die Ihr den großen See nennt?" „Ontario groß wie Himmel, eine Sonne, Salzwasser" — so nannte er den Seemann — „Salzwasser wird wissen."

„Wenn Euer Stück Süßwasser so groß ist," sagte Cap mit verächtlicher Miene, „so müßte man es von hier aus doch sehen können." Pfeilspitze hob den Arm und wies in die Ferne. „Dort Ontario." „Ja, er hat recht, Onkel," rief Mabel, „seht ihr den weißen Streifen hinter den Wäldern? Das ist der See." „Ich sehe nichts, will nichts sehen von diesem Tümpel. Aber wenn Bleichgesichter in der Nähe sind, so will ich deren Bekanntschaft machen," rief der alte Brummbär. Der Indianer nickte zustimmend, und die Reisenden stiegen vom Wall der gestürzten, ineinanderhängenden Baumäste auf den ebenen Waldboden hinab.

Der Tuscarora machte nun den Vorschlag, daß er allein gehen und auskundschaften wolle, wer dies Feuer angezündet habe. Doch davon wollte der alte Seemann nichts wissen; mit aller Bestimmtheit verlangte er, Pfeilspitze zu begleiten. Und Mabel wurde es erst recht ungemütlich beim Gedanken, mit der Frau des Indianers allein in diesen ungeheuren Wäldern zu bleiben.

So machten sie sich alle auf den Weg, der Lichtung zu, wo sie vorhin die Rauchsäule hatten aufsteigen sehen. Der Tuscarora übernahm die Führung; trotzdem zog Cap seinen Taschenkompaß hervor, ehe er sich von neuem in das Dunkel des Waldes wagte. „Das Steuern nach der Nase," meinte er zu seiner Nichte, „mag gut sein für einen Indianer; ein Seemann aber verläßt sich lieber auf die Sicherheit der Nadel. Amerika wäre wohl nie entdeckt worden, wenn Columbus nur seiner Nase nach gefahren wäre. Hast du je solch ein Ding gesehen, Freund Pfeilspitze?"

Dieser warf einen verächtlichen Blick auf den Kompaß und sagte: „Dies gut für Bleichgesicht; Indianer alles im Kopf; aber nun keine Zunge mehr, Salzwasser, nur Auge!" „Oheim," flüsterte das Mädchen, „er meint, wir sollten still sein; er scheint den Leuten, die wir aufsuchen wollen, nicht ganz zu trauen." „Da mag er klug dran tun, mein Kind; und sieh, nun untersucht er auch das Zündkraut auf seiner Büchse. Da will auch ich meine Pistolen zur Hand nehmen." Das Mädchen hatte sich während

der Reise an derartige Vorsichtsmaßregeln gewöhnt und erschrak darüber nicht. Mit leichtem Schritt folgte sie den Männern.

Etwa eine halbe Stunde gingen sie so in lautlosem Schweigen. Der Wald hatte nur wenig Unterholz; alles Laub drängte dem Lichte zu, so daß es war, als schritte man durch einen ungeheuren Dom, dessen gewölbte Decke von unzähligen Säulen getragen wurde. Je näher man der Stelle kam, auf welche Pfeilspitze mit unfehlbarer Sicherheit zusteuerte, um so vorsichtiger wurden seine Schritte, desto wachsamer spähte sein Auge, desto mehr achtete er darauf, daß alle möglichst hinter den Baumstämmen Deckung suchten.

Plötzlich blieb er stehen und wies auf eine kleine Lichtung, die vor ihnen lag. Triumphierend flüsterte er: „Sieh, Salzwasser, dort. Bleichgesichtsfeuer!" „Donnerwetter, der Kerl hat recht!" brummte Cap. „Nicht ganz, Onkel," warf Mabel ein, „es sind zwei Indianer und nur ein weißer Mann!" Der Tuscarora schüttelte den Kopf, hob zwei Finger, dann einen in die Höhe und sagte: „Zwei Bleichgesichter! Ein roter Mann!" „Es ist schwer zu sagen, wer recht hat!" meinte Cap, „der eine von ihnen hat solch eine merkwürdige Takelage, daß man nicht weiß, ob er zur weißen oder roten Rasse gehört; er ist nicht Brigg noch Schoner." Pfeilspitze aber betonte noch einmal mit Bestimmtheit: „Zwei Blaßgesichter! Ein roter Mann!" „Schließlich kann uns dies einerlei sein," sagte Mabel, „wichtiger wäre, es zu erfahren, ob wir Freunde oder Feinde vor uns haben! Es könnten doch auch Franzosen sein!" Der Tuscarora schüttelte den Kopf. „Roter Mann, Mohikaner! Blaßgesichter, Engländer!" sagte er. „Dem Himmel sei Dank!" flüsterte Mabel, die von einem Kampf nicht gerade erbaut gewesen wäre.

„Laßt uns doch gleich zu ihnen eilen und sie als Freunde begrüßen." — „Gut!" sagte Pfeilspitze; „die Squaw allein gehen, sonst Bleichgesicht gleich schießen!" „Seid ihr verrückt geworden, guter Freund," rief Cap entrüstet, „Ihr meint, ich schicke das wehrlose Kind allein in die Gefahr, während wir im sicheren Versteck zuschauen, ob man ihr ein Leid antut? Um keinen Preis!" „Doch, Onkel, Pfeilspitze rät gut; ich habe nichts zu fürchten! Kein Mensch wird auf ein unbewaffnetes Weib schießen. Sie wissen dann gleich, daß man nichts Feindliches im Sinne hat. Laßt mich nur gehen, es geschieht mir nichts." — „Gut," sagte Pfeilspitze, indem er mit sichtlicher Bewunderung auf das unerschrockene Mädchen blickte. Doch ihr Onkel wollte sich so leicht nicht in den Vorschlag finden. „Nimm wenigstens meine Pistolen mit," rief er. Doch davon wollte Mabel nichts wissen. „Nein, Onkel, ich verstehe doch nicht, damit umzugehen; da verlasse ich mich lieber auf meine Schwäche, die wird mich besser schützen, und obendrein seid ihr ja in der Nähe und werdet mir beistehen, wenn mir etwas Schlimmes geschehen sollte."

Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen, und nachdem der Indianer ihr

noch einige Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte, schritt sie tapfer auf die Gruppe zu, die um ein Feuer gelagert, sich an einer Mahlzeit gütlich tat.

Unbemerkt hatte sie sich auf etwa hundert Schritt genähert, da trat ihr Fuß auf einen dürren Ast. Das kleine Geräusch genügte, daß der Indianer und jener Mann, über dessen Abstammung man sich nicht hatte einigen können, mit einem Ruck emporsprangen und nach ihren Büchsen griffen. Als sie, sich umwendend, das Mädchen kommen sahen, legten sie

dieselben sofort wieder nieder; der Indianer sprach ein paar Worte zu seinem Gefährten und setzte sich wieder ans Feuer, um in seiner vorigen Beschäftigung fortzufahren. Der andere dagegen schritt langsam auf Mabel zu. Das Mädchen bemerkte bei seinem Näherkommen sofort, daß er ein Weißer war. Seine Hautfarbe zwar hatten Wind und Wetter gebräunt und seine Kleidung war ein so eigentümliches Gemisch von indianischen und europäischen Stücken, daß man ihn wohl mit einem Eingeborenen hatte verwechseln können. Doch sein Gesicht trug einen so unverkennbaren Stempel von Offenheit und Biederkeit, daß dem Mädchen jegliche Furcht sogleich entschwand.

„Fürchtet nichts, Mädchen," redete er sie an, als sie zögernd stehen blieb, „Ihr kommt zu Christen, die keinem harmlosen Wanderer etwas zuleide tun, geschweige denn einem Weibe. Ich bin in dieser Gegend wohl be-

kannt, und vielleicht ist Euch auch schon einer meiner Namen zu Ohren gekommen. Die Franzosen jenseits der Seen nennen mich die Lange Büchse, bei den Mohikanern heiße ich Falkenauge und hier kennt man mich unter dem Namen Pfadfinder, weil ich noch nie das Ende einer Spur verloren habe, wenn ich ihren Anfang gefunden hatte." „Pfadfinder?" rief das Mädchen erfreut, „Pfadfinder heißet Ihr, dann seid Ihr ja der Freund, den mein Vater, der Sergeant Dunham, uns entgegenschicken wollte." „Der bin ich," erwiderte der Jäger, „und auf meinen Namen bin ich stolz, denn ich habe ihn mir redlich verdient. Und Ihr also seid die Tochter des Sergeanten Dunham?" „Die bin ich," antwortete Mabel, „und dort hinter den Bäumen steht mein Oheim, Charles Cap, und der Tuscaroräuptling Pfeilspitze, der uns durch diese Wälder bis hierher geführt hat. Wir dachten aber, wir würden Euch erst am See treffen!" „Ja, wir haben unser Kanu bei den Wasserfällen gelassen und sind euch einige Meilen weiter entgegengegangen. Doch, Pfeilspitze sagt Ihr, ist Euer Führer? Das will mir nicht so recht gefallen! Pfeilspitze ist ein ehrgeiziger Häuptling. Ist sein Weib auch bei Euch?" — „Ja, sie begleitet uns und ist ein gutherziges Wesen." — „Das ist sie, gut und treu, was man von ihrem stolzen Gatten nicht gerade behaupten kann. Jedenfalls ist's gut, daß wir euch schon hier getroffen haben. — Und nun vertraut euch ruhig meiner Führung an. Ich habe dem Sergeanten versprochen, daß ich ihm sein Kind wohlbehalten in die Festung zurückbringe und werde mein Wort halten, und wenn es mir selbst den Kopf kosten sollte. — Doch so schlimm wird's wohl nicht werden," fügte er begütigend hinzu, als er bemerkte, daß Mabel bei seinen letzten Worten erblaßte.

Mittlerweile waren die Zurückgebliebenen auch herzugekommen. Sie hatten gesehen, wie freundschaftlich die beiden miteinander sprachen. Mit wenigen Worten erklärte ihnen Mabel den Zusammenhang, dann gingen alle auf die beiden Männer zu, die am Feuer geblieben waren.

Der Mohikaner ließ sich bei seiner Mahlzeit nicht stören. Der andere aber, ein hübscher kräftiger Jüngling, erhob sich und begrüßte die Ankommenden höflich. „Hier," sagte Pfadfinder zu dem jungen Mädchen, „sind die Freunde, die Euer Vater Euch entgegengeschickt hat. Dieser Delaware ist ein angesehener Häuptling, der schon sehr viel erlebt und durchgemacht hat. Er heißt Chingachgook, doch da sein Name für manche schwer zu behalten und auszusprechen ist, nennen wir ihn die „Große Schlange". Damit will ich aber nicht sagen, daß er in seinem Wesen mit diesem falschen Reptil verwandt ist; Verrat ist ihm fremd; aber er ist klug und weise, wie sich's für einen Krieger geziemt."

Während er dies sprach, hatten die beiden Indianer sich mit festen Blicken gemessen. Dann trat Pfeilspitze auf den andern zu und redete ihn freundlich an. Pfadfinder bemerkte dies mit sichtlichem Wohlgefallen.

Hierauf wies er auf den jungen Mann und sagte: „Dies hier ist mein

Freund Jasper Western; er hat fast sein ganzes Leben am Ontario zugebracht und versteht sich aufs Wasser wie kein zweiter." Cap reichte dem jungen Manne die Hand, doch er konnte sich nicht versagen, bei der Begrüßung seine Verachtung für die „Süßwasserschiffer" durchblicken zu lassen, und nur ein flehender Blick seiner Nichte hielt ihn von weiteren Ausfällen zurück. „Dies ist meine Nichte, Mabel Dunham," sagte er ablenkend und mit gewissem Stolz, „ich nenne sie Magnet, aus welchem Grunde — das werdet Ihr als Seemann bald erraten. Doch seht, da kommt der Pfadfinder mit einem köstlichen Fleischgericht. Ich muß sagen, ein guter Hirschbraten ist etwas, was man auf der See niemals vor Augen, noch weniger zwischen die Zähne bekommt."

Behaglich ließen sich alle zum Mahle nieder. Mit liebenswürdiger Aufmerksamkeit bereitete der junge Schiffer dem Mädchen einen bequemen Sitz auf einem Baumstrunk. Die beiden Indianer und Junitau aßen schweigend, und so gab es sich ganz von selbst, daß die jungen Leute sich zusammenfanden, und die beiden gereiften Männer in ein ernstes, manchmal sogar hitziges Gespräch gerieten.

„Euer Leben, Meister Pfadfinder, muß zuweilen ganz abenteuerlich und unterhaltend sein," meinte Cap, „obgleich ihm der wunderbare Reiz, den nur das große Wasser hervorruft, fehlt." „Da seid Ihr im Irrtum, wenn Ihr meint, wir kennten die Gefahren einer Wasserreise nicht," erwiderte dieser. „Wir müssen auch mit Ruder und Steuer umgehen können, sonst kämen wir nicht weit." „Ach, auf diesen Süßwassertümpeln könnt Ihr von einer Wasserreise nicht reden. Um die Welt und die Menschen kennen zu lernen, muß einer hinaus auf die hohe See; dort muß man sich den Wind um die Ohren sausen lassen, dann erst kann man ein rechter Mann werden. Seht, mein Schwager, der Sergeant Dunham — er mag ein ganz biederer Kerl sein — aber viel gesehen hat er nicht. Ich hab's meiner seligen Schwester Brigitte damals gesagt, als sie sich in den Kopf gesetzt hatte, ihn zu heiraten. Immer in der Garnison sitzt er. Nun ja, sie sagen er gälte etwas — aber eigentlich ist's doch ein trauriges, verpfuschtes Dasein." „Das will ich nicht sagen," widerstritt der andere, „jedes Handwerk hat gewiß sein Gutes. Es muß nur immer jeder an seinem Platz Gott fürchten und das Unrecht scheuen. Wenn ein Soldat immer ehrlich für die gute Sache kämpft, dann ist gegen das Soldatenhandwerk nichts zu sagen. Seht, die Schlange dort hat ihre eigene Art im Kampf und ich die meine; wir haben viele viele Jahre nebeneinander gefochten, aber keiner denkt dabei vom anderen etwas Arges. Übrigens, es ist mir ganz recht, daß ich Euch getroffen habe, denn nun könnt Ihr meinen roten Freund davon überzeugen, daß es Meere gibt, in denen das Wasser salzig ist. Mir will er es nicht glauben." — „Was," schrie Cap — „das will er Euch nicht glauben? Merkwürdig ist's, denn ich muß Euch gestehen, daß ich die Reise durch diese Urwälder in erster Linie wohl unternommen habe aus Ge-

fälligkeit für meinen Schwager und meine Nichte, die ich lieb habe wie mein eigen Kind, — dann aber auch um mich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, daß es wirklich Binnenmeere gibt, deren Wasser süß sein soll."

„Natürlich gibt es die," eiferte der Pfadfinder, „und Ihr tut unrecht, daran zu zweifeln." „Und ich habe bis jetzt auf allen meinen Reisen nur salziges Wasser angetroffen, und ehe ich's gekostet habe, will ich's nicht glauben, daß es auch süßes gibt." „Nun ja, dazu werdet Ihr bald Gelegenheit haben," erwiderte der Jäger einlenkend; „übrigens, meine Gabe ist es gerade nicht, mit dem Ruder umzugehen; ich verstehe mich besser auf die Büchse oder darauf, eine Fährte zu verfolgen. Aber der junge Mann dort, der mit Eurer Nichte spricht, mit dem ist's anders. Dem tut's auf dem Wasser sobald nicht einer nach. Er lebt mehr auf dem Wasser als auf dem Land, darum haben ihm die Indianer und Franzosen an den Großen Seen auch den Namen ‚Süßwasser' gegeben. Hingegen ein rechtes Feuer auf dem Lande anzuzünden, das ist nicht seine Gabe."

„Es muß mit Euren Gaben, von denen Ihr so viel redet, schon seine eigene Bewandtnis haben, — Pfeilspitze erklärte sofort, als er den Rauch eures Feuers erblickt hatte, daß es ein Blaßgesichtsfeuer sei." „Das ist nichts Besonderes," bemerkte Pfadfinder trocken, „Süßwasser liebt nun mal das nasse Element und hat darum feuchtes Holz dazu verwendet, und feuchtes Holz gibt bekanntlich schwarzen Rauch. Wenn Pfeilspitze dies nicht sofort erkannt hätte, dann dürfte er sich in solch unsicheren Zeiten nicht aus seinem Wigwam wagen."

„Wieso?" fragte Cap ein wenig erschrocken, „haltet Ihr diese Gegend hier für so unsicher? Ich denke, hier so nahe der Festungen Seiner Majestät wird sich schwerlich ein feindlich gesinnter Indianer aufhalten. Die leben doch alle jenseits der Seen bei den Franzosen." — „Da seid Ihr aber in gewaltigem Irrtum, Meister Cap, wenn Ihr meint, hier seien keine Feinde. Ich will Eure Nichte nicht beunruhigen; aber unter uns gesagt, die diesseitigen Ufer des Ontario wimmeln von Irokesen und derartigem Gesindel. Der Sergeant hat wohl gewußt, warum er uns bat, euch entgegenzureisen. Wir haben die Wegelagerer aufgespürt; die Große Schlange ist auf dieser Seite des Flusses heraufgekommen, ich auf der andern, und der brave Junge dort hatte die gefährlichste Arbeit, nämlich das Kanu den Fluß heraufzubringen. Ihr müßt wissen, der Sergeant hat ihm mit Tränen in den Augen von seiner Tochter erzählt und wie er sich nach ihr sehne. Das hat den Jungen so gerührt, daß er uns um jeden Preis begleiten wollte."

„Das ist nett von ihm, und ich bin ihm dafür recht dankbar; aber so besonders gefahrvoll wird das Unternehmen doch nicht gerade gewesen sein?" — „Nur insofern, als er jederzeit gewärtig sein mußte, aus dem Hinterhalt erschossen zu werden; denn der Fluß macht sehr viele Windungen und

hat dichtbewachsene Ufer, dazu eine starke Strömung." — „Dann, zum Teufel — begreif' ich nicht, wie mir mein Schwager zumuten konnte, eine Reise von 150 Meilen durch diese verfluchten Urwälder zu machen. Ich sage Euch, am liebsten kehrte ich auf der Stelle um, wär' mir es nicht um meine Nichte — —" „Das würde Euch jetzt auch wenig helfen, Freund, denn die Strecke, die nun schon hinter Euch liegt, ist fast ebenso gefahrvoll und noch länger als der Weg, den wir noch vor uns haben. Aber seid guten Mutes, bis hierher seid Ihr unversehrt gekommen, wir werden nun unser Möglichstes tun, um Eure werte Kopfhaut zu beschützen."

Cap langte bei diesen Worten unwillkürlich nach seinem Hinterkopf, wo ihm nach damaliger Sitte ein steifer, von einer Aalhaut umwirbelter Zopf herniederhing. Im Grunde war er ein tapferer Mann, der schon manchmal dem Tod mutig ins Auge geschaut hatte; darum faßte er sich schnell, brummte aber ärgerlich über die Rücksichtslosigkeit seines Schwagers, der ihn in solch ein gefahrvolles Unternehmen gejagt hatte. „Was in aller Welt aber sollen wir tun," fragte er noch einmal, „wenn uns dies rote Gesindel von hinten zusammenschießt, während wir schutzlos stromaufwärts fahren?" „Stellt Euch unter den Schutz des Allmächtigen," erwiderte feierlich der Jäger, „dann seid Ihr wohl versorgt. Ich meinerseits unternehme nichts, ohne mich getrost unter seine Fahne zu stellen, und dabei bin ich immer wohl gefahren, wenn's auch schon manchmal hart zuging."

Der alte Seemann schwieg eine Weile, dann aber mahnte er zum Aufbruch. „Wie weit ist's noch bis zum Fort?" fragte er. „Noch fünfzehn englische Meilen immerhin. „Dann wollen wir nicht länger säumen. Magnet, mein Liebling, mach' dich bereit!" Mabel sprang auf. Sie hatte von dem Gespräch der anderen kein Wort gehört, denn Jasper Western hatte ihr von ihrem Vater und dem Leben in der Garnison erzählt; darüber hatte sie alles andere vergessen.

Rasch war das wenige Gepäck zusammengeschnürt; die Männer ergriffen ihre Büchsen; Pfadfinder aber warf noch einige Zweige des feuchten Holzes auf das verglimmende Feuer. „Warum tut Ihr das?" fragte der junge Mann erstaunt. „Das hat seine guten Gründe, mein Junge," erwiderte der Jäger. „Ihr glaubt doch auch, daß die Rothäute den aufsteigenden Rauch von ihren Anhöhen bald bemerken? Gut! Dann werden sie zu dieser Lagerstätte kommen und unsere Spuren finden. Diese führen sie an den Fluß, und hier werden sie weiter suchen und zu unseren Spuren gelangen, die wir bei unserem Herkommen unterhalb der Fälle zurückgelassen haben. Dann aber müssen sie schließen, daß wir weiterhin stromaufwärts gereist sind, denn von Meister Cap und seiner Nichte wissen sie nichts und werden schwerlich annehmen, daß wir eine Vergnügungsreise hierhergemacht haben, um nun wieder umzukehren. Allerdings müssen wir sorgfältig bedacht sein, die Spuren des jungen Mädchens zu

verwischen; aber das ist einfach genug, wenn wir vorsichtig in ihre Fußstapfen treten."

Der Kundschafter war, während er dies erklärte, mit Jasper Western den anderen vorausgeschritten. „Hört, Jasper," sagte er leise lachend, „mit diesem eingebildeten Salzwasserfisch wollen wir uns einen kleinen Spaß erlauben. Er redet gar so wegwerfend von unseren Pfützen und Tümpeln. Wir wollen seinen Mut versuchen und ihn über die Fälle schießen lassen; da wird er eine andere Meinung kriegen von unserer Seemannskunst, und wir kennen ihn dann besser." „Schon recht," antwortete der Junge, „aber das Mädchen dürfen wir nicht erschrecken!" „Nein, nein, sie soll indessen mit Pfeilspitze und der Schlange hübsch um die Fälle herumgehen!" Da war Jasper zufrieden. Sie schwiegen nun; denn schon gelangten sie beim Kanu an.

Wasserfahrt auf dem Oswego

Das Kanu lag am Ufer des Oswego, eines Stromes, der durch die Vereinigung des Oneida und Onondago entstanden ist. Er strömt zuerst einige Meilen durch hügeliges Land und kommt dann sozusagen an eine Terrasse, die er in einer Höhe von zehn bis fünfzehn Fuß hinabstürzt. Dann strömt er scheinbar ruhig durch ebenes Land, bis er sich in den Ontario ergießt; aber in seiner Tiefe befinden sich Strömungen und Wirbel, die dem Schiffer wohl bekannt sein müssen, will er sein Boot lenken.

Das Kanu war eines jener leichten Fahrzeuge, die die Eingeborenen so meisterhaft aus Rinde zu verfertigen verstehen. Es war so leicht, daß zwei Männer, im Notfall ein einziger, es gut zu tragen vermochten, dabei breit genug, um zehn bis fünfzehn Personen zu fassen. Mit einem einzigen Ruderschlag konnte man ihm eine andere Richtung geben, und das war gut auf diesem Gewässer, wo Treibholz, Untiefen und andere Hindernisse zu umgehen waren.

Die Reisenden stiegen ein. Cap setzte sich auf eine Querbank in der Mitte des Bootes. Die Schlange kniete neben ihm, Mabel lagerte sich auf ihrem Gepäck hinter dem Onkel. Pfeilspitze und sein Weib saßen vor diesem. Jasper ergriff sofort das Steuer, nur der Pfadfinder stand noch draußen. „Nehmt zunächst die Richtung stromaufwärts, Jasper," rief er diesem zu, „bis Ihr in der Mitte des Stromes seid; möglicherweise durchsuchen die Mingos den Schlamm und sollen dann nicht sehen, wohin wir uns gewendet haben." Jasper nickte, der Jäger gab dem Boot einen gewaltigen Stoß und sprang dann so leicht und geschickt auf das hintere Ende, daß die Insassen die Bewegung kaum verspürten. Dann ergriff er das Ruder, und nachdem man die Stromesmitte erreicht hatte, schoß das

Fahrzeug lautlos und pfeilschnell durch die grünen Fluten. Man sprach wenig und leise, denn Vorsicht war geboten.

Der Strom floß in ruhigem, gewundenem Lauf dahin. Er war nicht breit, manchmal wölbten die Baumriesen an beiden Ufern ihre Äste gegeneinander, so daß das Tageslicht nicht durch das dichte Gezweige dringen konnte. Dann wieder bog ein gestürzter Baum seine Zweige so tief über das Wasser, daß Pfadfinder und Jasper, die stehend das Boot lenkten, sich bücken mußten, um durchzukommen.

Nach einiger Zeit vernahm man einen dumpfen eigentümlichen Laut. „Ist das schon die Brandung Eures Sees?" fragte Cap erfreut. „Noch nicht, noch nicht," erwiderte der Jäger, „was Ihr hört, ist das Brausen der Fälle, die der Fluß eine halbe Meile unterhalb macht." „Der Fälle," rief Cap erstaunt, „ja wißt Ihr denn nicht, daß sich oberhalb solcher Wasserfälle Stromschnellen befinden? Haltet doch näher zum Ufer, sonst verliert ihr die Gewalt über das Boot und wir schießen, eh wir's uns versehen, da hinab." „Seid ohne Sorge," sagte Pfadfinder ruhig, während er Jasper lustig zublinzelte, „wir sind zwar nur Süßwasserschiffer und ich nicht mal das, aber wir kennen uns aus auf Stromschnellen, Wasserfällen und dergleichen; wir werden Euch sicher hinuntergeleiten."

„Ihr seid wohl von Sinnen, Mensch, wie könnt Ihr es wagen, mit dieser Nußschale einen Wasserfall hinabzufahren?" „Die Frauen setzen wir vorher ans Land," sagte Jasper begütigend, als er in Mabels erschrockenes Gesicht sah; „sie sollen unter der Obhut der beiden Indianer am Ufer entlang gehen. Aber uns drei wassererprobten Männern schadet der kleine Wassersturz nichts. Wir fahren heute nicht das erstemal den Fall hinunter." „Warum aber können wir nicht alle aussteigen?" fragte Cap mit geheuchelter Gleichgültigkeit, „ich möchte meine Nichte lieber unter meiner eigenen Obhut wissen." „O, ihretwegen seid ohne Sorge," antwortete der Jäger, „sie ist unter Chingachgooks Schutz besser aufgehoben, als Ihr sie zu schützen vermöget. Außerdem liegt der Weg am Ufer entlang so offen da, daß dort sicher keine Rothaut sich hingetraut. Die wählen sich zu ihren Teufeleien andere Stellen aus. Es wäre aber zu zeitraubend, wollten wir alle aussteigen und Kahn und Gepäck eine Meile auf dem Rücken durch das Land schleppen. Wir rechneten auf Eure Mithilfe, Meister Cap, Ihr müßt auf die Ladung achten, daß nichts vom Putz des jungen Mädchens über Bord fällt und verloren geht. Ihr seid es ja gewohnt, daß Euch das Wasser um die Ohren spritzt."

Cap lachte gezwungen; er hätte gar zu gerne mit den anderen den Landweg eingeschlagen, denn er kannte die Gewalt des Wassers besser als einer, der noch kein Schiff betreten. Aber sein Seemannsstolz erlaubte ihm nicht, weitere Einwendungen zu machen. „Süßwasser, wir wollen dort an jenem Baumstamm anlegen, dann kann des Sergeanten Tochter trockenen Fußes den Landweg erreichen!"

Jasper gehorchte, und nach wenigen Minuten befanden sich die zwei Seemänner mit Pfadfinder allein im Boot.

Der alte Brummbär versuchte sich Mut für das Unternehmen einzuflößen, indem er tat, als sei bei dieser Sache gar keine Gefahr. „Oh," meinte Pfadfinder und aus seinen ehrlichen Augen lachte der Schalk, „so gering dürft Ihr die Oswegofälle doch nicht einschätzen; mit dem Niagara darf man sie natürlich nicht vergleichen, aber es gehört ein fester Mut und ein starker Arm dazu, das Schifflein sicher hindurch zu lenken. Nun, Süßwasser, nimm deine Kraft zusammen, auf dich kommt's an, denn ich sehe schon, Meister Cap dürfen wir nur als Fahrgast rechnen."

Das Kanu war in die Mitte der Strömung zurückgeglitten. Unterdessen erstieg Mabel einen Felsen, von dem sie die Fälle überblicken konnte. Oben angekommen, unterdrückte sie nur mühsam einen Schreckensruf. Doch faßte sie sich schnell wieder und stand aufrecht und unbeweglich, während sie in angstvoller Spannung jede Bewegung des Kanus verfolgte. Junitau war zu ihr getreten und betrachtete den Vorgang mit der Neugierde eines Kindes, während die beiden Indianer sich auf einen Baumstamm niedersetzten und kaum nach dem Flusse blickten.

Sobald das Fahrzeug wieder in der Strömung war, ließ Pfadfinder sich auf die Knie nieder. Er ruderte nur noch ganz schwach, so daß es keine Wirkung auf Jasper Westerns Steuerung hatte. Der stand noch immer aufrecht, und sein Blick flog, gleichsam suchend über die Fälle hin, denen sie sich nun rasch näherten. „Mehr nach Westen, Junge, mehr nach Westen," murmelte Pfadfinder vor sich hin, „dorthin halten, wo das Wasser so schäumt." Jasper achtete seiner nicht; alle seine Sinne waren aufs äußerste angespannt, die richtige schmale Stelle für die Durchfahrt zu erreichen. Immer deutlicher vernahm man das Brüllen und Tosen der stürzenden Wasser. Caps Angst wuchs. Er hätte viel, all seinen Seemannsstolz hätte er darum gegeben, wenn er jetzt noch hätte landen können. Jetzt glitt das Boot unheimlich rasch dem Rand des Falles zu. „Herum mit dem Ruder," schrie er außer sich, „tiefer das Steuer, tiefer!" „Ja, ja, tiefer," lachte der Jäger vor ihm, indem er einen Augenblick sich umwandte, „wir können schon tiefer, aber anders als Ihr es meint. Noch mehr das Steuer aufwärts, Junge, noch höher!" Die Mahnung wäre nicht nötig gewesen. Eben gab Jasper mit dem Ruder den letzten nötigen Schlag, dann folgte etwas, von dem Cap später nie recht sagen konnte, was er empfunden. Er fühlte, wie die Spitze des Bootes einen Augenblick über dem Rand des Wassers stand, dann nach unten kippte, ein Brausen und Zischen war ringsum, daß er glaubte, sein letztes Stündlein sei gekommen. Auf einmal spürte er ruhige, gleichmäßige Ruderschläge und bemerkte zu seiner Überraschung, daß Jasper ruhig am Steuer stand und das Fahrzeug über ruhiges Wasser glitt. Umschauend, sah er die tosenden Fälle hinter sich.

Pfadfinder stand auf, lachte, holte ein Zinngefäß und einen Löffel her-

vor und machte sich daran, das eingedrungene Wasser sorgsam auszuschöpfen. „Vierzehn Löffel voll, Junge," rief er, nachdem er dies Geschäft beendigt hatte, „du hast's schon besser fertig gebracht! Das letztemal waren es nur zehn!" „Daran ist Meister Cap schuld," verteidigte sich Jasper, „der drängte so stark nach einer Seite, daß ich alle Mühe hatte, das Gleichgewicht zu halten." Cap räusperte sich. Es kam ihm jetzt noch wie ein Wunder vor, daß man ein solches Wagnis unternehmen konnte. Wohl zehn bis zwölf Fuß hoch stürzte das Wasser schier senkrecht hinab. Nur in der Mitte hatte die Gewalt der Strömung im Laufe der Zeiten den Felsen so ausgewaschen, daß er einen Winkel von vierzig bis fünfundvierzig Grad bildete. Diesen engen Raum mußte das Fahrzeug nehmen, um unbeschadet hindurchzukommen durch Felsen und Klippen, Schaum und Wogen. Nur ein sehr sicherer, kräftiger Arm konnte das Fahrzeug durch die Gefahren lenken.

Trotzdem Cap noch hinterher Entsetzen fühlte beim Gedanken an dies Wagnis, mochte er dem jungen, tapferen, geschickten Süßwasserschiffer kein volles Lob spenden. „Ich gestehe, junger Mann, Ihr habt Eure Sache gut gemacht; aber es kommt eben nur darauf an, den Weg genau zu kennen," sagte er. „Nein," wehrte der Kundschafter, „das allein genügt nicht; Nerven gehören dazu, Nerven und Mut. Es gibt landauf landab keinen Schiffer, der so meisterhaft hindurchzufahren versteht wie Jasper." „Und doch habt Ihr selbst ihm Weisungen gegeben," erwiderte Cap. „Es ist einfältig genug gewesen und so recht die Art eines Blaßgesichts; der Junge versteht die Sache besser als ich, Ihr könnt Euch drauf verlassen. Wäre die Schlange bei uns gewesen, die hätte keinen Laut von sich gegeben. Im Schweigen sind uns die Roten über." Doch eigensinnig beharrte der Graukopf auf seiner Meinung, daß jeder, der den Weg kenne, das gleiche fertig bringen würde. Pfadfinder und Süßwasser schwiegen und tauschten Blicke.

Inzwischen hatten sie die Stelle erreicht, wo die Indianer und Mabel schon warteten. Jasper hatte dort ein zweites Boot versteckt, und man schiffte sich von neuem ein. Jasper, Cap und seine Nichte saßen in einem Boot, Pfadfinder leitete das andere, in dem Pfeilspitze und sein Weib saßen. Die Schlange aber schlich am Ufer hin und spähte mit den geschärften Sinnen seiner Rasse nach verdächtigen Anzeichen. — Mabel hatte der Schrecken, den sie gehabt, als das leichte Fahrzeug vor ihren Augen in den Strudel hinabgeschossen war, ganz bleich gemacht; aber ihre Seele erfüllte Bewunderung für den Jüngling, der so sicher und furchtlos den Kahn gelenkt. Zeit ihres Lebens sah sie ihn von dieser Stunde an so vor sich stehen: aufrecht und mutig inmitten der tosenden, stürzenden Wasser.

Die beiden Boote glitten dicht nebeneinander dahin; Pfadfinder führte das Gespräch. Doch plötzlich verstummte er und wies mit seinem Ruder

nach einem Felsenvorsprung an einer Stelle, wo der Fluß eine Wendung machte. „He, Junge, was ist das?“ fragte er. „Es ist die Schlange, Pfadfinder. Er macht uns Zeichen; ich verstehe sie aber nicht.“ „Weiß der Himmel, es ist Chingachgook,“ murmelte der Jäger, „der muß etwas Verdächtiges entdeckt haben; es muß Gefahr im Anzug sein.“

In großer Gefahr

Der Mohikaner hatte wohlweislich zur Beratung eine Stelle ausgewählt, wo der Oswego ruhig dahinfloß und die Boote darin leicht angehalten werden konnten. „Was gibt's, Schlange?“ flüsterte Pfadfinder, nachdem sie den Freund erreicht hatten. — „Mingos in den Wäldern,“ war die kurze Antwort. „Das vermuteten wir ja schon seit mehreren Tagen; hat der Häuptling deutliche Spuren gefunden?“ — Chingachgook hielt statt aller Antwort einen steinernen Pfeifenkopf in die Höhe. „Das ist 'ne Indianerpfeife, daran ist kein Zweifel; immerhin kann sie auch ein Soldat verloren haben, die rauchen jetzt auch oft aus Indianerpfeifen.“ — Der Mohikaner schüttelte den Kopf und hielt das Ding dem Pfadfinder noch näher vor die Augen. Da bemerkte dieser an dem Pfeifenkopf ein eingeschnitztes Kreuz, wie es in der katholischen Kirche gebräuchlich ist. Nun wußte der Pfadfinder genug; denn es war ihm bekannt, daß die Indianer das heilige Zeichen oft dazu mißbrauchten, um den Christenglauben zu verspotten. Nur ein Indianer, der mit den Priestern in Kanada verkehrte, konnte es geschnitzt haben. „Und wo hast du das Ding gefunden, Häuptling?“ forschte Pfadfinder weiter. Chingachgook wies nach einer Stelle, die kaum hundert Schritte von ihnen entfernt war, „der Tabak war noch warm, als ich es fand,“ fügte er hinzu. „Da heißt's allerdings auf der Hut sein,“ flüsterte der Weiße. Sie gingen nach der Stelle zurück und untersuchten die Spur genau. Nach kurzer Beratung kehrte der Jäger zurück, indessen der Mohikaner wieder in den Wald schlich.

Alle bemerkten den besorgten Ausdruck auf dem sonst so ruhigen Gesicht. „Was gibt's, weißer Pfadfinder?“ forschte Cap, „hat sich der Feind vor dem Hafen verankert?“ „Redet einfach, und so, daß jeder Euch verstehen kann,“ erwiderte dieser, „die Zeit ist zu ernst für Späße. Was wir entdeckten, ist schlimm genug. Mindestens zehn der roten Kerle sind uns auf der Fährte, und zwar, was das schlimmste ist, sie sind auf dem Weg zur Garnison. Wenn wir den Wald verlassen, sind wir ihren Schüssen ohne jede Deckung preisgegeben.“ — „Das Fort soll uns zu Hilfe kommen und eine Salve loslassen auf die roten Schufte,“ brummte Cap. „Das würde wenig nützen. Meister Cap, das Fort besitzt nur drei leichte Kanonen, und zudem ist schwer treffen, wenn jeder unserer Verfolger hinter

Baumstämmen Deckung hat. — Wir müssen uns anders helfen! Vielleicht glückt es uns, sie auf falsche Fährte zu locken; wenn sie nur eine kurze Strecke stromaufwärts gingen, wären wir gerettet. Halt, wir machen's so! Jasper, seht Ihr dort den dreigipfligen Kastanienbaum?" „Meint Ihr den bei der gestürzten Fichte an der letzten Windung?" — „Ja! Dort geht hin! Nehmt Zunder und Feuerstein mit und macht ein tüchtiges Feuer. Ihr könnt diesmal vom nassesten Holz nehmen, das Ihr findet. Je dichter der Rauch, um so besser! Vielleicht lockt sie der Rauch die Anhöhe hinauf; inzwischen können wir hier unten durchfahren, bis wir eine geschützte Stelle finden."

Bereitwillig sprang Jasper ans Land und begab sich zu der bezeichneten Stelle. Bald sah man einen dichten Rauch von dort aufsteigen, und Pfadfinder nickte befriedigt. „Zuviel Rauch — zuviel klug!" meinte Pfeilspitze mißbilligend, doch der Jäger ließ sich nicht beirren. „Nein, nein, sie werden's für ein Soldatenfeuer halten," sagte er, „denn merkwürdig ist's, das Militär lernt nichts von der Schlauheit der Indianer, obgleich sie täglich mit ihnen verkehren. — Doch nun voran!"

Er ließ den Busch, an welchem er sein Boot bis dahin angehalten hatte, los und ruderte vorsichtig am Ufer hin bis hinter die nächste Krümmung. Hier hatte das Ufer eine kleine Einbuchtung und man konnte das Feuer nicht mehr sehen. Der Platz schien wie geschaffen zum Versteck. Tief hingen die Zweige des Buschwerks über das Wasser und bildeten förmlich ein Blätterdach. Ein schmaler Streifen Sand oder Kies bot Platz zum Aussteigen. Nur vom gegenüberliegenden Flußufer konnte man gesehen werden; aber dort war der Boden so morastig und das Gebüsch stand so dicht, daß es fast nicht gangbar war. Trotzdem tat Pfadfinder ein übriges, um das Versteck noch sicherer zu machen. Er und Pfeilspitze schnitten vorsichtig lange Erlenzweige ab, und zwar wählten sie solche, die gebogen waren. Sie steckten sie in den feuchten Boden des Ufers, und zwar so, daß es aussah, als wüchsen sie dort wagrecht hervor, um später sich zum Licht emporzuwenden.

Pfadfinder war zufrieden. „Das ist das beste Versteck, das ich je hatte. Nun kann nur ein ganz geübtes Auge diesen Schlupfwinkel entdecken; denn von drüben muß es aussehen, als habe die Vorsehung selbst diese Zweige hier wachsen lassen. Doch da kommt Süßwasser. Da wollen wir gleich erproben, ob unser Versteck was taugt."

Durch die Blätter konnte man den Ankommenden deutlich beobachten. Seit er das Flußufer erreicht hatte, watete er im seichten Wasser, um keine Spuren zu hinterlassen. Aufmerksam suchten seine Augen am Ufer entlang. Von Zeit zu Zeit blieb er, um sich blickend, stehen. Er war schließlich so nahe herzugekommen, daß er die künstliche Hecke mit der Hand hätte berühren können. Dennoch bemerkte er die Verborgenen nicht. Als er schon vorüber wollte, bog Pfadfinder einige Zweige aus-

einander und winkte ihm lachend zu. „So ist's gut," schmunzelte er, „ich wollte wetten, das ganze Regiment des Sergeanten Dunham stapfte hier vorbei, ohne das geringste zu bemerken. Allerdings, Indianeraugen schauen anders. Einen Mingo möchte ich hier nicht vorüberkommen sehen, da wär mir's um meine Pflanzung bange!"

„Dann laßt uns doch lieber eilen, so schnell wie möglich das Fort zu erreichen," meinte Cap. „Wir können doch annehmen, daß wir nun die Feinde hinter uns haben!" „Das ist so sicher nicht, wie Ihr meint," versetzte Pfadfinder. „Jedenfalls müssen wir hier die Schlange abwarten und hören, was die uns für Nachrichten bringt. Ja, wenn wir lauter Männer wären, dann würde ich vielleicht vorschlagen, die Kanus zu verlassen und uns auf Umwegen nach der Festung zu schleichen. Bis morgen früh könnten wir dort sein."

„Oh," bat Mabel, „meinetwegen dürft ihr keine Rücksicht nehmen! Ich bin jung und kräftig und kann tüchtig laufen. Ich möchte nicht, daß ihr alle meinetwegen in Lebensgefahr kommt." „Nein, liebes Kind," entgegnete Pfadfinder, „Ihr seid uns kein Hindernis. Wir tun mit Freuden alles, um Euch wohlbehalten zu Eurem Vater zu bringen. Aber wenn Ihr auch gut am hellen Tage marschieren könnt, bei Nacht durch diese tiefen Wälder schleichen, über Wurzeln und durch Sümpfe, wohl zwanzig Meilen, vermöchtet Ihr nicht. Zudem könnte es sein, daß wir auch auf diesem Wege mit den Feinden zusammenstoßen und schwere Kämpfe zu bestehen hätten. — Nein, laßt uns ruhig den Mohikaner abwarten!"

Mabel erwiderte nichts mehr. Pfeilspitze hatte sich mit seiner Frau auf den Sand gesetzt; sie sprachen leise miteinander. Jasper und Mabel ließen sich in einem der Boote nieder, Pfadfinder mit dem Seemann im anderen; sie plauderten leise miteinander, und Cap meinte, zur vollen Gemütlichkeit fehle ihm nur die Tabakspfeife. Er hatte nicht übel Lust, sich eine anzuzünden, doch Pfadfinder wehrte ihm aufs entschiedenste, da sonst die Rothäute mit der Nase entdeckten, was dem Auge verborgen blieb. „Haltet Eure Begierde im Zaum, Meister Cap, da könntet Ihr von den Rothäuten etwas lernen. Um einen Skalp zu gewinnen, vermag eine Rothaut eine ganze Woche zu fasten! Bst, Jasper, hört Ihr was?" — „Die Schlange kommt!" „Nun wollen wir sehen, ob Mohikaneraugen besser sehen als gewisse andere vorhin!"

Chingachgook kam denselben Weg wie vorhin Jasper, doch wendete er bei weitem größere Vorsicht an wie dieser. Er hielt sich dicht unter den Büschen, machte stets nur wenige Schritte vorwärts, blieb wieder stehen und schaute forschend und suchend um sich. „Die Schlange sieht die Halunken," flüsterte der Pfadfinder. An einer Stelle verharrte der Mohikaner reglos wohl zehn Minuten. Dann duckte er sich und schlich hastig mit größter Vorsicht, das Ufer entlang spähend, durchs seichte Wasser vorwärts. Er prüfte jede Stelle des Ufers. Als er am Versteck war, hielt er

an, sah scharf die Hecke entlang, dann bückte er sich, bog einige Zweige zur Seite und streckte den Kopf in das Versteck.

„Sind's Mingos?" flüsterte der Jäger. „Irokesen," lautete die Antwort. „Mingos, Irokesen und wie sie alle heißen, die Hunde. Ist mir einer so lieb wie der andere. Sprich, Häuptling, was hast du gesehen?" In der Delawarensprache berichtete Chingachgook, und Pfadfinder teilte das Gehörte den anderen mit. Der Mohikaner war den Feinden nachgegangen. Sie waren in der Richtung auf das Fort gezogen, bis sie den Rauch von Jaspers Feuer bemerkten. Da waren sie umgekehrt. Für Chingachgook war es ein kritischer Augenblick gewesen, als fünfzehn Irokesen, etwa zehn Schritte von ihm entfernt, an ihm vorübergekommen waren, jeder vorsichtig in die Fußtapfen des andern tretend. So waren sie zu der Stelle gelangt, wo Chingachgook und der Pfadfinder sich getrennt hatten. Den Fußspuren des letzteren folgend, waren sie an den Fluß heruntergekommen, dann aber Jaspers Tritten nachgehend, waren sie zur Feuerstätte gelangt. Dort bemerkten sie bald, daß das Feuer nur angezündet worden war, um sie irre zu leiten. Sie hatten sich hierauf getrennt; die eine Hälfte war in den Wald zurückgegangen, die andere war zum Flußufer heruntergestiegen. Chingachgook hatte den Augenblick, wo alle am Feuer berieten, benutzt, um seinerseits das Ufer zu erreichen. Er glaubte, daß sie weiterhin am Ufer entlang ihnen folgten, doch war er dessen nicht ganz sicher.

„Da rate ich zu schleunigster Flucht mit den Kähnen," rief Jasper, und Cap stimmte ihm eifrig zu. Doch Pfadfinder war anderer Meinung; er hielt ein solches Vorgehen für voreilig und unklug. „Unklug, unklug," eiferte der Junge, „das ist stets ein Wort, dessen sich die Alten bedienen, wenn's ihnen an Mut gebricht. Des Sergeanten Tochter und Junitau sollen sich flach auf den Boden des Kahnes legen, und wir Männer wollen drauf zurudern und unsere Pflicht tun!"

Pfadfinder sah den jungen Mann, als dieser so sprach, mit einem Blick an, der jenem durch die Seele ging. Krampfhaft hielten seine Finger den Lauf seiner Büchse umspannt. Jeder aber der Anwesenden fühlte die Überlegenheit des gereiften Mannes. „Junger Freund, zügelt Eure Worte besser. Ihr seid an Eurem Platz ein wackerer Bursche und habt sonst das Herz auf dem rechten Fleck. Aber ich habe mit den Mingos mich herumgeschlagen, als Ihr noch in der Wiege lagt, und meine Erfahrungen laß ich mir von einem Jungen nicht nehmen. Ich weiß, daß man den Rothäuten mit Klugheit besser beikommt als mit unsinnigem Drauflosgehen."

Erschrocken griff Jasper nach der Hand des älteren Freundes. „Verzeiht mir, Pfadfinder, mein voreiliges Wort," bat er herzlich. Der lachte leise und freundlich und, indem er der Hände Druck erwiderte, sagte er: „Schon gut, mein Junge, ich will's Euch nicht nachtragen; aber wenn Ihr hier dem Delawaren ein solches Wort —"

In diesem Augenblick fühlte er einen leichten Schlag auf der Schulter, und sich umwendend, sah er Mabel vorgebeugt mit dem Finger durch eine Öffnung der Büsche zeigen. Er folgte der Richtung und flüsterte: „Da sind sie, die verfluchten Mingos. Haltet die Waffen bereit! Legt euch nieder!“ Jasper zog das Mädchen mit sanfter Gewalt zu Boden. Er selbst blieb in ihrer Nähe, den Hahn seines Gewehres gespannt. Pfeilspitze und Chingachgook streckten sich wie lauernde Schlangen zum Schießen bereit nebeneinander. Junikau barg den Kopf zwischen den Knien und warf sich ihren weiten Kalikorock über das Haupt. Cap nahm seine Pistolen zur Hand. Der Pfadfinder blieb reglos an seinem Platz, doch seine Hand hob langsam die Büchse, auf die er sich zuvor gestützt hatte, empor, bereit, jeden Augenblick loszudrücken. Was er sah, war allerdings nicht unbedenklich. An der Biegung des Flusses, nur hundertfünfzig Schritte von ihm entfernt, standen drei Irokesen. Sie schienen unschlüssig, was sie tun sollten. Einer wies den Strom hinab, ein anderer zeigte stromaufwärts, und der dritte deutete nach dem gegenüberliegenden Ufer.

„Haltet euch bereit,“ flüsterte Pfadfinder. „Jeder muß einen der Kerle aufs Korn nehmen. Ihr, Jasper, den vordersten, den mit der Totenbemalung, du, Schlange, den Häuptling, und Pfeilspitze den letzten, den jungen. Ich selbst passe auf, wenn etwa noch ein vierter erschiene. Aber haltet euch an meine Weisung und schießt nicht, ehe ich das Zeichen gebe. Sollte aber hinter uns vom Land her etwas sich zeigen, dann, Jasper, durchbrecht mit Eurem Kahn unsere Pflanzung und fahrt, was Ihr könnt, mit der Tochter des Sergeanten dem Fort zu.“

Die Irokesen waren inzwischen langsam stromabwärts gewatet und standen nun dicht hinter den Büschen. Gleichzeitig verriet ein Rascheln vom Ufer her und ein Knicken dürrer Zweige, daß ein anderer Trupp vom Lande her sich dem Flusse näherte. Sie mußten an einen Punkt gekommen sein, wo sie einander sehen konnten; denn nun entspann sich ein Gespräch, sozusagen über die Köpfe der Verfolgten hinweg. Sie redeten in ihrer Sprache, doch Pfadfinder und die beiden Indianer verstanden jedes Wort. „Die Spur ist weggewaschen,“ rief einer vom Wasser herauf. „Sie sind mit dem Kanu stromabwärts gefahren,“ antwortete eine Stimme vom Ufer. „Das kann nicht sein; sie wären den Schüssen unserer Brüder dort unten nicht entgangen.“ „Meine jungen Leute sollen mit Adleraugen umherspähen,“ sagte hierauf der Häuptling vom Wasser her. „Sie haben ein Mädchen bei sich.“ „Einen ganzen Monat schon sind wir auf dem Kriegspfad und haben erst einen Skalp erbeutet; sie dürfen uns nicht entgehen,“ rief es von oben zurück. — Damit war das Gespräch beendet, und die im Versteck hörten, wie die am Ufer sich langsam durch die Büsche entfernten.

Die drei im Wasser blieben noch stehen und durchsuchten mit ihren Blicken jeden Punkt des Ufers; endlich gingen auch sie. Die Versteckten atmeten erleichtert auf. Da blieb der letzte noch einmal stehen und warf

einen Blick zurück. Irgend etwas mußte ihm dabei aufgefallen sein. Er kehrte noch einmal um, ohne seinen Kameraden etwas zu sagen, denn nichts fürchtet ein junger Indianer mehr, als durch voreiligen Triumph sich den Spott der Älteren zuzuziehen. Er hatte aber an der künstlichen Hecke einige Blättchen bemerkt, die, vom Strahl der Sonne getroffen, etwas schlaff und welk herunterhingen. Seine Kameraden im Wasser waren schon ein gut Stück von ihm entfernt, als seine Hand die welken Blätter berührte und die Zweige zurückbog. Starr vor Staunen waren seine Züge, als er sich plötzlich den Gesuchten gegenüber befand. Mit leisem Ausruf fuhr er zurück, aber schon hatte Chingachgook den Arm erhoben, und sein Tomahawk

sauste auf den Schädel des Überraschten nieder. Dieser taumelte zurück, stürzte rücklings ins Wasser, und im nächsten Augenblick riß die Flut den leblosen Körper mit sich fort, ehe der Delaware sich den Skalp seines Opfers erbeuten konnte.

„Jetzt gilt's," rief Jasper, indem er die Spitze des Bootes ergriff. „Faßt unten an, Meister Cap, und Ihr, Mabel, bleibt ruhig im Boote liegen." Am seichten Ufer hinwatend, wollte er die obere Biegung des Flusses gewinnen, die ihn den Blicken der Verfolger entzogen hätte. Pfadfinder und Pfeilspitze ergriffen das andere Boot und folgten ihm. Kaum aber hatten sie die Strömung erreicht, als Pfadfinder plötzlich fühlte, wie sein Boot leichter wurde, und als er um sich blickte, waren Pfeilspitze und sein Weib verschwunden. „Also doch," brummte er vor sich hin, „dacht' ich mir's doch gleich, daß der Kerl nicht waschecht ist. Schade, daß ich keine Zeit habe, dir eins auf den Pelz zu pfeffern, elender Verräter."

Chingachgook war ans Ufer gesprungen, um die Bewegungen der Feinde weiter zu beobachten. Pfadfinder war allein im Boot. Da ertönte von unten ein Klagegeheul; die Irokesen mußten den stromabwärts treibenden Leichnam ihres jungen Kriegers entdeckt haben. Gleich darauf folgte das Krachen eines Schusses. Dann sah er Jasper, der die Krümmung des Flusses erreicht hatte, aufrecht am Ende seines Bootes stehen, während Cap vorne saß; beide ruderten mit kräftigen Schlägen ihr Boot nach dem gegenüberliegenden Ufer. Pfadfinder folgte ihrem Beispiel; da er sich ein Stück unterhalb befand, richteten sich die Schüsse sofort auf ihn, der ihnen näher war. „Halte fest stromaufwärts, Junge," rief er dem Freunde zu, „rette die Tochter des Sergeanten und überlaß die Mingos mir und der Schlange." Zum Zeichen, daß er verstanden, winkte Jasper mit dem Ruder. Die Kugeln pfiffen dem einsam Zurückgebliebenen um den Kopf; eine riß ihm eine Locke von der Schläfe. „Das war gut gemeint," brummte er vor sich hin. Durch die jahrelange Einsamkeit war er gewöhnt, seine Gedanken laut auszusprechen. „Ihr Dummköpfe, verschießt nur euer Pulver, kann mir nur lieb sein, treffen könnt ihr bei dem unruhigen Ziel doch nicht. So ist's recht, Jasper, um jeden Preis muß das Mädchen gerettet werden, und wenn es uns die eigene Kopfhaut kostet."

Er befand sich in der Mitte des Stromes, als eben Jasper sein Boot mit einem letzten Schlag ans Ufer brachte. Rasch hob er das Mädchen ans Land und fürs erste waren die drei gerettet.

Diese Gewißheit verlieh dem wackeren Jäger neue Kraft. Die starke Strömung hatte ihn den Feinden bedenklich näher gebracht. Er wußte, daß nur in beständiger Unruhe seine Rettung vor den zahlreichen Kugeln lag; seine Gegner waren zwar gewohnt, den Hirsch im Laufe zu erlegen. Darum mußte er darauf bedacht sein, beständig seine Richtung zu ändern. Einmal ließ er sich vom Strome treiben, dann steuerte er mit Anstrengung aller Kräfte aufs westliche Ufer zu, plötzlich drehte er sich, fuhr einmal nach

links, dann nach rechts. Dabei war er das Ziel zahlreicher Schüsse, denn auch der Trupp Irokesen, der weiter stromab gelauert hatte, war ihren Freunden zu Hilfe geeilt, als er die Schüsse hörte. Ein Umstand kam ihm zugute; sie konnten im Wasser ihre Flinten nicht zweimal laden, und vom Ufer aus war er ihren Blicken durch die niederhängenden Zweige der Büsche verborgen. So wurde der Abstand zwischen ihm und den Verfolgern doch allmählich größer.

Da kam ihm eine neue Gefahr. Der Strom staute sich an einer Stelle und bildete dann eine starke Schnelle. Er wußte, daß es über seine Kräfte ging, sicher hier hindurchzulenken. Zudem bemerkte er, daß gerade dort ein dritter Trupp von Feinden sich auf einem Felsvorsprung aufgestellt hatte. An dieser Stelle durfte er um keinen Preis vorüberkommen; es würde sein unfehlbarer Tod oder Gefangenschaft gewesen sein. Da faßte er rasch entschlossen einen verzweifelten Entschluß. Er trieb sein Fahrzeug an eine möglichst seichte Stelle, ergriff seine Büchse und das Pulverhorn und sprang, beides hochhaltend, in den Fluß. Sein Boot überließ er den Wellen. Eine Weile waren die Feinde starr vor Staunen; dann aber ergoß sich ein neuer Kugelregen über ihn. Manch eine durchlöcherte sein Wams; doch er selbst blieb unversehrt. Bald aber fing seine Kraft an zu erlahmen. Er war nun nur noch etwa fünfzig Schritte vom Westufer entfernt, aber hier wurde das Wasser wieder tiefer. Es glückte ihm, einen Felsen zu erreichen, der groß genug war, daß er sich mitsamt seinem Gerät darauf niederlassen konnte.

Die Indianer hatten inzwischen sein Kanu aufgefangen und schickten sich an, über den Fluß zu setzen. „Pfadfinder," rief da plötzlich eine Stimme vom Ufer her. „Jasper, seid Ihr's?" „Seid guten Muts, Pfadfinder, wir passen auf, daß keiner herüberkommt. Wollt Ihr nicht lieber Eure Büchse auf dem Felsen lassen und herüberschwimmen?" „Ein schlechter Jäger ist, wer seine Büchse preisgibt, solange er noch Blei und Pulver hat. Ihr habt doch die Tochter des Sergeanten nicht mit hier heruntergebracht?" — „Sie ist fürs erste in Sicherheit; alles kommt nun darauf an, daß wir die roten Gauner nicht herüberlassen. Aber es scheint, sie wissen nun, wie wenige wir sind." „Pfeilspitze, der Schuft, wird sie über alles aufgeklärt haben." „Wenn wir Euch nur erst mit trockener Büchse bei uns hätten! Doch paßt auf: Cap läßt nun oben einen Zweig ins Wasser, wenn Ihr ihn fassen könnt, dann folgt das Boot ihm nach. Aufgepaßt!"

Cap hatte verstanden. Im nächsten Augenblick kam der Zweig geschwommen, und Pfadfinder, der ihn ergriffen, schwenkte ihn in der Luft. Gleich darauf folgte das Boot. Pfadfinder vermochte es aufzufangen. Er sprang hinein, und wenige Minuten später stand er, wohlbehalten seine Büchse schwingend, am Ufer. „Nun, laß sie kommen," frohlockte er, „nun werd' ich eine andere Sprache mit den Burschen reden!"

„Sie kommen schon," rief Jasper. Und in der Tat; drei Irokesen hatten

das Kanu bestiegen, einer stand aufrecht rudernd, indes die beiden andern am Boden kauerten, die Büchsen zum Schuß bereit. „Sie müssen glauben, wir seien in die Wälder geflohen," rief der Jäger, „sonst hätten sie doch mehr Respekt vor meiner Büchse. Laß sie aber ruhig herankommen; wir werden schon mit ihnen fertig und haben gleichzeitig unser Boot dann wieder." Da plötzlich krachte vom andern Ufer herüber ein Schuß. Der Ruderer fuhr mit den Händen in die Luft und fiel über den Rand des Fahrzeugs ins Wasser. Die andern, des Ruderns unkundig, waren völlig der Strömung preisgegeben, die das führerlose Fahrzeug sofort erfaßte. Ein Wirbel ergriff es, schleuderte es empor und stürzte es um. An einer Felsenspitze blieb es hängen. Die beiden Krieger fielen ins Wasser. Doch war der Strom an dieser Stelle nicht tief, und watend und schwimmend vermochten sie ihre Kameraden wieder zu erreichen.

Diese hatten zu sehr im ersten Augenblick auf die Vorgänge im Flusse gestarrt, sonst wäre es dem Schützen drüben kaum gelungen, ihrer Wut zu entrinnen. Pfadfinder hatte sofort an der Sicherheit des Schusses den Schützen erkannt. „Das war die Schlange," rief er jubelnd; „allerdings es wäre mir lieber gewesen, er hätte sich nicht darein gemischt; doch konnte er unsere Pläne nicht wissen und er glaubte uns in Gefahr. Ich sage Euch, Jasper, ein treueres Herz hat noch in keiner roten Brust geschlagen, es sei denn eines, und das war sein Sohn. Doch aufgepaßt. Eines der schleichenden Reptile lauert ihm dort auf." Jasper bemerkte ebenfalls einen jungen Krieger, der von seiner Stellung auf dem Ast eines Baumes aus den Mohikaner sehen mußte. Sie selbst konnten diesen nicht entdecken. Doch im Augenblick, wo jener anlegte, hob Pfadfinder sein Rohr und mit unglaublicher Schnelligkeit feuerte er. Der Irokese drückte noch ab, aber sein Schuß ging in die Luft, er selbst stürzte zu Boden. „Glaubt der Schuft vielleicht, ich ließe meinen besten Freund vor meinen Augen aus dem Hinterhalt niederknallen? Du bist selbst schuld, daß dir's so schlecht gegangen! Chingachgook und ich sind Freunde, seit wir Knaben waren. Immer Seite an Seite haben wir gekämpft, am Ontario, am Mohawk, am Horicon und in all den Pässen, die zwischen uns und dem Franzosenland liegen!" „Nun habt Ihr ihm denselben Dienst erwiesen, Pfadfinder, wie er vorhin uns. Die Kerls da drüben aber sind erschrocken, die dachten sicher nicht, daß unsere Büchsen so weit reichen." „Der Schuß war nichts Besonderes, mein Junge, da hat Wildtot schon andere abgegeben!"

„Seht, Pfadfinder, was schwimmt dort übers Wasser? Ist es ein Hirsch?" Pfadfinder sah auf. Tatsächlich kam vom jenseitigen Ufer etwas herübergeschwommen, doch war der Gegenstand schwer zu erkennen. Bald schien es den beiden Beobachtern, als sei es ein Indianer, dann wieder war es, als käme ein Strauch auf sie zugeschwommen. „Auf jeden Fall ist's eine indianische Teufelei," sagte der Jäger, „aber zwei ehrliche Christen werden schon dahinter kommen." Der Schwimmer hatte schon zwei

Drittel des Flusses überquert, als Pfadfinder in sein wohlbekanntes Lachen ausbrach. „Die Schlange ist's," rief er jubelnd. „Und schaut, er hat sich Büsche um den Kopf gebunden, hat das Pulverhorn darauf gelegt und seine Flinte treibt er auf dem Ast vor sich her." „Woher wißt Ihr, daß es die Große Schlange ist?" fragte Jasper verwundert. „Ich kann seine Züge noch nicht unterscheiden!" „Einen Indianer kennt man nicht an den Zügen. Nein, Junge, die Bemalung müßt Ihr ansehen. So ist nur ein Delaware bemalt. Doch jetzt erkennt Ihr auch das Auge. Ich sage Euch, ich hab dies Auge schon in Tränen gesehen, so wild es auch jetzt funkelt. Die Schlange ist anders als wir, aber warm und treu." „Das glaub ich Euch," entgegnete Jasper. Jetzt hatte der Mohikaner das Ufer erreicht. Er schüttelte sich wie ein Hund und kam auf seine Gefährten zu, die ihn mit Spannung erwarteten.

Glückliche Ankunft

War es nicht unklug, Chingachgook," redete Pfadfinder ihn an, „daß du dich allein in einen Kampf mit solcher Übermacht gewagt? Wie leicht hätte meine Büchse den Kerl, von dem ich nur den Kopf gesehen habe, fehlen können; dann wär's um dich geschehen gewesen." „Wenn die Große Schlange auf dem Kriegspfad ist," entgegnete der Angeredete, „so achtet er keiner Gefahr!" „Ich weiß, ich weiß," antwortete der Jäger, „doch Vorsicht ist so nötig wie Tapferkeit. Hätten die Irokesen nicht nach ihren Freunden im Wasser gesehen, dann wär' dir's schlimm ergangen."

„Was tut der Delaware?" fragte Jasper erstaunt; denn er bemerkte, wie dieser von neuem ins Wasser sprang. „Er tut, was seine Rasse von ihm fordert," erwiderte Pfadfinder. „Dort an dem Felsen hängt der Leichnam seines Opfers; den Skalp will er sich holen!" — „Schauderhaft!" murmelte entsetzt der junge Mann. — „Verachtet ihn nicht darum, Süßwasser, es ist seine Natur. Ein einziger Skalp ist ihm mehr wert als ein ganzes Schlachtfeld voll Erschlagener! — Doch kommt, wir müssen die Zeit ausnützen; die Dämmerung bricht herein; holt Meister Cap und seine Nichte aus ihrem Versteck; wir müssen beraten, was nun zu tun ist." Jasper gehorchte, und bald waren alle am Ufer in sicherer Deckung versammelt; auch Chingachgook hatte sich mit seinem bluttriefenden Siegeszeichen eingefunden.

„Sagt Ihr erst Eure Meinung, Meister Cap, Ihr seid der Älteste von uns. Bedenkt aber, daß es in einer Stunde so dunkel sein wird wie um Mitternacht." — „Ich bin dafür," erwiderte Cap schnell entschlossen, „daß wir im Schutz der Dunkelheit das Kanu besteigen und stromabwärts fahren, so schnell wie möglich." „Das ist auch meine Meinung," rief Jasper rasch. „Mabel kann unmöglich durch die Sümpfe waten und über die

Baumwurzeln klettern!" „Die Sache hat ihre zwei Seiten," entgegnete der Pfadfinder. „Ihr dürft nicht vergessen, daß wir auf dem Wasser viel weniger Deckung haben, zudem befinden wir uns oberhalb der Schnellen, und ich weiß nicht, ob selbst Jasper uns bei dieser Finsternis da sicher mitten hindurch zu lenken vermag. Und obendrein kann es den Feinden glücken, unser zweites Kanu aufzufangen und uns darin zu folgen."

„Die Schlange und ich werden das Kanu hereinbringen," rief Jasper entschlossen. „Indessen fahret Ihr mit dem anderen Boot am Ufer hin, bis oberhalb der Schnellen." Alle stimmten diesem Vorschlag bei.

Sofort stiegen Chingachgook und Jasper in den Fluß. Sie durchschwammen die tiefen Stellen, und als sie Boden unter den Füßen fühlten, faßten sie einander an den Händen, um sich im Dunkeln nicht zu verlieren. Jasper überließ sich ganz der Führung des Delawaren, denn er konnte mit den Augen nichts mehr unterscheiden. So mochten sie wohl eine Viertelstunde lang im Wasser umhergewatet sein, ohne den Felsen finden zu können, an welchem das Kanu hängen geblieben war.

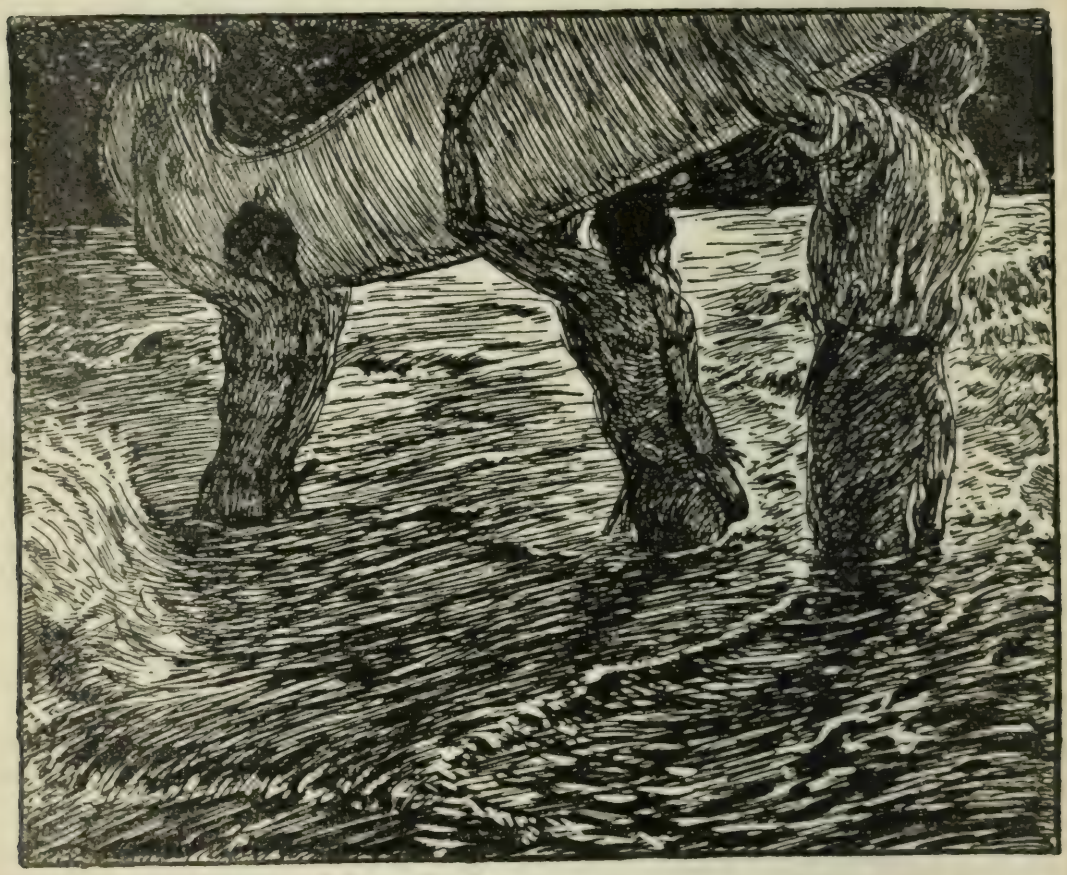
Eben wollten sie sich entschließen, unverrichteter Dinge zu ihren Gefährten zurückzukehren, als sie ganz nahe eine menschliche Gestalt im Wasser bemerkten. Gleichzeitig wurden sie auch von jenem entdeckt. Ohne das geringste Staunen zu verraten, rief dieser ihnen in der Irokesensprache zu: „Kanu gefunden; kommt helfen es herunterheben!" Chingachgook gab eine zustimmende Antwort; das Tosen und Rauschen des Wassers war so laut, daß jener den fremden Klang der Worte nicht gewahr wurde. Leise flüsterte der Delaware seinem Begleiter zu, ihm alles weitere zu überlassen.

Bald hatten sie das Kanu erreicht. Der Irokese faßte das eine Ende, Jasper das andere, Chingachgook half in der Mitte nach. Mit Leichtigkeit hoben sie das Fahrzeug auf, kehrten es um, damit das eingedrungene Wasser sich entleere, und ließen es aufs Wasser nieder. Ohne ein Wort zu verlieren, begann der Irokese es nach dem östlichen Ufer zu ziehen. Die beiden andern folgten ihm. Chingachgook war unschlüssig, was er tun solle; denn an der Selbstverständlichkeit, mit der der Irokese sie für seinesgleichen hielt, merkte er, daß noch mehr Feinde in der Nähe sein mußten. Einmal schon hob er den Tomahawk, um ihn auf das Haupt des Ahnungslosen niederschmettern zu lassen. Aber würde sein Todesschrei nicht sofort seine Genossen herbeilocken? Er zauderte, doch schon im nächsten Augenblick bereute er seine Unentschlossenheit, denn plötzlich sahen sie sich von vier weiteren Irokesen umgeben.

Alle strebten nun dem Ostufer zu; Jasper, der an seiner Kopfform und an seiner Kleidung am leichtesten als Feind zu erkennen war, hielt sich am hintersten Ende; Chingachgook befand sich inmitten der Feinde. Als man eine Stelle erreicht hatte, wo der Fluß zum Durchwaten zu tief war, befahl der Häuptling: „Alle meine jungen Leute mögen zum Ufer hinüber-

schwimmen; nur zwei an den Enden des Bootes sollen es hinüberschaffen." Die Indianer gehorchten. Chingachgook tauchte tief ins Wasser, und die andern schwammen an ihm vorbei, während Jasper mit dem vordersten das Boot festhielt.

Als der Delaware am Geplätscher des Wassers und dem Geräusch der rudernden Arme bemerkte, daß die andern sich entfernt hatten, erhob er sich. Der Augenblick zum Handeln war gekommen. Mit Leibeskräften zog er und Jasper das Boot nach der entgegengesetzten Richtung. Der



Vordermann fühlte sogleich den unerwarteten Widerstand. Er blickte zurück und gewahrte, wie seine Gefährten ihn an der Weiterfahrt hinderten. Mit Blitzesschnelle fuhr er Chingachgook an die Kehle. Die beiden Indianer ließen das Kanu los. Inmitten des tosenden Wassers rangen sie miteinander auf Leben und Tod.

Jasper befand sich im alleinigen Besitz des Bootes. Eine Sekunde dachte er daran, dem Freunde zu Hilfe zu eilen; dann aber kam es ihm in den Sinn, wie wichtig der Besitz des Bootes für ihr ganzes Unternehmen war. Darum brachte er es, so schnell er irgend vermochte, ans westliche Ufer, wo die Freunde der Rückkehr der beiden harrten. Mit kurzen Worten

berichtete er ihnen, was sich zugetragen und in welch gefährlicher Lage er den Mohikaner verlassen.

Alle schwiegen und lauschten in die Nacht hinaus, ob kein Ton den Ausgang des Kampfes verrate. Dann aber trieb Pfadfinder zum Handeln. „Nehmt dies eine Ruder, Jasper, und folgt uns in Eurem Boote," mahnte er. „Die Schlange ist in den Händen der Vorsehung, wir können ihm nicht helfen." — Ein durchdringendes Freudengeheul vom jenseitigen Ufer unterbrach ihn. „Was bedeutet dies, Pfadfinder?" fragte Cap. „Dies bedeutet, daß die Schlange in der Gewalt der Irokesen ist; ob tot oder lebendig, das weiß nur Gott allein," erwiderte dieser traurig. „Was können wir tun?" rief Jasper schmerzlich bereuend, daß er den Freund im Kampf verlassen hatte. „Wir können ihm nicht helfen und müssen uns beeilen, von hier fortzukommen." — „Nein, nein, wir müssen wenigstens einen Versuch machen, ihn zu retten," wehrte Jasper. Mabel stimmte ihm bei mit tränenerstickter Stimme. Auch Cap wollte den Freund nicht im Stich lassen. Doch Pfadfinder blieb fest: „Ihr versteht nicht, was ihr sagt, drum fürchtet ihr euch nicht. Wenn Euer Leben euch lieb ist, so denkt daran, das Fort zu erreichen und überlaßt den Delawaren den Händen der Vorsehung. Ach, einmal wird der Hirsch, der oft zur Salzlecke geht, die Beute des Jägers."

★

Die Wolken hatten sich verteilt, vereinzelte Sterne wurden sichtbar. Sie fuhren dicht am Ufer hin, hinter den überhängenden Zweigen sich verbergend. Jasper war des Mädchens wegen in großer Sorge und achtete auf jeden Laut. Nur selten tauchten sie die Ruder ins Wasser, um die Richtung der Boote zu bestimmen, im übrigen ließen sie sich von der Strömung treiben. Kein Ton ließ sich hören; nur einmal glaubte Pfadfinder aus der Ferne das Heulen eines Wolfes zu vernehmen. Sie sprachen im Flüsterton miteinander. Nach einiger Zeit meinte Jasper, daß man in zwei Stunden das Fort erreichen könne, wenn nichts Unvorhergesehenes dazwischen komme.

Da vernahm des Pfadfinders geschärftes Ohr ein Geräusch im Gebüsch des Ufers. „Ich höre einen Ton wie das Knacken eines Astes unter dem Fußtritt eines Menschen. Sollte es möglich sein, daß die Irokesen ans diesseitige Ufer gekommen sind?" sagte er leise zu Jasper. „Es könnte auch der Mohikaner sein," erwiderte dieser. „Wenn es ihm glückte zu entkommen, ist er uns sicher nachgeeilt. Ich will der Sache auf den Grund gehen und mich überzeugen." „Tut es, mein Junge, aber laßt Euch um keinen Preis verleiten, ans Land zu gehen."

Jasper hatte sich schon entfernt. Atemlos lauschten die anderen auf jeden Ton, indes ihr Boot ohne Aufenthalt stromabwärts glitt. — Bald schien es Pfadfinder, als höre er den Laut gedämpfter Stimmen. Gleich darauf wies Mabel auf einen dunklen Gegenstand, der im Wasser schwamm und

ihnen folgte. „Was ist das?“ fragte sie mit bebender Stimme. „Es ist Jaspers Kanu,“ rief der Jäger erleichtert aus. Und richtig, nach wenigen Minuten hatte der junge Seemann seine Reisegefährten wieder eingeholt. Doch siehe, er war nicht allein. Am Bug des Schiffes saß der Delaware.

„Chingachgook, mein Bruder!“ rief der Pfadfinder hocherfreut. „Häuptling der Mohikaner! So manchen Kampf haben wir Seite an Seite miteinander gefochten! Aber diesmal fürchtete ich, es würde nie wieder geschehen!“ — „Die Irokesen sind Weiber!“ entgegnete der Häuptling, „sie können das Herz des Delawaren nicht treffen. Drei ihrer Skalpe zieren meinen Gürtel!“

„Bist du in ihrer Mitte gewesen, Schlange, und was ist aus dem Krieger geworden, mit dem du im Wasser rangest?“ „Er ist ein Fisch geworden und liegt bei den Aalen auf dem Grunde des Flusses. Ich bin unter ihnen gewesen. Ich habe ihre Häupter gezählt, und meine Hand hat ihre Waffen berührt.“ Er berichtete dem Freunde, was er erlebt und erfahren hatte. Nachdem er seinen Gegner im Wasser besiegt hatte, war er ans Ostufer geschwommen und hatte sich mitten unter die Feinde gemischt. Wenn er angerufen wurde, hatte er sich für Pfeilspitze ausgegeben und war unbehelligt geblieben. Die Irokesen hatten, wie er ihren Gesprächen entnommen hatte, erfahren, daß Mabel und ihr Onkel im Fort erwartet wurden, und waren ausgezogen, das Mädchen zu rauben. Pfeilspitze war wirklich der Verräter gewesen.

„Und nun werden sie uns unten bei den Stromschnellen auflauern,“ sagte Pfadfinder, „wäre es nicht klüger, ich stiege mit Mabel aus und brächte sie auf Umwegen ins Fort, indes ihr andern die Kanus, so gut ihr vermögt, durch die Klippen und Wirbel bringet?“ „Nein, nein,“ wehrte Jasper eifrig, „das Mädchen ist nicht stark genug, um in solch dunkler Nacht durch die Wälder zu laufen. Setzt sie ruhig in meinen Kahn, ich werde sie wohlbehalten durch die gefährlichen Stellen bringen und sollte ich selber dabei mein Leben verlieren.“ Cap stimmte mit Entschiedenheit diesem Vorschlag bei, und da Mabel sich dem Wunsche des Onkels fügen wollte, gab Pfadfinder nach. Gerne überließ er bei dieser letzten gefährlichen Stelle das junge Mädchen der geübteren und stromkundigeren Hand des jungen Seemanns.

Nachdem Mabel in Jaspers Kahn auf dem Gepäck sich niedergelassen hatte, ließ Pfadfinder Jaspers Boot voranfahren. Bald hörte man das Rauschen und Tosen des Wassers, und Mabel wollte nun doch der Mut sinken. „Habt Vertrauen zu mir,“ bat Jasper, „fürchtet Euch nicht und haltet Euch fest am Kanu.“ Der junge Mann war sich der Größe der Verantwortung, die er übernommen, wohl bewußt. Es war sicher, daß die Feinde sie oberhalb der Wirbel an der Stromenge erwarteten, denn sie mußten es für ausgeschlossen halten, daß jemand es wage, in dieser Dunkelheit die klippenreiche, schmale Stelle zu durchfahren. Aber er

zu Seite 285

wußte auch, daß wenn dies Wagnis glückte, sie gerettet waren. Wie leicht aber konnte das Boot an einem der Felsen, wenn nicht zerschellen, so doch umschlagen. Dann aber mußten sie ertrinken oder fielen in die Hände der Feinde.

Das Brüllen des Wassers ertönte immer deutlicher. Mabels Blicke richteten sich voll unbegrenzten Vertrauens auf den Führer. Nun wurde das Boot von der wirbelnden Strömung erfaßt. Drei, vier Minuten lang sah das Mädchen nichts als weißen, hochaufspritzenden Schaum. Oft war es, als wolle eine der hochgetürmten Wogen das kleine Fahrzeug verschlingen. Aber Jasper lenkte es mit sicherem Blick und starkem Arm durch alle Klippen und Wogen. Wohl wurde es einmal vom Wirbel erfaßt und blitzschnell um sich selbst gedreht, aber Jasper verlor die Herrschaft nicht, und endlich trieb es ruhig in tiefem Wasser weiter. Mabel atmete tief auf. Noch nie in ihrem jungen Leben hatte sie dem Tod so nahe ins Auge geschaut.

„Nun ist alles überstanden," jubelte der junge Mann. „Mabel, in wenigen Minuten seht Ihr Euren Vater wieder." „Gott im Himmel sei Dank!" entgegnete Mabel mit gefalteten Händen. „Auch Euch bin ich tiefen Dank schuldig." „Mir nicht mehr als Pfadfinder," sagte der junge Mann bescheiden, „doch wo ist das andere Kanu?" Um sich blickend, bemerkten sie es im Wasser, aber kieloben und leer. Sie ruderten hinzu und fanden Cap, der in der Strömung schwamm und nun doch froh war, sich seinem geliebten Element wieder entziehen zu können. Pfadfinder und Chingachgook waren nirgends zu sehen. Aber Jasper beunruhigte dies keineswegs; er dachte sich, daß sie ans Land gewatet seien, um ihre Büchsen nicht preisgeben zu müssen.

Noch eine kurze, ruhige Strecke mußte zurückgelegt werden. Bald schon vernahm man das donnerähnliche Getöse der Brandung an den Ufern des Ontario. In dunklen Umrissen erkannte man bald die Landspitze und Buchten, und nach wenigen Minuten lief das Boot auf dem sandigen Boden des Ufers auf. Dahinter erhoben sich sofort die Wälle der Festung.

An einigen Schildwachen ging es vorüber, ein Tor wurde geöffnet und Mabel sank in die ausgebreiteten Arme ihres Vaters.

Garnisonsleben

Mabel Dunhan erwachte am folgenden Morgen neugestärkt und voll seliger Freude. Hinter ihr lag die lange, beschwerliche Reise mit all ihren Gefahren, sie fühlte sich geborgen, und das Leben war ihr wie neu geschenkt. Es war ein heiterer Tag, und sie erstieg eine der Basteien, um Umschau zu halten über die neue Heimat. Zu ihren Füßen lagen die Wälle und Gräben, die Bastionen aus Holz und Erde, aus deren Schieß-

scharten die dunklen eisernen Rohre der Kanonen starrten. Doch bald schweifte ihr Blick in die Ferne. Da breitete sich gleich einem unermeßlich grünen Meere der Urwald aus, den sie mit seinem geheimnisvollen Zauber nun aus eigener Erfahrung kannte. Ein frischer Wind wehte ihr ums Gesicht. Sie wandte sich um und erblickte nun die weite wogende Wasserfläche des Ontario. Soweit das Auge reichte nur Wasser, Wasser! Sie stand überwältigt von der majestätischen Pracht ringsum, denn ihr Herz war warm und einfach geblieben. Nach dem frühen Tode der Mutter hatte die Witwe eines Offiziers das Kind ganz zu sich genommen und ihr eine gründliche, gute Erziehung zuteil werden lassen, so daß sie mehr gelernt hatte, als es sonst bei einem Mädchen ihres Standes üblich war.

Sie war ganz ins Schauen versunken, daß sie nicht bemerkte, daß ein leichter und doch fester Schritt sich ihr näherte, bis ein leichter Schlag ihre Schulter berührte. Sich umwendend, blickte sie in Pfadfinders freundlich lachendes Gesicht. „Nun, Mabel, ist die gefährliche Reise Euch gut bekommen? — Hier habt Ihr nun gleichzeitig unsere beiden Reiche, ich meine Jaspers und das meinige. Dort das große Wasser und hier die unendlichen Wälder." „Pfadfinder," rief Mabel erfreut, „wie froh bin ich, Euch heil und munter wiederzusehen, ich machte mir doch Sorge um Euch und Euren Freund, obwohl Jasper ganz beruhigt war." „Der Junge kennt uns, Mabel, er weiß, daß wir unsere Büchsen nicht im Stiche lassen. Wir sind ans Ufer gewatet und zu Fuß hierher gekommen. Euch wußten wir bald in Sicherheit, denn wir sahen, wie die Lichter im Fort angezündet wurden zu Eurem Willkomm." „Von ganzem Herzen danke ich Euch, Pfadfinder, für alles, was Ihr für mich getan habt, ich werde es auch meinem Vater erzählen, bis jetzt habe ich ihn nur wenig gesehen." — „Das ist durchaus nicht nötig, liebes Kind, daß Ihr um dieser Kleinigkeit willen solch ein Aufsehen macht. Euer Vater kennt mich, und er wußte, warum er mich bat, Euch entgegenzureisen." „Kennt Ihr meinen Vater schon sehr lange, Pfadfinder?" — „Ich war gerade zwölf Jahre alt, als mich der Sergeant zum erstenmal zur Kundschaft mit sich nahm. Das ist nun schon über zwanzig Jahre her. Seither haben wir schon manches miteinander erlebt, so daß einer den andern schon kennen lernen konnte!" — „Ja ich weiß, Ihr habt einmal meinem Vater das Leben gerettet." „Nein, nein," wehrte der Jäger, „nicht das Leben, nur den Skalp, und zur Not kann man auch ohne den leben, aber Jasper, der kann das von Euch sagen. Ohne ihn wäret Ihr nicht so heil durch den Wirbel gekommen. — Übrigens dort in der Bucht ist er ja. Er macht sich an seinem Kutter zu schaffen. Einen netteren Burschen als ihn und ein schmuckeres Fahrzeug als seine ‚Wolke' gibt es am ganzen See nicht mehr."

Mabels Blick folgte der gewiesenen Richtung. Unter dem Fort befand sich ein schmaler Landungsplatz. Dieser endete in eine doppelte niedrige Landspitze, welche zwei tiefe Buchten umschloß. In einer von ihnen lag

die „Wolke" vor Anker, während eine Anzahl Kanus und Kähne auf den Sand gezogen waren. „Das also ist Jaspers Schiff?" fragte Mabel. „Wie zierlich ist es gebaut und wie sauber sieht es aus! Gibt es noch viele andere Fahrzeuge am See?" „Die Franzosen," erwiderte Pfadfinder, „haben drei: ein großes, das soll wie ein richtiges Ozeanschiff sein, das andere ist eine Brigg, und dann noch einen Kutter wie die „Wolke". Es heißt „Eichhörnchen" und muß einen angeborenen Haß auf die „Wolke" haben; denn Jasper segelt selten aus, ohne daß es ihm auf den Fersen folgt." „Und Jasper, was tut er dann?" forschte Mabel weiter. „Daß Jasper ein mutiger Junge ist, das habt Ihr selber gesehen! Aber manchmal ist Vorsicht und Klugheit mehr wert als Tapferkeit. Jasper hat nur eine kleine Haubitze an Bord, und seine Besatzung besteht nur aus zwei Mann und einem Knaben. Die Franzosen aber haben starke Kanonen und schicken niemals ein Boot aus ihrem Fort, ohne mindestens zwanzig Mann Besatzung. Einmal habe ich Jasper auf seiner Fahrt begleitet, da brachte er uns durch seine Waghalsigkeit richtig in Gefahr. Die „Wolke" muß stets fliegen, daher auch ihr Name. — Doch da kommt Meister Cap; der will sich nun gewiß diesen Binnensee ansehen."

Wirklich kam der grauköpfige Seemann die Bastei hinangestiegen. Er machte sich durch tüchtiges Räuspern bemerkbar, aber ehe er die andern ganz erreicht hatte, blieb er stehen und schaute um sich. Um die Landschaft bequemer betrachten zu können, erkletterte er das Rohr einer alten Kanone, setzte sich darauf nieder, kreuzte die Arme über der Brust und wiegte seinen Körper hin und her, so als wolle er sich dadurch die schaukelnde Bewegung eines Schiffes vortäuschen. Er qualmte aus einer kurzen Pfeife, und nach und nach nahm sein Gesicht einen immer verächtlicheren Ausdruck an.

Die beiden anderen traten zu ihm. „Nun, Meister Cap," redete der biedere Pfadfinder ihn harmlos an, „müßt Ihr nun nicht gestehen, daß auch unser Süßwassersee seine Schönheit hat? Und groß ist er auch, man kann ihn ruhig ein Meer nennen!" „Das also ist Euer See, Pfadfinder, von dem Ihr so viel Aufhebens machtet?" war die verächtliche Antwort, „nichts als eine Wasserlache ist er in meinen Augen, und das Wasser schmeckt gerade so gehaltlos wie Regenwasser. Doch ich hab' es ja vorher gewußt. Unsereiner macht nie eine Reise landeinwärts, ohne enttäuscht zu werden." „Aber Onkel," warf Mabel ein, „du kannst ja nirgends das jenseitige Ufer sehen; ich finde, daß das Meeresgestade bei Rockerway auch kein großartigeres Aussehen hat!" „Schäme dich, Magnet," entgegnete der unverbesserliche Ozeanverehrer, „wie kannst du, die Nichte eines so weitgereisten tüchtigen Seemanns, solchen Unsinn behaupten! Diesem Tümpel fehlt zu einem richtigen Meer einfach alles. Wo sind die Dünen, die Städte, die Häfen, wo vor allem die Leuchttürme. Und ich wette, daß man in dieser ganzen Pfütze nicht einen richtigen Walfisch

findet, he Pfadfinder?" „Von Euren Fischen verstehe ich nichts," entgegnete dieser nun seinerseits ein wenig gekränkt, „nur soviel weiß ich, denn ich habe auch schon manchen der anderen Seen gesehen: der Ontario ist ein Wasser, wie man es sich nicht schöner und herrlicher wünschen kann!"

Sie stritten eine Weile hin und her, ohne daß Cap sich auch nur etwas von seinen eigensinnigen Ansichten abbringen ließ, als das Gespräch durch die Dazwischenkunft des Sergeanten ein Ende fand. Sergeant Dunham hatte in seinem ganzen Wesen und Auftreten etwas, das jedem, der mit ihm zu tun hatte, Achtung einflößen mußte. So genoß er in der kleinen Festung trotz seines ziemlich geringen Ranges ein eigenartiges Ansehen. Es war kein Offizier in der Garnison, der dem pflichttreuen, erfahrenen und erprobten Mann nicht mit Hochachtung, ja mit kameradschaftlicher Vertraulichkeit begegnete. Besonders wußte ihn der Befehlshaber des Forts, der Major Duncan von Lundie, sehr zu schätzen. Der Sergeant war von hünenhafter Gestalt, aus seinen Zügen sprach männlicher Ernst, ja beinahe Schwermut, sein Denken und Handeln waren gerecht und pflichtbewußt; selbst auf Cap verfehlte seine Erscheinung ihre Wirkung nicht, und er nahm sich seinem Schwager gegenüber mehr zusammen, als dies sonst seine Art war.

Sergeant Dunham trat auf den Bruder seiner ihm so früh entrissenen Frau zu und begrüßte ihn herzlich. „Schwager, Ihr habt mir einen großen Dienst erwiesen; ich werde alles tun, um Euch den Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen." Dann sich seiner Tochter zuwendend, fragte er: „Findet Ihr nicht auch, daß das Mädchen seiner seligen Mutter gleicht?" „Doch, Mabel ist das Abbild ihrer Mutter, nur etwas kräftiger und fester," stimmte Cap bei. Mabel sah, wie es in dem harten, strengen Gesicht ihres Vaters zuckte. Am liebsten hätte sie sich an seine Brust geworfen; aber sie wagte es nicht. Er kam ihr nun, da sie ihn nach jahrelanger Trennung wiedersah, soviel zurückhaltender und kälter vor als in ihrer Erinnerung. Dunham lud nun zum Frühstück ein, und durch die frische Seeluft angeregt, verspürten auch alle einen gehörigen Hunger.

Auch Pfadfinder war mitgegangen, und ein aufmerksamer Beobachter hätte bald merken können, mit welcher Herzlichkeit der Sergeant den jüngeren Freund behandelte. Hatte er vielleicht für ihn noch andere Wünsche und Pläne, und hoffte er, daß bald ein noch innigeres Band ihn verknüpfen werde mit dem Mann, dessen ehrlichen, lauteren Charakter er so oft hatte erproben können? Jedenfalls forderte er den Freund aufs wärmste auf, sich an dem Preisschießen zu beteiligen, das in den nächsten Tagen in der Garnison abgehalten werden sollte. Da könne er dann Mabel Proben seiner Geschicklichkeit zeigen; das seien Dinge, so meinte er, auf die ein Frauenzimmer nicht geringen Wert lege. Pfadfinder aber weigerte sich, er meinte, es sei nicht recht von ihm, sich bei einer

Sache zu beteiligen, bei der jeder im voraus den Ausgang kenne, denn bei all seiner Bescheidenheit wußte er wohl, daß er bei weitem der beste Schütze war im ganzen Regiment.

Eine Woche war seit Mabels Ankunft im Fort verstrichen, da ließ Major Lundie eines Abends den Sergeanten zu sich rufen. Er bewohnte eine Hütte, die auf Rollen stand, so daß er jederzeit ihren Standort wechseln konnte. Sonst unterschied sich seine Behausung kaum von der seiner Untergebenen. „Guten Abend, mein guter Freund," rief er dem Sergeanten entgegen, „tretet ein und nehmt Platz!" Dunham war in militärischer Haltung unter der Türe stehen geblieben. Obwohl sein Vorgesetzter stets einen vertraulichen Ton anschlug, wenn er mit ihm allein war, vergaß der Sergeant keinen Augenblick die achtungsvolle Zurückhaltung, die sein Rang als Unteroffizier ihm gebot.

„Ich habe nach Euch geschickt, Dunham," fuhr jener fort, nachdem der Sergeant Platz genommen hatte, „um Euch zu sagen, daß ich Euch für die nächsten vier Wochen ein Kommando nach den Tausend-Inseln übergeben will. Ihr seid nun an der Reihe. Ihr habt wohl schon davon gehört. Zwar hat der Quartiermeister Muir mich gebeten, Euch begleiten zu dürfen; aber den Oberbefehl habt trotzdem Ihr. Ich habe dies auch dem Quartiermeister ausdrücklich gesagt; er gilt nur als Freiwilliger. Ihr müßt spätestens übermorgen, besser schon morgen abend aufbrechen. Vielleicht ist's klug, die Dunkelheit zur Abfahrt zu benützen." — „Dieser Ansicht ist Jasper Western auch, Major Lundie." — „Wird Jasper Western Euch begleiten?" — „Gewiß, Herr Major, die ‚Wolke' verläßt den Hafen nie ohne ihn. Er ist ein durchaus geschickter, zuverlässiger Junge." — „Gut, wird Pfadfinder auch mitgehen?" — „Wenn Euer Gnaden erlauben, werde ich ihn und Chingachgook mitnehmen. Ich glaube, ich werde sie beide brauchen können." — „Das fürchte ich auch." „Ich wollte Euer Gnaden noch um Erlaubnis bitten, meinen Schwager Cap und meine Tochter mit mir nehmen zu dürfen, die beide erst seit wenigen Tagen bei mir sind." — „Ah, den Seemann! Ich habe ihn sowohl als Eure hübsche Tochter gesehen. Ein hübsches Mädchen!" Dunham verneigte sich. „Jawohl, sie können Euch begleiten, das könnt Ihr halten, wie Ihr wollt. Was den Seemann betrifft, mag es gut sein, einen Fachmann mehr an Bord zu haben. — Wenn Ihr zurückkommt, Sergeant, dann vergeßt nicht die dortige Befestigung zu zerstören. Wir wollen den Posten aufheben; denn entweder hat er seinen Zweck dann erfüllt, oder er ist überhaupt überflüssig und wertlos." „Zu Befehl, Herr Major."

Dunham wandte sich zum Gehen. „Halt, noch eins!" rief der Major ihm nach. „Morgen wird auf dem Exerzierplatz ein Preisschießen stattfinden, um das die jüngeren Herren mich gebeten haben. Zugelassen ist jedermann. Die Preise sind erstens ein silbereingelegtes Pulverhorn, zweitens eine lederne Feldflasche und drittens ein seidener Damenschal. Sorgt,

daß die Sache ordnungsgemäß von statten geht." — „Sehr wohl, Euer Gnaden, darf Pfadfinder sich auch beteiligen?" — „Warum sollte er ausgeschlossen werden? Doch, ich habe in der letzten Zeit bemerkt, daß er sich aus Vergnügen dieser Art nichts zu machen scheint, wahrscheinlich ist er sich seiner Überlegenheit im Schießen bewußt!" — „So ist's, Major Lundie, der brave Bursche will den andern die Freude nicht verderben. Das ist so seine feine Art." — „So müssen wir die Sache ganz ihm überlassen," beendigte der Kommandant das Gespräch. „Guten Abend, Sergeant, und viel Glück zu Eurem Unternehmen auf den ‚Tausend-Inseln'."

Der folgende Tag, ein wundervoller Septembertag, versammelte die ganze Garnison auf dem Exerzierplatz, wo das Preisschießen stattfinden sollte. Zwar hatte der Kommandant die nötige Vorsicht nicht außer acht gelassen. Einige Abteilungen unter älteren Offizieren, die sich weniger aus solchen Spielen machten, waren ausgerückt, um den Wald von feindlichen Spähern zu säubern, und eine ganze Kompagnie Soldaten bewachte das Fort, als erwartete man den Angriff starker feindlicher Haufen.

Die eigentliche Waffe der Besatzung war zwar die Muskete, aber heute hatte man für das Preisschießen an die fünfzig Jagdgewehre zusammengebracht, die teils den Offizieren, teils den Kundschaftern und befreundeten Indianern gehörten. Unter den Besitzern der Büchsen befanden sich fünf oder sechs, die sich im Schießen einen Namen erworben hatten, ein Dutzend galt etwa für mittelgut, und viele hielt man für gewöhnlich nicht für ungeschickt. Die Länge des Schießstandes betrug hundert Ellen. Das Ziel bestand in einer weißen Scheibe, deren Mittelpunkt ein Ochsenauge war, das von schwarzen Ringen umgeben war.

Zur Eröffnung des Kampfspieles schossen nur gemeine Soldaten, und es war auffallend, wieviel bessere Schützen die Amerikaner waren als die Schotten, die einen ziemlich bedeutenden Bestandteil der Besatzung ausmachten. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer wurde erst rege, als der Major mit den meisten Offizieren der Garnison erschienen war und nachdem die Damen und Mädchen des Forts ihre Plätze eingenommen hatten. Schießregel war, daß keiner einen zweiten Schuß tun durfte, wenn er den ersten verfehlt hatte. Der Platzadjutant war Leiter des Festes; er verkündete jedesmal mit lauter Stimme das Ergebnis der Schüsse.

Es hatten schon etliche Schützen ihr Heil versucht, als der Major, der Quartiermeister Muir und Jasper Western den Schützenstand betraten. Der Pfadfinder schlenderte langsamen Schrittes herum. Er trug keine Büchse, was bei ihm so etwas Außergewöhnliches war, daß jeder daraus schloß, daß er sich nicht am Wettbewerb beteiligen wollte. Der Kommandant legte sogleich seine Büchse an und feuerte. Seine Kugel verfehlte das Ziel um mehrere Zoll. „Major Lundie ist vom weiteren Wettbewerb ausgeschlossen," verkündete der Adjutant in auffallend bestimmtem Ton. Alle Offiziere merkten, daß dies eine abgekartete Sache war, um die Gemeinen

und jüngeren Teilnehmer durch diese unparteiliche Handhabung der Schießregeln einzunehmen.

„Nun kommt die Reihe an Euch, Meister Süßwasser," sagte Muir, „und wenn Ihr Eure Sache nicht besser macht als der Major, dann behaupte ich kühn, daß Ihr besser mit dem Ruder als mit der Waffe umzugehen versteht." Jasper trat vor. Pfadfinders Art nachahmend, ließ er den Lauf der Büchse in die linke Hand fallen, zielte einen Augenblick und drückte los. Das Blei ging mitten durch das Zentrum — es war bei weitem der beste Schuß des ganzen Morgens.

„Brav, Junge, brav!" rief der Quartiermeister, „der Schuß hätte jedem von uns Ehre gemacht, obwohl — das darf man ruhig behaupten — mehr Glück als Verstand bei der Sache war. Ihr zieltet nicht genau, und die Handhabung Eurer Büchse ist nicht wissenschaftlich. Immerhin, der Schuß traf! Aber nun werde ich den verehrten Herrschaften zeigen, wie ein gebildeter Mann, sozusagen ein geistig hochstehender Schütze, schießt. Ich werde sozusagen einen philosophischen Schuß abgeben, und ein solcher erst verleiht die wahre Befriedigung. Also bitte achtzugeben!" — Während er so redete, machte er die umständlichsten Vorbereitungen zu seinem „philosophischen" Schuß. Er stellte sich in Positur, hob die Büchse, senkte sie wieder, ließ den Blick befriedigt über den Kreis der Zuschauer, vor allem der Damen, schweifen und sagte schließlich zu dem herzutretenden Pfadfinder: „Ah, Pfadfinder, Ihr wollt auch von mir lernen. Tretet nur herzu, ich verwehre Euch dies nicht!" — „Mach zu, David," befahl der Major, „der Adjutant wird ungeduldig." Von neuem hob Muir die Büchse, zielte, senkte sie wieder, zielte von neuem und feuerte endlich.

„Die Scheibe verfehlt!" rief der Adjutant. „Unmöglich, unmöglich!" schrie Muir mit hochgerötetem Gesicht, „noch nie ist mir ein Schuß so daneben gegangen!" „Es war eben ein philosophischer Fehlschuß, David," lachte der Major, „das kommt jedem einmal vor, da mußt du dich drein ergeben!" — „Nein, nein, Herr Major, ich glaube es nicht," mischte sich Pfadfinder ein, „der Quartiermeister ist ein guter Schütze; sicher hat seine Kugel die von Jasper gedeckt. Laßt doch gefälligst genauer nachsehen." Pfadfinders Überlegenheit im Umgang mit der Schießwaffe war so bekannt, daß man ohne weiteres seinen Rat befolgte. Und richtig! Es fand sich, daß über Jaspers Kugel eine zweite in den Baumstamm eingedrungen war, an der die Scheibe hing. Triumphierend wandte sich der Quartiermeister an die Damen. „Habe ich es nicht vorausgesagt, meine Damen," sagte er voll Eitelkeit, „Philosophie bleibt Philosophie, mehr brauche ich nicht zu sagen."

Sergeant Dunham hatte indessen einige Worte mit Pfadfinder gewechselt. Hierauf trat dieser in den Schießstand. Als Muir ihn erblickte, rief er, so laut er vermochte: „Ich protestiere, meine Herren, ich protestiere, daß Pfadfinder mit seinem ungewöhnlich guten Rohr zu diesem Schießen

zugelassen wird!" — „Ich habe nicht meine eigene Büchse, Quartiermeister," entgegnete Pfadfinder, „sondern Jaspers, die nicht besser ist als Eure. Ich dachte nicht daran, mich am heutigen Schießen zu beteiligen, aber Sergeant Dunham bat mich soeben seiner Tochter zu Ehren, die ich vor wenigen Tagen hierhergebracht habe, meine Kunst zu zeigen." Muir konnte hierauf nichts weiter einwenden.

Aller Augen richteten sich auf den Jäger, der nun seinen Stand einnahm. Das Bild, das er darbot, während er mit sicherer Ruhe einen kurzen Augenblick zielte, war von überraschender Wirkung. Hochgewachsen, schlank und ebenmäßig gebaut, hätte man seine Erscheinung vollkommen nennen können, wäre sein sehniger, geschmeidiger Körper nicht gar so mager gewesen. Wie aus Peitschenriemen geflochten, schienen die Sehnen und Muskeln seiner Gliedmaßen. Kaum hatte er abgedrückt, da stand der Kolben seiner Büchse schon wieder aufrecht am Boden, seine Hand umfaßte das Rohr und über sein ehrliches, wetterhartes Gesicht flog das ihm eigene herzliche, lautlose Lachen.

„Alle Wetter, fast wag' ich's nicht zu sagen," rief der Major, „ich glaube, Pfadfinder hat auch die Scheibe gefehlt." — „Nein, nein, Major," entgegnete dieser; „ich habe allerdings die Büchse nicht selbst geladen; aber wenn Blei darinnen war, dann findet Ihr es im Baumstamm über Jaspers und des Quartiermeisters Kugel mit dem einzigen Unterschied, daß meine Kugel das Holz der Scheibe nicht gestreift hat wie die beiden andern." „Das war allerdings keine Kunst," rief Muir, „nachdem meine Kugel den Weg gebahnt hatte." — „Ihr habt recht, Quartiermeister, aber nun kommen wir an die Nagelprobe und werden sehen, wer den Nagel tiefer ins Holz treibt."

Nun wurde ein Nagel mit weißgefärbtem Kopf in die Scheibe geschlagen. Der Schütze mußte den Kopf treffen, oder er blieb von dem weiteren Wettbewerb ausgeschlossen. Der Adjutant las die Namen derer vor, die noch zum Mittun berechtigt waren; es waren ihrer nur noch sechs. Die drei ersten trafen in die Nähe des Nagels, doch keiner traf den Kopf. Als vierter trat der Quartiermeister in den Stand. Wieder beanspruchte er die Geduld der Anwesenden mit seinen großtuerischen Redensarten. Als er endlich schoß, streifte seine Kugel den Kopf des Nagels und drang dicht neben seiner Spitze ins Holz. Dieser Schuß berechtigte ihn zur weiteren Teilnahme.

„Ihr habt Euern Speck in Sicherheit, Quartiermeister," lachte Pfadfinder ihm zu, „aber viele solcher Schüsse wären nötig, bis der Nagel fest im Holze säße. Jasper wird Euch zeigen, wie man einen Nagel einschlägt." Schon während dieser Worte hatte Jasper gefeuert, — und der Nagel drang mehrere Zoll tiefer ins Holz. Nun trat Falkenauge vor. „Zieht den Nagel nur ein wenig heraus, zwar ist die Farbe verschwunden, doch da ich ihn zu sehen vermag, werde ich ihn auch treffen."

Die Büchse knallte, und der Nagel fuhr tief ins Holz. „Jasper," sagte Pfadfinder, „Ihr schießet täglich besser; aus Euch wird noch ein hervorragender Schütze werden; Muir ist auch nicht zu verachten, doch weiter wird er es nie bringen!" „Wir wollen sehen, wollen sehen," rief dieser, „nun die Kartoffelprobe!"

Eine mittelgroße Kartoffel wurde gebracht. Ein Mann mußte sich etwa zwanzig Ellen vom Schießstand aufstellen, und sobald der Schütze den Befehl gab, mußte dieser die Kartoffel in die Höhe werfen. Der Schütze mußte sie in der Luft durchbohren. Muir hatte zwar schon oft sich in diesem Kunststück versucht, aber erst einmal war es ihm geglückt, die Kartoffel zu treffen. Trotzdem machte er sich mit der stillen Hoffnung auf sein Glück auch an diesen Schuß. Die Kartoffel flog, die Büchse knallte, aber die Kartoffel fiel unberührt auf den Boden zurück. Muir mußte abtreten.

Während nun Jasper an den Stand trat, bemerkte Pfadfinder, daß der Bursche vor Aufregung bebte. „Was ist Euch, Jasper?" fragte er leise, „möchtet Ihr mich so gerne besiegen?" „Das ist es nicht, Pfadfinder," entgegnete dieser treuherzig, „aber ich möchte ums Leben gern den Seidenschal für Mabel Dunham gewinnen." Überrascht blickte der Jäger den jungen Freund an. Einen Augenblick sann er nach, dann sagte er: „Sei guten Mutes, Junge, du sollst ihn haben, aber die Schale muß ich berühren, sonst kann ich mich nicht mehr sehen lassen in der Garnison."

Die Kartoffel wurde emporgeworfen, Jasper schoß, und in der Mitte durchbohrt, fiel die Kartoffel herab. Ein Ruf allgemeiner Bewunderung belohnte den tüchtigen Schützen. Nun trat Pfadfinder herzu. „Auf," rief er, sein Schuß krachte, der Mann draußen hob die Frucht auf. „Die Schale, nur die Schale!" lief es durch die Reihen. „Nanu, Pfadfinder," sagte der Major verwundert, „soll Süßwasser Sieger bleiben?" „Der Preis gehört ihm," sagte der Jäger, indem er zurücktrat. Jasper Western wurde der Seidenschal zugesprochen.

Ohne sich zu besinnen, trat dieser auf Mabel Dunham zu und überreichte ihr den Schal. „Dieser Preis gehört Euch, Mabel, wenn Ihr ihn annehmen wollt von einem, der vielleicht kein Recht hat, ihn Euch anzubieten." „Aber gern nehme ich ihn von Euch, Jasper," sagte das Mädchen mit herzgewinnender Einfachheit und Anmut, „der Schal soll mir stets eine liebe Erinnerung sein an unsere gemeinsame Reise und an den Dank, den ich Euch schulde — Euch und Pfadfinder." Der Jäger, der eben hinzugetreten war, wehrte ab. „Der Schal ist von dem Jungen; Jasper hatte das Glück, und ich gönne es ihm von Herzen." Dies sagend, verließ er den Festplatz, und bald folgte seinem Beispiel auch die übrige Gesellschaft.

Auch Mabel Dunham kehrte zum Blockhaus ihres Vaters zurück. Sie hatte das schöne kostbare Tuch um ihre Schultern geschlungen und freute sich sichtlich des Erlebnisses. Da trat Pfadfinder ihr entgegen. Auf seinem guten ehrlichen Gesicht lag ein Schatten. „Mabel," redete er sie an, „den

Schal hat Jasper redlich für Euch gewonnen — doch ein anderer hätte das auch zu leisten vermocht." — „Es hat es aber sonst keiner geleistet," rief Mabel schnell und voll Leidenschaft. Als sie aber in Pfadfinders trauriges Gesicht blickte, bereute sie ihr rasches Wort. „Ihr habt recht, Mabel," entgegnete er, „dort hat keiner Besseres geleistet, aber — seht Ihr die beiden Möwen dort?" unterbrach er sich selbst. „Gewiß," antwortete Mabel erstaunt, „es sind ihrer viele!" — „Ja, ja, nun seht die beiden vordersten —." Blitzschnell hob er die Büchse, drückte ab, und zwei der Vögel, die eben noch hoch im blauen Äther sich ihres Daseins freuten, stürzten von einer Kugel durchbohrt in den See.

Pfadfinder ließ den Kolben zur Erde gleiten, lachte sein gutes stilles Lachen, und jede Spur von Mißmut war aus seinem Gesicht verschwunden. „Seht Ihr," rief er, „das war ein Schuß, den Jasper mir nicht nachmachen könnte. Ihr mögt ihn selber fragen, denn einen aufrichtigeren, ehrlicheren Jungen gibt es nicht." „Also war es nicht Jaspers Verdienst, daß er den Preis gewann?" — „Doch, doch, sein Schuß war recht und gut; und nun, da Ihr gesehen, was ich kann, ist alles in der Ordnung; das Tuch wäre in dieselben Hände gelangt, hätte ich den Preis bekommen." — „O ich danke Euch, Pfadfinder, ich danke Euch beiden, daß Ihr so gut zu dem mutterlosen Mädchen seid. Und hier, nehmt diese Nadel von mir; sie soll Euch sagen, daß ich Eure Güte nie vergessen werde."

Pfadfinder hielt das silberne Schmuckstück unschlüssig in den Händen. „Es hätte des Zeichens nicht bedurft," sagte er, „ich habe weder Schnalle noch Knopf an mir, um es anzustecken. Es hat schöner ausgesehen dort, wo es vorhin war." „Nein, Pfadfinder," sagte sie, „steckt es an Euer Jagdhemd." Mit diesen Worten lächelte sie ihm zu, eilte den Damm entlang und war bald hinter den Wällen des Forts seinen Blicken entschwunden.

Am Abend desselben Tages stand Mabel Dunham auf der Bastei des Forts und ließ die Blicke über den weiten See schweifen. Dann kehrten sie zurück an die Ufer der Bucht, wo die „Wolke" zur Ausfahrt bereit vor Anker lag. Mundvorräte, Munition und Waffen waren an Bord gebracht. Dennoch schien es fraglich, ob man schon in dieser Nacht würde aufbrechen können, denn reglos lag das Wasser; kein Lüftchen bewegte sich. An den Ufern lagerten die Soldaten, die man zur Beteiligung an dem bevorstehenden Streifzug ausgewählt hatte, und harrten des Befehls zum Aufbruch.

„Ein schöner Sonnenuntergang, nicht wahr, Mabel?" redete sie da plötzlich die Stimme ihres Onkels an. Das Mädchen fuhr zusammen. „Gewiß, Onkel Cap," sagte sie dann, „und ich freue mich, daß du nun doch Gefallen an dem Binnensee findest." „Davon kann keine Rede sein, Mabel, mit einem Sonnenuntergang auf der offenen See darf ich diesen natürlich nicht vergleichen. — Aber was ich dir sagen wollte, Kind. Wir

beide, du und ich, sind doch dem Pfadfinder und diesem Süßwasserschiffer immerhin einigen Dank schuldig. Da hab ich nun so meine Gedanken, wie ich mich am besten erkenntlich zeige, denn sieh mal, Undankbarkeit ist in meinen Augen das gemeinste Laster." „Ich bin ganz deiner Meinung, Onkel, wir müssen diesen beiden wackeren Männern unsere Dankbarkeit zeigen. Aber was gedenkst du zu tun?"

„Kannst du schweigen, Magnet? Dein Vater soll zunächst von meinen Plänen nichts erfahren; er hat möglicherweise andere Ansichten darüber; aber dir will ich sie anvertrauen. Also höre! Weder Jasper noch Pfadfinder können es hier zu etwas Rechtem bringen. Ich werde sie beide mit mir nehmen, wenn ich von hier wieder abreise. Ich wette, Jasper würde nach Ablauf eines Jahres ein ganzer Mann geworden sein; der Junge hat das Zeug zu einem tüchtigen Seefahrer; ich will ihn nicht auf diesem Süßwassertümpel verkümmern lassen. Was den andern, den Pfadfinder, betrifft, so zweifle ich ja allerdings an seiner Brauchbarkeit als Seemann, aber Ausluger könnte er immerhin werden; denn er hat ungewöhnlich gute Augen." — „Onkel, glaubst du, daß einer von ihnen auf diesen Vorschlag eingeht?" — „Aber natürlich werden sie, wenn das Glück sich ihnen dergestalt darbietet. Sie müßten ja sonst ganz traurige Einfaltspinsel sein. — Ah, da kommt Pfadfinder selbst. Da kann ich ja gleich mal hören, was er dazu meint. — Pfadfinder, Ihr kommt mir wie gerufen," rief er dem Herantretenden entgegen. „Wir sprachen gerade von Euch! Was meint Ihr dazu; ich will Euch in Sicherheit bringen vor den Kugeln der Mingos!"

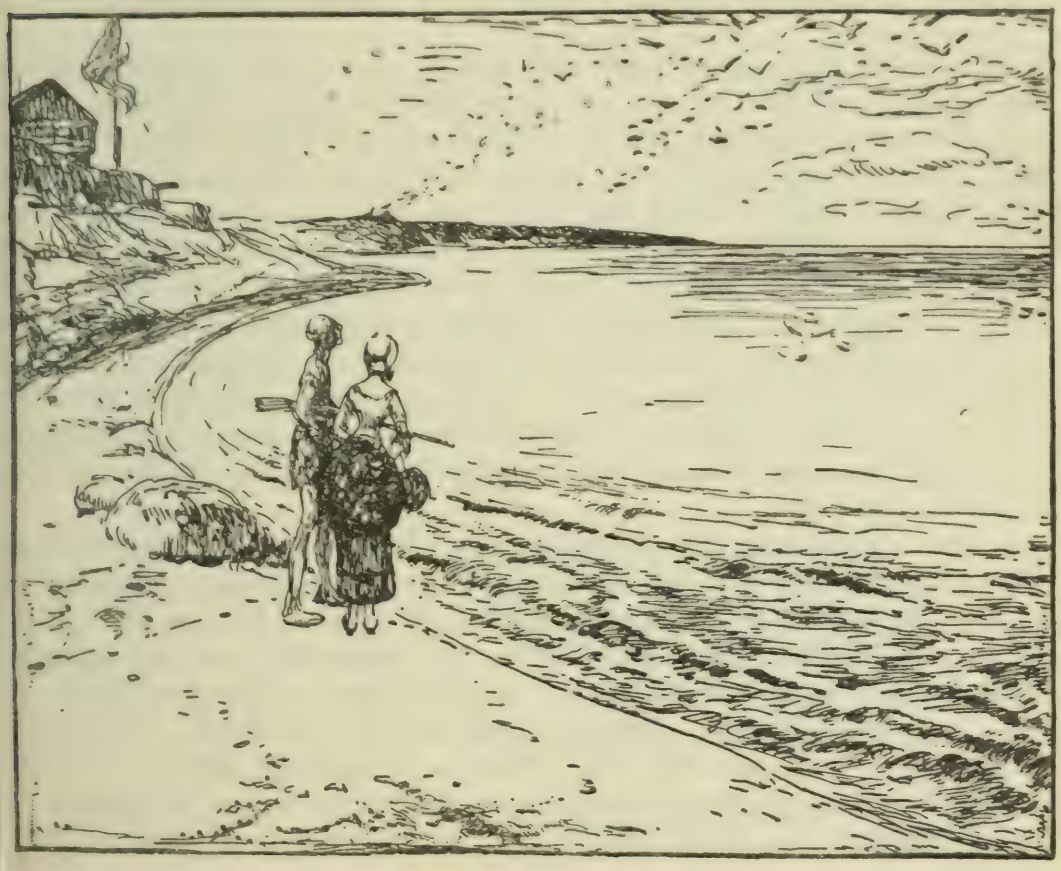
„Ihr mich in Sicherheit bringen?" wiederholte der Kundschafter ganz verwirrt. „Wie soll ich das verstehen?" — „O, ganz einfach; ich werde Euch mit mir nehmen an die Küste!" — „Und was soll ich dort? Etwa in den Städten jagen? Oder auf Eure Viehmärkte gehen? Oder Hühner einfangen und Gänse hüten?" „Nichts von alledem; auf die See sollt Ihr mit mir. Dort beginnt erst das wahre Leben!" „Da habt Ihr wahrlich nichts Gutes mit mir vor, Meister Cap. Ich bin ein Jäger, ein Führer, ein Kundschafter, und mein Gebiet, in dem ich leben muß, will ich glücklich sein, ist der Wald. Dort der unermeßliche Wald! Ich würde meinen Gaben und Anlagen gänzlich zuwiderhandeln, wollte ich etwas anderes werden. Ihr habt mich hier in der Festung gesehen, Meister Cap, und da mag ich Euch allerdings als ein rechter Müßiggänger erschienen sein; aber laßt uns nur noch herauskommen nach den Tausend-Inseln, da werdet Ihr dann schon sehen, wozu ich zu gebrauchen bin."

„Ihr werdet also mit uns gehen?" fragte Mabel erfreut. „Ich werde außer der Frau eines Soldaten das einzige weibliche Wesen an Bord sein; da fühle ich mich gleich in Sicherheit, wenn Ihr dabei seid." — „Der Sergeant, Euer Vater, wäre sicherer Schutz genug für Euch. Außerdem wird Euch ja auch Euer Onkel begleiten." — „Sagt mir doch, Pfadfinder," fragte dieser nun, „welchen Zweck hat denn die ganze Reise? Mein

Schwager hüllt sich in tiefes Schweigen und will mir keine Auskunft geben!"

„Ich glaube, ich begehe kein Unrecht," antwortete Pfadfinder, „wenn ich Euch sage, was ich darüber weiß; denn jeder Soldat spricht ja davon. — Ihr wißt doch, daß diese fünf Seen alle miteinander zusammenhängen? Hier, der Ontario ist der letzte; von hier aus fließen die Gewässer in einem mächtigen Strom ins Meer. Dort, wo der See in den Strom übergeht, liegen die Tausend-Inseln. Und dort haben die Franzosen einen festen Platz: Frontenac. Weiter unten haben sie dann noch eine Festung, und auf diese Art ist es ihnen möglich, große Mengen Vorräte aller Art und Schießbedarf in das Innere des Landes zu schaffen und ihre Freunde, die Mingos, stets kriegstüchtig zu erhalten. Lundie, unser Kommandant, hat nun Truppen hinabgeschickt, welche die französischen Schiffe abfangen sollen. Die sollen wir nun ablösen. Bis jetzt ist noch nicht viel Brauchbares bei der Geschichte herausgekommen; bloß einige Boote mit indianischen Gütern haben sie in die Hände bekommen. Nun soll der Sergeant sein Heil versuchen. Er ist klug und vorsichtig, und wenn Jasper den Kutter führt, sind wir in gutem Schutz."

„Und das ist alles?" fragte Cap verächtlich; „nach all diesen Vorberei-



kungen hatte ich erwartet, wir könnten eine ganze Flotte kapern und mal tüchtig unsere Taschen füllen." „Davon verstehe ich nichts," entgegnete Pfadfinder, „sollten wir ein feindliches Schiff einfangen, dann würde ich meinen Vorrat an Pulver und Blei verstärken; sonst brauche ich nichts. — Aber seht dort: Jasper bringt seinen Kutter hinaus. Er ist ein tüchtiger Junge und handhabt sein Schiff so gut, daß man sich nichts Besseres wünschen kann." — „Na, na," brummte Cap, „ein richtiger Seemann kann dem letzten Satz nicht beistimmen. Hundert Fehler auf den ersten Blick, hundert Fehler!" — „Und welche, Onkel? Sagt sie doch Jasper, daß er sie verbessern kann!" — „Läßt sich gar nicht sagen, Mädel, aber hundert Fehler, ich bleib' dabei." — „Laßt mir den Jasper in Ruhe, Schwager," ließ sich da des Sergeanten Stimme vernehmen, „der Junge ist tüchtig und brauchbar und macht seine Sache gut. — Aber richtet euch alle; Jasper meint, das Wetter wolle sich ändern, und wir könnten abfahren. In einer halben Stunde wird es dunkel sein, bis dahin müssen wir die Boote bestiegen haben." Gleich darauf ertönten Trommelwirbel, und in die Soldaten am Ufer kam Bewegung.

Die Fahrt nach den Tausend-Inseln

Die Einschiffung ging rasch von statten. Im ganzen waren es etwa zwanzig Mann, die an dem Unternehmen teilnehmen sollten; dazu kam ein vierzehnjähriger Knabe, Mabel und die Frau eines Soldaten und der Quartiermeister Muir. Sergeant Dunham brachte seine Tochter und seinen Schwager selbst an Bord des Kutters. Etwa ein Dutzend Ruderschläge genügten, um diesen zu erreichen. Jasper empfing sie und führte Mabel in die schönste Kabine seines Fahrzeugs, die sie mit der Soldatenfrau teilte. Nachdem sie ihr Gepäck untergebracht hatte, stieg sie an Deck, während ihr Vater noch einmal zum Fort zurückkehrte, um die letzten Befehle des Kommandanten entgegenzunehmen. Auf Deck herrschte noch reges Treiben, bis alles Gepäck untergebracht war, aber während nun ein Stern nach dem andern am nächtlichen Himmel sichtbar wurde, trat tiefe Ruhe ein.

Neben Mabel stand der Pfadfinder auf sein langes Büchsenrohr gestützt. Sie wunderte sich, daß die Leute sich so still verhielten. „Das haben sie von den Indianerkriegen gelernt, Mabel," erklärte ihr der Beschützer. „Aber hier an Bord des Schiffes haben wir doch nichts von den Mingos zu fürchten?" fragte das Mädchen. „Fragt Jasper, auf welche Weise er das Kommando über die ‚Wolke' erhalten hat," erwiderte Pfadfinder. „Oder besser, fragt ihn nicht selbst, denn er erzählt die Sache doch nicht richtig. Fragt besser Euern Vater darnach; der war dabei und kann es Euch erzählen." — „Bleibt die ‚Wolke' bei uns, wenn wir an den Tau-

send-Inseln landen?" forschte das Mädchen weiter. „Das weiß ich nicht; wahrscheinlich wird sie auch Arbeit bekommen; denn der Junge geht nie müßig. Jasper findet eine Fährte auf dem Ontario wie der Delaware auf dem Lande." — „Ach ja, wo ist denn die Große Schlange heute? Warum ist er nicht mit uns gegangen?" — „Er ist dabei, Mabel, und befindet sich dort, wo ich als Kundschafter von Rechts wegen auch hingehörte, wenn — wenn nicht etwas anderes mich abgehalten hätte. Er nimmt den Landweg, späht nach den Feinden und wird bei den Inseln zu uns stoßen. Der Sergeant, Euer Vater, ist ein tüchtiger Soldat und deckt sich den Rücken, wenn uns der Feind begegnet."

„Ja, wird er uns begegnen? Wird es zu einem Gefechte kommen?" fragte Mabel, und zum ersten Male befiel sie ein gewisses Unbehagen beim Gedanken an die kommenden Tage. Pfadfinder merkte es und sagte beruhigend: „Seid ohne Sorge, wenn es zum Kampfe kommt, sind Männer genug da, die Euch schützen werden! Wißt Ihr auch, was Euer Vater zu mir sagte, ehe ich Euch selber kennen lernte? — Er sagte, Mabel ist wie ihre Mutter. Sie fällt in der Not keinem Manne zur Last. Im Gegenteil, sie wird ihn noch stärken und ermutigen."

„Und warum sagte mein Vater Euch dies?" fragte Mabel weiter. Der Pfadfinder ward verlegen. Die Wahrheit sagen konnte er nicht, und doch war jede Verstellung seinem geraden Wesen zuwider. Darum entgegnete er endlich: „Ihr wißt doch, Mabel, daß Euer Vater und ich alte Freunde sind, und wenn wir des Nachts miteinander an den Wachfeuern saßen, so redete er eben von dem, wovon sein Herz voll war. Ich, der ich keine eigenen Anverwandten habe, niemand, der mir nahesteht, als den Delawaren, habe gerne zugehört und Euch dadurch liebgewonnen, lange ehe ich Euch sah." „Und nun," unterbrach ihn Mabel, „da Ihr mich kennt, merkt Ihr, daß es nicht klug ist, für jemanden aufs ungewisse Freundschaft zu fühlen." „Freundschaft?" wiederholte der Pfadfinder, „Freundschaft ist nicht das rechte Wort. Der Delaware ist mein Freund, aber was ich für ihn fühle, ist doch ganz etwas anderes. — Es geht mir merkwürdig, Mabel, seit ich Euch kenne, gehe ich viel weniger gerne hinaus, wie es für einen Kundschafter sich schickte." — „Oh, das wäre aber schade," meinte Mabel aufrichtig. „Das möchte ich nicht. Ihr seid so mutig, so furchtlos, so aufrichtig und ehrlich, daß niemand Euch anders haben möchte als Ihr seid!"

Sie sagte das so unbefangen und treuherzig und ahnte nicht, was bei ihren Worten in der Seele des Mannes vor sich ging. Es war auch schon zu dunkel, als daß sie die Erregung in seinem Gesichte hätte lesen können. Aber jedes weitere Wort war ihm unmöglich, darum trat er zur Seite. Lange, lange stand er auf seine Büchse gelehnt und schaute schweigend zu den Sternen empor.

Indessen hatte der Sergeant den Major Lundie aufgesucht, der von der Bastei aus der Abfahrt der Boote zugesehen hatte. Dunham überreichte

seine schriftliche Meldung, doch konnte der Major sie der Dunkelheit wegen nicht mehr lesen. „Sind die Tornister der Leute durchgesehen worden?" fragte er. „Zu Befehl, Euer Gnaden!" „Die Waffen, die Munition, alles bereit?" „Alles in Ordnung, Herr Major." „Sind die von mir ausgewählten Leute alle an Bord?" „Alle, es sind die tüchtigsten Leute des Regiments." — „Ihr werdet sie brauchen, Sergeant. Es ist der letzte Versuch, den wir machen; wir müssen ans Ziel kommen! Von Euch und Pfadfinder hängt alles ab!" — „Ihr dürft auf uns zählen, Herr Major."

„Wie steht es mit Jasper Western? Setzt Ihr keinen Zweifel in seine Geschicklichkeit?" — „Der Junge hat sich als tüchtig erwiesen; man kann von niemand mehr verlangen!" — „Er spricht sehr geläufig die französische Sprache. Stammt er denn von Franzosen ab?" — „Durchaus nicht, Herr Major. Sein Vater war ein alter Kamerad von mir, und seine Mutter ist in dieser Provinz gebürtig. Doch seine Eltern starben früh. Der Knabe kam in die Obhut eines Matrosen. Der nahm ihn stets mit sich aufs Schiff. Da wir aber hier keine größeren Häfen haben, kam er oft ans jenseitige Ufer. Dort hat er sich die Kenntnis der französischen Sprache erworben." — „Und bis jetzt hat der Mann sich gut geführt?" — „Ohne allen Zweifel. — Der Herr Major hegen Mißtrauen gegen Jasper?" — „Nein nein, ich hielt ihn auch für einen ehrlichen Burschen. Doch Euch darf ich es sagen, Dunham. Ich erhielt dieser Tage einen Brief ohne Unterschrift, der mich vor Jasper warnt. Er sei gekauft und wolle uns an den Feind verraten." — „Briefe ohne Unterschrift, Herr Major, sollte man nicht beachten!" — „Ich weiß, ich weiß und dennoch; es sind Beweise angeführt." — „Und darf ich wissen, welcher Art dieselben sind?" — „Gewiß sollt Ihr sie wissen, Dunham. Man schreibt mir, die Irokesen hätten Eure Tochter unter Jaspers Führung nur entrinnen lassen, damit wir hier alle so recht von Jaspers Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit überzeugt wären. Die Herren von Frontenac aber legten mehr Wert darauf, die „Wolke" mitsamt dem Sergeanten Dunham zu kapern, als ein Mädchen und ihren alten Onkel zu gewinnen." — „Ich verstehe, Herr Major, aber dennoch; dann müßte auch Pfadfinder ein Verräter sein, und an dessen Treue zweifeln Euer Gnaden doch gewiß nicht!" — „Es könnte so scheinen, Dunham; immerhin ist Jasper nicht der Pfadfinder. Der Bursche könnte seine Schurkereien auch hinter dem Rücken dieses Biedermanns ausüben! Auf alle Fälle, Sergeant, seid wachsam und vorsichtig! Ich gäbe etwas darum, könnte ich diesen Jasper unter irgend einem Vorwand zurückbehalten. Euer Schwager ist doch auch Seemann?" — „Gewiß, Euer Gnaden, Seemann vom Scheitel bis zur Fußsohle, aber nicht auf einem Binnensee. Er hat gegen einen solchen eine eigentümliche Voreingenommenheit, und ich bezweifle, ob er den Posten auf den Tausend-Inseln überhaupt auffinden würde." — „Nun, jedenfalls ist es kein Schade, daß er die Reise mitmacht. Sollte irgend etwas sich ereignen, Sergeant Dunham, was den

Verdacht gegen Jasper verstärkt, dann laßt ihn in Ketten legen und übergebt das Kommando über das Schiff Eurem Schwager." — „Ich möchte mich für Jaspers Ehrlichkeit verbürgen, Herr Major. Aber ich werde ein wachsames Auge auf ihn halten." — „Euer Vertrauen spricht für den jungen Mann! Doch nun lebt wohl! Ist die Haubitze an Bord?" — „Jasper ließ sie heute hinüberschaffen." — „Sind die Flintensteine gezählt und untersucht?" — „Alles in Ordnung." — „Nun, so lebt wohl. Ich hoffe, Euch in vier Wochen siegreich wiederzusehen. Gott mit Euch!"

Der Sergeant ergriff mit Ehrerbietung die dargebotene Hand seines Vorgesetzten; dann begab er sich hinab zu seinem Boot. — Schwer legte sich ihm die Verantwortung für dies ganze Unternehmen aufs Herz, doppelt schwer, da die Unterredung mit dem Kommandanten doch einen leisen Argwohn gegen Jasper in seiner Seele wachgerufen hatte. Er beschloß, Jasper scharf zu beobachten und jedenfalls den Pfadfinder ins Vertrauen zu ziehen.

Sowie der Sergeant sich eingeschifft hatte, lichteten die Matrosen den Anker. Noch regte sich kein Lüftchen. Mit einigen Ruderschlägen brachten die Soldaten das Fahrzeug in die Mitte des Stromes, und dieser führte es rasch in den See hinaus. Nachdem der Sergeant sich vergewissert hatte, daß jeder seine Pflicht tat, winkte er Pfadfinder herbei und trat mit diesem in seine Kajüte. Sorgfältig schloß er die Türe und überzeugte sich, daß kein Lauscher in der Nähe war. Dann berichtete er dem bewährten Freunde, was er soeben von dem Kommandanten vernommen hatte. Pfadfinder war empört über diese Verdächtigungen. Trotz aller Ermahnungen Dunhams, nicht allzu fest zu vertrauen, blieb er dabei, daß er von Jaspers Ehrlichkeit so fest überzeugt sei wie von seiner eigenen oder der seines Freundes Chingachgook. Aber in Dunhams Herz, das von Natur geneigt war, alle Dinge von der schlimmen Seite aufzufassen, hatte das Mißtrauen Wurzel geschlagen. Pfadfinder schlug ihm schließlich vor, auch seines Schwagers Meinung darüber zu hören. Doch Cap, das zeigte sich nun leider, gehörte zu den wenig schönen Naturen, die gern im trüben Wasser fischen und mit geheimer, vielleicht ihm selber unbewußter Freude schürte er den Funken des Mißtrauens in der Brust seines Schwagers, obwohl er noch vor wenigen Stunden zu Mabel sich so anerkennend über den jungen Seemann geäußert und die Undankbarkeit als das niedrigste Laster bezeichnet hatte. Nur der Pfadfinder blieb fest. In seiner biederen, offenen Weise schlug er vor, Jasper die Anklage offen auszusprechen, stieß aber mit diesem Vorschlag bei dem Sergeanten auf den heftigsten Widerspruch. „Ich bin verantwortlich für dieses Unternehmen," sagte er sehr bestimmt, „und ich fordere dringend, daß ohne mein Wissen über diese Sache kein Wort gesprochen wird." Das versprachen die anderen, und alle drei kehrten auf das Verdeck zurück, jeder mit dem Vorsatz, Jaspers Verhalten scharf zu beobachten.

Inzwischen hatte sich der Quartiermeister Muir, den Mabels Schönheit entzückte, bemüht, sich ihr angenehm zu machen. Sie beachtete aber seine Anstrengungen keineswegs; öfters mußte er seine Fragen wiederholen, denn sie schenkte seinen Worten keine Aufmerksamkeit, und ihre blauen Augen folgten viel lieber dem jungen Jasper, der, den Abendwind erwartend, mit seinem Schiffe beschäftigt war. Es war still rings umher. Plötzlich lief ein Murmeln über das Wasser; ein Mastbaum ächzte, die Leinwand, die bis dahin schlaff herniedergehangen, fing an sich ein wenig zu bewegen. Das Fahrzeug geriet in ein leichtes Schwanken, die Segel schwollen an. „Der Wind kommt, Anderson," rief Jasper seinem ältesten Matrosen zu; „begebt Euch ans Steuer." Diesem Befehl wurde Folge geleistet, und es währte nicht lange, da schoß die „Wolke" mit einer Geschwindigkeit von fünf Meilen in der Stunde dahin.

„Haltet am Land hin," rief Jasper seinem Anderson wieder zu. — „Ihr habt doch nicht Lust, Jasper, unsern Freunden, den Franzosen, zu nahe zu kommen?" bemerkte Muir. — „Ich muß mich des Windes wegen ziemlich nahe am Ufer halten, Herr Muir. Die Landbrise ist in der Nähe des Ufers immer am steifsten. Mit dieser Brise hoffe ich, bis an die ersten Inseln zu kommen, und dann ist weniger Gefahr vorhanden, daß wir gesehen werden." — „So glaubt Ihr, daß die Franzosen Späher auf dem See haben?" fragte Pfadfinder. — „Gewiß haben sie welche. Am vorigen Montag legte des Nachts ein Rindenkanu an der östlichen Landspitze von Oswego an. Ein Indianer und ein Offizier sind ihm entstiegen. Wäret Ihr draußen gewesen, Pfadfinder, dann hätten wir einen von beiden sicher abgefangen."

In Pfadfinders Gesicht stieg bei diesen Worten eine tiefe Röte. Er fühlte sich schuldbewußt; denn er hatte diesen Abend in des Sergeanten und seiner Tochter Gesellschaft verbracht. „Das war gerade der Abend, den Ihr bei uns verlebtet, Pfadfinder," sagte Mabel harmlos. „So ist's, so ist's," entgegnete der Jäger nicht ohne Beschämung. „Seit ich wieder im Fort bin, bin ich nur müßig gegangen; da gibt es keine Entschuldigung, und der Junge hat recht, daß er mir's sagt." — „Ich wollte Euch aber durchaus keinen Vorwurf machen, Pfadfinder," sagte Jasper erschrocken. „Ich nehm's Euch auch nicht übel, Jasper, den Vorwurf macht mir mein eigenes Gewissen."

„Aber, sagt doch, Süßwasser, woher wißt Ihr denn, daß dies Späher waren? Das ist doch eigentümlich," sagte Cap. Bei diesen Worten gab er dem Pfadfinder einen leichten Stoß mit dem Ellbogen, während er ihm mit dem Fuß auf den Stiefel trat. „Das weiß man, Meister Cap, weil man die Spur eines Militärstiefels und eines Mokassins gefunden hat. Auch hat einer unserer Jäger am andern Morgen das Kanu auf Frontenac zueilen sehen." — „Und warum habt Ihr nicht gleich Jagd darauf gemacht?" forschte Cap weiter. „Am Dienstagmorgen blies steifer Wind,

da hätten wir mit dem Kutter neun Knoten in der Stunde zurückgelegt. Ich wette, wir hätten die Kerle eingeholt, wenigstens wenn ich dabei gewesen wäre!" — „Vielleicht wäre das auf offener See möglich, Meister Cap, aber hier geht das nicht. Eine Jagd auf ein Rindenkanu ist meist erfolglos." — „Merkwürdig, sehr merkwürdig," brummte Cap vor sich hin.

Er nahm den Sergeanten und Pfadfinder in die Kajüte. „Schwager, der Bursche wird mir immer verdächtiger; es ist deine Pflicht, dir diese

Dinge zu notieren." Auch der Sergeant war sehr geneigt, die Sache zu Jaspers Ungunsten auszulegen; vor allem fiel ihm auf, daß man in der nächsten Nähe des Forts Spione entdeckt haben sollte, von denen er selbst nichts erfahren hatte. Nur Pfadfinders Vertrauen in den jungen Mann blieb unerschüttert.

Während die drei Männer des langen und breiten über den Charakter des jungen Seemanns stritten, stand der, von dem die Rede war, ahnungslos auf Deck und unterhielt sich angelegentlich mit Mabel Dunham. Er hatte Muirs Bemühungen um das Mädchen beobachtet, auch glaubte er diesen von dem Sergeanten begünstigt. Da war die Eifersucht in ihm

erwacht, und er ließ durchblicken, daß er dem Quartiermeister das Mädchen nicht gönnte. Um so lieber hörte er aus Mabels Mund die Versicherung, daß sie nicht eine Offiziersfrau werden wolle, da sie sich des Standesunterschieds wohl bewußt sei.

Das Gespräch wurde aber plötzlich durch einen Zuruf Caps unterbrochen, der ein Boot gesichtet hatte. Jasper sprang nach vornen. Auf dem Wasser schwamm etwa hundert Schritte vor dem Kutter ein dunkler Gegenstand. Cap hatte sich nicht getäuscht. „Wir müssen es einfangen," rief Pfadfinder, „schneidet ihm den freien Weg ab. Sie rudern, was sie können." „Haltet beim Wind," befahl Jasper seinem Steuermann. Dieser gehorchte. Nach wenigen Minuten war das Kanu so weit leewärts getrieben, daß es nicht mehr entkommen konnte. Jasper ergriff nun selbst das Steuer, und sein geschickter Arm brachte in kürzester Frist den Kutter so nahe an das Boot, daß dieses mit einem Enterhaken eingezogen werden konnte. Zwei Personen befanden sich darin. Man befahl ihnen, das Boot zu verlassen, und als sie an Deck kamen, erkannte man, daß die Eingefangenen niemand anders waren als Pfeilspitze und sein Weib Junitau.

Für die meisten unter der Besatzung hatte das Erscheinen des Tuscarora nichts Befremdendes; aber Pfadfinder, Jasper, Cap und Mabel empfanden natürlich sofort ein Mißtrauen gegen ihn. War es ihnen doch allen noch deutlich genug in der Erinnerung, auf welche Weise sich der Indianer ihrer Gesellschaft entzogen hatte.

Pfadfinder, der allein die Indianersprache beherrschte, nahm ihn sofort ins Verhör. Der Tuscarora verriet keineswegs Bestürzung; mit der ruhigen Würde, die seiner Rasse eigen ist, beantwortete er alle Fragen. Nachdem er gesehen habe, daß ihr Versteck entdeckt worden war, habe er es für klüger gehalten, sich zu trennen, um einzeln die Rettung in der Flucht zu suchen. Pfadfinder tat, als schenke er diesen Ausflüchten Glauben. „Mein Bruder hat klug gehandelt," sagte er, „aber wie kam es, daß sein Weib ihm folgte?" — „Folgen die Weiber der Blaßgesichter ihren Männern nicht? Hätte Pfadfinder sich nicht umgeschaut nach der, die er liebte?" — „Gut, gut," entgegnete dieser, „aber warum ist mein Bruder nicht ins Fort gekommen? Seine Freunde dachten oft an ihn, doch keiner hat ihn gesehen." — „Die Hindin folgte dem Hirsch, da mußte der Hirsch auch der Hindin folgen! Pfeilspitzes Weib verlor den Weg und mußte im fremden Wigwam kochen." — „Ich verstehe Euch, Tuscarora, das Weib fiel in die Hände der Mingos, und Pfeilspitze folgte ihrer Spur. — Wie aber habt Ihr das Weib befreit?" — „Junitau horchte auf das Flüstern ihres Gatten und zögerte nicht, zu ihm zu kommen." — „Alles in Ordnung! Wie aber kamst du zu dem Boot und warum ruderteſt du dem St. Lorenzstrome zu; mein Bruder weiß, daß dort nur Feinde sind." — „Pfeilspitze kennt sein Eigentum. Das Boot ist mein; ich schicke Junitau, es zu holen. Pfeilspitze schämte sich, der Vater hätte ihn nach seiner

Tochter gefragt und Pfeilspitze hatte leere Hände." — „Und warum nahmst du den Weg zum Ausgang des Sees? Sag mir noch dies, und wenn du dich rechtfertigen kannst, wollen wir die Waffen beiseite legen, und Pfeilspitze und sein Weib sollen von unserem Wildbret essen!" — „Pfeilspitze blickt gern in das Gesicht von Süßwasser; er wartete auf sein Schiff, Pfeilspitze fuhr dem Untergang der Sonne zu, da aber Süßwasser die andere Richtung nahm, wendete er auch." — „Das scheint alles ganz klar," brummte Pfadfinder vor sich hin, während er zu den andern zurückkehrte, um ihnen das Ergebnis seiner Unterredung mit dem Tuscarora mitzuteilen.

Er war geneigt, den Aussagen desselben Glauben zu schenken, doch seine Gefährten wollten davon nichts wissen. Cap meinte sogar, man müsse den Halunken sofort in Ketten legen. „Jedenfalls wird es das klügste sein," beendigte der Sergeant die Verhandlung, „daß wir den Burschen auf dem Kutter festhalten; der Ketten bedarf es da nicht, aber morgen werden wir die Sache noch genauer untersuchen." — Man rief Pfeilspitze herbei und teilte ihm die Entscheidung mit. Der Indianer machte keine Einwendungen, er nahm vielmehr sein Schicksal mit ruhiger Würde hin. Er stellte sich abseits und beobachtete scharf alles, was um ihn herum vor sich ging.

Mittlerweile war die Stunde gekommen, wo jedermann sich zur Ruhe begab, und nur die Wachtposten aufgestellt wurden. Der Sergeant trat zu dem Indianer, wies ihm einen Ruheplatz an auf einem Segel und wollte Junitau nach unten schicken, wo Mabel sich ihrer annehmen sollte. „Ich danke, mein Vater," erwiderte der Indianer mit stolzer Zurückhaltung; „die Tuscarora sind nicht arm; das Weib wird meine Decke aus dem Kanu holen." — „Wie Ihr wollt," entgegnete der Sergeant, „wir wollen Euch nicht schlecht behandeln. Schickt Euer Weib in das Kanu, die Decken zu holen, d. h. du kannst mit ihr gehen und mir die Ruder heraufreichen. — Vorsicht kann nicht schaden," fügte er leise zu den Umstehenden gewendet hinzu.

Pfeilspitze stieg schweigend mit seinem Weibe ins Boot hinab. Gleich darauf hallten seine heftigen Scheltworte zu den Wartenden herauf. Junitau legte die Decke, die sie auf dem Arm trug, wieder zurück und suchte nach einer anderen. Der Sergeant wurde ungeduldig und rief dem Indianer zu: „Vorwärts, Pfeilspitze, kommt; wir sind müde und wollen schlafen!" — „Pfeilspitze kommt schon," rief es zurück, und wirklich näherte er sich mit den Rudern rasch dem Ende des Bootes. Aber anstatt die Ruder heraufzureichen, trennte er mit einem einzigen Schnitt seines scharfen Messers das Tau, mit dem es an dem Kutter festgemacht war, und während dieser in seiner Bahn vorwärts schoß, blieb das leichte Kanu zurück.

Als die List bemerkt wurde, war die Entfernung der beiden Fahrzeuge

schon zu groß, als daß Jaspers Versuch, es einzuholen, Erfolg gehabt hätte. „Laßt das Kanu herunter," befahl der Sergeant, „und jagt ihm nach!" — „Es wird nichts nützen," entgegnete Jasper, „bis wir das Kanu flott haben, vergehen drei bis vier Minuten; bis dahin haben die andern einen solchen Vorsprung, daß wir sie nicht mehr einholen können; denn in einer Viertelstunde sind sie am Ufer." — Der Sergeant und Cap sahen wohl ein, daß Jasper recht hatte. Sie schwiegen, und Jasper gab seinem Schiff wieder den vorigen Kurs. Cap aber faßte den Sergeanten mit unheilverkündender Miene an einem Knopf seiner Uniform und zog ihn in eine Kajüte hinein.

„Hört, Schwager," sagte er dort, „das Benehmen dieses Jasper oder Süßwasser, wie ihr ihn nennt, ist äußerst verdächtig. Das Erscheinen des Indianers, sein Entwischen, das sind zwei Umstände, die du keineswegs leicht nehmen darfst. Der Kutter durchschneidet jetzt mit einer Geschwindigkeit von sechs Knoten in der Stunde die Wellen. Und bei den kurzen Entfernungen auf diesem Tümpel kann es geschehen, daß wir uns bei unserem Erwachen in einem französischen Hafen befinden." — „Das ist nicht unmöglich," erwiderte der Sergeant, „was würdest du mir raten zu tun?" — „Ich? Ich würde diesen Meister Süßwasser auf der Stelle verhaften. Schicke ihn in die unteren Räume, laß ihn bewachen und übergib mir das Kommando über das Schiff."

Dunham zögerte. Was sollte er tun? Er hatte bis jetzt immer etwas von Jasper gehalten; und doch — die Warnung des Kommandanten, die List und Ränkesucht der Franzosen, Pfeilspitzes Erscheinen und seine Flucht — alles stritt gegen das alte Vertrauen zu Jasper. Lange rang er nach Klarheit. Um zu einem Entschlusse zu kommen, beschloß er den Quartiermeister um seinen Rat zu fragen. Dieser meinte auch, man könne nicht vorsichtig genug sein, und riet ihm ebenfalls zu Jaspers Festnahme. Entschlossen trat hierauf der Sergeant auf den ahnungslosen Jasper zu und erklärte ihm kurzerhand, daß er sich genötigt sehe, ihm vorläufig das Oberkommando über die „Wolke" zu nehmen und seinen Schwager damit zu beauftragen. Weitere Erklärungen könne er aus militärischen Gründen keine geben.

Jasper war zu sehr an Gehorsam gegen seine Vorgesetzten gewöhnt, als daß er sich der Anordnung des Sergeanten widersetzt hätte. Er erklärte selbst den Matrosen, daß sie sich bis auf weiteres den Befehlen Caps zu fügen hätten. Als man ihm aber befahl, sich mitsamt seinem Lotsen in die unteren Räume zurückzuziehen, veränderte sich der Ausdruck seines Gesichts. Es arbeitete etwas von verhaltener Leidenschaft so stark in seinen Zügen, daß selbst Cap nicht recht wußte, ob er diesen „Umstand" zugunsten oder ungunsten des jungen Mannes deuten solle.

Sobald sich Jasper und sein Gehilfe entfernt hatten, erhielt die Wache an der unteren Luke Befehl, auf beide sorgfältig zu achten und ohne Erlaubnis des Befehlshabers keinen auf Deck kommen zu lassen. Diese

Vorsicht wäre nicht nötig gewesen, denn die beiden Verabschiedeten warfen sich schweigend auf ihr Lager und verließen es die ganze Nacht nicht mehr.

„Und nun, Sergeant," sagte Cap, nachdem er sein Amt angetreten hatte, „nun wirst du vor allem die Güte haben, mir die Kurse und Entfernungen anzugeben, damit ich dem Schiff die rechte Richtung geben kann." Dunham kam in nicht geringe Verlegenheit. „Von all dem verstehe ich nicht das geringste, Bruder Cap," sagte er. „Meine Aufgabe ist, den Posten auf den Tausend-Inseln so schnell wie möglich zu erreichen, die Mannschaft abzulösen und weitere Weisungen zu erwarten. So lautet beinahe wörtlich mein schriftlicher Befehl." — „Nun, so schaff' mir eine Karte herbei, nach der ich meinen Weg finden kann." — „Ich glaube nicht, daß Jasper eine Karte vom See besitzt; unsere Seeleute fahren alle ohne Karten." — „Donner und Doria! Wie soll ich denn aber imstande sein, aus tausend Inseln die richtige herauszufinden, wenn ich weder ihre Lage noch ihren Namen weiß?" — „Wegen des Namens sei ohne Sorge, Bruder Cap; fast keine der Inseln hat einen Namen. Was die Lage betrifft, kann ich dir leider auch keine Auskunft geben, denn ich bin selbst noch nie dort gewesen. Vielleicht kann uns aber der Mann am Steuerruder raten." — „Halt, halt, Bruder," wehrte Cap, „laßt mich ja selbst die Fragen stellen; der Mann darf nicht merken, daß wir nichts wissen, sonst ist's um unser Ansehen geschehen!"

Er nahm eine sehr imponierende und herablassende Miene an, während er den jungen Menschen anredete: „Gesunde Luft, guter Freund," begann er, „Ihr habt diesen Wind fast immer hier?" — „Ja, in dieser Jahreszeit, Herr!" antwortete der Mann, indem er nach seinem Hute griff. — „Und so wird er auch wohl bleiben, bis wir an die Tausend-Inseln kommen, obwohl wir dort von allen Seiten Land haben?" „Wenn wir weiter östlich kommen, Herr, wird der Wind wohl umspringen, denn dort kann von einem eigentlichen Landwinde nicht die Rede sein." — „Ja, ja, so ist's mit eurem Süßwasser; es geht alles anders als ein erprobter Seefahrer annehmen muß. — Aber die Tausend-Inseln und ihre ganze Umgebung ist Euch wohl genau bekannt?" — „Gott segne Euch, Meister Cap, nichts ist mir dort bekannt, rein gar nichts. Niemand kennt sie recht; die ältesten Matrosen finden sich dort nicht zurecht. Nicht einmal die Namen wissen wir!" — „Nun, John, — Ihr heißt doch John, nicht wahr?" — „Nein, Herr, ich heiße Robert!" — „Also Robert — John oder Bob, das ist im Grund ja das gleiche — also Bob, sagt mir, läßt sich's dort vor Anker legen?" — „Du liebe Zeit, Herr, davon verstehe ich nichts, so wenig wie irgend ein Soldat vom 55. Regiment." — „Werft Ihr nie dort Anker aus?" — „Nein, Herr, Meister Süßwasser legt immer am Ufer selber an." „Aber wenn ihr in die Nähe der Stadt kommt, dann werft ihr doch gewiß das Lot aus?" — „Du liebe Zeit, Meister Cap, — Lot — Stadt — dort

ist doch keine Stadt." — „Was, keine Stadt? Kein Kirchturm? Kein Leuchtturm, keine Befestigung? Nichts dergleichen? Es ist doch eine Garnison dort?" — „Das müßt Ihr den Sergeanten Dunham fragen, Herr, von Garnison weiß der sicher mehr wie ich." — „Nun sagt mir aber noch, Bob, durch welchen Kanal fährt man am besten ein? Durch den, den ihr das letzte Mal durchliefet oder he oder na — es gibt doch noch einen andern dort?" — „Ich kann's Euch nicht sagen, Herr, das ist mir alles unbekannt." — „Ja habt Ihr denn geschlafen, Bob, während Ihr am Ruder saßet?" — „Ich bin nicht am Ruder gesessen, Herr, sondern ich schlief drunten in meiner Hängematte. Wenn wir nämlich in die Nähe der Inseln kamen, schickte uns Meister Süßwasser jedesmal alle hinunter; ebenso beim Auslaufen, wir wissen alle von dem Kanal dort nichts. Das weiß nur Süßwasser und sein Pilot."

„Merkst du was, Schwager?" wendete sich Cap an diesen. „Das scheint mir doch ein sehr verdächtiges Vorgehen. Niemand kennt sich hier aus als Jasper und sein Pilot! Wahrlich, sehr verdächtig! Alle Wetter, wie soll ich aber die Station finden mitten in der Nacht, ohne Karte, ohne Entfernungsberechnung?" — „Ja, was soll ich sagen, Bruder Cap, ich hätte gedacht, ihr welterfahrenen Seeleute könntet euch so etwas ausrechnen!" — „Aber stell dir vor, in einem mir gänzlich unbekannten Gewässer soll ich von tausend Inseln eine herausfinden, von der Ihr selber sagtet, sie sei versteckt; ohne irgend welche Angaben, das kann doch kein Teufel. — Bob, wißt Ihr vielleicht die geographische Lage oder Breite, auf der die Insel liegen soll?" — „Was meint Ihr, Herr, ich verstehe Euch nicht?" — „Dummkopf," brummte Cap — „ich sehe, von dem erfahre ich nichts. Ich will Euch was sagen, Schwager. Ich werde nun zwei Stunden mit dem Kutter in dieser Richtung noch weiter fahren; dann holen wir an, werfen das Lot aus, und das Weitere wird sich dann finden!"

Dunham hatte nichts einzuwenden, und da sich für die nächste Zeit keine Hindernisse zeigten, legte er sich an Deck auf einem Segel nieder und war in kürzester Frist eingeschlafen. Cap aber wandelte ruhelos auf und ab; er schloß in dieser Nacht kein Auge.

Es war heller Tag, als der Sergeant wieder erwachte. Verwirrt blickte er um sich. Das Wetter hatte sich vollständig geändert. Dichter Nebel machte jeden weiteren Ausblick unmöglich. Der See tobte und schäumte, und der Kutter lag still. Cap berichtete, daß sich nach Mitternacht der Wind völlig gelegt hatte, eine Stunde später erhob sich ein Nordostwind, gleichzeitig fing es an zu regnen. Der Wind war von Stunde zu Stunde stärker geworden, Cap hatte schließlich sämtliche Segel gerefft.

„Ich muß sagen, Sergeant," schloß er seinen Bericht, „das Schiff benimmt sich tadellos. Aber das bläst ja Vierundzwanzigpfünder! Ich hätte nicht gedacht, daß auf diesem Teich der Wind so rumoren könnte. Euer See bekommt allmählich ein ganz anständiges Gesicht und wenn" — der

Schaum spritzte ihm ins Gesicht, und mit Ekel spuckte er aus — „wenn dies verwünschte Wasser nur etwas nach Salz schmeckte, dann könnte ich mich nachgerade behaglich fühlen."

Nach und nach kamen alle, die an Bord waren, außer Jasper und dem Lotsen, an Deck. Jeder, der den See kannte, wußte, daß einer der heftigen Herbststürme im Anzug war, die in dieser Gegend nicht selten waren. Die Wellen waren kurz, die Kämme gekräuselt, das Wasser sah grün und tückisch aus, und jener wunderbare Glanz, den ihm sonst die Sonne verlieh, war verschwunden. Die Soldaten verschwanden bald wieder, so daß zuletzt außer den Matrosen nur noch Cap, Dunham, Pfadfinder, der Quartiermeister und Mabel oben waren.

Das Antlitz des Mädchens sah heute nicht so sonnig aus, wie man dies sonst an ihr gewohnt war. Sie hatte inzwischen den wahren Grund für Jaspers Absetzung erfahren und sich vergeblich bemüht, ihrem Vater eine bessere Meinung über den jungen Seemann beizubringen. Pfadfinder war durch langes Nachdenken während der Nacht noch fester von Jaspers Unschuld überzeugt, aber auch ihm gelang es nicht, den Sergeanten und seinen Schwager umzustimmen.

Während der nächsten Stunden nahm der Wind immer mehr an Heftigkeit zu; schließlich zwang das starke Schaukeln des Schiffes Mabel und auch den Quartiermeister, sich in die unteren Räume zurückzuziehen.

Die „Wolke" war nun offenbar in die breiteren und tieferen Teile des Sees getrieben worden. Die Wellen ringsumher brachen so wild, daß nur ein wirklich starkgebautes, größeres Schiff ihrem Anprall auf die Dauer widerstehen konnte. Cap verlor seine Ruhe und Zuversicht nicht für einen Augenblick. Im Gegenteil; alles, was Mann an ihm war, schien zu erwachen. Man kannte ihn kaum wieder; er nörgelte und krittelte nicht, er schalt und übertrieb nicht; mit der Miene eines Mannes, der sich der übernommenen Verantwortung wohl bewußt ist, aber auch die Kraft in sich fühlt, seine Aufgabe ganz zu erfüllen, tat er seine Pflicht. Die Matrosen fühlten dies auch und leisteten willig den verlangten Gehorsam.

Auf einmal ertönte der Ruf: „Land, ahoi! Wirklich sah man in der Entfernung einer halben Meile Umrisse einer Küste undeutlich durch den Nebel. Alles schaute gespannt dorthin. „Beim Jupiter! Das Fort!" rief der Sergeant, „wer hätte das geahnt!" Der Kutter hielt fest darauf zu, so daß man bald deutlich die Wälle, die Palisaden, zwei Dächer und die hohe Fahnenstange erkennen konnte. Und schon füllten sich die Wälle mit dunklen Gestalten; es war klar, man hatte die „Wolke" erkannt und glaubte, daß sie vor dem Sturm in den heimatlichen Hafen zurückflüchten wolle. Auch den Kommandanten erkannte Dunhams scharfes Auge genau an seiner hohen, markanten Gestalt.

Man war vom Sturm verschlagen und wieder Oswego zugetrieben worden. Doch den Hafen zu erreichen, war unmöglich; der Wind stand ihm

genau entgegen; und draußen im offenen See Anker werfen, ging gerade so wenig. Cap strengte sich aufs äußerste an, und es gelang ihm, den Kutter zu wenden. — Die Wut des Sturmes wuchs noch immer; mit Macht stürzten die Wogen über das kleine Fahrzeug, so daß es oft schien, als wollten sie es verschlingen. Die ganze nächste Nacht dauerte der Kampf mit dem empörten Element, weit in den See hinaus wurde das Schiff getrieben; auch der neue Tag brachte keine Änderung. Doch Cap blieb stets gleich ruhig, gleich gefaßt. Er lehnte mit gekreuzten Armen an einem der Masten und seine Augen folgten dem Spiele der Wellen. Da erscholl vom Mastkorb herab der unerwartete Ruf: „Segel ahoi!"

An nichts hatte man bei diesem Unwetter eher gedacht. Der Ontario war so einsam, daß ein Schiff ebenso ein seltenes Ereignis war, wie wenn ein Jäger im Urwald einem Genossen begegnet. Das fremde Fahrzeug war ein vollständig seetüchtig ausgestattetes Schiff, das keine Fehler zu haben schien. Wegsicher und stolz durchschnitt es die Wellen und richtete den Kurs scharf nach Süden.

„Der Kerl muß wissen, wohin er sich zu wenden hat; er weiß, wo er Ankergrund findet." — „Es ist das Franzosenschiff Montcalm, Herr," sagte einer der umherstehenden Matrosen, „es fährt nach dem Niagara, wo sie eine Garnison haben; wir haben einen grausigen Lauf gemacht!"

Die Entfernung zwischen den beiden Schiffen wurde zusehends kleiner; die „Wolke" hielt geradeswegs auf das Franzosenschiff zu, unfähig, ihren Kurs zu ändern. Die Lage fing an bedenklich zu werden. Würde man ungefährdet aneinander vorüberkommen?

Die Mannschaft des Franzosen lief zusammen, durch Gebärden gab man der „Wolke" zu verstehen, sich zurückzuhalten. Sogar einige Musketen wurden gehoben, doch der tobende See verbot von selbst alle Feindseligkeiten. Das Wasser floß aus der Mündung der Kanonen an Bord des Montcalm. Man hörte das Geschrei und die Zurufe von drüben, ohne natürlich ein Wort zu verstehen. „Mög' er sich heiser schreien!" brummte Cap, „das ist kein Wetter, um sich Geheimnisse anzuvertrauen! — An Backbord das Ruder!"

Der Steuermann gehorchte; der nächste Wogenschwall brachte die „Wolke" dem feindlichen Schiff so nahe, daß sogar Cap einen Schritt zurücktrat in der Erwartung, daß die nächste Woge sie gerade in die Flanke des Gegners werfe. Doch es kam anders. Der Kutter wurde von der nächsten Welle so hoch gehoben, daß er gleich einem Panther, mit einem gewaltigen Sprung nach vorne schoß, gerade am hinteren Ende des fremden Schiffes vorbei, so daß sich die beiden Fahrzeuge nur eben noch streiften. Der junge Kommandant des Montcalm sprang nach hinten und mit der angeborenen Höflichkeit des Franzosen schwang er lächelnd die Mütze zum Gruß, eine Artigkeit, die ihm bei Cap keinen Dank eintrug, die aber Sergeant Dunham mit zurückhaltendem Ernste erwiderte.

Wieder brach die Nacht herein, ohne die Lage des Kutters im mindesten zu bessern. Das Schiff stampfte und rollte, das Wasser brauste, die Wellen stürzten über das Deck, der Wind heulte. Trotzdem vermochte Cap ruhig einige Stunden zu schlafen, denn die große Gefahr, der sie von Minute zu Minute näher kamen, kannten nur die Matrosen, die diese Fahrt schon des öfteren gemacht. Unaufhaltsam trieb das leichte Fahrzeug einer Bai zu, die reich an unterseeischen Wirbeln war.

Als der Tag zu dämmern begann, trat Pfadfinder zu dem ruhig Schlafenden und schüttelte ihn an der Schulter. „Wacht auf, Meister Cap," rief er dem Schläfer zu. „Seht um Euch und sagt selbst, ob das die Zeit ist, wo der Befehlshaber eines Schiffes schlafen darf!"

Unwillig fuhr Cap empor und war erstaunt, Pfadfinder, der bisher zu allen Vorgängen geschwiegen hatte, so erregt zu sehen. „Was gibt's, Pfadfinder," brummte er, „seid Ihr besorgt um Euer Leben?" „Nicht um das meinige, Meister Cap," erwiderte dieser ruhig, „doch wir haben Frauen an Bord. Sergeant Dunham wird nicht wünschen, sein eigenes Kind durch Ertrinken zu verlieren."

Eben trat der Sergeant auf seinen Schwager zu; sein Gesicht verriet ernste Besorgnis. „Wir sind in einer sehr schwierigen Lage, Bruder Cap," sagte er, „die Matrosen sagten mir, der Kutter könne kein weiteres Segel mehr tragen und werde so gewaltsam vom Kurs abgedrängt, daß wir in ein bis zwei Stunden ans Ufer geworfen würden."

Cap antwortete nicht, zum erstenmal auf der ganzen Fahrt schien ihn seine Zuversicht zu verlassen. Er blickte um sich und gewahrte die Umrisse einer Küste. „Land! so wahr ich Cap heiße, und zwar Hochland!" Alle schauten in der angegebenen Richtung. „Ja, Land!" sagte Pfadfinder, „und ist dies für uns eine ermutigende oder entmutigende Entdeckung?" „Ach was, ermutigend ist dabei nichts, und Entmutigendes darf es nicht geben für einen tüchtigen Seemann." „So," sagte Pfadfinder, „auf dem See kenne ich mich nicht aus; ich fühle nur das eine, daß es meine Pflicht ist, in jeder Lage ruhig zu bleiben; nur vergeßt nicht, daß Ihr Mabel Dunham an Bord habt!" Der Sergeant, der diese Worte gehört, erschrak. „Cap," sagte er, „ich glaube, wir müssen Jasper zu Hilfe holen. Franzosen, an die er uns verraten könnte, gibt es hier nicht; unter Umständen vermag er uns zu retten!" „Wie du meinst, Schwager," antwortete Cap ganz kleinlaut, „laß den Burschen mal holen!"

Jasper erschien sogleich; sein Gesicht trug unverkennbar Spuren von verletztem Ehrgefühl einerseits, Gehorsam andererseits. Besorgt ließ er seine Augen umherschweifen, um die Lage des Kutters zu erkennen. Mit einem einzigen Blick wurde ihm die Gefahr, der das Schiff entgegenging, klar. „Nun," fragte Cap herablassend, mit verschränkten Armen sich hin und her wiegend, „ich ließ Euch rufen, um von Euch zu hören, wo sich der nächste Hafen befindet, in den wir einlaufen können." „Hafen gibt es in

dieser Bucht keinen, Herr, aber wir müssen vor Anker gehen, ehe zwei Stunden vorüber sind." — „Vor Anker gehen! Hier draußen auf offener See!" „Nein, Herr, weiter drinnen, nahe dem Lande!" „Ihr wollt mir doch nicht weis machen, Meister Süßwasser, daß Ihr bei solchem Sturm vor einer Hochlandsküste ankern wollt?" — „Es würde mir nichts anderes übrig bleiben, wenn ich mein Schiff retten wollte. — Wenn Ihr mir nicht glaubt, so fragt meinen Lotsen!" „So ruft ihn augenblicklich."

Der Lotse kam. Mit bestürzten Blicken überschaute er die Lage des Kutters. „Was würdet Ihr jetzt mit dem Schiff tun?" fragte ihn Cap. „Ich sehe keinen anderen Ausweg, den Kutter zu retten," lautete die Antwort, „als daß er vor Anker gehe." — „Wie? Hier auf dem See?" fragte Cap weiter. „Nein, näher dem Ufer zu, gerade vor der äußeren Linie der Brandung." Caps Meinung stand nun fest: Die beiden hatten ein Komplott geschmiedet, den Kutter zum Scheitern zu bringen, um bei dieser Gelegenheit entfliehen zu können.

Der Sergeant mahnte, dem Rate der beiden mit dem Ontario vertrauten Männer das Ohr nicht zu verschließen. Cap aber beteuerte, daß ein solcher Rat nur dem Hirn eines Verbrechers oder eines Verrückten entspringen könne. „Was soll denn das Ankern helfen?" schrie er, wie außer sich, Jasper an. „Jedenfalls kann es nichts schaden," erwiderte dieser, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend. „Wenn wir den Kutter mit seinem Vorderteil seewärts stellen, vermeiden wir die Trift; und selbst wenn wir trotzdem in die Brandung gerieten, wäre die Gefahr des Sinkens nicht so groß. Erlaubt mir doch wenigstens, den Anker klar zu machen; das kann doch auf keinen Fall schaden." „Macht sie klar, wenn Ihr wollt. Es steht wirklich so, daß uns eigentlich nichts mehr schaden kann. — Sergeant, auch ein Wort mit dir, bitte, dort hinten!"

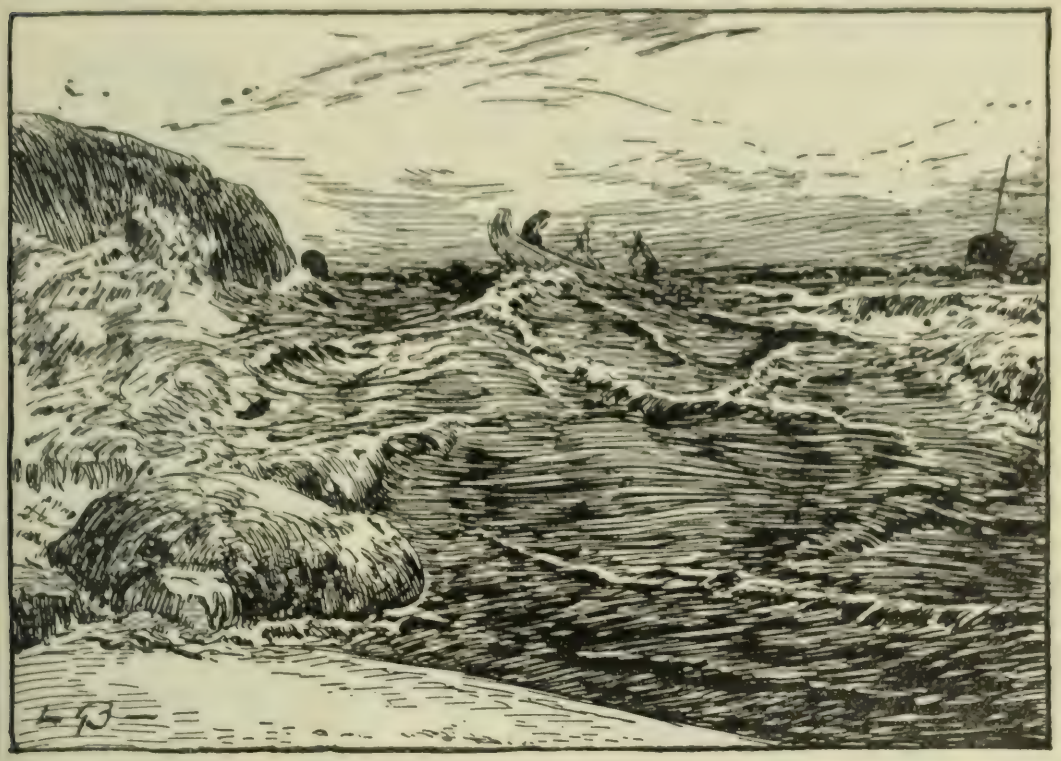
Er führte seinen Schwager außer Hörweite. Dann sagte er leise, und seine Stimme bebte vor innerer Bewegung: „Es steht schlimm, sehr schlimm, ich muß sagen, hoffnungslos! Wir beide sind alte Kerle; aber das Kind! das Kind! Ich hätte Mabel so gerne noch geborgen und versorgt gesehen, ehe ich sterbe! — Aber es ist nichts zu machen; wir müssen alle Dinge, gute und böse, annehmen, wie sie uns geschickt werden, das einzige, wogegen ein alter Seemann sich auflehnen möchte, ist, daß ihn sein Schicksal auf einem Süßwassertümpel ereilen muß!"

Schweigend hatte Dunham zugehört. Er selbst vermochte nicht handelnd einzugreifen. Darum tat er das einzige, was ihm zu tun übrig blieb: er übergab Jasper wieder den Befehl über das Schiff. Cap fügte sich schweigend.

In Jasper aber kam Leben. Er winkte fünf oder sechs Soldaten zur Hilfe herbei. Bei angestrengtester Arbeit gelang es den Männern in kürzester Frist, alles bereit zu machen, was das Schiff in dieser höchsten Not noch retten konnte. Und es gelang! Plötzlich verkündigte der Mann an der Lotleine, daß die ausgeworfenen Anker Grund gefaßt hatten und das Schiff

festlag. Doch das hintere Ende des Kutters lag nur mehr hundert Fuß von der äußersten Brandungswelle entfernt. Allen fiel ein Stein vom Herzen; man war gerettet. Die meisten überkam nach der ausgestandenen Angst und Aufregung eine bleierne Müdigkeit, so daß sie sich zum Schlafe niederlegten.

Ein anderer Teil der Gesellschaft — es war Sergeant Dunham, seine Tochter und der Pfadfinder — fuhr zu einer Erkundigungsfahrt ans Ufer.



Man ließ ein Kanu ins Wasser, Mabel setzte sich in die Mitte, ihr Vater an den Bug, und Pfadfinder, der das Amt des Fährmanns übernahm, begab sich an den Spiegel.

Nach kurzer Orientierung kehrten die drei Ausflügler zurück. Noch immer gingen die Wellen hoch und warfen das kleine Boot zuweilen mit einer Heftigkeit vorwärts, die jeder Anstrengung, seine Bewegungen zu leiten, spottete. Doch Pfadfinder zeigte so viel Besonnenheit und Kraft des Armes, daß sie glücklich und wohlbehalten die „Wolke" erreichten.

Der Sturm hatte sich inzwischen völlig gelegt, der Ontario war wieder ruhig, und nur noch die Brandung, die wie ein Streifen weißen Schaumes am Ufer sich hinzog, verriet, daß vor wenig Stunden der See im wildesten Aufruhr getobt hatte. Jasper hatte schon die Anker aufgezogen und sich zur Abfahrt bereit gemacht. Ohne daß man ein weiteres Wort darüber verlor, behielt der junge Seemann die Führung des Kutters in seiner Hand.

Wohl folgten Caps und auch des Quartiermeisters Blicke argwöhnisch jeder seiner Bewegungen, aber Jasper ließ sich dadurch nicht irre machen.

Seiner Umsicht und Tatkraft verdankte man es, daß man den Nachstellungen des „Montcalm" entging, dem die „Wolke" am folgenden Morgen wieder begegnete. Endlich erreichte man bei Sonnenuntergang die Inseln am Ausfluß des Sees. Ihre Zahl war so verwirrend, daß Cap darauf bestand, für die Nacht vor Anker zu gehen. Jasper erklärte sich sofort dazu bereit, und bald fiel die ganze Besatzung außer Jasper und dem Piloten in einen todähnlichen Schlaf.

Als Cap in der Dämmerung des nächsten Morgens erwachte, fühlte er sofort, daß sich das Schiff in Bewegung befand. Er stürmte auf Deck. „Was tut Ihr, Süßwasser?" schrie er diesen an, „Ihr führt uns wohl alle geradeswegs nach Frontenac?" — „Durchaus nicht, Meister Cap, wie Ihr ja selbst an den Inseln ringsum erkennen könnt. Ich suche die Station auf und halte mich dabei an den Befehl des Kommandanten Lundie, der mir befohlen hat, stets an die Station heranzufahren, wenn alle Leute an Bord sich unten befinden. Er wünscht, daß der Zugang zu dem Posten nicht bekannt werde."

Staunend blickte Cap um sich, eine Unmenge kleiner und kleinster Inselchen, die durch kleine Kanäle und enge Wasserstraßen voneinander getrennt waren. Doch mit einer Ruhe und Sicherheit wand sich der Kutter durch dieses Wirrsal, daß Cap nicht aus der Verwunderung kam.

Und nun mußte das Ziel erreicht sein, denn: „Antreten zum Klüverbaum. Niederholen! Steuerbord, Ruder einziehen!" ertönte frisch der Befehl aus Jaspers Mund. Dies ging alles so schnell vor sich, daß man sich mit überraschender Plötzlichkeit neben einem natürlichen Felsendamm befand, wo die Ankömmlinge mit großem Jubel von der der Ablösung harrenden Besatzung begrüßt wurden.

Verraten

Die Inseln hatten alle keine hohen Ufer, waren aber doch vor schädlichen Einwirkungen des Wassers völlig sicher. Alle waren mehr oder weniger bewaldet. Diejenige aber, welche unsere Freunde nun betraten und die kurzweg „die Station" benannt wurde, trug hinter einem mit Unterholz dicht bewachsenen Uferrand eine weite Lichtung, wie man sie ab und zu in den Urwäldern findet, wo vor vielen Jahrhunderten Indianer, angelockt durch einen klaren Quell, ihr Lager aufgeschlagen haben mochten. Dadurch war der Baumwuchs verhindert worden, und man hatte den freien Platz mit etlichen Blockhütten bebaut, die aber durch das dichtbewachsene Ufer den Augen der Vorüberfahrenden verborgen blieben. Diese Hütten dienten als Quartiere und Vorratsräume. Die Rinde, mit der sie gedeckt waren, hatte man von weither herbeigebracht, damit nicht durch beschädigte Bäume das Versteck verraten würde.

Im ganzen mochte die Insel etwa vierzig Morgen groß sein. Sie lief nach Osten in eine schmale Landzunge aus, auf welcher das Unterholz so dicht stand, daß es unmöglich war hindurchzudringen. Auf dem schmalen Streifen Landes, der den Übergang von der Landzunge zur eigentlichen Insel bildete, stand ein festes Blockhaus, welches im Notfalle zur Verteidigung dienen sollte. Die Holzstämme waren viereckig zugehauen, von besonderer Stärke und so fest ineinander gefügt, daß nirgends eine feindliche Kugel durchdringen konnte. An Stelle der Fenster hatte man Schießscharten angebracht, die niedrige Türe war schwer und das Dach reichlich mit Rinde bedeckt, welche den Regen abhielt. In dem unteren Raum waren Lebensmittel und Vorräte aufgespeichert für den Fall, daß man gezwungen wäre, eine längere Belagerung auszuhalten. Der zweite Stock enthielt mehrere Wohnräume und diente zugleich als Zitadelle. Unter dem Dach befand sich noch ein niedriger Raum, der durch Bretterwände in mehrere Kammern geteilt war, welche im ganzen für zwölf bis fünfzehn Personen Lagerstätten boten.

Die einzelnen Stockwerke waren nur durch Leitern miteinander verbunden. Das ganze Gebäude war nicht mehr als vierzig Fuß hoch und durch die umstehenden Bäume so überdacht, daß man es nur vom Innern der Insel aus sehen konnte, während die Schießscharten einen freien Ausblick gewährten. Da das Blockhaus dicht neben einem Tuffsteinfelsen errichtet worden war, welcher in einer tiefen Höhlung stets soviel Wasser enthielt, daß man vom Hause aus mittelst eines Eimers das notwendige Wasser schöpfen konnte, war das ganze Bollwerk wohl geeignet, selbst einem heftigen und langdauernden Angriff Trotz zu bieten. Die oberen Stockwerke ragten, wie dies bei derartigen Bauwerken gewöhnlich der Fall ist, über die unteren hervor, und wurden durch starke Balken gestützt.

Vor allem aber machte die Lage der Insel sie zu einem militärischen Posten besonders geeignet. Sie befand sich inmitten von zwanzig anderen und wurde von einem vorüberfahrenden Boot kaum als ein gesondertes Eiland bemerkt, da die Kanäle und Wasserstraßen zum Teil sehr schmal waren.

Die ersten Stunden nach Ankunft der Wolke waren voller Geschäftigkeit. Die Besatzung hatte nichts Wesentliches auszurichten vermocht und sehnte sich nach der wochenlangen Abgeschiedenheit in das Fort zurück. Nachdem der befehlshabende Offizier die formelle Übergabe an den Sergeanten vorschriftsmäßig erledigt hatte, wünschte er die Heimreise anzutreten, und Jasper, der sehr gerne einen Tag auf der Insel zugebracht hätte, erhielt Befehl, sofort unter Segel zu gehen.

Mabel hatte sich in einer der Hütten eingerichtet und bemühte sich mit weiblichem Geschick, den Raum so behaglich wie möglich zu gestalten. Eine andere Hütte wurde der Mannschaft als Speiseraum zugewiesen und der Soldatenfrau die Sorge für deren leibliche Bedürfnisse übertragen.

Nachdem Mabel mit ihrer Arbeit fertig war, eilte sie ins Freie. Sie wollte den Ort, an welchem sie nun mehrere Wochen zubringen sollte, näher kennen lernen und die prachtvolle Natur auf ihr für alles Schöne so empfängliches Gemüt wirken lassen. Doch bald wurde sie dabei durch des Quartiermeisters Dazwischentreten unliebsam gestört. Schon längst hegte sie eine geheime Abneigung für diesen hohlen, großsprecherischen Schwätzer; jetzt aber fühlte sie deutlich, daß er von niedrigster Gesinnung war. Sobald es anging, enteilte sie und kehrte in die Hütte zurück, um für ihren Vater und sich ein kräftiges, wohlschmeckendes Abendessen zu bereiten.

Wenig später gesellte sich Muir dem Sergeanten zu. Sie redeten lang und eifrig miteinander, und als sie sich trennten, erhielt die Mannschaft geheime Befehle. Das Blockhaus wurde instand gesetzt, und wer das Leben der Soldaten kannte, konnte leicht erraten, daß man schon Vorbereitungen zu einem baldigen Auszug traf.

Als die Sonne eben untergegangen war, trat der Sergeant, begleitet von Pfadfinder und Cap, zu seiner Tochter in die Hütte. „Du wirst dich hier recht nützlich machen können, mein Kind," sagte er, indem er sich zufrieden an dem zierlich gerichteten Abendtisch niederließ. „Ich muß dich leider jetzt schon wieder verlassen und ich sage es dir jetzt, damit du nicht erst morgen früh beim Erwachen das Nest leer findest. Wir müssen vor Tagesanbruch abziehen!" — „Und Jenny und mich willst du allein auf dieser Insel zurücklassen?" fragte Mabel nicht ohne Schrecken. „Nicht allein, mein Kind, wo denkst du hin! Onkel Cap, Leutnant Muir, Korporal Mc Nab und drei Soldaten werden zu Eurem Schutz hier bleiben! Jenny wird bei dir in dieser Hütte wohnen, und Onkel Cap wird mich in meiner Abwesenheit vertreten." — „Warum willst du uns nicht mit dir

nehmen, Vater? Nun bin ich so weit gereist, um bei dir sein zu können, warum darf ich dich nicht weiter begleiten?" — „Es geht nicht, mein gutes Mädchen. Unsere dienstlichen Pflichten verbieten es. Noch vor Tagesgrauen müssen wir aufbrechen, damit nicht feindliche Späher uns sehen. Wir nehmen die beiden großen Boote mit, das dritte und das Rindenkanu bleiben hier. Wir beabsichtigen, uns in dem Kanal, der zum französischen Fort führt, auf die Lauer zu legen, vielleicht für eine Woche, und dort die Vorratsboote der Franzosen, die nach Frontenac unterwegs sind und eine Menge wertvoller Gegenstände geladen haben, abzufangen."

Mabel sah ein, daß kein Einwand ihres Vaters Bestimmung ändern konnte und fügte sich. Nachdem die andern sie verlassen hatten, nahm Dunham herzlichen Abschied von seinem Kinde. Indem er sie küßte, sagte er ihr, wie sehr es ihn beruhigen würde, wenn sie sich entschließen könne, Pfadfinders Frau zu werden. Und um dem Vater den Abschied zu erleichtern, versprach sie ihm, seinem Wunsche nachzukommen, obwohl ihr eigenes Herz, ihr selbst fast unbewußt, trotz aller Hochachtung, die sie dem biederen treuen Freund des Vaters schenkte, hinter der „Wolke" dreinflog, die ein junger, tapferer Seemann in dieser Nacht dem heimatlichen Fort entgegenführte.

In tiefster Seele beruhigt, suchte der alte Krieger sein Lager auf, und bald verrieten seine tiefen Atemzüge, daß er fest eingeschlafen war.

Als Mabel am andern Morgen erwachte, stand die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel. Es fiel ihr schwer aufs Herz, daß ihr Vater und Pfadfinder, die beiden Männer, unter deren Schutz sie sich so sicher und geborgen gefühlt hatte, nicht mehr bei ihr weilten. Sie eilte ins Freie. Ein wunderbar schöner Herbsttag hatte angefangen. Sie sah ihren Onkel und alle, die sonst noch auf der Insel zurückgeblieben waren, um ein Feuer versammelt, an welchem Jenny das Frühstück bereitete. Mabel fühlte keine Lust, sich gleich unter die heitere, fröhlich schmausende Gesellschaft zu begeben. Ohne von dieser bemerkt zu werden, schritt sie ans östliche Ende der Insel, schob die Zweige der Büsche zur Seite und blickte sehnsüchtig über das Wasser.

Obgleich sie völlig in ihre Gedanken und Träume versunken war, schien es ihr plötzlich, als bewege sich hinter dem dichten Unterholz der gegenüberliegenden Insel eine menschliche Gestalt. Sie erschrak; denn sie hatte in den letzten Wochen genug von den überall lauernden Irokesen reden hören, um sich sofort der Gefahr, entdeckt worden zu sein, bewußt zu werden. Schnell zog sie sich hinter das Gesträuch zurück und verharrte hier reglos einige Minuten. Da drüben alles ruhig blieb, glaubte sie schon, sich getäuscht zu haben, und war im Begriff, zu den anderen zurückzukehren, als sie sah, wie aus dem Buschwerk des jenseitigen Ufers ein Erlenzweig emporgestreckt wurde, mit dem ihr zweifellos zugewinkt wurde.

Mabel fühlte mit Schrecken den Ernst ihrer Lage. Sie wußte, nun galt

es, mit Besonnenheit zu handeln. War wirklich Gefahr vorhanden? Die sanfte Bewegung des Zweiges schien ihr vielmehr ein freundschaftlicher Gruß als ein schlimmes Zeichen zu sein.

Nach kurzem Überlegen brach sie gleichfalls einen schlanken Ast ab, hob ihn durch das Laub und schwenkte ihn in gleicher Weise. Diese stumme Sprache dauerte einige Minuten, dann wurde drüben das Gebüsch vorsichtig auseinandergebogen, und ein Gesicht erschien in der Öffnung. Es war das Gesicht einer Rothaut, aber bei genauerem Hinblicken erkannte Mabel Junitau, das Tuscaroraweib.

Mabel hatte während ihrer langen Wanderung durch den Urwald Pfeilspitzes Weib genau kennen und — lieben gelernt. Sie wußte, daß ihre Zuneigung gegenseitig war und daß sie von diesem sanften, demütigen Geschöpf nichts Böses zu erwarten hatte. Darum zögerte auch sie nicht länger, hervorzutreten und Junitau, die ihr gewiß irgend eine Botschaft bringen wollte, durch Zeichen aufzufordern, zu ihr herüberzukommen. Junitau verschwand für einen Augenblick und erschien wieder mit einem leichten Rindenkanu, das sie aus dem Gebüsch hervorzog.

Da ertönte laut die Stimme des alten Cap, der nach Mabel rief. Mabel verständigte das Indianerweib, sich etwas zu gedulden, und eilte an eine Stelle, wo sie die Frühstückenden überblicken konnte. Sie erkannte so-

fort, daß dies der günstigste Zeitpunkt sei, um Junitau unbemerkt in ihre Hütte zu bringen. So sprang sie rasch ans Ufer zurück und gab ihr zu verstehen, daß sie sogleich herüberfahren solle. Wenige Ruderschläge genügten, um das leichte Boot herüberzubringen, und Mabel führte das junge Tuscaroraweib, unbeobachtet von den anderen, in ihre Hütte. Hier bat sie sie, sich für kurze Zeit zu gedulden, und gesellte sich, ihre Erregung niederkämpfend, zu den am Feuer Versammelten.

„Wer nicht kommt zur rechten Zeit, der muß essen, was übrig bleibt," lachte ihr Onkel behaglich und mit vollen Backen kauend. — „Ihr dürft nicht glauben, daß ich so lange geschlafen habe," gab Mabel zurück, „ich bin seit einer Stunde auf und habe bereits einen Spaziergang über die Insel gemacht!" — „Über das Inselchen, wollten Sie wohl sagen, Fräulein Mabel," antwortete der Quartiermeister. „Ich kann Lundie — will lieber sagen den Major Dunkan," — verbesserte er sich mit einem Seitenblick auf die Soldaten — „nicht begreifen, daß er seine Ehre dreingesetzt hat, dies kleine Eiland für Seine Majestät zu besetzen. Es ist nichts wert, militärisch nicht zu halten, und ich wette, es trifft uns hier ein Unglück!" — „Was?" rief Cap und hielt augenblicklich mit Kauen inne, „halten Sie die Gefahr für so groß?" — „Groß? Ich will das nicht gerade behaupten; aber sicher ist man hierzuland nur hinter den Wällen des Forts. Erstaunen darf es uns keineswegs, wenn wir heute oder morgen unliebsamen Besuch bekommen." — „Und, was in aller Welt, ist in diesem Falle zu tun? Sechs Mann und zwei Frauen können doch niemals den Posten gegen einen vorbereiteten Feind halten!" — „Was zu tun ist? Das Boot bereithalten und die Insel verlassen! Das ist mein Rat, trotz aller Maßregeln, die der Sergeant dem Korporal für einen etwaigen Überfall gegeben hat!"

Man sprach noch länger über die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Verteidigung, und Mabel wunderte sich, daß ein Offizier, dessen Tapferkeit man ihr gerühmt hatte, ohne weiteres einen Posten aufgeben wollte, dessen Erhaltung Pflicht und Ehre gewesen wäre. Aber sie war zu zerstreut, um sich ernstlich an der Unterhaltung zu beteiligen, und benutzte die erste Gelegenheit, um sich in ihre Hütte zurückzuziehen.

Dort verschloß sie sorgfältig die Türe, trat dann freundlich auf die Besucherin zu, begrüßte sie herzlich und sagte dann: „Nun sage mir, Juni, was hat dich zu mir geführt und wie konntest du diese verborgene Insel finden?" — „Leise reden, langsam reden," sagte Junitau mit freundlichem Lächeln. Mabel zwang sich zur Ruhe und wiederholte ihre Fragen. „Juni, dir gut Freund," erwiderte die Indianerin. — „Das glaube ich dir; doch du hast gewiß noch einen anderen Grund, der dich zu mir führte. Bist du allein?" — „Juni, kommen allein, sehen gut Freund." — „Juni, ich weiß du hast mich lieb," antwortete Mabel, „und du willst mich nicht an die Franzosen oder Irokesen verraten! Du willst nicht meinen Skalp verkaufen!"

Junitau schlang statt aller Antwort ihren Arm zärtlich um die Gestalt des weißen Mädchens und blickte ihr so warm und aufrichtig in die Augen, daß Mabel der letzte Rest eines Verdachtes schwand. Sie erwiderte die Umarmung des jungen Weibes, sah ihr ernst in die Augen und sagte dann: „Wenn Junitau ihrer weißen Freundin etwas zu sagen hat, so möge sie sprechen; mein Ohr ist geöffnet!" — „Juni Angst, Pfeilspitze sie töten!" — „Pfeilspitze wird es aber nie erfahren, wenn du mir etwas anvertraust." — „Er Tomahawk schleudern, arme Junitau!" — „Das darf nicht geschehen; dann behalte lieber dein Geheimnis für dich, Junitau." — „Blockhaus schlafen! Blockhaus stark und gut!" — „Willst du damit sagen, ich könnte mir das Leben retten, wenn ich im Blockhaus bliebe? Doch, warum will Pfeilspitze mir etwas zuleide tun; ich habe ihn nie beleidigt!" — „Pfeilspitze schönes Blaßgesicht viel liebhaben!" — „Ist er in der Nähe?" — „Mann immer noch bei Weib; Blockhaus sehr gut. Balken sehr stark," wiederholte sie mit Nachdruck.

„Willst du mit meinem Vater reden oder mit Pfadfinder, Junitau? Er kann dich besser verstehen!" Ein Lächeln huschte über Junitaus Gesicht. „Vater nicht hier, Pfadfinder nicht hier." Sie hob sechs Finger in die Höhe. „Nur sechs hier!" — Mabel erschrak. Junitau schien genau alles zu wissen. „Dann will ich Süßwasser holen; er kann französisch!" Wieder lächelte die Indianerin, während sie sagte: „Süßwasser auch fort, ganz fort, nur Herz hier." Mabel staunte; bis in ihre tiefsten Geheimnisse, die sie sich selbst kaum zu gestehen wagte, war dies Indianerweib eingedrungen. Offenbar war sie sehr stolz auf ihre Kenntnisse, als sie des weißen Mädchens Verblüffung bemerkte.

Nach kurzem Besinnen sagte Mabel: „Junitau, du weißt, wie wichtig mir alles ist, was du mir entdecken kannst; und ich hoffe, du verbirgst mir nichts, was zu wissen für mich nötig ist. Darf ich meinem Onkel von deinem Besuche sagen?" Junitau wehrte heftig ab: „Salzwasser lange, lange Zunge! Viel reden! Kein Ohr, kein Auge, kein Nase, nur Zunge, Zunge!" — „Nun sag mir noch, Juni, woher weißt du denn alles so genau über uns? Kennen die Irokesen diese Insel auch?" Junitau schaute traurig, als sie erwiderte: „Irokesen, Tuskarora überall, überall Auge, überall Ohr. Wenn sehen Junitau, dann sie töten." — „Aber wir glaubten doch alle, die Insel sei niemandem bekannt?" — „Irokesen viel Augen. Ein Mann kann reden französisch." — „Jasper? Also doch!" fuhr es durch Mabels Sinn. „Wie konnte dies möglich sein!"

Gewaltsam nahm sie sich zusammen. „Ich verstehe dich, Junitau, einer unserer Leute hat uns verraten." — Junitau sagte nichts weiter und schickte sich an zu gehen. „Jetzt weiße Mädchen alles wissen; gehen zu Kanu — Blockhaus sehr gut." — „Ich danke dir, Juni, daß du gekommen bist und mir helfen willst. Und du brauchst nicht zu fürchten, daß ich dich verraten werde. Mein Onkel und die andern werden von deinem Kom-

men nichts erfahren! — Soll ich dich begleiten zum Kanu?" — „Juni geht, zu zählen Krieger. Alle fort, Weg frei, dann du singen und mir bringen Taube!"

Noch einmal umarmten sich die beiden so ungleichen Frauen, dann trat Mabel hinaus. Am Feuer saßen nur noch drei der Ihrigen, zwei waren zum Boot hinuntergegangen, der sechste, ihr Onkel, war eifrig damit beschäftigt, ein Fischgerät zurechtzumachen. Die Soldatenfrau hörte sie in der benachbarten Hütte hantieren. Mabel tat, als habe sie etwas verloren, ging langsam, ein Liedchen trällernd, dem verfallenen Gebäude zu, das die Soldaten zu einer Art Geflügelhaus eingerichtet hatten. Unter anderm Federvieh enthielt es etliche Dutzend Tauben. Mit vieler Mühe fing Mabel eine der Tauben ein, die sie, unter ihren Kleidern verborgen, ihrer Hütte zutrug; dort bückte sie sich, als ob sie etwas aufhebe, und eilte dann auf einem Umweg zum Ufer, wo gleich darauf auch Junitau erschien, der sie die Taube übergab. Noch einmal mahnte diese: „Blockhaus gut; wenn Gefahr, Juni Taube loslassen!" dann stieg sie in ihren Kahn und war gerade so geräuschlos und schnell wieder verschwunden, wie sie gekommen war.

Alles schien so ruhig und sicher, daß es Mabel beinahe vorkam, als sei die Gefahr doch nicht so groß. Sich umwendend, bemerkte sie an dem Zweig eines Baumes einen Fetzen roten Tuches, wie sie es an den Flaggen der Schiffe gesehen hatte. An anderen Tagen wäre ihr dies gewiß gar nicht aufgefallen, heute aber kam ihr dies doch verdächtig vor. Das Tuch mußte von der benachbarten Insel aus gesehen werden. Was sollte das bedeuten? Wer hatte es so auffällig hier befestigt? Ohne recht zu wissen, was sie tat, riß sie es herunter und mit schweren Gedanken eilte sie zum Lagerplatz zurück, als der Quartiermeister ihr den Weg vertrat.

„Wohin, schöne Mabel," rief er ihr zu, „warum so einsam? Und was winden Sie so krampfhaft um Ihre zarten Finger?" Sie reichte ihm das Tuch und sagte ihm, wo sie es gefunden. Muir schüttelte den Kopf. „Das ist ein Stück von der Flagge der Wolke," sagte er, „und eine bedenkliche Sache, der man auf die Spur gehen muß! Ich erinnere mich genau, daß gerade ein solches Stück aus jener Flagge herausgerissen war." — „Ja, auch ich nehme die Sache so schwer, daß ich mich sogleich mit Jenny ins Blockhaus zurückziehen werde." — „Ich sehe nicht ein, wozu dies etwas nützen soll! Das Blockhaus wird bei einem Überfall zu allererst angegriffen werden. Darum würde es sich für euch und uns alle vielmehr empfehlen, sogleich das Boot zu besteigen und hinter die nächsten Inseln zu flüchten." Mabel beharrte jedoch auf ihrer Meinung; sie wollte sich nicht länger aufhalten und wandte sich zum Gehen.

Muir blieb noch eine Weile stehen; nachdem sie aber verschwunden war, stieg er wieder ans Ufer hinab und befestigte das Tuch an seinem vorigen Platz.

Der Überfall

Mabel war es ganz eigen zumute, als sie zu den ahnungslos heiteren Gefährten trat, die Scherz und Kurzweil trieben, während in ihr alle Nerven erzitterten von dem, was sie erfahren hatte. Und doch durfte sie um Junitaus willen nicht mit der Wahrheit herausrücken. Sie bemühte sich in unauffälliger Weise, die anderen zu überzeugen, daß ihre Sorglosigkeit auf dieser abgelegenen Insel nicht wohl angebracht sei. Bei der Frau des Soldaten fand sie für ihre Andeutungen auch sogleich ein offenes Ohr, denn Jenny war von Natur furchtsam und hatte schon viel von der List und Grausamkeit der Irokesen gehört. Sie war sofort bereit, ins Blockhaus überzusiedeln und die notwendigsten Dinge zu ihrem Lebensunterhalt dorthin zu schaffen.

Einen schwierigeren Stand hatte Mabel entschieden bei dem nächsten, der ihr nun in den Weg kam, dem Korporal Mc Nab. Als sie ihm von der großen Verantwortung redete, die ihr Vater ihm übertragen hatte und eine Andeutung machte, daß Vorsicht vonnöten sei, fühlte er sich beleidigt, und Mabel mußte mit der größten Klugheit vorgehen, damit der alte eigensinnige Schotte ihren Ermahnungen Gehör schenken sollte. Sie hatte ihm soeben den tapferen und doch so wohlbedachten Kommandanten des Forts Oswego, den Major Dunkan, von dem sie wohl wußte, daß er auch ein Schotte war und von seinen Landsleuten im 55. Regiment hoch geachtet wurde, zum Beispiel hingestellt. Da knallte ein Schuß. Der Korporal sprang in die Luft, fiel auf sein Gesicht und rollte auf den Rücken. Mabel begriff kaum, was geschehen war. Sie beugte sich zu dem Liegenden nieder. Da sah sie, daß eine Kugel ihm in den Leib gedrungen war und daß der Ärmste mit dem Tode rang. Er konnte ihr noch mit seiner letzten Kraft zuflüstern: Ins Blockhaus, sogleich ins Blockhaus, dann streckte er sich und war tot.

In diesem Augenblick schwirrte Junitaus Taube vorbei.

Das Entsetzen lähmte Mabels Glieder. Doch sie raffte sich auf und beeilte sich, das Blockhaus zu erreichen. Gerade wollte sie eintreten, da wurde ihr die Türe vor der Nase zugeschlagen. Sie hatte noch gesehen, daß Jenny in wildem Schrecken sich hineingeflüchtet hatte. Ohne zu wissen, was sie tat, nur an die eigene Sicherheit denkend, hatte sie die Türe verrammelt.

Während Mabel Einlaß begehrte, hörte sie den Knall von fünf oder sechs Büchsen. Sie wagte nicht, sich umzuschauen. Es dauerte eine Weile, bis Jenny begriffen hatte, daß sie öffnen mußte, und dann tat sie es mit solcher Vorsicht, daß Mabel durch den engen Spalt kaum ihre schlanke Gestalt hineinschieben konnte. Doch nachdem sie drinnen war, hatte sie Mut genug, die Türe offen zu halten, damit die Freunde hier auch Schutz finden konnten. Doch niemand kam, und Mabel entschloß sich nun schwe-

ren Herzens, einen der drei Riegel vorzuschieben. Sie befahl Jenny, sofort zu öffnen, wenn einer der Ihrigen kommen sollte. Sie selbst stieg die Leiter hinauf in den oberen Raum und blickte durch eine der Schießscharten hinaus.

Zunächst bemerkte sie keine Menschenseele; doch über der Insel, von welcher Junitau herübergekommen war, schwebte ein leichtes Rauchwölkchen. Von dort also mußten die Schüsse gekommen sein! Sie trat an

eine andere Schießscharte, aber was sie nun sah, ließ ihr das Blut in den Adern erstarren. An der Stelle, wo sie eben den toten Korporal Mc Nab verlassen hatte, lagen neben ihm im Grase, ebenso leblos wie er, die drei anderen Soldaten. Sie waren beim ersten Schuß herbeigesprungen und waren ebenfalls von den todbringenden Kugeln der unsichtbaren Feinde ereilt worden. — Von Cap und Muir aber war nichts zu sehen.

Sie stieg zum obersten Raum hinauf, von wo aus sie die ganze Insel überblicken konnte, aber nirgends konnte sie die Vermißten entdecken. So blieb ihr doch die Hoffnung, daß ihr Onkel sich hätte retten können. „Um Gotteswillen, Jungfer Mabel," rief Jenny von unten herauf, „sagt mir, ob noch einer von den Unsern am Leben ist. Mir ist, als höre ich ein

Stöhnen, das aber schwächer und schwächer wird; ich fürchte, sie sind alle erschossen! Könnt Ihr nichts von Sandy sehen? Wenn ich ihm nur könnte zu verstehen geben, daß ich in Sicherheit bin; er sorgt sich gewiß um mich."

Sandy, Jennys Mann, lag tot dort unten auf dem Rasen. Was sollte das Mädchen dem armen Weibe sagen? Ausweichend rief sie hinunter: „Ich sehe bei dem Leichnam des Korporals einige Soldaten; gewiß ist Sandy auch dabei!" — „Sandy!" schrie die Frau ganz außer sich. „Warum sorgst du nicht für deine Sicherheit? Komm sogleich ins Blockhaus, hörst du? Laß jetzt deine dumme Ehre und deine Disziplin, wenn dein Leben auf dem Spiele steht!"

Der Gerufene antwortete nicht; da schob die verzweifelte Frau den Riegel zurück, öffnete die Türe und eilte auf die Stelle zu, wo die Toten lagen. Sie schien die wahre Sachlage nicht zu erkennen oder bäumte sie sich auf gegen das Furchtbare, das so plötzlich über sie hereingebrochen war? Mabel sah, daß sie die Hand ihres toten Mannes ergriff, ihn in die Höhe reißen wollte und eifrig auf ihn einredete. Da auf einmal fiel der Kopf des Getöteten zurück, und ein Loch an der Schläfe, aus dem noch langsam das Blut sickerte, erklärte der Unglücklichen, was geschehen war. Sie stieß einen furchtbaren Schrei aus und brach über der Leiche ihres Mannes zusammen.

Doch was war das? Wie ein Widerhall wurde der Schrei der armen Jenny vom Walde aufgenommen, nur hundertmal stärker und schrecklicher tönte er zurück. Mabel erzitterte bei diesen Lauten bis ins Innerste, und gleich darauf sah sie eins, zwei, drei, mehr, etwa zwanzig Indianer aus dem Dickicht stürzen; allen voran Pfeilspitze, der Verräter. Mabel stand wie gebannt und erstarrt. Sie mußte mitansehen, wie Pfeilspitze die bewußtlose Jenny an den Haaren ergriff, sein Messer hervorzog und eine Minute später das blutriefende Haupthaar des unglücklichen Weibes an seinem Gürtel befestigte. Die andern hatten zur gleichen Zeit dieselbe blutige Arbeit an den Leichen der toten Soldaten vollzogen.

Da plötzlich fiel ihr ein, daß Jenny die Türe des Blockhauses hatte offen stehen lassen. Im nächsten Augenblick schon konnte einem der rohen Mordgesellen in den Sinn kommen, ins Blockhaus einzudringen und dann — das wußte sie — blühte ihr dasselbe Schicksal wie der armen Jenny. An allen Gliedern bebend, wandte sie sich zur Leiter, um hinabzusteigen und die Querbalken vorzulegen. Sie hatte jedoch den zweiten Stock noch nicht erreicht, da hörte sie, daß die Türangeln knarrten. Ihr Herz schlug zum Zerspringen; sie preßte die Hände zusammen und flehte zum Herrn um Kraft und Hilfe. Sie hörte, wie leise einer der Riegel vorgeschoben wurde, dann der zweite, der dritte. Dann war es still.

War ihr Onkel etwa hereingeflüchtet, oder war es einer der Feinde, der so heimlich und leise alles tat, um ungestört plündern zu können? Sie wollte aufspringen und hinuntereilen, doch die Knie versagten ihr. Zwei

Minuten blieb alles still. Mabels Blick hing an der unteren Falltüre, die in das zweite Stockwerk führte. Immer erwartete sie, daß das scheußliche Gesicht eines Irokesen in der Öffnung auftauche. In ihrer Angst kauerte sie hinter einem der Fässer nieder, die da oben umherstanden, immer den Blick auf die Öffnung gerichtet, von wo ihr Verhängnis über sie hereinbrechen mußte. Endlich glaubte sie ein leises Rascheln zu vernehmen, dann hörte sie deutlich das Knarren einer Sprosse. Jetzt, jetzt mußte das Furchtbare kommen. Die Minuten dünkten ihr wie eine Ewigkeit. Und nun — sie hatte sich nicht getäuscht —

schwarzes, struppiges Haar wurde sichtbar, die rote Haut eines Indianers, die umherblitzenden schwarzen Augen — endlich der ganze Kopf — aber wie eine Zentnerlast fiel es vom Herzen des geängstigten Mädchens — sie erkannte die sanften, beinahe schönen Züge Junitaus.

Mit einem unterdrückten Jubelschrei sprang Mabel hinter ihrem Versteck hervor und umschlang die Indianerin. Auch diese war beglückt, ihre weiße Freundin unversehrt und wohlgeborgen wiederzufinden: „Blockhaus gut, nicht kriegen Skalp!" flüsterte sie ihr zu. — „Ja ja," rief Mabel, obwohl noch schaudernd beim Gedanken an all das soeben Erlebte. „Weißt du, Juni, wo mein Onkel ist?" — „Salzwasser nicht hier Blockhaus?" fragte verwundert die Indianerin. „Nein, nein, ich bin ganz allein hier! Die arme Jenny war bei mir, lief aber dann hinaus zu ihrem Mann und kam dabei um!" — „Juni alles wissen, alles sehen! Salzwasser fort sein?" — „Nein, nein, das Boot ist noch da, ich sah es deutlich durch die Schießscharte. Vielleicht ist er auch tot?" — „Nein, Salzwasser nicht tot, Juni weiß. Salzwasser Versteck!" — „So glaubst du? Aber was wird aus mir werden? Bald werden deine Leute das Blockhaus angreifen!" — „Blockhaus sehr gut, sehr stark!" — „Ja, aber sie können es anzünden! Und was dann?" — „Nicht brennen. Viel Regen, viel naß! Tuscarora sehr klug, nicht brennen! Rauch verraten!" — „So, meinst du, ich könne hier warten, bis mein Vater wiederkommt?" — „Juni nicht wissen, wann Vater kommen! Sagen wann?"

Mabel erschrak. War Junitau vielleicht doch beauftragt, sie auszuhorchen? Sie besann sich, was sie sagen sollte, als ein schwerer Schlag gegen die Tür erdröhnte. „Nun kommen sie!" rief Mabel erschrocken. Vielleicht ist es aber auch mein Onkel!" Sie schaute vorsichtig durch eine der Schießscharten hinab. Drunten standen vier Indianer und schlugen gegen die Türe; Pfeilspitze war auch unter ihnen. Junitau hatte schon an Mabels erschrecktem Gesicht gesehen, wer draußen war. Sie ergriff eines der umherstehenden Gewehre, schob es durch die Schießscharte und feuerte in die Luft. Dann lachte sie und sagte: „Nun alle laufen fort, alle sich verstecken, glauben Salzwasser und Quartiermeister hier sein!"

„Gottlob, sie sind wirklich alle fort," rief Mabel erleichtert, und sank erschöpft auf eine der Vorratskisten nieder, die umherstanden. Junitau setzte sich neben sie. Eine Weile schwiegen beide und lauschten hinaus. „Wenn ich nur wüßte, ob mein armer Onkel noch am Leben ist!" seufzte Mabel. „Juni will gehen suchen," erwiderte die Indianerin und stand entschlossen auf. „Willst du das wirklich, gute Juni?" fragte Mabel zweifelnd. „Doch, wird dir kein Leid geschehen, wenn deine Krieger dich hier herauskommen sehen?" „Juni heimlich gehen; erst sehen, wo Krieger sind!"

Sie traten an die Schießscharten und spähten hinab. Da gewahrten sie, daß die Indianer damit beschäftigt waren, aus den aufgefundenen Vor-

räten ein Gelage zuzurüsten. Die Leichen hatten sie schon entfernt und sonst alles unverändert gelassen, damit die Zurückkehrenden zunächst nichts von dem stattgefundenen Überfall bemerken sollten. Sie waren klug genug, sich nicht der Sicherheit hinzugeben, sondern hatten eine Wache aufgestellt: Junitau zeigte Mabel einen Indianer, der einen Baum erstiegen hatte, von dem aus er den ganzen Umkreis der Insel übersehen konnte.

Das Gelage begann, und bald machte sich die Wirkung des Branntweins, der sich unter den erbeuteten Vorräten befand, bemerkbar. Da glaubte Junitau den Zeitpunkt gekommen, daß sie unbeobachtet das Blockhaus verlassen könne. Mabel geleitete sie die Leiter hinunter, öffnete die Tür und Juni schlüpfte hinaus. Dann riegelte sie von neuem zu, stieg wieder ins erste Stockwerk hinauf und wartete.

Stunde auf Stunde verrann, ohne daß Junitau zurückkehrte. Die Wilden wurden immer ausgelassener und toller; sie johlten und heulten und schienen in ihrer Trunkenheit alle Vorsicht vergessen zu haben. Schrecklich tönte ihr Geheul in die Ohren des einsamen Mädchens.

Gegen Mittag bemerkte sie einen Fremden auf der Insel, es mußte ein Weißer, also wahrscheinlich ein Franzose sein, und so verlassen fühlte sie sich, daß ihr schon diese Wahrnehmung ein wenig das Gefühl von Schutz und Hilfe in der höchsten Not verlieh. Sie wußte ja nicht, wie gering der Einfluß weißer Männer auf ihre wilden Verbündeten war. Die Minuten dünkten ihr wie Stunden, die Stunden wie Tage, während sie da oben saß und wartete. Das einzige, was ihrer Seele Kraft und Ruhe gab, war das Gebet, und immer inniger faltete sie die Hände und flehte zu dem, der allein ihr helfen konnte. Nur so vermochte sie die Schreckensbilder, die sich ihr immer und immer neu aufdrängten, zu bannen.

Langsam, langsam senkten sich die Schatten des Abends nieder; die Nacht brach herein. Die Raserei der Wilden kannte keine Grenzen mehr. Der Franzose zog sich wohlweislich vor den gefährlichen Freunden wieder zurück, nachdem er das Feuer gelöscht hatte. Auch Pfeilspitze war nicht mehr unter ihnen zu sehen. Auf einmal sprangen sie alle auf und rannten nach dem Blockhaus. Sie rüttelten aus Leibeskräften an der Türe, und Mabel sank auf die Knie, gewärtig, daß jeden Augenblick die tobende Horde hereinstürze und ihr letztes Stündlein gekommen sei. Doch die festen Riegel hielten stand.

Mabel hörte, wie sie davoneilten und atmete erleichtert auf. Doch nur für eine kurze Zeit. Mit glühenden Kohlen, die sie unter der Asche gefunden, kehrten sie zurück, legten sie vor der Türe nieder, warfen dürre Blätter und Zweige darüber und bliesen ein Feuer an. Ein heller Schein drang durch die Schießscharten zu der Verlassenen und erhellte gespenstisch das Innere des Raumes. In dem düsteren Licht sah sie eine Tonne voll Wasser, und mehr im Instinkt des Selbsterhaltungstriebs, als aus Über-

legung goß sie Wasser auf die Balken an der Öffnung, die zu glimmen begannen. Es half. Die Glut erlosch wieder. Doch der Rauch zwang sie, die Augen zu schließen.

Als er sich verzogen hatte und sie wieder hinabsehen konnte, gewahrte sie, daß jemand Wasser auf die Türbalken gegossen hatte und daß das Feuer zerstreut worden war. Gleichzeitig vernahm sie unten ein leises Klopfen. Es war Junitau, die es endlich hatte wagen können, zurückzukehren, da jetzt die Betrunkenen alle in todähnlichem Schlafe lagen. Sie war es auch gewesen, die das Feuer gelöscht hatte, und mit heißen Dankestränen begrüßte Mabel ihre Retterin. Junitau berichtete ihr, daß sie weder von Cap noch von Muir eine Spur habe entdecken können und versicherte sie, daß nun fürs erste keine Störung zu befürchten sei. Zu Tode erschöpft sank Mabel auf eines der Soldatenlager und fiel bald in tiefen Schlaf. Da legte auch Junitau sich nieder.

Die Sonne sandte schon ihre Strahlen durch die Schießscharten, als Mabel erwachte, und auch Junitau wurde nun erst munter. Sie eilten an die Schießscharten und schauten hinaus, um zu erfahren, was auf der Insel vor sich gehe. Von lebenden Wesen war nichts zu sehen. Da, wo der Korporal mit seinen Leuten gekocht hatte, qualmte ein gedämpftes Feuer, rings um die Hütten war alles gesäubert und geordnet. Wie erschrak aber Mabel, als sie aus einer andern Öffnung blickend, drei Soldaten in den roten Röcken des 55. Regiments beieinander im Grase sitzen sah, gleichsam als plauderten sie harmlos; doch als sie näher hinblickte, gewahrte sie die glasigen Augen und entstellten Züge der Getöteten! Man hatte sie in der Nähe des Blockhauses so zurechtgesetzt und die erstarrten Glieder so gewendet, daß man sie zunächst für Lebende halten mußte. Junitau entdeckte am Seeufer den vierten Soldaten. Sie hatten ihn mit dem Rücken an einen Baum gebunden und ihm eine Angelrute in die Hand gegeben; auch er sah wie ein Lebendiger aus. Die skalplosen Köpfe waren mit Mützen bedeckt und alle Blutspuren im Gesicht sorgfältig entfernt worden. Die arme Jenny entdeckten sie ebenfalls; sie lehnte unter der Tür einer Hütte, ein wenig nach vorne gebeugt, so als schaue sie nach den Soldaten.

Mabel war ins Innerste empört. „Junitau, viel schon habe ich über die Grausamkeit und List deines Volkes reden hören; doch dies übertrifft alles, was ich für möglich gehalten hatte.“ — „Oh, Tuscarora sehr klug,“ erwiderte Junitau voll Stolz, ohne irgendwelche Zeichen des Abscheus, „Irokesen sehr klug, erst nehmen Skalp, dann machen Tote helfen, dann sie verbrennen.“ — Tief fühlte Mabel bei diesen Worten, welch unendliche Kluft sie innerlich von ihrer Gefährtin trennte, und minutenlang vermochte sie nicht ihren Abscheu zu überwinden und mit ihr zu sprechen. Doch Junitau merkte nichts von dem, was in der Brust des weißen Mädchens vor sich ging und fuhr ruhig fort ein Frühstück herzurichten. Mabel

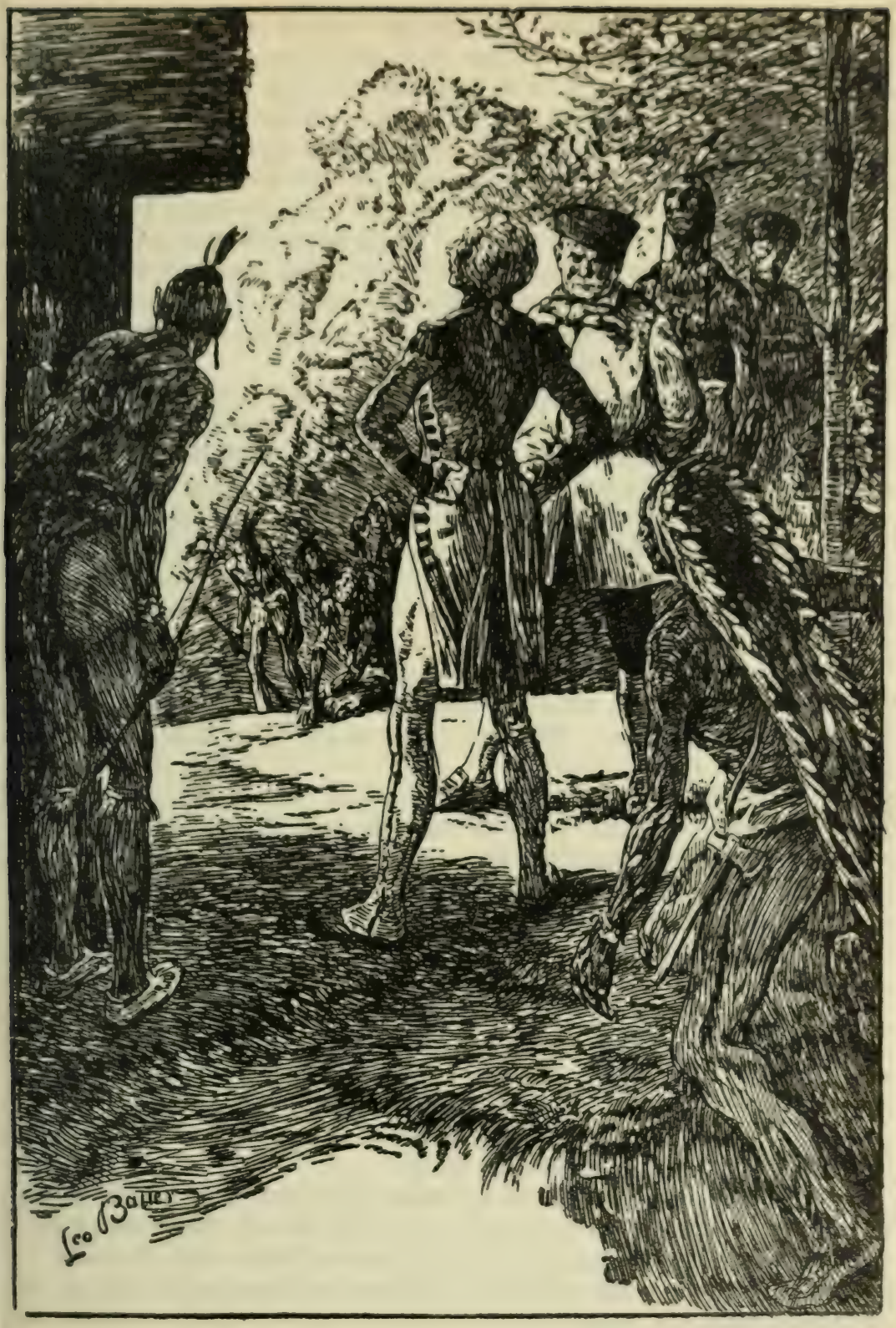
vermochte nur mit Mühe einige Bissen hinunterzuwürgen, während das Weib des Tuscarora es sich trefflich munden ließ.

Den ganzen Tag verbrachte Mabel damit, auf jedes Geräusch zu horchen, an die Schießscharten zu treten, hinauszuschauen, voll Schauder erfaßt sich ins Innere zurückzuwenden, wieder zu horchen und abermals Umschau zu halten. Kein lebendes Wesen zeigte sich. Endlich ging auch dieser Tag zu Ende. Wieder senkte sich die Nacht hernieder. Sie verging weit friedlicher und ruhiger als die erste, und ruhiger auch legte sich Mabel nieder, um neugestärkt zu erwachen. Der nun anbrechende Tag, so hoffte sie, sollte ihr den Vater zurückbringen und sie aus ihrer schrecklichen Lage befreien. Ihr Erstes war es denn auch, an die Schießscharten zu eilen und auszuschauen. Auf der Insel war alles unverändert geblieben. Gerade wie gestern saßen die drei leblosen Gestalten beisammen im Grase, saß der Fischer draußen am Seeufer und lehnte Jenny unter der Tür ihrer Hütte. Aber der Wind hatte sich gedreht, ein Unwetter schien im Anzug.

„Der Anblick der Toten wird mir nachgerade unerträglich, Juni," klagte Mabel ihrer Freundin, „lieber wollte ich den Feind sehen, als diese entsetzlichen Totengesichter." — „St, Juni Schreie hören, sie kommen!" flüsterte Juni. — „Um des Himmels willen, sie werden doch nicht noch einmal morden!" jammerte das Mädchen. „Salzwasser," lachte Junitau, während sie hinunterblickte. — „O mein lieber Onkel! Gott sei gelobt! Er lebt also! Juni, hilf, daß sie ihm kein Leid zufügen, bitte, bitte!" „Juni nur Squaw. Krieger kein Ohr für Squaw. Pfeilspitze starker Häuptling!"

In der Tat brachte ein Trupp Indianer Cap und den Quartiermeister zum Blockhaus; ohne Zeichen von Furcht näherten sie sich, denn nun wußten sie ja, daß kein Mann im Blockhaus sein konnte. Auch der Franzose, den Mabel früher gesehen hatte, befand sich unter den Ankömmlingen. Er und Pfeilspitze redeten dringend auf die Gefangenen ein. Unten angekommen, rief der Quartiermeister mit lauter Stimme: „Schöne Miß Mabel! Hören Sie mich an! Erbarmen Sie sich unser! Man droht uns mit augenblicklichem Tod, wenn Sie den Siegern die Türe des Blockhauses nicht öffnen. Unmöglich aber kann es Ihr Wunsch und Wille sein, unsere Skalpe an den Gürteln unserer Besieger baumeln zu sehen. Darum verschließen Sie Ihre zarten Ohren nicht den Bitten zweier Unglücklicher und öffnen Sie Ihre Pforte!"

Mabel mißfiel der halb leichtfertige, halb spöttische Ton wie alles, was sie bis jetzt von dem Quartiermeister gehört hatte. Darum wandte sie sich, seiner nicht achtend, an ihren Onkel: „Sprich du mit mir, lieber Onkel und sage mir, was ich tun soll." — „Gott sei Dank," vernahm sie ihres Onkels Stimme, „Gott sei Dank, mein Kind, daß ich deine liebe Stimme wieder höre! Nun bin ich meiner schlimmsten Sorge enthoben, denn ich fürchtete schon, du habest das Schicksal der armen Jenny geteilt! Ich soll dir einen Rat erteilen und weiß doch selber keinen, obgleich du das Kind


Leo Ball

meiner lieben Schwester bist. Das einzige, was ich weiß, ist, daß ich den Tag verfluche, der uns zu diesem Süßwassertümpel brachte." — „Sag mir, Onkel, ist dein Leben in Gefahr und kann ich dich retten, wenn ich öffne?" — „Nein, Kind, ich möchte niemandem raten, der noch nicht in den Händen dieser roten Teufel ist, eine Türe zu öffnen und dadurch auch in ihre Gewalt zu kommen. Sorge dich nicht um mich und den Quartiermeister. Wir sind in dem Alter, wo es auf ein paar Jahre Lebzeit mehr oder weniger nicht mehr ankommt. Heute oder morgen abmarschieren, verschlägt für uns beide nicht mehr viel. Freilich, wenn ich draußen auf dem Meere wäre, da würde ich mich meiner Haut noch wehren, aber hier in dieser nassen Wildnis kann ich nur sagen: bleibe wo du bist und gib dich nicht in die Hände dieser Schufte."

„Hören Sie nicht auf das, was Ihr Onkel sagt, schöne Mabel," ließ sich nun wieder der Quartiermeister hören, „die Erlebnisse der letzten Tage haben dem guten Mann den Kopf verwirrt. Er weiß nicht, in welcher Gefahr wir uns befinden. Zwar für den Augenblick mögen wir nichts zu fürchten haben, denn Pfeilspitze ist ein gerechter und großer Krieger. Aber das kann sich schnell ändern und unsere Skalpe können zur Sühne für seine früher gefallenen Stammesbrüder gefordert werden. Darum retten Sie uns, indem Sie öffnen." — „Nein," rief Mabel hinunter, „ich werde den Rat meines Onkel befolgen und nicht öffnen!" — „Und doch müssen Sie es tun, schönes Fräulein! Ich habe als Offizier des Königs mich mit meiner Ehre verbürgt, dem Feinde die Insel und mit ihr das Blockhaus zu übergeben. Also sträuben Sie sich nicht länger und öffnen Sie sogleich."

„Nicht Blockhaus öffnen," flüsterte Junikau, „Blockhaus sehr gut, nicht kriegen Skalp." Mabel war sich nun völlig klar, was sie tun mußte. Mit großer Bestimmtheit rief sie zurück: „Sie hatten kein Recht, Herr Muir, ein Versprechen zu geben in einer Sache, die Sie nicht zu verantworten haben. Sie haben diese Expedition ohne jedes Kommando, nur als Freiwilliger mitgemacht, und ich werde das Blockhaus halten, bis mein Vater zurückkommt." — „Sie werden darauf sich nicht verlassen dürfen!" erwiderte der Quartiermeister. „Die Indianer wissen genau, daß der Sergeant heute zurückkommen will und werden ihn bei seiner Rückkehr abfangen. Gebt also nach!" — „Sie scheinen die Stärke des Blockhauses nicht zu kennen, Herr Muir," erwiderte Mabel. „Schauen Sie doch gefälligst einmal hinauf zur oberen Schießscharte, da werden Sie sehen, wie ich mich zu verteidigen weiß."

Alle blickten empor. Der Lauf einer Büchse ragte drohend heraus; Juni hatte wieder zur List gegriffen und das Gewehr durch die Scharte gesteckt. Der Erfolg blieb nicht aus. Kaum erblickten die Indianer das Rohr, so sprangen sie erschreckt zur Seite und verbargen sich in den Büschen. Nur der Franzose blieb, nachdem er sich überzeugt hatte, daß

das Rohr nicht auf ihn gerichtet war, ruhig neben Cap und Muir stehen.

Verwundert fragte der Quartiermeister: „Wen haben Sie denn dort oben bei sich, schöne Mabel?" „Nun, was halten Sie von Pfadfinders Schießkunst?" lautete die Gegenfrage. Als dieser Name erklang, hielt es auch der Franzose entschieden für vorteilhafter, sich auf Schußweite zu entfernen. Er befahl den beiden Gefangenen, ihm zu folgen.

Mabel war sehr froh, daß durch diese List die Feinde zum Rückzug veranlaßt waren. Junitau stieg aufs Dach und berichtete ihr, daß sie sich an einer abgelegenen Stelle der Insel zu einer Mahlzeit niedergelassen hatten und daß auch Cap und Muir sich mit so gutem Appetit daran beteiligten, als gebe es für sie keine Sorgen. Mabel fühlte sich durch diese Nachricht getröstet, aber nun galt ihre ganze Sorge ihrem Vater. Sie sann und sann, wie sie ihm rechtzeitig Nachricht zukommen lassen könne, damit der Ahnungslose nicht jählings überfallen würde. Sein Leben, seine Ehre hing von einem richtig benutzten Augenblick ab. Aber so sehr sie auch nachdachte, sie konnte keinen festen Entschluß fassen.

So verann Stunde um Stunde, die Unruhe und Sorge trieb sie umher. Während Junitau im ersten Stock ein einfaches Mahl zubereitete, stieg Mabel aufs Dach hinauf. Sie wagte sich nicht ganz hinaus, aber schon, als sie den Kopf durch die Falltüre streckte, die den Zugang zum obersten Raum verschloß, hatte sie einen weiten Überblick. Deutlich sah sie acht bis zehn verschiedene Kanäle, die alle auf die Insel zuführten. Durch welchen würde ihr Vater kommen?

Der Abend senkte sich schon herab. Angestrengt schaute sie hinaus. Da war es ihr, als bewege sich im versteckteften aller Kanäle langsam ein Boot. Zweifellos mußte ein Mensch darin sein. Ob Freund, ob Feind, vermochte sie nicht zu unterscheiden. Sie überlegte. Dann zog sie ihr Taschentuch und winkte hinüber. War es ein Feind, so konnte dies nicht schaden! War es aber ein Freund, der hier sich nahte, so konnte das Zeichen ihm Kunde geben von ihrer verzweifelten Lage. Acht, zehnmal ließ sie es auf- und niederflattern. Da, endlich schien der Unbekannte es zu bemerken. Er hob und senkte das Ruder als Antwort, und als für einen Augenblick die ganze Gestalt sichtbar wurde, erkannte Mabel Chingachgook. Kaum vermochte sie einen Jubelruf zu unterdrücken bei dieser Entdeckung. Endlich ein Freund, der Hilfe bringen konnte! Der Mohikaner hatte sie gesehen, gewiß würde er nun alles tun, sie zu befreien. Seine große Vorsicht bei all seinen Bewegungen verriet ihr, daß ihm die Anwesenheit der Feinde auf der Insel bekannt sein mußte.

Wie aber sollte sie sich nun gegen Junitau verhalten? Einerseits war es ihrem geraden Sinn zuwider, die zu hintergehen, andererseits wußte sie nur zu wohl, daß Junitau ihrem Manne und ihrem Volke zu treu ergeben war, um einem feindlichen Indianer Einlaß ins Blockhaus zu ge-

währen. Doch ihres Vaters Leben stand auf dem Spiele, da mußte jede andere Rücksicht schweigen.

Ihr Herz schlug heftig; jeden Augenblick konnte der Mohikaner kommen. Mit möglichster Ruhe sagte sie schließlich: „Junitau, glaubst du nicht, daß deine Leute das Blockhaus anzünden werden, da sie nun meinen müssen, Pfadfinder sei hier bei mir?“ — „O nicht fürchten das; Blockhaus nicht brennen. Blockhaus viel feucht Holz.“ — „Es ist mir aber so angst, Junitau, steig doch noch einmal aufs Dach und halte Umschau, ob nichts Derartiges im Werke ist.“ — „Juni gehen, wenn weiße Lilie wünschen; aber nicht anzünden. Indianer schlafen. Warten, Vater kommt!“ — „Möge es so sein. Aber oft ereilt uns ein Unglück, wenn wir es am wenigsten erwarten. Drum steig hinauf, liebe Juni, und schau noch einmal um!“

Juni klomm die Leiter empor; doch auf einmal blieb sie stehen und schaute Mabel scharf an. Der schlug das Herz so stark, daß sie meinte, Junitau müßte hören, wie es klopfte. Hatte die Indianerin einen Verdacht geschöpft. Jedenfalls ließ sie nichts merken, sondern stieg gleich darauf weiter empor. Als sie im zweiten Stockwerk war, rief Mabel ihr zu, sie selbst wolle indes unten an der Türe horchen, ob keine Schritte sich näherten. Die Indianerin mußte diese Vorsicht wohl für übertrieben halten, aber sie sagte nichts.

Während nun Junitau oben umschaute, ohne im nächtlichen Dunkel irgend etwas Verdächtiges entdecken zu können, war es Mabel, als vernehme sie unten ein leises Klopfen an der Türe. Um sich zu erkennen zu geben, fing sie an, leise ein Lied zu summen. Bei der großen Stille aber drangen die unterdrückten Töne doch bis zum Dach empor und sofort begann die Indianerin hinabzusteigen. Das Klopfen wurde deutlicher hörbar. Trotz der geheimen Furcht, sie könne das Opfer einer Indianerlist werden, begann Mabel nun mit bebender Hand den ersten Riegel zurückzuschieben. Als sie die zweite Stange entfernte, war Junitau schon auf der untersten Leiter.

„Was du tun?“ schrie sie zornig. „Du forklaufen? Du toll! Blockhaus gut!“ Sogleich stand sie neben dem Mädchen. Beide rangen miteinander um die letzte Stange. Nur noch mit einem kleinen Ende hing sie hinter dem Haken. Gewiß hätte die Indianerin gesiegt, wäre nicht alsobald von außen ein kräftiger Stoß erfolgt, der die Stange vollends hinausschleuderte. Die Tür sprang auf, und die Gestalt eines Mannes drang in den Raum. Angsterfüllt flüchteten beide Frauen zur Leiter, während der Eindringling die Türe wieder sorgfältig verriegelte und den unteren Raum genau durchsuchte, bevor er die Leiter erstieg. Bei Anbruch der Nacht hatte Junitau sorgfältig die Schießscharten verschlossen und eine Kerze angezündet. In ihrem gespensterhaften Schein lauschten die beiden Frauen auf den leisen, und doch festen Schritt, der sich ihnen näherte,

und beide waren gleich sprachlos vor Erstaunen, als plötzlich — Pfadfinder vor ihnen stand.

„Gott sei gelobt!" rief Mabel ihm entgegen. „Pfadfinder, wie geht es meinem Vater?" „Dem Sergeanten ging es gut, als ich ihn verließ, aber niemand weiß, wie diese Sache enden wird! Doch ist das nicht Pfeilspitzes Weib, das sich dort in die Ecke drückt?" — „O Pfadfinder, seid gut zu ihr, ich danke ihr mein Leben! Doch erzählt, was ist aus meinem Vater geworden, wie verlief euer Streifzug? Danach will ich Euch berichten, was hier sich Schreckliches zugetragen hat!" — „Uns ging es so erfreulich, als wir uns nur immer wünschen konnten. Die Schlange hatte prächtig ausgekundschaftet. Drei Boote konnten wir abfangen, die Franzosen verjagten wir. Die Wilden werden diesen Winter umsonst auf Zufuhr warten. Und nicht einen Mann haben wir dabei verloren. Dann schickte der Sergeant die Schlange und mich voraus, um Euch Bericht zu erstatten. Heute mittag trennte ich mich von Chingachgook, wir wollten uns auf verschiedenen Wegen der Insel nähern; ich habe ihn seither nicht mehr gesehen. Euer Vater aber kann vor morgen nicht hier sein."

Nun konnte Mabel erzählen, daß sie den Mohikaner gesehen, Zeichen mit ihm gewechselt habe und daß sie ihn jeden Augenblick im Blockhaus erwarte. Doch Pfadfinder schüttelte den Kopf: „Nein, nein, Mabel, der kommt nicht! Ein ordentlicher Kundschafter begibt sich nicht hinter Balken und Mauern; ich selbst bin nur hierhergekommen, weil ich Euch hier vermutete und dem Sergeanten versprochen habe, für Eure Sicherheit zu sorgen." — „Wie kam es aber, Pfadfinder, daß Ihr nicht einfach auf die Insel losgerudert seid und so in die Hände der Feinde fielet." — „Meint Ihr, ich würde auf die Teufeleien dieser roten Halunken hereinfallen? Der Fischer mit der Angel saß viel zu ruhig für einen, der nichts fängt, auch hielt er seine Angel zu hoch. Weder die Schlange noch ich lassen uns durch derlei Fippchen fangen!" — „Glaubt Ihr, daß mein Vater den Betrug auch entdeckt?" — „Da die Schlange in der Nähe ist, um ihn zu warnen, hoffe ich sehr, daß er nicht in die Falle gerät." — „O Pfadfinder, wir wollen ihm doch auch entgegenfahren! Mir ist so bange um ihn." — „Nein, Mabel, nein, ich halte dies nicht für klug! Die Insel hat wohl zwanzig Zugänge, da könnten wir ihn gerade verfehlen, denn mir ist nicht bekannt, welchen Weg er nimmt. Ihr wißt, daß ich den Sergeanten, Euren Vater, von Herzen liebe und alles tun werde, was ihn retten kann. Aber glaubt mir, es ist klüger, hier zu bleiben und das Blockhaus zu halten. Die Balken sind noch feucht und werden sich nicht so leicht entzünden. So hoffe ich, es halten zu können, auch wenn ein ganzes Rudel der verfluchten Rothäute Holz herbeischleppte, um es in Brand zu stecken. Euer Vater ist ein tapferer Mann. Ich vermute, daß er seinerseits die Wilden angreifen wird, wenn er rechtzeitig deren Hiersein erfährt. Dann könnten ihm Signale, die wir ihm von hier aus geben kön-

nen, von größtem Werte sein. Übrigens, ich begreife nicht, wie die Franzosen unseren Posten entdecken konnten! Ich fürchte, wir sind verraten worden!" — „Ihr denkt doch nicht, daß der Verdacht auf Jasper — —" „Jasper ist ein ehrlicher Bursche, ich bürge für ihn," unterbrach der Jäger rasch ihre Andeutung.

Ein aufleuchtender Blick aus Mabels Augen dankte ihm für seinen treuen Glauben an den jungen Seemann. Doch, um ihre Verlegenheit zu verbergen, lenkte sie das Gespräch rasch auf einen anderen Gegenstand. „Was wollen wir mit Junitau machen, Pfadfinder?" fragte sie rasch. „Daran habe ich auch schon gedacht," erwiderte dieser. „Das beste wäre, wir sperrten sie in dem oberen Raum ein und zögen die Leiter fort, dann hätten wir sie in unserer Gewalt." — „Nein, nein," wehrte Mabel, „das darf nicht sein. Bedenkt, daß sie mir das Leben rettete. Das beste wäre wohl, wir ließen sie hinaus; ich glaube, sie hat mich zu lieb, als daß sie mir ein Leids geschehen ließe." — „Ihr kennt diese Rasse nicht, Mabel, man kann ihr nicht trauen. Wenn sie auch kein echtes Mingoweib ist, so hat sie sich doch allzuviel bei diesem Volk herumgetrieben. Doch was höre ich? — Das klingt wie Ruderschlag! Ein Boot kommt durch den Kanal!"

Pfadfinder schloß die Falltüre, die zum unteren Raum führte, damit Juni nicht entschlüpfen könne, löschte das Licht und eilte an eine der Schießscharten. Mabel schaute mit atemloser Spannung über seine Schulter. Pfadfinders Auge mußte sich erst an die Dunkelheit gewöhnen, ehe er etwas erkennen konnte. Dann aber gewahrte er rasch hintereinander zwei Boote, die etwa nur fünfzig Schritte vom Blockhaus entfernt an den Strand schossen. Dann sahen sie mehrere Gestalten aussteigen, und einmal glaubten sie einen englischen Ruf zu vernehmen. Dennoch flüsterte Pfadfinder dem Mädchen zu, daß die Ankömmlinge ebensowohl Feinde wie Freunde sein könnten.

Pfadfinder eilte die Leiter hinab und bemühte sich, die Riegel von der Türe zu entfernen. Mabel war ihm gefolgt und wollte ihm dabei behilflich sein, wobei sie ihn aber mehr hemmte als nützte. Als sie den ersten Riegel entfernt hatten, erfolgte draußen eine Salve von Büchsenschüssen; gleichzeitig erscholl das Kriegsgeschrei der Irokesen über die ganze Insel. Pfadfinder hatte die Riegel entfernt und öffnete nun die Türe. Doch nun lag wieder alles schweigend und still wie zuvor.

Sie lauschten mit angehaltenem Atem. Was war das? War es das Seufzen des Nachtwindes in den Kronen der Bäume oder war es nicht viel mehr ein Stöhnen, das von den Booten herzukommen schien? Mabel stürzte nach vorne: „Vater, Vater, lieber, lieber Vater!" rief sie laut durch die Nacht. Pfadfinder hielt sie mit Gewalt zurück. „Es geht nicht, Mabel, es geht nicht. Ihr müßt ins Blockhaus zurück. Ihr fändet dort den sicheren Tod und würdet niemanden nützen." Aufblickend sah er in der

Dunkelheit fünf, sechs Gestalten im Schatten der nahen Büsche sich bewegen. Da nahm er sie wie ein Kind auf die Arme und trug sie ins Blockhaus zurück. Kaum hatte er sie niedergelassen, da stürzten jene Gestalten hervor. Er schlug die Türe zu und hatte gerade eine Stange wieder befestigt, als ein so gewaltiger Schlag gegen die Türe erfolgte, als sollte sie aus den Angeln gehen. Mit fliegender Hast schob er auch die andern Riegel vor.

Mabel stieg mechanisch zum oberen Raum empor und zündete die Kerze an, wie Pfadfinder ihr befohlen hatte. Dieser leuchtete nun in alle Ecken und Winkel, um sich zu vergewissern, daß inzwischen niemand eingedrungen war. Doch alles fanden sie unverändert, nur Junitau war entflohen. Dann setzte er sich und untersuchte das Zündkraut seines Gewehrs, indes Mabel jammernd hin und her lief.

„Das Schlimmste, was geschehen konnte, ist eingetroffen! Mein armer Vater und alle seine Leute sind tot oder gefangen." — „Wir wollen nicht das Schlimmste glauben, Mabel, ich bleibe noch immer dabei, daß Euer Vater kaum hier sein kann. Morgen früh werden wir alles erfahren; ich kann nicht verstehen, warum die Halunken sich so still verhalten, wenn sie Sieger wären." — „Still, ich höre Stöhnen!"— „Bei Nacht bildet man sich derlei leicht ein, Mabel!" — „Nein, nein, ich täusche mich nicht, es ist jemand unten, ein Verwundeter!"

Auch Pfadfinder hörte nun ein Ächzen; trotzdem eilte er nicht gleich, zu öffnen. Nur zu oft hatte er schon Indianerlist erfahren. Erst auf Mabels immer stürmischeres Begehren fragte er durch die Schießscharte hinab, wer drunten sei. „Pfadfinder," kam es von drunten zurück — und die Lauschenden erkannten beim ersten Ton die Stimme des Sergeanten — „Pfadfinder, um Gottes willen, was ist aus meiner Tochter geworden?" — „Vater, Vater," antwortete anstatt seiner das Mädchen mit halberstickter Stimme, „mir geht es gut, ich bin ganz unversehrt. Aber was ist mit dir? Bist du verwundet, Vater?" — „Dank, Dank dem Himmel," kam es von unten mit schwacher Stimme. — „Pfadfinder, der Vater m u ß ins Blockhaus gebracht werden und sollte es unser Leben kosten," rief Mabel verzweifelt. — „Das ist selbstverständlich, Mabel," antwortete dieser, „das fordert Natur und Christenpflicht, aber bleibt ruhig und verliert nicht Eure Fassung."

Pfadfinder stieg die Leiter hinab und riegelte auf. Aber als er behutsam die Türe öffnete, drückte ein schwerer Körper ihm entgegen. Es war der Sergeant, der halb bewußtlos ihm in die Arme fiel. Im nächsten Augenblick hatte er ihn hereingezogen und die Türe wieder verriegelt. Mabel eilte mit dem Licht herbei. Pfadfinder untersuchte den Verwundeten. Eine Flintenkugel hatte ihm die Brust durchbohrt, und Pfadfinder wußte, daß nur wenig Hoffnung auf Heilung vorhanden war. Er half Mabel ein Strohlager zu bereiten und stärkte den Bewußtlosen mit einigen Tropfen

aus seiner Feldflasche. Mabel tat alles, um ihres Vaters Schmerzen zu lindern. Sie vergoß keine Träne und sprach dem Leidenden mit sanfter Stimme Trost zu.

Trotz aller Schmerzen schaute der Sergeant beglückt in das liebliche Antlitz seines Kindes. „Gott sei gedankt, daß du, mein Kind, den mörderischen Kugeln — entgangen bist," sagte er, nachdem er sich etwas gestärkt fühlte. „Erzählt, Pfadfinder, was sich zugetragen hat, seit wir uns trennten. Der Major hatte also doch recht mit seiner Warnung." — „Recht oder unrecht, wie man's nimmt," entgegnete Pfadfinder. „Auf alle Fälle sind wir das Opfer eines Verrats; aber niemals glaube ich, daß Jasper Western dieser Schuft ist. Der Junge ist treu und ehrlich, glaubt mir, Sergeant! Was geschehen ist, seit ich Euch heute verlassen habe, ist bald erzählt. Die Schlange und ich fuhren zusammen, bis wir in die Nähe der Insel kamen. Dann schlugen wir getrennte Wege ein, denn stets nähern wir uns einer Insel nur mit größter Vorsicht. Ich habe Chingachgook seither nicht mehr gesehen, doch Eure Tochter bemerkte ihn vom Dache aus. Sie hat Zeichen mit ihm gewechselt und so können wir ohne Sorge sein; er wird uns nützen auf irgendeine Weise. — Mir fiel beim Herankommen auf, daß ich keinen Rauch aufsteigen sah, denn bekanntlich sind unsere Soldaten in dieser Beziehung durchaus nicht vorsichtig. Als ich noch näher kam, bemerkte ich den toten Fischer; ich habe Mabel dies schon erzählt. Da war mir alles klar. Meine ganze Sorge galt von da an Eurer Tochter, und ich war glücklich, als ich sie hier im Blockhaus fand."

Des Sergeanten Auge suchte das seines Kindes. „Mabel," sagte er mit Aufbietung aller Kraft, „Mabel, mein Kind, gib mir deine Hand! Meine Stunde ist gekommen. Hier, Pfadfinder, nehmt sie. Ich weiß, Ihr werdet ihr ein guter Mann werden. Gott segne euch beide, er nehme euch in seine Hut." Erschöpft hielt er inne. „Ich danke Euch, Sergeant," erwiderte Pfadfinder mit fester Stimme, „seid ohne Sorge und übergebt mir alles voll Vertrauen. Ich werde Euren letzten Wunsch erfüllen, so gut ich vermag." Mabel war schluchzend neben dem Lager ihres Vaters niedergesunken. Sie schätzte Pfadfinder von ganzem Herzen, und doch war ihr bei den Worten ihres sterbenden Vaters eine Zentnerlast aufs Herz gefallen. Sie sagte nichts, sondern weinte, als wolle ihr das Herz brechen.

Nach einer Pause berichtete der Sergeant, da der Wind so günstig gewesen sei, habe er die Fahrt ohne Unterbrechung fortgesetzt, um schon bei Nacht an der Station anzulegen. Alles war so glatt und ohne jeglichen Zwischenfall verlaufen. Ohne die Gefahr auch nur im entferntesten zu ahnen, seien sie gelandet. Sie hatten die Waffen zunächst in den Booten gelassen, um die Tornister und Lebensmittel zuerst zu bergen; da waren plötzlich aus nächster Nähe die Schüsse gefallen, die beinahe alle niedergestreckt hatten. Merkwürdigerweise waren die Feinde, entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, nicht gleich herbeigeeilt, um die Skalpe zu nehmen,

sondern hatten sich verborgen gehalten. Er, Dunham, habe dann die Stimme seiner Tochter vernommen und sei herbeigekrochen, bis an die Türe des Gebäudes, wo er sich mühsam aufgerichtet habe.

Diese Erzählung hatte den Verwundeten so erschöpft, daß nun sein Kopf müde zurücksank und er in einen fieberhaften Schlaf fiel. Mabel hielt die Hand des Vaters in der ihrigen und horchte auf jeden Atemzug des Kranken. Pfadfinder stieg in den obern Stock empor und spähte durch die Schießscharten. Dann untersuchte er die oben aufgespeicherten Gewehre und machte sie schußbereit. Ab und zu hörte Mabel das Knacken eines Hahnes. Sonst war alles still.

Plötzlich vernahm sie ein leises Pochen an der Türe. Sie glaubte, Chingachgook stehe draußen und schob zwei Riegel zurück. Doch ehe sie den dritten auch entfernte, fragte sie, wer Einlaß begehre. Deutlich erkannte sie die Stimme ihres Onkels, und sie öffnete ohne Zögern, ließ ihn eintreten und verschloß wieder sorgfältig.

Dem rauhen Seemann traten Tränen in die Augen, als er den Zustand seines Schwagers erfuhr. Dann erzählte er, man habe ihm und dem Quartiermeister große Mengen Branntweins zu trinken gegeben und sie dann, in der Meinung, daß dieser seine Wirkung tue, ziemlich unbewacht gelassen; Muir müsse auch fest eingeschlafen sein. Er selbst aber habe sich bei dem Angriff rasch ermuntert, und es sei ihm geglückt, sich während des allgemeinen Durcheinanders aus dem Staube zu machen. Am Ufer habe er einen Kahn gefunden und sei nun gekommen, um Mabel abzuholen und mit ihr zu fliehen. Nachdem er aber hier die Lage der Dinge erfahren hatte, gab er diesen Plan sogleich auf. „Im schlimmsten Falle, Meister Pfadfinder," sagte er, „müssen wir die Flagge streichen und uns übergeben; vorläufig aber wollen wir versuchen, uns zu verteidigen."

„Wie kam es aber, daß diese schlauen Irokesenhunde Euch nicht auch niedergeschossen haben wie den armen Mc Nab und seine Leute?" fragte Pfadfinder. — „Der Quartiermeister und ich flüchteten beim ersten Überfall sofort in eine der Felsenhöhlen, an denen die Insel sehr reich ist. Dort haben wir uns wie zwei Meuterer verborgen gehalten, bis der Hunger uns hinaustrieb. Hunger ist nämlich ein ganz verdammter Geselle, wer einmal achtundvierzig Stunden ihn zu Gast gehabt, der kann davon etwas erzählen." — „Onkel," bat Mabel leise, „der Vater braucht Ruhe." — „Du hast recht, Kind, und ich will mich zu ihm setzen und alles tun, um ihn zu trösten. Du aber lege dich indessen ein wenig nieder, während Pfadfinder vom Mastkorb aus Umschau hält."

Mabel willfahrte seinem Wunsche, und Pfadfinder war schon die Leiter emporgestiegen. Es währte aber nicht lange, da erschien er wieder und winkte Cap zu sich. Dieser folgte ohne Zögern, während Mabel seinen Platz einnahm.

„Was gibt's?" fragte der Seemann. „Jetzt heißt es alle Kraft und Klug-

heit zusammennehmen, Salzwasser. Die Schurken treffen unter Pfeilspitzes Führung nun die umfassendsten Vorbereitungen, um das Blockhaus in Brand zu stecken. Zum Glück haben wir fünf bis sechs Fässer voll Wasser hier. Damit kann man sich schon eine Zeitlang helfen. Auch hoffe ich, daß die Schlange um den Weg ist, die alles aufbieten wird, uns zu retten."

Mit diesen Worten stellte er das Licht so, daß sein Schein ihn nicht verriet, und öffnete eine der Schießscharten. So stand er wartend eine Weile, denn er vermutete, daß die Feinde zur Übergabe des Blockhauses aufforderten, ehe sie zur Ausführung ihres Vorhabens schritten. Wirklich ertönte auch bald darauf die Stimme des Quartiermeisters. „Meister Pfadfinder," rief er, „ein Freund bittet Euch, ihm Gehör zu schenken! Tretet ohne Scheu an eine der Öffnungen. Ihr habt nichts zu fürchten, solange Ihr mit einem Offizier vom 55. Regiment sprecht." — „Was wollt Ihr von mir, Quartiermeister?" antwortete der Kundschafter. „Ihr müßt schon etwas Dringendes haben, daß Ihr mitten in der Nacht Euch hierher wagt, wo Ihr doch wißt, daß Wildtot geladen und schußbereit ist." — „Ihr seid ein vernünftiger Mann, Pfadfinder, und Ihr werdet einem Freunde kein Leid antun! Aber laßt Euch raten: Übergebt Euch freiwillig, das ist keine Schande, wo die Vernunft es gebietet. Ihr werdet als Kriegsgefangener eine ehrenvolle Behandlung erfahren!" — „Kann's mir wohl denken, Quartiermeister, doch Ihr solltet mich kennen und wissen, daß es nicht zu meinen Gaben gehört, einen Platz aufzugeben, solange ich ihn verteidigen kann!" — „Ich verstehe Euch, Meister Pfadfinder; doch die Sache ist zwecklos, der Feind ist zu stark. Ihr wißt vielleicht noch nicht, daß Meister Cap gefallen ist?" — „Allerdings weiß er das nicht," ließ sich da Caps laute Stimme vernehmen, „im Gegenteil, der befindet sich sehr wohl hier oben!" — „Der Mann scheint allerdings noch am Leben zu sein," erwiderte der Schotte, „und ich muß sagen, es freut mich, freut mich von Herzen! Aber der Sergeant Dunham —" „Auch der Sergeant Dunham ist keineswegs gefallen," unterbrach ihn Pfadfinder. „Er ist ebenfalls bei uns, also ist sozusagen die ganze Familie beisammen!" — „Auch das freut mich zu hören, aber erst recht solltet Ihr nachgeben, denn der Feind legt Feuer an. Ihr müßtet alle eines elenden Todes sterben." „Nicht so schnell, nicht so schnell, Herr Muir, ich weiß schon, wozu man Wasser gebrauchen kann, nicht nur zum Trinken und Waschen. Und außerdem spricht meine Büchse eine deutliche Sprache mit dem, der sich uns nähert. Doch nun ist genug geredet, Quartiermeister, wir werden uns doch in diesem Punkt nie einigen. Wir wollen nun sehen, wer Sieger bleibt; laßt sie nur kommen!"

Mit diesen Worten verschloß er die Schießscharte und hieß Cap aufs Dach hinaufsteigen, um von dort aus den Angriff abzuwehren. Die Sache wurde nun ernst; der Seemann fand schon eine ganze Anzahl brennender Pfeile in den Balken stecken, während das Kriegsgeschrei der Wilden die Luft erfüllte. Doch die beiden Verteidiger bewahrten ihre Ruhe.

Eine Salve von Büchsenkugeln schlug dröhnend ins Gebälk. Der Todwunde fuhr aus seinem Halbschlaf empor. Sein Blick war irr. „Die Schützen vor, schießt, Kinder, schießt," kommandierte er mit weit aufgerissenen Augen. Da erscholl der schwere Donner einer Haubitze. Das ganze Haus erzitterte, die Kugel schlug durch das Gebälk im oberen Stock, daß die Splitter davonflogen. Mabel entfuhr ein Schrei, und der Sergeant kommandierte mit lauter Stimme: „Gebt Feuer!" Pfadfinder beugte sich über die Falltür hinab und rief tröstend: „Seid unbesorgt, Mabel! Die Halunken haben die Haubitze gefunden, die wir den Franzosen abgenommen haben. Doch hatten wir nur eine einzige Bombe dabei, die haben sie nun abgefeuert. Damit ist die Herrlichkeit zu Ende, und wir beide hier oben blieben unversehrt!" Mabel nickte ihm dankend zu, dann aber wandte sie sich wieder ihrem Vater zu, liebend bemüht, ihn zu beruhigen.

Jetzt vernahm Pfadfinder den Tritt mehrerer Mokassins dicht vor dem Gebäude. Auch hörte er das Rascheln dürren Laubes, das die Indianer aufhäuften, um es anzuzünden. Er rief Cap herbei, daß er sein Wasserfaß an eine Öffnung bringe, gerade über der bedrohten Stelle. Er selbst stand schußbereit und wartete nur den Augenblick ab, wo er im Scheine des aufflammenden Laubes die Gestalten da unten unterscheiden konnte. „Wenn ich Euch rufe, dann Wasser herunter; aber keinen Tropfen verlieren!" — „All klar!" erwiderte Cap gelassen.

Während Pfadfinder diese Anweisung gab, hob er seine Büchse und drückte ab. „So, ein Gewürm weniger!" murmelte er befriedigt vor sich hin, während er nach einer zweiten Büchse griff: „Nun noch einer! Dann werden wir wohl Ruhe bekommen für diese Nacht! So!" Ein zweiter Indianer stürzte zu Boden. Da wandte sich die ganze Rotte zur Flucht und suchte Deckung hinter den Büschen. „Nun, schüttet, Meister Cap, schüttet!" kommandierte Pfadfinder. — „Brühe! Aufgepaßt!" rief Cap und leerte das Faß mit solcher Sorgfalt gerade auf das brennende Reisig, daß das Feuer sofort erlosch. Der Rest der Nacht verging ruhig; abwechselnd wachten die beiden Männer oben, während Mabel am Lager ihres Vaters saß.

Hilfe in der Not

Als die Morgendämmerung hereinbrach, bestiegen Pfadfinder und Cap wieder das Dach, um Umschau zu halten. Eine breite, wenn auch niedrige Brustwehr, die den Rand des Daches umgab, barg sie hinreichend vor etwaigen Späheraugen. Von den Wilden war nicht das geringste zu sehen; jeder Uneingeweihte mußte die Insel für menschenleer halten.

Auf einmal entdeckte Cap in einem der nahen Kanäle ein weißes Segel. Beide schauten angestrengt in der angegebenen Richtung. „Das kann Jasper nicht sein," sagte schließlich Pfadfinder nicht ohne Enttäuschung, „es muß ein Franzose sein, der seinen lieben Mingobrüdern zu Hilfe eilt!" — „Und doch ist es Süßwasser, Meister Pfadfinder," rief Cap mit großer Bestimmtheit. „Diesmal hat Euch Euer sonst so sicheres Auge im Stich gelassen. Ich erkenne es genau an dem großen eigenartig gegillten Segel; auch ist die Raffel gekippt!" — „Von alledem verstehe ich nichts, und Ihr könntet ebensogut spanisch mit mir reden! Mir aber soll's lieb sein, wenn Ihr recht habt; denn wenn Jasper kommt, fürchte ich gar nichts mehr. Für die nächsten acht bis zehn Stunden können wir das Blockhaus gegen die ganze Mingobrut halten, und wenn uns Jasper den Rückzug deckt, dann haben wir gewonnenes Spiel. Gott gebe, daß der brave Junge in keinen Hinterhalt fällt, wie der arme Dunham." — „Braver Junge?" wiederholte Cap spöttisch. „Ich halte den Burschen für ganz etwas anderes. Ihr gabt ja selber zu, daß wir verraten worden sind!" — „Verraten wohl, aber nicht von dem! Denn Ihr habt recht gesehen, es ist die Wolke. Könnten wir ihnen nur ein Warnungszeichen geben!"

Indessen flog die Wolke mit größter Schnelligkeit durch den Kanal. Mit Spannung beobachteten die beiden Männer jede ihrer Bewegungen und waren dadurch so in Anspruch genommen, daß keiner die Gelegenheit wahrnahm, ein Zeichen zu geben. Vielleicht auch fürchteten sie dadurch die Ankunft des Kutters den Feinden zu verraten. Auffallend war, daß kein menschliches Wesen sich an Bord des Schiffes zeigte, weder an Deck noch am Steuer konnten sie jemanden bemerken, und doch verfolgte es seinen Weg so sicher und gewandt, daß selbst Cap seine Bewunderung nicht zurückhalten konnte. Beim Näherkommen gewahrten sie wohl, daß Steuer und Ruder durch Taue gehandhabt wurden, so daß die Leute hinter der Schutzwehr sich verbergen und so vor feindlichen Kugeln schützen konnten.

Allerdings mußte die Mannschaft sehr klein sein, und Pfadfinder meinte ziemlich bedrückt: „Offenbar hatte Chingachgook das Fort noch nicht erreicht, ehe Jasper von dort abfuhr, und wir können fürs erste keine Hilfe von der Garnison erwarten! Wenn nur Lundie nicht einen dummen Streich gemacht und den Jungen seines Amtes enthoben hat; denn mir ist Jasper soviel wert wie ein ganzes Regiment Soldaten. Wir drei, Meister Cap, Ihr, Jasper und ich, könnten mit vereinten Kräften schon etwas Tüchtiges leisten, um Mabel Dunham zu schützen!" — „Und ob wir das könnten," stimmte Cap ihm zu — „übrigens allen Respekt vor Meister Süßwasser, er hält gut von der Insel ab und scheint erst sehen zu wollen, wie hier der Hase läuft, bevor er landet."

„Hurra, hurra!" frohlockte nun der Pfadfinder, „die Schlange ist bei ihm auf dem Kutter. Dort auf dem Deck liegt sein Kanu. Nun weiß der

Junge genau Bescheid, wie's um uns steht, denn ein Delawarenmund spricht die Wahrheit." — „Nur nicht so voreilig mit Euren Schlüssen, Freund Pfadfinder," brummte der Seemann, „ich erinnere mich gut, daß die Wolke eben ein solches Kanu auf Deck hatte." — „Diesmal täuscht aber Ihr Euch, Ihr mögt Euer Gekippe und Gereffe und wie Ihr das Zeug sonst noch benennt, genau kennen, ich aber unterscheide ein Kanu vom andern. Das ist des Häuptlings Boot, ich kenn' es an der neuen Rinde so genau wie meinen Hosensack! Gäbe nur der Himmel, daß Jasper Western den Kutter führt!" — „Ja, ja, hätte auch nichts dagegen — treu oder untreu — jedenfalls weiß er sich auf diesem Süßwassertümpel zu bewegen, daß es eine Freude ist!" — „Und auf einem Wasserfall," lachte der Jäger, indem er seinem Gefährten einen nicht mißzuverstehenden Puff mit dem Ellenbogen versetzte. „Wir wollen dem Jungen seine Kunst nicht absprechen, und wenn er uns alle mit eigener Hand skalpieren sollte!"

Die Wolke war nun so nahe herangekommen, daß Cap nicht antwortete, sondern ganz mit Beobachten beschäftigt war. Der Wind blies noch immer stark. Die Büsche und Bäume bogen sich unter seiner Wucht, die welken Blätter wurden emporgejagt und wirbelten in der Luft. Sonst vernahm man keinen Laut. Dennoch wußten die beiden auf ihrem Beobachtungsposten, daß die Wilden ganz in ihrer Nähe weilen mußten, denn ihre Boote lagen neben denen des Regiments in der kleinen Bucht. Zehn Minuten mochten erst verstrichen sein, seit sie zuerst das weiße Segel des Kutters durch die Büsche der nahen Insel hatten aufleuchten sehen, und schon befand sich das Schiff gerade dem Blockhaus gegenüber.

Aufmerksam spähten sie hinüber, ob ihr Auge nicht einen Freund darauf entdecken könne; da sprang zu ihrer großen Freude plötzlich Jasper Western auf und rief ihnen einen lauten fröhlichen Gruß zu. Cap, uneingedenk der lauernden Gefahr, gab ihm jauchzend den Gruß zurück, während Pfadfinder, immer in Deckung bleibend, so laut er vermochte, hinüberrief: „Halte dich zu uns, mein Junge, und der Sieg ist unser! Gebt eine Salve dort auf die Büsche und sie werden auffliegen wie die Rebhühner!"

Nur wenige dieser Worte erreichten Jaspers Ohr, die meisten trug der Wind hinweg. Die Wolke war vorübergeglitten, und Baumgruppen entzogen sie nun den Blicken der Schauenden. Einige angstvolle Minuten verstrichen, dann tauchte das Segel wieder zwischen dem Gezweige auf. Jasper hatte gewendet und kam nun wieder nach der Bucht zurück. Schon fürchteten sie, er wolle landen, so nahe hielt er sich am Ufer. Doch Jasper hatte anderes vor. Er war mit der Tiefe des Wassers am ganzen Uferrand so vertraut, daß er wußte, was er wagen durfte. Bei einer unglaublich geschickten Wendung in die Bucht gelang es ihm, die beiden Garnisonsboote mit sich zu reißen. Damit hatte er gleichzeitig die Boote der Irokesen in seine Gewalt bekommen, denn diese waren an jenen festgebunden.

Durch diesen kühnen Streich waren sämtliche Wilden auf der Insel mit einem Schlage seine Gefangenen, denn nur noch durch Schwimmen konnten sie das Eiland nun verlassen.

Die im Gebüsch versteckten Indianer wußten sofort, was der Verlust der Boote für sie bedeutete. Mit lautem Wutgeheul sprangen sie plötzlich aus ihren Verstecken und begannen ein heftiges, aber völlig wirkungsloses Gewehrfeuer. Im selben Augenblick antworteten zwei einzelne Schüsse aus verschiedener Richtung. Der eine kam vom Blockhaus und kostete einem Indianer das Leben, der andere fiel vom Kutter herab und gab einem zweiten einen Denkzettel auf Lebenszeit. „Das war Chingachgooks Stimme," triumphierte der Pfadfinder, „ich kenne den Knall seiner Büchse. „So ist es recht! Chingachgook und Jasper vom Kutter und wir beide vom Blockhaus herab, so zeigen wir diesem Mingogewürm, was kämpfen heißt!"

Der Kutter hatte sich mittlerweile etwas entfernt, sie hatten die Boote losgelassen, die nun davontrieben, um an irgend einer Insel zu stranden. Die Wolke aber kam durch einen andern Kanal wieder herangefahren.

„Seht, Pfadfinder, seht, sie machen die Haubitze an Deck zurecht!" rief Cap, und wirklich prasselte gleich darauf ein Kartätschenhagel in die Büsche nieder. Und wieder folgte diesem ein wohlgezielter Schuß aus Pfadfinders und des Delawaren Rohr. Die Indianer suchten eiligst nach neuen Verstecken.

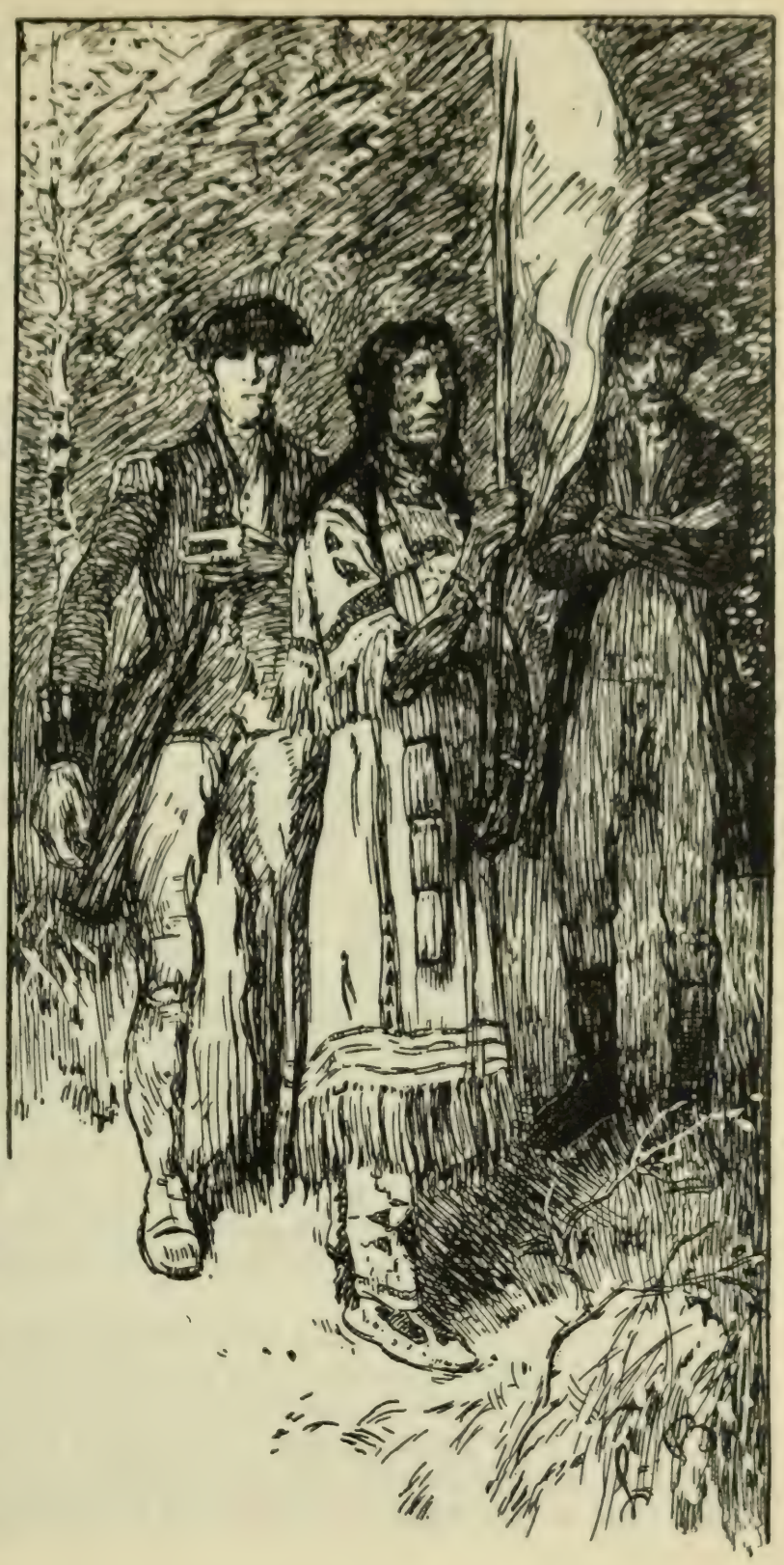
Doch es dauerte nicht lange, so erschien Junikau mit einer weißen Fahne in der Hand, begleitet von dem Quartiermeister Muir und dem französischen Offizier. Muir mußte im Auftrag der Feinde das Wort bei der Unterhandlung führen, während die Waffen des Kutters und Pfadfinders Rohr auf die drei gerichtet waren.

„Ihr habt gesiegt, Pfadfinder!" rief der Quartiermeister so laut, daß man seine Worte sowohl im Blockhaus als auf dem Kutter vernehmen konnte. „Kapitän Sanglier bietet Euch den Frieden an. Ihr werdet einem tapferen Gegner einen ehrenvollen Rückzug nicht verweigern. Ich bin ermächtigt, Euch die Räumung der Insel, die Herausgabe der Gefangenen und die Rückgabe der Skalpe anzubieten!"

„Was meint Ihr, Jasper, wollen wir sie ziehen lassen?" rief Pfadfinder hinüber. „Wie steht es um Mabel Dunham?" lautete die Gegenfrage. „Wenn ihr ein Haar gekrümmt ist, dann soll die ganze Bande dafür büßen." „Nein, nein, sie ist wohlbehalten unten und steht ihrem sterbenden Vater bei. Was die Verwundung des Sergeanten betrifft, so ist sie kein Grund, um Vergeltung zu fordern; er erhielt sie im regelrechten Kampf, und Mabel —"

„Hier ist sie," rief das Mädchen, das eben heraufgekommen war, nachdem sie gehört hatte, was sich zugetragen. „Ich bitte euch alle, um Gotteswillen, nun kein Blutvergießen mehr! Schon zuviel Blut ist geflossen, und

wenn die Leute im Frieden gehen wollen, so hindert sie nicht, Pfadfinder. Mein armer Vater ist seinem Ende nahe; laßt ihn im Frieden sterben Geht, geht, Indianer und Franzosen, wir sind nicht länger eure Feinde!" — „Still, still, Magnet, von solchen Dingen verstehst du nichts, laß uns Männer dies miteinander ausmachen," entgegnete ihr Onkel. — „Ich bin ganz Mabels Meinung," versetzte der Pfadfinder „Es ist weder ehrenvoll noch christlich, mehr Blut zu vergießen, als unbedingt nötig ist. — So laßt uns nun hören, Leutnant Muir, was Eure Freunde, die Indianer und Franzosen zu sagen haben!" — „Meine Freunde?" wiederholte Muir entrüstet. „Ihr



werdet des Königs Feinde nicht meine Freunde nennen, Pfadfinder, weil mich das Kriegsglück in ihre Hände geworfen hat." — „Schon gut, schon gut," erwiderte dieser, „aber nun zu den Verhandlungen!"

Sämtliche Wilden, die auf der Insel waren, mußten sich unter Pfeilspitzes Weisung vor dem Blockhaus versammeln und ihre Waffen abgeben. Zwar wollte Sanglier hiergegen Einspruch erheben. Allein Pfadfinder, der gar manchesmal indianische Rückzüge mit angesehen hatte, hielt an seiner Forderung mit aller Entschiedenheit fest. War doch die Zahl der Feinde der seiner Freunde noch immer ums Vierfache überlegen, und wußte er nur zu wohl, wie wenig man sich auf ihr Wort verlassen durfte.

Ferner mußten alle Gefangenen, die in der Höhle bewacht wurden, in der Cap und Muir Zuflucht gesucht hatten, herausgegeben werden. Vier von ihnen waren noch unverletzt und zwei so leicht verwundet, daß sie noch Dienst tun konnten. Als die Gefangenen und die Waffen ausgeliefert waren, holte Jasper mit seinem Kutter die Boote wieder herbei, die Wilden bestiegen sie, der Kutter nahm sie ins Schlepptau und führte sie etwa eine Weile leewärts von der Insel.

Nur Hauptmann Sanglier, Pfeilspitze und Junikau blieben noch auf der Insel zurück. Der Franzose hatte mit dem Quartiermeister — Muir war in seinen Augen als Offizier allein würdig und nahm seinerseits auch den Oberbefehl über die englische Abteilung in Anspruch — noch allerlei Papiere zu ordnen und zu unterzeichnen. Und der Tuscarora mochte es aus irgend welchen Gründen für vorteilhafter erachten, nicht in Begleitung seiner jüngsten Freunde, der Irokesen, in Kanada zu erscheinen.

Pfadfinder hatte inzwischen mit Caps Hilfe eine Mahlzeit zurecht gemacht. Die Engländer hatten teilweise vierundzwanzig Stunden nichts mehr genossen; dennoch wollte fast niemand das Essen so recht munden. Des Sergeanten nahes Ende lag wie ein Druck auf den Gemütern. Nur der Franzose und Leutnant Muir sprachen den Gerichten eifrig zu.

Hauptmann Sanglier hatte schon dreißig Jahre in den Kolonien gedient. Dabei waren sein Körper, aber auch sein Gemüt hart geworden. „Kieselherz" nannten ihn sowohl die Soldaten als die Indianer. Er verstand es, die wilden Bundesgenossen zu behandeln und zeigte bei allen Kämpfen einen unerschütterlichen Mut. In gewissem Sinne war er ein Gegenstück zu Pfadfinder, wenigstens war sein Name ebenso bekannt und vom Feinde gefürchtet.

Nachdem er nun in aller Ruhe seinen Hunger gestillt hatte, wandte er sich mit jener leichten Höflichkeit, die dem Franzosen angeboren ist, an seinen berühmten Rivalen. „Monsieur le Fadfinder, ich sein sehr erfreut zu sehen dieser tapfere Krieger. Ihr sprechen Iroquois?" — „Ja, ich verstehe die Sprache dieses Gewürms und kann mich mit ihnen verständigen, wenn es sein muß!" antwortete der Angeredete, „aber weder die

Sprache, noch die sie sprechen, sind nach meinem Geschmack. Euch, Meister Kieselherz, bin ich schon oft im Kampfe begegnet und immer hab' ich Euch unter den vordersten gesehen! Ihr kennt also unsere Kugeln, denke ich." — „Nicht die Eure, Monsieur; Kugel von Eure ehrenwerte Hand sein sichrer Tod. Ihr meine besten Krieger getötet habt!" — „'s mag sein, Meister Kieselherz, doch sind es lauter Halunken gewesen, die durch meine Kugeln fielen. Es soll dies keine Beleidigung für Euch sein, doch Ihr haltet Euch in verzweifelt schlechter Gesellschaft auf." — „Ja, mein Herr," erwiderte der Franzose, der Pfadfinders Englisch nicht recht verstand, aber annahm, daß dieser ihm eine Artigkeit gesagt habe, „ja, mein Herr, Ihr sein zu gütig. Mais qu'est-ce que c'est? Was diese junge Mann tun?"

Pfadfinder wandte sich um, dem Fingerzeig des Franzosen folgend. Da sah er, wie eben zwei Soldaten Jasper ergriffen und ihm die Arme fesseln wollten. „Was soll das heißen?" rief Pfadfinder, schritt auf die Leute zu und schob sie mit seinem starken Arm zur Seite. „Wer hat Euch geheißen, dies zu tun? Wer wagt es, Jasper Western anzugreifen?"

„Es geschieht auf meinen Befehl, Pfadfinder," rief der Quartiermeister, „und ich übernehme die Verantwortung. Ihr werdet Euch nicht erlauben, die Befehle, die ein königlicher Offizier erteilt, umzustoßen!" — „Und wenn der König selber diesen Befehl erteilt hätte, würde ich Einsprache gegen solches Unrecht erheben, Leutnant Muir. Hat der Junge nicht soeben alle Skalpe gerettet? Hat er uns nicht zum Siege verholfen? Nein, Leutnant, wenn Ihr Eure Macht dergestalt mißbraucht, bin ich der erste, der Euch den Gehorsam verweigert." — „Das schmeckt stark nach Unbotmäßigkeit," entgegnete Muir, „aber ein Mann wie Pfadfinder darf sich schon etwas herausnehmen. Ich gebe zu, daß bei diesen letzten Ereignissen sich Jasper scheinbar gut benommen hat. Doch ich denke an das, was vorangegangen ist. Major Lundie selbst hatte Verdacht auf den Burschen, und nicht zu unrecht, wie die Tatsachen nachher bewiesen. Sind wir nicht die Opfer seines Verrats geworden?" — „Daß Jasper uns verraten hat, ist noch lange nicht bewiesen," versetzte Pfadfinder, „er ist mein Freund und ein treuer, ehrlicher Bursche, den keine Hand ohne Lundies ausdrücklichen Befehl antasten soll, solange ich es verhindern kann. Euren Soldaten mögt Ihr immerhin befehlen, Herr Muir, aber über Jasper und mich habt Ihr nicht zu verfügen." —

„Bon!" rief Kapitän Sanglier mit Nachdruck. — „Wenn Ihr noch immer an Jaspers Unschuld glauben wollt, Pfadfinder," begann Muir von neuem, „so habe ich hier den deutlichen Beweis für seinen Verrat. Hier, dieses Stück Fahnentuch fand Mabel Dunham etwa eine Stunde, ehe der Überfall erfolgte, am Ufer dieser Insel, an dem Ast eines Baumes befestigt. Und wenn Ihr dieses Tuch mit der Flagge des Kutters vergleicht, so werdet Ihr finden, daß es die Länge der Fahne hat und von ihrem un-

teren Ende abgeschnitten wurde. Und wenn Ihr noch deutlichere Beweise braucht, so sind hier Kapitän Sanglier und Pfeilspitze; die beiden werden Euch sagen können, daß Jasper der Verräter ist." — „C'est un peu trop fort," murmelte der Franzose. — „Kapitän Sanglier ist ein tapfrer Soldat und wird einen ehrlichen Matrosen nicht verleumden!" rief Jasper. — „Ist ein Verräter unter uns, Kapitän Kieselherz?" wandte sich Muir nun mit siegesgewisser Miene an den Franzosen. „Oh oui, monsieur, ja — es ist —" antwortete dieser.

In diesem Augenblick sprang Pfeilspitze vor den Quartiermeister. Er griff ihm an die Brust und schrie: „Zuviel lügen, du, zuviel lügen! Wo meine Krieger? Wo Skalpe?" Muir, der sich offenbar durch diese Anrede bedroht sah, griff unwillkürlich nach seinem Gewehr. Doch dies bemerkend, kam Pfeilspitze ihm zuvor. Blitzschnell fuhr seine Hand in seinen Gürtel, wo er ein Messer verborgen gehalten, und ebenso schnell stieß er es bis an den Griff dem Quartiermeister in die Brust. Muir stürzte zu Füßen des Franzosen ins Gras und war in der nächsten Minute tot. Pfeilspitze wandte sich augenblicks zur Flucht. Niemand beachtete ihn weiter, nur Chingachgook war plötzlich verschwunden.

Gelassen zog Kapitän Sanglier eine Tabaksdose hervor, und indem er eine Prise nahm, sagte er, ohne daß eine Miene in seinem Gesichte zuckte: „Voilà l'affaire finie. Ein Schurke weniger." Jasper, dem Sangliers Worte und Benehmen aufgefallen waren, trat vor diesen hin und fragte laut: „Sprecht, Kapitän, bin ich ein Verräter?" — „Hier ist er," antwortete dieser auf den Quartiermeister zeigend, „dieser ist unser espion, unser Freund, unser Agent, ma foi, ein großer Schurke!"

Dann beugte er sich über die Leiche, griff in die Tasche des Toten und zog eine Börse hervor. Er warf sie auf die Erde und eine Anzahl Doppellouisdore rollten auf das Gras, den Soldaten vor die Füße, die nicht faul waren, sie aufzusammeln. Dann setzte sich der Kapitän wieder zu seiner unterbrochenen Mahlzeit nieder und aß mit einer Seelenruhe weiter, als ob nichts geschehen wäre.

Muirs Leiche wurde von den Soldaten zur Seite getragen und mit einem Mantel bedeckt. Inzwischen kehrte Chingachgook zurück und nahm, ohne ein Wort zu sagen, seinen Platz am Feuer wieder ein. Aber sowohl Pfadfinder als Sanglier bemerkten, daß ein frischer, noch blutender Skalp an seinem Gürtel hing; jedoch keiner von beiden verlor darüber ein Wort. Um so gespannter war Pfadfinder, die näheren Umstände über Muirs Verräterei zu erfahren. Sanglier hatte keinen Grund, über diese Sache zu schweigen, und teilte den aufmerksam Lauschenden folgendes mit:

Bald nach der Ankunft des 55. Regiments in Oswego hatte Muir dem Feinde unaufgefordert seine Dienste angeboten. Er hatte dabei hervorgehoben, daß er Lundies uneingeschränktes Vertrauen besitze und so besonders geeignet sei, dem Feinde wertvolle Mitteilungen zu vermitteln.

Man war auf sein Anerbieten eingegangen, und Sanglier hatte mehrmals in der Nähe des Forts Zusammenkünfte mit ihm gehabt, war sogar einmal selbst in der Garnison gewesen und hatte eine Nacht dort zugebracht. Auch den Brief ohne Unterschrift, der die Verleumdungen gegen Jasper enthielt, hatte Muir verfaßt. Er hatte ihn durch Pfeilspitze, der die Rolle des Zwischenträgers übernommen hatte, nach Frontenac geschickt. Dort war er abgeschrieben und von dem Tuscarora nach Oswego zurückbefördert worden. Muir wollte einen etwaigen Verdacht auf Jasper lenken, um selbst gedeckt zu sein. Durch besonders hohe Bezahlung verlockt, hatte er sich bereit erklärt, sich Dunhams Unternehmen als Freiwilliger anzuschließen, um den Posten zu verraten und die Truppe dem Feind auszuliefern.

Dies alles erzählte der Franzose, als sei es eine alltägliche Sache, aber als er geendet hatte, reichte er Pfadfinder, der bis ins Innerste empört war, die Hand hin, indem er sagte: „Monsieur le Fadfinder, Sie seien ehrlich Mann und das gut sein. Wir nehmen die espions, weil wir sie können brauchen, aber ich sie verachte." — „Ich will Eure Hand gerne nehmen, Kapitän, denn Sie sind ein ehrlicher Feind; jenen dort" — und er wies nach der Richtung, in welcher Muirs Leiche fortgetragen worden war, — „verabscheue ich! Sein Leib soll englischen Boden nicht entweihen. Hier soll er bleiben, wo sein Verrat sein Grabkreuz sein mag. Kapitän Kieselherz, es mag sein, daß man im Krieg solche Schurken gebrauchen kann, aber ich will mit dieser Sorte von Menschen nichts zu tun haben. Welche Gemeinheit! Ränke zu schmieden gegen seine Freunde, gegen sein Vaterland, gegen seinen Herrgott! — Jasper, mein Junge, ein Wort mit Euch allein, nur eine Minute!"

Er führte den jungen Mann etwas abseits, drückte ihm die Hand und sagte: „Ihr kennt mich, Süßwasser, und ich kenne Euch. Ich habe nicht einen Augenblick an Euch gezweifelt und dem Gerede der andern nie Glauben geschenkt. Allerdings, dem Quartiermeister, obschon er nie gerade nach meinem Geschmack war, hätte ich soviel Schlechtigkeit auch nicht zugetraut!" — „Dazu war er noch ein Offizier des Königs, Pfadfinder!" — „Nicht nur das, Jasper, nicht nur das. Von Gott hatte er die Pflicht, recht zu handeln, gegen ihn hat er sich am meisten versündigt!" — „Und obendrein tat der Kerl noch so, als liebe er Mabel Dunham!" — „Ja, ja, ein Mingo könnte nicht niederträchtiger handeln. Der Herrgott hat die armen Mädels so hilflos gemacht, daß wir sie recht beschützen, für sie sorgen sollen. Denkt Euch, Jasper, der Sergeant hat mir seine Tochter zur Frau gegeben, und das gute Kind hat eingewilligt. Ach, Jasper, mir ist's manchmal, als sei ich nicht gut genug für das zarte Wesen gewesen." Er merkte nicht, daß der, zu dem er redete, bei seinen letzten Worten totenbleich geworden war. Doch alle Kraft zusammennehmend, erwiderte der junge Mann mit fester Stimme: „Das dürft Ihr nicht denken, Pfad-

finder, Ihr wäret gut genug für eine Königin." „Meint Ihr, Jasper? Ihr seid mein Freund und denkt gut von mir. Aber ich fürchte, ein junges Mädchen sehnt sich doch nach etwas anderem. Ich bin so alt schon und so unwissend. Eigentlich wundert's mich, daß Mabel nicht an Euch Gefallen gefunden hat!" — „An mir?" entgegnete der junge Matrose, indem er sich bemühte, das Beben in seiner Stimme zu verbergen. „Was sollte einem Mädchen wie Mabel Dunham an mir gefallen? Ich habe nicht einen Eurer Vorzüge, aber viele Mängel!" — „Es ist eigentümlich," fuhr der Jäger fort, ohne die Erregung seines Gefährten zu bemerken. „Ich habe schon so manches junge und schöne Frauenzimmer durch die Wälder begleitet, aber an keines hab ich mein Herz gehängt. Wohl hat mir der Sergeant schon oft von seiner Tochter erzählt, aber als ich sie sah, da brauchte er nichts mehr zu reden. Ich wüßte nicht, wie ich's ertragen sollte, wenn ich sie verlieren müßte, Jasper!" — „Ihr braucht sie ja nicht zu verlieren, Pfadfinder. Ihr liebt sie, und sie liebt Euch und ihr Vater ist damit einverstanden; was braucht es da noch mehr? Doch laßt uns nun zu den anderen zurückkehren."

In diesem Augenblick kam Cap auf die beiden zugeschritten. Sein Gesicht war, entgegen seiner sonstigen Art, traurig und ernst. „Es ist 'ne traurige Sache ums Sterben, wenn einer solch ein liebes Kind zurücklassen muß!" sagte er. „Es geht aufs letzte, und ich wollte, mein armer Schwager, er hätte die Sache überstanden!" „Ja, ja," antwortete der Pfadfinder. „Der Sergeant ist ein guter Mensch und ein braver Soldat gewesen und langsam und bedächtig schickt er sich zu der großen Reise an, wie sich's geziemt für einen ehrlichen Mann. — Der Quartiermeister allerdings hat sich in aller Hast davongemacht, wie's bei solch einem Schurken nur natürlich ist!" — „Ich verstehe Euch nicht, Freund Pfadfinder, was sagt Ihr vom Quartiermeister? Warum ist er fortgelaufen, wenn der Sieg doch unser ist?" „Er hat gemußt, Freund Cap, jawohl, er hat gemußt. Ihr wundert Euch, wo er ist! Dort, unter jenem Mantel liegt alles, was noch von ihm übrig ist. Mit einer Lüge auf der Lippe ist er von hinnen gefahren. Der Sergeant geht bald denselben Weg, aber nie werden die beiden einander wieder begegnen."

Cap konnte noch immer nicht begreifen, was sich in der kurzen Zeit, wo er bei seinem Schwager im Blockhaus geweilt, ereignet hatte, bis Pfadfinder ihm alles erzählt hatte. Mit offenem Munde hörte dieser zu. Als jener geendet, räusperte er sich. Dann sagte er: „Was für ein unbehagliches Leben führt Ihr hier zwischen Rothäuten, Verrätern und süßem Wasser. Ich werde mich so schnell als möglich davonmachen! Nun verstehe ich, mit welch gazellenartiger Behendigkeit dieser Muir in seinen Schlupfwinkel kroch, als die Sache anfing. Ich nichts als hinter ihm drein! — Ein Verräter, sagt Ihr, der um schnödes Geld sein Vaterland verkauft hat?" — „Ja, ja, alles hat er verkauft, Vaterland, Leib, Seele,

Euch, uns alle, und die Franzosen sind die Zahlmeister gewesen!" — „Das sieht ihnen gleich," brummte Cap, mit einem Blick auf den Kapitän. „Wenn sie nicht hauen können, kaufen sie; und wenn sie nicht kaufen können, laufen sie davon!" Sanglier, der diese Worte nicht verstanden, wohl aber bemerkt hatte, daß sie ihm gegolten, verbeugte sich mit gewohnter Artigkeit und verbindlichem Lächeln. Dann aber begaben sich Pfadfinder und Cap an das Schmerzenslager des Sergeanten.

Trennung

Cap beugte sich zu ihm nieder, und in der Hoffnung, dem Kranken eine Freude zu machen, berichtete er ihm von Muirs und Pfeilspitzes plötzlichem Ende. Doch der Sergeant hatte keinen Sinn mehr für diese Dinge. Das Weib des Tuskarora aber, das auch im Gemache geweilt, erhob sich leise und schlich hinaus.

Mit schwacher Stimme rief der Sterbende nach Jasper. Dieser wurde geholt. Der Sergeant blickte ihm in die Augen, und der junge Seemann las im Blick die stumme Abbitte für das Mißtrauen, mit dem er ihn gekränkt. Warm drückte er dem Sterbenden die Hand.

Pfadfinder trat an das Lager. Er hatte den Tod schon zu oft gesehen, als daß sein Herannahen ihn besonders ergriffen hätte. „Ihr geht uns voran, Sergeant," sagte er, „wir folgen Euch bald. Ihr habt Eure Pflicht im Leben getan, und so könnt Ihr ruhig und leichten Herzens dem Tod ins Antlitz sehen." — „Ja, mein Freund, ich war stets bemüht, meine Pflicht zu tun!" — „O Vater, mein geliebter Vater!" flüsterte Mabel, die neben dem Lager kniete. Mühsam wandte der Sterbende seine Augen nach ihr. „Was sagst du, Mabel?" fragte er leise. — „O Vater, vertraue auf die Gnade Gottes, frage nicht nach dem Urteil der Menschen! Bete, Vater." — „Du hast recht, mein Kind, komm, gib mir deine Hand. Bete mit mir."

Sie nahm seine müden Hände in ihre jungen, lebenswarmen, und innig flehte sie zu dem Herrn. Alle waren ergriffen; Jasper war an der andern Seite des Sterbenden niedergesunken. Da öffnete dieser noch einmal die Augen. Er ergriff die Hand des neben ihm Knienden, und in der Meinung, es sei Pfadfinders, legte er die Hand seiner Tochter in die des jungen Mannes: „Nimm sie, — mein Sohn — ich lasse ihr einen Vater in dir. — Gott mit euch! — Gott mit euch beiden!" Dies waren seine letzten Worte.

Mabel war so sehr in Leid und Gebet versunken, daß sie erst aufschaute, als ein leiser Ausruf Caps ihr sagte, daß ihr Vater ausgelitten hatte. Als sie die Augen hob, begegnete ihr Blick dem Jaspers. Sie fühlte den Druck seiner Hand, aber sie war so sehr in den Schmerz um den Vater

versunken, daß sie nichts anderes empfand. Bitterlich weinend, erhob sie sich und ging hinaus.

Pfadfinder nahm den jungen Mann am Arm und führte ihn ins Freie. „Er hat es überstanden," sagte er draußen tief aufatmend. „Habt Ihr seine letzten Worte gehört, Jasper? Er hat sein Kind mir anvertraut; das ist eine ernste Pflicht!" „Eine Pflicht, die jeder Euch gerne abnehmen würde," rief der junge Mann so heftig, daß Pfadfinder erschrocken zu ihm aufblickte. Was er in dem Gesicht des jungen Freundes las, ließ ihn ahnen, wie es um diesen bestellt war.

Einen Augenblick schwieg er verwirrt. Jasper war das Wort kaum entfahren, als er heftig erschrak. Doch Pfadfinder zwang ihn mit leisem Druck, sich neben ihm niederzusetzen. Dann sagte er nach kurzer Pause: „Jasper, das hab' ich nicht gewußt, bei Gott, das hab ich nicht gewußt. Die Sache müssen wir aufklären, bis keine Wolke mehr zwischen uns ist." — „Da ist nichts aufzuklären, Pfadfinder. Die Sache ist ganz einfach. Ihr wollt Mabel Dunham heiraten und sie will Euch. Und ich mache, daß ich fortkomme und euch beide so schnell wie möglich vergesse." — „Nein, nein, Junge, mich wollt Ihr vergessen! Das verdiente ich nicht um Euch. Übrigens, ich weiß ja nicht einmal, ob Mabel nicht Euch lieber hat

als mich!" — „Sie will Euch doch heiraten!" — „Ihr Vater wollte es so, Jasper, vielleicht wollte sie nur ihrem Vater gehorsam sein! Habt Ihr nie mit ihr von Eurer Liebe gesprochen, Jasper?" — „Nein, Pfadfinder, nie; das hätte ich Euch nicht angetan!" — „Ich danke dir, mein Junge, aber so geht das nicht, daß Ihr nun einfach fortlauft. Erst muß Mabel von Eurer Neigung wissen, dann soll sie selbst entscheiden." Er schwieg. Dann faßte er des andern Hand. „Jasper, wie die Sache auch enden wird, wir wollen einander nichts nachtragen, hört Ihr? — Und nun laßt uns von anderem reden, vom Begräbnis und von unserer Abreise." Jasper war froh, das Gespräch abzubrechen.

Am Nachmittag desselben Tages wurden die Toten bestattet. Der Sergeant fand seine letzte Ruhestätte im Schatten einer herrlichen Ulme. Mabel weinte bitterlich, als die sterbliche Hülle ihres Vaters hinabgesenkt wurde.

Noch zwei Tage und Nächte mußte man auf der Insel verweilen; denn der Wind war zu heftig, als daß man die Abreise hätte wagen dürfen. Am Morgen des dritten Tages verließ der Kapitän Sanglier die Insel, nachdem er sich von Pfadfinder mit Beweisen größter Hochachtung verabschiedet hatte.

Endlich lichtete auch die „Wolke" ihre Anker. Die Leute hatten sich schon eingeschifft, das Gepäck war an Bord gebracht worden, Jasper hatte bereits die letzten Anstalten zur Abfahrt getroffen. Nun schritt er in Begleitung Mabels und des Pfadfinders zum Strand hinab. Am Rande der Lichtung blieb Pfadfinder plötzlich stehen. „Nun habe ich mit euch beiden noch ein kurzes Wort zu reden, ehe wir zum Schiff hinabgehen," sagte er, und seine Stimme klang gedrückt. Die beiden schauten halb verwundert, halb erschreckt zu ihm auf, während er weiter sprach: „Der Junge hier wird schon wissen, was ich Euch sagen muß. Der Sergeant, Euer Vater, Mabel, hat Euch mir anvertraut. Ihr wißt es ja, und ich versprach ihm, für Euch zu sorgen wie Euer Vater. Nun habe ich in den letzten Tagen viel über die Sache nachgedacht. Mabel, ich muß Euch etwas fragen: Wenn Ihr gewußt hättet, daß dieser brave Junge hier Euch ebenso liebt, wie er sagt, noch mehr liebt als ich — was ich ja nicht für möglich halte — hättet Ihr dann auch eingewilligt, als Euer Vater Euch bat, mich zum Manne zu nehmen?"

Das junge Mädchen war, während er sprach, erst blutrot, dann totenblaß geworden, nun verbarg sie ihr Gesicht in die Hände. Pfadfinder fuhr fort: „Dies alles überrascht Euch nun, Mabel, und ich will Euch auch nicht zur eiligen Antwort drängen. Aber wenn man die Sache so recht überlegt, muß man sich sagen, der Junge paßt besser für Euch als ich. Ich bin ein tüchtiger Jäger, dies darf ich ohne Hochmut von mir sagen, an Wildbret und dergleichen würdet Ihr in meiner Hütte nie Mangel leiden. Aber ich bin schon alt, ich könnte Euer Vater sein, ich bin ein einfacher,

ungebildeter Mann und habe mein ganzes Leben im Wald und bei den Delawaren zugebracht. Ihr aber habt viel gelernt; seid fein erzogen. Ich könnte Euch oft nicht verstehen. Mit dem Jungen ist das etwas anderes; er spricht französisch, hat viel gelesen, ist fleißig, geschickt und sparsam. Mit einem Wort: ich glaube, er könnte Euch glücklicher machen als ich, so gerne ich auch mein Herzblut für Euch gäbe!"

Mabel hatte die Hände sinken lassen; als sie aufsah, traf ihr Blick Jaspers Augen, und was sie darin las, bestätigte ihr alles, was Pfadfinder gesagt hatte. „Jasper," flüsterte sie und sank weinend in die Arme des jungen Mannes. Die Stunde, die nun folgte, verflog den beiden wie wenige Minuten. Endlich riß sich Mabel los: „O Jasper," rief sie, „wo ist der Pfadfinder?"

Pfadfinder hatte sich schweigend entfernt, aber nun trat er aus dem Dickicht auf die beiden zu. Er war sehr ernst: „Es ist Zeit zur Abfahrt," sagte er dann, „und ich muß euch Lebewohl sagen!" „Wollt Ihr uns verlassen, Pfadfinder," riefen beide erschreckt. Er versuchte zu lächeln. „Ich habe euch beide lieb, Kinder, und wünsche euch von Herzen, daß Gott euren Bund segnen möge. Aber für mich ist es besser, ich gehe. Gott möge mir verzeihen, daß ich vergessen hatte, daß es nicht zu meinen Gaben gehört, von denen geliebt zu werden, die jung und schön und gelehrt sind. Übrigens tut es mir nicht leid, euch beide gekannt zu haben, so wenig es einem leid tun kann, wenn ein Sonnenstrahl auf kurze Zeit einen trüben Tag erhellt. Doch Meister Cap wird ungeduldig und mit Recht. Laßt uns nun scheiden." Mit ruhigem, festem Schritt ging er ihnen voran dem Ufer zu. Bei dem Kahne angekommen, ergriff er nochmals Mabel bei der Hand und sah ihr herzlich in die Augen, während Tränen ihm über die rauhen Wangen flossen. Dann nahm er Jasper auf die Seite und sagte: „Hütet sie, Jasper, und haltet sie wert, sie verdient es, und Ihr verdient sie. Gott sei mit euch!" Er winkte dem Freunde zu gehen. Er selbst blieb auf seine Büchse gelehnt am Ufer stehen und blickte den Abfahrenden nach. Und diese sahen die hohe hagere Gestalt bis die vielen Inseln sie ihren Blicken entzog.

Dann kehrte der einsame Mann auf die Insel zurück. Er wußte, daß außer ihm noch ein anderes Herz auf dieser Insel sich in bitterem Leid verzehrte. Junitau war kaum von dem Grabe ihres Gatten gewichen, so sehr auch Mabel sich bemüht hatte, die Freundin zu trösten. Pfadfinder schritt der Stelle zu, wo der Tuscarora begraben lag. Die Indianerin saß mit aufgelösten Haaren auf einem Stein, der zu Häupten des Toten lag.

Lange blickte er die Trauernde, die seinen Schritt nicht gehört hatte, an. Endlich sagte er: „Junitau, du bist nicht allein in deinem Schmerz; wende dich um, ein Freund ist bei dir!" — „Juni nicht Freund mehr haben," wehklagte das Weib, „Juni sterben will auf dem Grabe ihres Gatten." — „Das geht nicht, Junitau, das darf nicht sein. Glaubst du an Manitou?"

— „Er sein sehr zornig; er sich verbergen vor Juni, Juni allein!“ — „Manitou meinte es gut mit dir, Junitau, er wollte dein Herz schützen vor der Falschheit der Irokesen. Weine nur, das ist natürlich und tut dir wohl; wenn die rechte Zeit gekommen ist, werde ich dir mehr sagen!“

Damit wandte er sich, ging ans Ufer und bestieg sein Boot. Aber mehrmals des Tags hörte Junitau den Knall seiner Büchse. Am Abend kehrte er zurück und brachte ihr Geflügel, das er schon schmackhaft zubereitet hatte. So machte er es fortan jeden Tag. Selten nur sprachen sie zusammen und wenn sie es taten, so beharrte Junitau bei ihrem Entschluß, das Grab nicht zu verlassen. Doch nahm sie willig, was ihr der treue Beschützer brachte, entgegen.

Ein Monat war auf diese Weise vergangen. Die Jahreszeit war merklich rauher geworden, die Nächte wurden kalt. Da kam eines Tages Chingachgook. Er hatte seinem Freunde wohl manches zu berichten. Darnach sprach Pfadfinder zu der Indianerin: „Es wird kalt und die Zeit ist gekommen, die Insel zu verlassen. Du wirst uns begleiten, Junitau; ich sehe, daß du dich nun gefaßt hast!“ Die Indianerin weigerte sich nicht länger, und am andern Morgen verließen sie die Insel.

Chingachgook ruderte allein sein Kanu, Pfadfinder folgte ihm mit Junitau. Am dritten Tage erreichten sie die Mündung des Oswego. Wohl sahen sie deutlich die Wälle und Türme des Forts, wohl bemerkten sie dort manch eine bekannte Gestalt, doch sie fuhren vorüber, an den dunklen Wellen des Flusses vorbei. Um die Mittagszeit erreichten sie eine kleine Bucht, dort lag die „Wolke“ vor Anker. Am Ufer erhob sich ein Blockhaus, einfach aber fest. Dort stand Jasper Western und streckte den Ankömmlingen die Hand entgegen. Pfadfinder ergriff sie herzlich. „Wo ist sie, Jasper, wo ist sie?“ war alles, was er über die Lippen brachte. „Sie erwartet Euch drinnen im Haus, mein Freund,“ lautete die Antwort. „Acht Tage nach unserer Ankunft wurden wir getraut. Meister Cap hat uns am darauf folgenden Tag verlassen.“ Sie hatten das Haus erreicht. Mabel trat ihrem Freund und Beschützer mit solcher Herzlichkeit entgegen, daß diesem wieder ganz weich ums Herz wurde. Er aß mit den Freunden das liebevoll bereitete Mahl, doch schon nach einer Stunde brach er wieder auf. Chingachgook wartete draußen des alten Freundes. „Mabel,“ sagte der Jäger, indem er ihr die Hand zum Abschied reichte, „ich habe manchmal gedacht, daß ich ein hartes Schicksal habe; aber hier ist Junitau, ihr Leid hat mich zur Vernunft gebracht. Nehmt Euch des armen Weibes an!“ „Juni bleibt bei uns, Pfadfinder, wir werden versuchen, sie aufzumuntern. Wann aber werden wir Euch wiedersehen?“ „Darauf kann ich Euch keine Antwort geben, Mabel; vielleicht komme ich wieder, um mich mit Euch an Eurem Glück zu freuen. Vielleicht auch sehen wir uns nie wieder. So lebt denn wohl, lebt wohl!“

Dies waren die letzten Worte, die Mabel und Jasper von dem hoch-

herzigen Manne in diesem Leben gehört haben. Rasch war er hinausgeschritten; Chingachgook, als er ihn kommen sah, nahm sein Bündel auf die Schulter und ging ihm voraus. Die drei Zurückbleibenden standen noch lange und schauten ihm nach. Sie hofften, daß er noch einmal grüßend sich wende. Aber sie warteten vergebens. Bald nahm der Schatten des Waldes ihn auf; sie haben ihn nie mehr wiedergesehen.

Nur noch ein Jahr blieben Jasper und seine Frau am Ufer des Ontario. Dann gaben sie dem Drängen Caps nach und siedelten nach Neuyork über, wo Jasper ein angesehener, wohlhabender Kaufmann wurde. Mehrmals erhielt Mabel im Laufe der Jahre prachtvolle Pelzwerke zugesandt. Obwohl kein Wort diese Gaben begleitete, wußte sie wohl, von wessen Hand sie kamen.

Junitau überlebte den Tod ihres Gatten nicht lange. Das Heimweh und die Verlassenheit zehrten an ihr; treu gepflegt starb sie bald in Mabels Armen. Jasper brachte ihre Leiche auf die Insel und begrub sie zur Seite ihres Gatten.

LEDERSTRUMPF

oder Die Ansiedler an den Quellen des Susquehanna

Heimkehr

Unsere Erzählung führt uns in den heutigen Staat Neuyork, in jene lieblichen Gegenden, wo die zahlreichen Quellflüsse des stolzen Susquehannastromes ihren Ursprung haben. Im Jahr 1793, als der langjährige blutige Kampf um die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Staaten seinen Abschluß gefunden hatte, zogen sich da, wo jetzt blühende Dörfer, reiche Gehöfte, mächtige Fabriken, zahlreiche Kirchen und Schulen sich erheben, noch liebliche Täler mit fruchtbarem Ackerboden die welligen Berge hinauf. Da und dort verriet eine Niederlassung, daß die Kultur anfing, sich auch dieser Landesteile zu bemächtigen.

Auf einer dieser Niederlassungen, an der Quelle des Delaware, hauste Marmaduke Temple. Er hatte dank seiner Tatkraft, seiner Klugheit und der reichen Geldmittel, über die er verfügte, innerhalb der letzten zehn Jahre in die bis dahin gänzlich unbewohnte Gegend die Zivilisation getragen, und ihn hatten in Anerkennung seiner praktischen und gemeinnützigen Arbeit die Ansiedler des ganzen Bezirks zu ihrem Richter erwählt.

Es war ein eisigkalter, klarer Dezembertag. Die Sonne neigte sich schon zum Untergang; und wohin ihre Strahlen fielen, funkelte die Luft von Milliarden feinster Eiskristalle.

Auf einer Straße, die längs eines Abgrundes hinführte, bewegte sich ein mächtiger Schlitten bergan. Auf dem Kutscherbock saß ein junger Neger. Seine schwarze Haut war vor Kälte fleckig geworden; aus den Augen quollen ihm wider seinen Willen Tränen, die die schneidende Kälte dem verwöhnten Kinde Afrikas auspreßte. Dennoch zeigte sein Gesicht einen zufriedenen, beinahe fröhlichen Ausdruck. Wußte er doch, daß in Templeton frohe Festtage und ein warmes Kaminfeuer seiner warteten.

Der Schlitten war ein mächtiger, geräumiger Kasten, der zur Not eine große Familie hätte aufnehmen können. Von außen war er in unauffälliger, grüner Farbe gestrichen; innen jedoch hatte er einen hochroten

Anstrich. Mächtige Büffelhäute, die mit roten Fransen am Rande verziert waren, hingen von der breiten Rückwand herab, lagen auf dem Boden des Schlittens und waren um die Füße der beiden Insassen geschlagen. Es waren der Richter Marmaduke Temple und seine jugendliche Tochter Elisabeth, die er nach vierjährigem Aufenthalt in einer Erziehungsanstalt heute heimbrachte. Sie sollte nun die Führung des Haushaltes übernehmen an Stelle seiner frühverstorbenen Gattin, und er hoffte, daß mit ihr die so schmerzlich und lang entbehrte Traulichkeit und Wärme wieder in sein Heim einzögen.

Beide Reisenden steckten bis über die Ohren in mächtigen, mit Pelz ausgeschlagenen Mänteln. Der Richter trug auf dem schon etwas ergrauten Kopfe eine Mütze aus Marderfell, und ein mächtiger Marderschweif fiel von ihrem Rand auf den Rücken des stattlichen Mannes. Ein Paar lebhafte, schöne Augen blickten aus dem männlichen Gesicht, das einen vornehmen Charakter und große Klugheit verriet.

Von Elisabeth konnte man fast gar nichts erkennen. Sie hatte eine Kapuze über den Kopf gezogen, welche nur einen schmalen Spalt zum Atmen offen ließ. Beide sprachen nicht viel. Marmaduke war in Gedanken versunken, und Elisabeth genoß mit unverhohlener Freude die wechselnde Aussicht. Die Straße war teilweise in den Berg hineingesprengt worden; die Abhänge bedeckten Fichten, deren Stämme bis in eine Höhe von etwa achtzig Meter astlos, schlank und aufrecht emporstrebten. Deutlich hoben sie sich von dem weißen Untergrund ab, und zwischen ihnen wurden ferne Berggipfel sichtbar. Hoch oben verzweigten sich die Fichten, und ihre immergrünen Wipfel wiegten sich mit dumpfen, klagenden Lauten im Winde.

Der Schlitten war eine gute Weile durch den Forst dahingeglitten, und nicht ohne ein gewisses Bangen schaute das Mädchen in das Waldesdunkel. Da ließ sich plötzlich ein lautes, weithin hallendes Gebell vernehmen. „Holla, das ist die Stimme des alten Hektors," rief Marmaduke von seinem Sitze aufspringend, „ich kenne sie aus hunderten heraus. Lederstrumpf muß auf dem Anstand sein, und Hektor spürt ihm das Wild auf. — Halt an, Aggy, halt an," rief er dem Schwarzen zu; „wenn du, Lissy, dich nicht vor dem Knallen einer Flinte fürchtest, dann will ich dir für einen prächtigen Weihnachtsbraten sorgen!" So sprechend, zog er unter dem Gepäck, das auf der Rückseite des Schlittens aufgestapelt lag, eine doppelläufige Vogelflinte hervor. Dann warf er seinen Pelzmantel ab, entledigte sich seiner dicken Fausthandschuhe und sprang hinaus in den Schnee, der unter seinem Tritte knirschte. Der Neger verzog sein gutmütiges Gesicht zu einem breiten Grinsen, während er mit den Armen um sich schlug, um das erstarrte Blut zum Kreisen zu bringen. Im nahen Gebüsch hörte man nun ein leises Knacken dürrer Äste, wie es das flüchtige Wild im eiligen Lauf hervorruft, dann brach ein stattlicher Hirsch hervor und schoß auf der

Straße dahin. Der Richter hob sein Gewehr, zielte und drückte mit fester Hand ab. Der Hirsch setzte seinen Lauf unbeirrt fort. Marmaduke feuerte noch einmal; doch abermals mußte er gefehlt haben, wenigstens schien der Schuß wirkungslos zu sein.

Elisabeth war dies nicht unlieb; sie mochte dem freien Wild sein Dasein gönnen. Doch da ertönte aus dem Gehölz ein lauter, scharfer Knall, der sie zusammenzucken ließ. Das flüchtende Tier machte einen hohen Sprung in die Luft, ein zweiter Knall folgte, und es stürzte kopfüber zu Boden. Hinter den Fichtenstämmen hervor aber eilten zwei Männer auf das getroffene Wild zu.

Der eine der beiden Jäger war von auffallend hoher, hagerer Gestalt. Die ganze Erscheinung hatte etwas Befremdendes, Eigenartiges, aber Anziehendes an sich. Das Gesicht war von Wind und Wetter rotbraun gefärbt und mager. Graue, lebhafte Augen, aus denen ein aufrichtiger Charakter sprach, schauten unter buschigen Brauen hervor. Noch war das Haar nicht ergraut; von aschblonder Farbe hing es in spärlichen Strähnen unter der Fuchsfellmütze hervor, die in ihrer Form Ähnlichkeit mit der des Richters hatte. Der Hals war sehnig und ebenfalls gebräunt. Er ragte aus einem groben Leinenhemd hervor. Der Rock bestand aus Fellen, die mit einem aus bunter Wolle gedrehten Gürtel über den Hüften zusammengehalten waren. Die Füße steckten in echten Indianermokassins, und die langen dünnen Beine waren mit Binden aus hirschledernen Streifen umwickelt, die bis über die Knie reichten und von einer Lederhose festgehalten waren. Diese eigenartige Beinbekleidung hatte ihm in der ganzen Gegend den Namen „Lederstrumpf" eingetragen. Wir aber haben längst unseren alten Freund „Falkenauge" oder „Pfadfinder" wieder erkannt. Noch immer trug er seine weit und breit bekannte und gefürchtete Büchse „Wildtot". Über seine Schulter herab hing an einem Riemen ein mächtiges Pulverhorn; vorn trug er eine Kugeltasche.

„Wenn ich gewußt hätte, Natty," rief der Richter diesem zu, „daß Ihr hier um den Weg und auf der Jagd seid, dann hätte ich nicht geschossen. Ich glaube ohnedies, daß ich das Tier nicht getroffen habe." „Da möget Ihr allerdings recht haben, Richter," lautete die Antwort. „Ihr verschosset Euer Pulver umsonst. Dies Tier erlegte eine jüngere Hand als die Eurige und die meinige. Mit Eurem Spielding da könnt Ihr doch keinen Hirsch im Lauf erlegen!"

Während er so sprach, wischte er mit dem Rücken seiner Hand einen Tropfen von seiner Nase, und sein Gesicht verzog sich zu jenem eigentümlichen, lautlosen, man möchte sagen innerlichen Lachen, das wir so gut an ihm kennen.

„So verächtlich dürft Ihr von meiner Flinte nicht reden, Natty," entgegnete Marmaduke mit der gleichen Freundlichkeit, „der eine Lauf war mit Rehposten geladen, der andere allerdings nur mit Schrot. Immerhin

ist's nicht ausgeschlossen, daß das Tier die eine Verwundung von meiner Hand erhalten hat." „Unmöglich, Richter, unmöglich. — Da schaut die Wunde an! Seit wann reißt eine Vogelflinte solche Löcher? Übrigens, im Grund ist mir's einerlei, wer das Tier erlegte. Es ist zum Essen da, und meinetwegen könnt Ihr es haben. Nur sollen Recht und Macht nicht mißbraucht werden; deshalb streite ich." — „Und ich streite, weil es mich zu sehr gefreut hätte, wenn ich meinem Vetter Dick Jones mit meinem Hirschschwanz hätte imponieren können. Er selbst schoß bis jetzt in diesem Winter nur einige graue Eichhörnchen und ein Waldhuhn!"

„Das Wild wird rar, Richter, seit Ihr mit Euren Rodungen und Neuerungen seine Schlupfwinkel aufstöbert," brummte Lederstrumpf. „Früher konnte ich in jeder Nacht einen Bären erlegen, wenn ich mich's nicht verdrießen ließ, deswegen aufzubleiben. Heißt das, das Geheul der Wölfe hat mir auch manchesmal wider meinen Willen den Schlaf vertrieben. Da, mein Hektor kann Euch davon auch etwas erzählen; er trägt an seiner Kehle heute noch die Spuren ihrer Zähne."

Der Richter hatte unterdessen die Wunden des erlegten Hirsches genauer untersucht. Nun rief er lachend: „Und Ihr möget sagen was Ihr wollt, Natty, der Schuß am Hals kann dennoch von mir sein; der hätte allein genügt, das Tier zur Strecke zu bringen. Der andere durchs Herz wäre nicht mehr nötig gewesen!" „Und ich bleibe bei meiner Meinung," beharrte der Alte, „daß eine jüngere Hand das Tier erlegte."

„Was meint Ihr, junger Mann?" wandte sich nun der Richter an Lederstrumpfs Begleiter, der bisher schweigend dem Gespräche zugehört hatte. „Ich mache Euch einen Vorschlag: wir wollen um einen Dollar werfen. Erratet Ihr, welche Seite desselben oben liegt, so sollt Ihr den Hirsch bekommen; verlieret Ihr aber, so nehmt Ihr statt seiner den Dollar. Was sagt Ihr dazu?" „Daß ich den Hirsch geschossen habe," entgegnete der junge Mann mit großer Bestimmtheit, jedoch nicht ohne Anstand. „Also stimmen zwei gegen einen," lachte der Richter gutlaunig, „da muß ich mich in mein Schicksal ergeben. Was soll ich tun? Aggy kann nicht gefragt werden, weil er ein Sklave ist, und Lissy ist noch minderjährig. Aber verkaufen werdet Ihr mir das Wildbret doch?" „Ich kann es nicht verkaufen, denn es gehört mir nicht," antwortete Lederstrumpf. „Und ich," entgegnete der junge Mann, „möchte zuerst die Wahrheit meiner Behauptung beweisen, ehe ich einen Handel eingehe. Mit wieviel Rehposten hattet Ihr Euer Gewehr geladen, mein Herr?" — „Mit fünfen," antwortete der Gefragte ein wenig verblüfft. „Würden die nicht genügen, um einen Hirsch zu töten?" „Doch, doch, schon einer reichte völlig aus," erwiderte der junge Mann, „aber — Sie erinnern sich doch wohl, daß Sie in dieser Richtung schossen?" Er schritt auf den Baum zu, hinter welchem er hervorgetreten war. „Hier finden Sie deutlich vier Ihrer Kugeln in der Rinde des Baumes." — „Also," triumphierte Temple, „wo ist die fünfte? Sie

zu Seite 354

widerlegen sich selbst, mein Herr!" — „Die fünfte?" Der Gefragte schlug sein rauhes Oberkleid zur Seite und wies auf ein Loch in seinem Hemd, aus welchem dicke Blutstropfen hervorquollen, „die fünfte steckt hier drinnen!" — „Mein Himmel," rief Marmaduke erschreckt, „was stehe ich hier und brüste mich mit einem Schuß, der einem Menschen das Leben hätte kosten können! Und Sie wissen dies und leiden Schmerzen durch mich, ohne einen Laut der Klage. Aber eilen Sie, mein Herr, steigen Sie zu mir in den Schlitten. Wir sind bald in Templeton, wo der Arzt Ihnen die Kugel entfernen kann. Bleiben Sie bei mir in meinem Hause, bis Ihre Wunde geheilt ist; ich werde alles tun, um Sie bald wieder gänzlich hergestellt zu sehen!" „Ich danke Ihnen, mein Herr, für Ihre freundliche Einladung. Doch ich kann sie nicht annehmen, da ich heute abend noch von einem Freunde erwartet werde. Auch ist die Verletzung gar nicht schlimm, nur eine Fleischwunde. Doch ich denke, Ihr werdet nun meinen Anspruch auf das Wild anerkennen." „Anerkennen? Das will ich meinen. Mehr als das. Hierauf erteile ich Euch das Recht, fortan in meinen Wäldern uneingeschränkt zu jagen, ein Recht, das ich bis jetzt nur meinem alten Lederstrumpf eingeräumt habe."

Bei diesen Worten hatte Lederstrumpf sich stolz aufgerichtet und nicht ganz ohne Hochmut sagte er nun: „Es läßt sich darüber streiten, Richter, wer von uns beiden das älteste Recht hat, hier zu jagen." Temple achtete nicht auf die anzügliche Bemerkung des alten Weidmanns. Er hielt dem jungen Manne eine Banknote hin. Doch dieser sagte, indem er sich höflich verbeugte: „Ich bedauere, Herrn Temple nicht gefällig sein zu können, doch ich brauche das Wildbret."

„Für dieses Papier können Sie sich mehr als einen Hirsch kaufen," und leise fügte er hinzu: „Es sind hundert Dollar." Einen Augenblick zögerte der junge Jäger, dann aber beharrte er auf seiner Weigerung, während eine dunkle Röte ihm in die Wangen stieg.

Da erhob sich Elisabeth, die bis dahin schweigend dem ganzen Auftritt beigewohnt hatte. Sie streifte die Kapuze von ihrem Gesicht zurück und sagte mit großer Bestimmtheit: „Sie werden meinen Vater doch nicht so kränken wollen, daß er nichts für Sie tun darf, nachdem er Sie unglücklicherweise verletzt hat? Ich bitte Sie, gehen Sie mit uns und lassen Sie die Wunde von unserem Arzte behandeln."

Der Fremde blieb von der Bitte der schönen Sprecherin nicht unbewegt. Als der Richter seine leichte Unentschlossenheit bemerkte, ergriff er ihn bei der Hand und drängte ihn einzusteigen, während er sagte: „Natty wird Ihren Freund benachrichtigen, und wenn Sie es wünschen, werde ich Sie morgen selbst heimbringen. Jedenfalls ist in Templeton die nächste und sicherste Hilfe, denn bis zu Nattys Hütte hätten Sie mehr als eine Stunde Wegs."

Lederstrumpf redete nun seinem Gefährten auch zu, die angebotene Hilfe

anzunehmen. „Meine Hand ist nicht mehr sicher genug, mein Junge," sagte er, „als daß ich es wagen dürfte, dir die Kugel herauszuschneiden. Ja, vor dreißig Jahren war das noch anders, da war mir so etwas eine Kleinigkeit."

Der junge Mann gab dem freundlichen Drängen nun nach. Auch Lederstrumpf wurde zum Einsteigen aufgefordert; doch er schüttelte den Kopf und wandte sich zum Gehen. „Ich habe an diesem Weihnachtsabend zu Hause zu tun," rief er; „fahrt nun zu. Der Arzt soll nur die Kugel entfernen; das Weitere soll er mir überlassen. Ich habe heilsame Kräuter daheim, die besser heilen als die Quacksalbereien der Ärzte. Und wenn Ihr vielleicht unterwegs meinen Freund Chingachgook trefft, so fragt ihn um seinen Rat; der versteht sich auf Wundbehandlung."

Eben wollte der Neger die Pferde antreiben, da fiel ihm der junge Mann in den Arm. „Noch eins, Natty; sagt nicht daheim, was geschehen ist, noch wohin ich gehe! Hört Ihr, wenn Ihr mich lieb habt, dann schweigt darüber." Der Alte nickte im Fortgehen ihm zu. Die Insassen des Schlittens sahen noch, wie er die Augen fest auf eine der Fichten geheftet hielt. Seinen Blicken folgend gewahrten sie hoch oben auf einem dürren Aste derselben einen Vogel in der Größe eines Huhns. Es war ein Fasan, der, von den Stimmen der Menschen oder dem Gebell der Hunde erschreckt, sich dort hinauf geflüchtet hatte. Er saß eng an den Stamm geduckt. Natty schritt bis zu einer Stelle, wo er das Tier gut sehen konnte, hob seine Büchse, feuerte, und der Vogel stürzte leblos von seiner Höhe herab.

„Leg dich, Hektor," befahl er seinem Hunde, der sich auf die Beute stürzen wollte. Der Hund gehorchte sofort. Lederstrumpf lud, ehe er das Tier aufhob, mit großer Sorgfalt seine Büchse. Dann holte er den Fasan, hielt ihn in die Höhe und zeigte ihn der Reisegesellschaft. „Das ist kein übler Weihnachtsbraten für einen alten Jäger," rief er hinüber. „Glaubt Ihr, Richter, daß Ihr mit Eurer Vogelflinte es fertigbrächtet, einen Vogel so zu treffen, daß keine Feder verletzt ist?" Damit hing er sein Gewehr mitsamt seiner Jagdbeute über die Schulter, lachte wieder sein eigentümliches Lachen, in dem Jägerstolz, Gutmütigkeit und leichter Spott zum Ausdruck kamen, und schritt rüstig dem nahen Walde zu. Ehe der Schlitten um die nächste Straßenbiegung glitt, warf der junge Mann seinem alten Freunde noch einen Blick nach, dann entschwand er seinen Augen.

Der Richter faßte seinen neuen Reisegefährten nun näher ins Auge, und je länger er ihn betrachtete, desto bekannter schienen ihm seine Züge zu werden. Er meinte, den jungen Mann schon einmal gesehen zu haben. Doch als er ihn darnach fragte, verneinte dieser es aufs entschiedenste. Er war erst seit drei Wochen in dieser Gegend, und da der Richter fünf Wochen von zu Hause abwesend gewesen war, mußte er zugeben, daß sie sich wohl noch nie gesehen haben konnten. Der junge Mann hatte in seiner ganzen Erscheinung etwas Anziehendes. Sogleich war Marmaduke sein feines, zurückhaltendes Benehmen aufgefallen, das in schroffem Gegen-

saß zu der rauhen Kleidung stand, die mit der des alten Jägers Ähnlichkeit hatte. Marmaduke versuchte ein Gespräch anzuknüpfen, doch der Fremde beantwortete alle seine Fragen so einsilbig, daß er es bald aufgab.

Der Schlitten hatte nun das Ende des Bergkammes erreicht, und von hier aus schlängelte sich eine steile Fahrstraße talabwärts. Der Richter wandte sich nun an seine Tochter. Sie staunte mit lebhafter Spannung ihre alte Heimat an, die sich in den fünf Jahren ihrer Abwesenheit so sehr verändert hatte.

Soweit das Auge reichte, war alles mit glitzerndem Schnee bedeckt, der auch die ziemlich schroffen Bergabhänge zu beiden Seiten der Ebene bedeckte. An ihrem südlichen Ende schienen die Nebel dichter zu brüten; aber Elisabeth wußte, daß dort der Bergsee lag, an dessen Ufern sich Templeton ausbreitete. Bald vermochte sie das Dorf deutlich zu erkennen. Etwa fünfzig Gebäude von ganz eigenartiger Bauweise hoben sich von den Ufern ab. Drei oder vier fielen durch die grünen Fensterläden besonders ins Auge. In diesen wohnten die sogenannten Honoratioren des Dorfes, gleichsam die Vasallen des Königs Marmaduke Temple. Es gehörten dazu zwei Rechtsgelehrte, etliche Kaufleute und ein Jünger Äskulaps, der den Tod und die Krankheiten allein durch seine Gegenwart zu bannen schien, denn selten nur wagten sich diese Dämonen in das friedliche Tal. Das größte und stattlichste Gebäude war die Wohnung Marmaduke Temples. Es war von mächtigen, teilweise uralten Bäumen umgeben; ein wohlgepflegter Obstgarten schloß sich daran. Das Haus selbst, oder vielmehr das Schloß, wie die Leute sagten, hatte offenbar als Muster gedient für alle die kleineren Gebäude. Es war das Werk eines Vetters des Hausherrn, eines gewissen Richard Jones, der ganz zur Familie zählte und nun seinem vielbeschäftigten Verwandten die Leitung der Wirtschaft abgenommen hatte. Das Haus war eine architektonische Pfuscherei im wahrsten Sinne des Wortes. Doch Herr Richard erklärte jedem, der darüber eine Äußerung wagte, daß dies ein besonders kunstvoller Baustil sei, da er die Vorzüge und Eigenarten einer Reihe anderer Stile in sich vereinige, was der unkundige Beurteiler scheint's nicht zu schätzen wisse. Am auffallendsten war das riesige Dach. Richard hatte es flach machen wollen; dagegen hatte Temple, der seinem Vetter sonst die weitgehendste Freiheit gelassen, entschiedenen Einspruch erhoben, da ein solches die ungeheuren Schneelasten, die die Winter mit sich brachten, nicht hätte tragen können. Richard sah dies schließlich ein und entschloß sich, die Dachbalken einfach zu verlängern, bis sie eine schiefe Ebene bildeten. Dadurch aber hatte es einen ganz ungebührlichen Umfang angenommen, und auch die vier Schornsteine, die die großen schrägen Flächen unterbrachen, konnten daran nichts mehr ändern.

Marmaduke hatte die Mißgestalt seines Hauses mit großem Gleichmut ertragen und durch seine kraftvolle Persönlichkeit verstanden, dem Inneren Behaglichkeit zu verleihen.

Elisabeth freute sich über jede Hütte und jeden Strauch, die ihr aus ihren Kindheitstagen noch vertraut waren, und bewunderte die Neuerungen, die ihres Vaters fester, zielbewußter Wille während der letzten Jahre geschaffen hatte. Der Fremde ließ nur dann und wann einen bewundernden Blick über die prächtige Landschaft schweifen; meist lehnte er in Gedanken versunken und fest in seinen Mantel gehüllt zurück.

Da ließ sich plötzlich Schellengeläute vernehmen, und bald darauf sahen sie einen Schlitten den Berg heraufkommen.

Vier stattliche Pferde zogen das Gefährt den Berg hinan. Auf dem Bock saß ein untersetzter Mann mit rotem Gesicht und lustigen, zwinkernden Augen. Er hatte offenbar das größte Wohlgefallen einmal an sich selbst, dann aber auch an dem lauten Klingen der zahlreichen Glöckchen, die das Geschirr der Pferde schmückten. Rücken an Rücken mit ihm saß ein hochgewachsener Mann, dessen Magerkeit selbst die doppelte Mantelbekleidung nicht verbergen konnte. Das Gesicht war lang, schmal und blaß; selbst die Kälte des Abends hatte es nicht zu röten vermocht. Zwei glasige blaue Augen starrten daraus hervor; eine wollene Nachtmütze bedeckte das kahle Haupt. Es war Herr Le Quoi, seiner Herkunft nach ein Franzose, der sich als Kaufmann in Templeton niedergelassen hatte. In seinem Laden konnten die Bewohner des Dorfes alle zum Leben notwendigen Dinge erhalten. Ihm gegenüber saß ein kleiner und stämmiger Herr. Sein rundes, frisches Gesicht hatte angenehme Züge; es wurde von zwei funkelnden schwarzen Augen belebt. Unter der Marderfellmütze quollen die blauen Locken einer gepflegten Perücke hervor. Er hieß Friedrich Hartmann, war ein deutscher Major und wohnte einige Tagereisen von Templeton entfernt, kam aber des öfteren zu seinem Freunde, dem Richter, als Gast. Neben ihm saß ein Mann, der sowohl durch seine Kleidung, als auch den sanften, ergebungsvollen Gesichtsausdruck sofort den Pfarrer verriet. Herr Grant trug nur einen fadenscheinigen, ins Grüne schillernden Rock und einen breitkrempigen schwarzen Filzhut, der deutliche Spuren seiner langjährigen, treuen Amtstätigkeit erkennen ließ. So war er gegen den harten Dezemberfrost nur schlecht geschützt, und die Kälte hatte auf seinen sonst so blassen Wangen scharf abgezirkelte rote Flecken hervorgerufen.

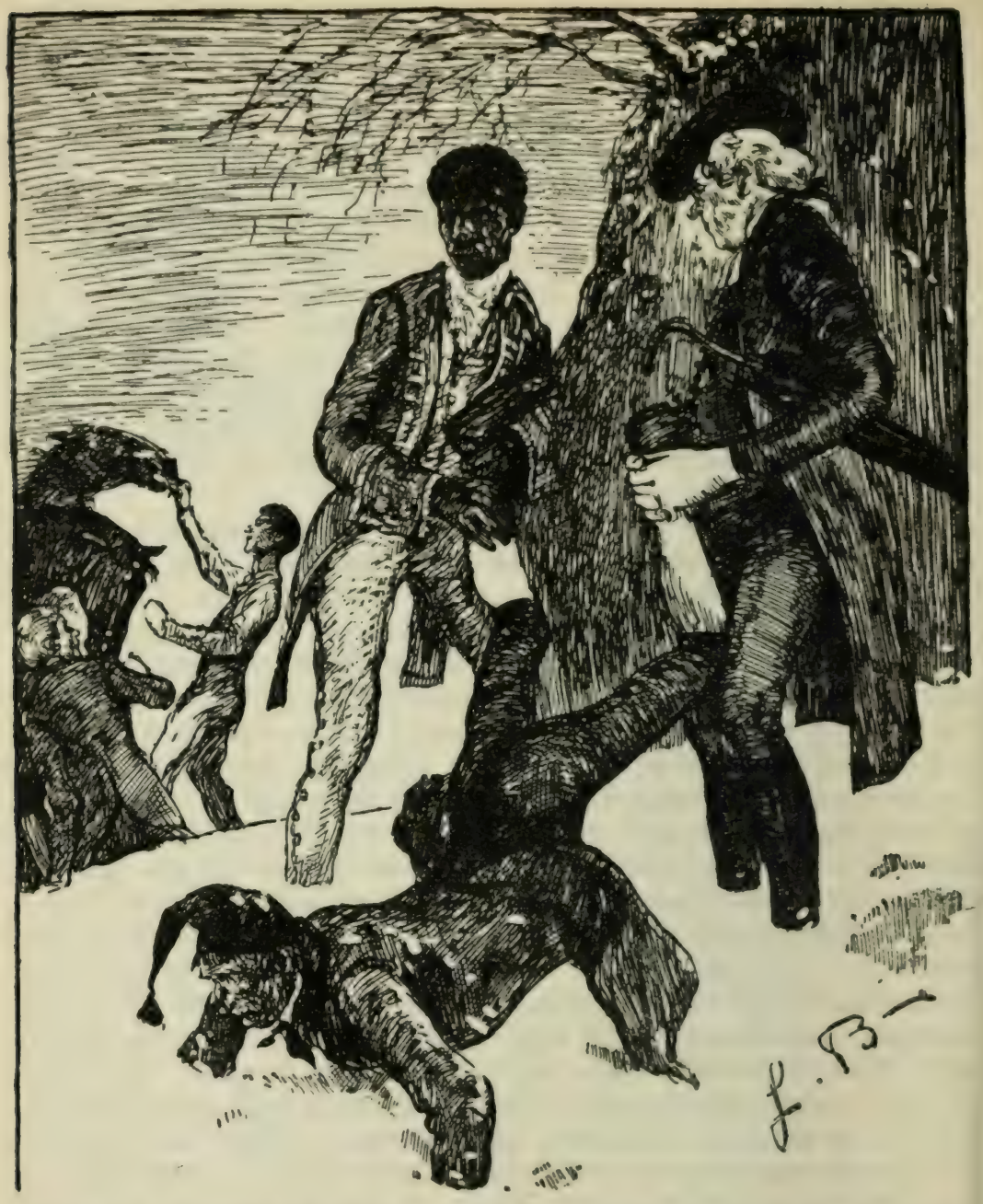
Sobald die Schlitten einander nahe genug gekommen waren, rief Richard Jones — denn er war es, der den bergan fahrenden Schlitten lenkte — dem Neger Aggy zu: „Nach links ausweichen, Griechenkönig; halte dich an den Steinbruch. Ich kann sonst nicht an dir vorbei! Willkommen daheim, Vetter Duke, willkommen hübsche kleine Base! Ist es nicht furchtbar nett von uns, daß ich euch mit solch einer wertvollen Ladung entgegenfahre? Herr Le Quoi hat sich nicht einmal Zeit genommen, seine Nachtmütze abzulegen; der alte Fritze hat seine Weinflasche erst zur Hälfte geleert, und Herr Grant hat erst ein Drittel seiner nächsten Predigt auswendig gelernt. Auch die Pferde wollten alle bei eurem Einzug

dabei sein; übrigens tun die Rappen nicht gut zusammen, Richter, ich muß sie nächstens verkaufen." — „Verkaufe, was du willst, Dukechen," rief der Richter lachend, „wenn du mir nur mein Haus und meine Lissy lässest." — Dann sich an die Herren wendend: „Ah, Fritz, welche Freude! Du tust mir beinahe zuviel Ehre an, daß du mit deinen siebzig Jahren dem Fünfundvierzigjährigen bei dieser Kälte entgegen fährst. Monsieur Le Quoi, Ihr ergebenster Diener! Herr Grant," — höflich verbeugte er sich vor dem Geistlichen — „ich bin Ihnen für diese Aufmerksamkeit sehr verbunden. — Meine Herren, ich stelle euch hiermit meine Tochter Elisabeth vor, die eure Namen aus den Briefen ihres Vaters genau kennt!" — „Willkommen, Marmaduke," erwiderte der Major die Begrüßung seines Freundes, „willkommen Lissy, vielmehr jetzt Fräulein Elisabeth!" — „Für einen alten Freund meiner Kinderzeit bleibe ich immer die Lissy," rief mit glockenheller Stimme das junge Mädchen, indem es dem alten Herrn die Hand hinüberreichte.

Der Franzose hatte sich indessen nicht ohne Anstrengung aus seinen zahlreichen Umhüllungen herausgeschält. Er zog höflich seine Mütze und verbeugte sich respektvoll vor den beiden Ankömmlingen. Auch Herr Grant hatte sich erhoben und begrüßte Vater und Tochter herzlich.

Inzwischen traf Richard Anstalten, sein Gefährt zu wenden. Es war dies keine einfache Sache auf der schmalen Straße, auf deren einer Seite der Berg sich in einen tiefen Abgrund senkte, während er auf der anderen steil emporstieg. Man befand sich aber gerade an einer Stelle, wo die Straße durch einen Steinbruch erweitert war. Hier war ein Wenden wohl zu bewerkstelligen, wenn die beiden vorderen Pferde ausgeschirrt wurden. Der Neger erbot sich sofort dazu und auch der Richter riet es. Doch Richard wollte nichts davon wissen; dem Rat seines Vetters zuwider, trieb er sein Viergespann nach dem Steinbruch zu. Dort aber hatte sich der Schnee meterhoch angehäuft. Als die vordersten Tiere anfingen in die weiche Decke bis über die Knie einzusinken, wollten sie nicht weiter gehen. Sie drängten nach rückwärts, und auch Richards Peitschenhiebe vermochten nicht, ihren Widerwillen gegen das kalte Naß zu brechen. Die beiden Rappen drückten ihrerseits nun auch den Schlitten nach hinten, und ehe Richard die Sachlage überblickte, hing die hintere Hälfte des Schlittens über dem hundert Fuß tiefen Abhang. Herr Le Quoi, der die Gefahr vor sich hatte, sprang entsetzt auf die Füße: „O monsieur Dick, que faîtes vous?" schrie er. „Donnerwetter, Richard, gebt doch acht!" rief der Deutsche, und Herr Grants ernste Augen waren flehend und angstvoll auf den Lenker des Schlittens gerichtet.

„Um des Himmels willen, sie sind verloren," jammerte der Richter, während Elisabeth ein durchdringender Schreckensruf entfuhr und der Neger erblaßte, so daß seine Gesichtsfarbe sich in ein schmutziges Weiß verwandelte. In diesem kritischen Augenblick sprang der junge Fremde,



der bisher schweigend die Begrüßung mit angehört hatte, aus dem Wagen. Mit Geistesgegenwart ergriff er die beiden vordersten Pferde am Zaum und riß sie mit einem starken Ruck auf die Seite. Der Schlitten wurde dadurch ebenfalls gedreht, aber durch die plötzliche Wendung verlor er sein Gleichgewicht und stürzte um. Sämtliche Insassen wurden herausgeschleudert. Der Major und der Pfarrer fielen auf die Landstraße, Richard flog im Bogen von seinem erhöhten Sitz in den Schneewall, und

der Franzose wurde ebenfalls in dieser Richtung hinausgeworfen, doch so, daß er mit dem Kopf zuerst in den Schnee fuhr und seine dünnen Beine in die Luft ragten.

Der Major stand zuerst wieder auf den Beinen. „Richard, du Unglücksmensch!" rief er halb lachend, halb ärgerlich. „Ihr habt eine merkwürdige Art, Euren Schlitten auszuladen!" Richard hatte sich auch wieder erhoben. Nachdem er sich versichert hatte, daß niemand zu Schaden gekommen war, erwiderte er mit großer Selbstzufriedenheit: „Was wollt Ihr denn? Habe ich meine Sache nicht glänzend gemacht? Duke, du mußt zugeben, daß ich den Vorgang vortrefflich meisterte. Mein Ruck an den Zügeln, mein Peitschenhieb in die Flanke hat die Biester zur Vernunft gebracht."

„Bild' dir nichts ein, Richard," entgegnete der Richter, „ohne diesen braven Jungen läget ihr nun alle im Abgrund! — Aber wo ist Monsieur Le Quoi?" „Oh mon cher, me voila," ertönte eine erstickte Stimme aus dem Schneehaufen, „ich leb! ich leb! woll sie mir, bitte, helfen auf die Bein?" Eiligst nahm man sich des Verschütteten an, und als er unversehrt wieder auf seinen Füßen stand und sich den Schnee abgeschüttelt hatte, rief er mit seiner angeborenen Höflichkeit: „Ah Monsieur Richard, wie Ihr sein geschickt!" — „Allerdings, sehr geschickt," lachte der Richter, „das Kutschieren mußt du nun aber lernen, Dick!" — „Ich kutschieren lernen!" entgegnete dieser beleidigt; „lieber Vetter, im ganzen Land versteht niemand besser mit Pferden umzugehen als ich." — „Wir wollen darüber nicht weiter streiten," antwortete Temple. „Meine Herren, darf ich Sie bitten, in meinem Schlitten Platz zu nehmen! Vetter Jones mag mit Agamemnons Hilfe unser Gepäck auf den anderen Schlitten laden. Hier einige Koffer Lissys und den Hirsch, den ich geschossen habe. Bitte steigen Sie ein, meine Herren, die Kälte wird unerträglich." Gerne folgten diese der Aufforderung, Marmaduke ergriff die Zügel und fuhr dem Dorfe zu.

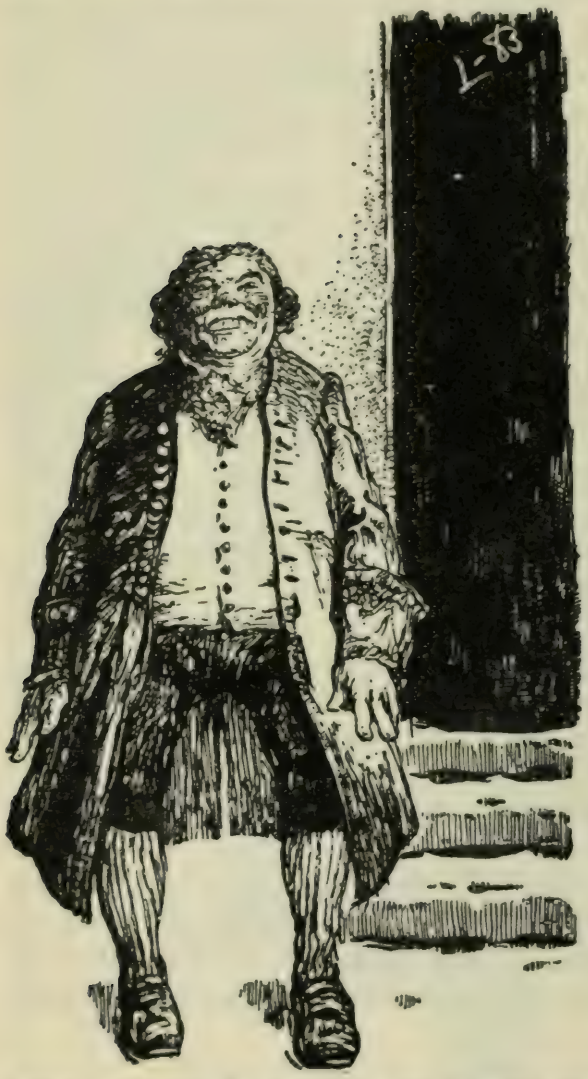
Während Richard mit des Negers Hilfe den Schlitten aufrichtete und mit den Gepäckstücken belud, ließ er sich von dem Schwarzen erzählen, was dieser von dem Fremden wußte, und auf welche Weise Marmaduke in den Besitz des Hirsches gekommen war. Dann jagte er den andern nach.

Weihnachten in Templeton

Templeton lag an einem schmalen aber reißenden Fluß, einem der zahlreichen Quellflüsse des Susquehanna. An der massiven Holzbrücke, die darüber führte, holte Richard mit seinem Gefährten den Schlitten des Richters ein.

Nun ging es die breite Fahrstraße hinunter dem Schlosse zu. Aus vielen Fenstern fiel ein heller Lichtstrahl. Die Dorfbewohner hatten die Tapeten-

vorhänge zurückgezogen, um dem Einzug ihres Grundherrn zuzusehen. Die Männer zogen achtungsvoll die Mützen vor dem Richter; dem Vetter Jones nickten sie kameradschaftlich zu. Nun lenkten die Pferde durch das offene Gartentor ein; eine Pappelallee führte geradewegs auf das Wohnhaus zu. Dies machte von weitem tatsächlich einen herrschaftlichen Eindruck, dank einer Vorhalle, auf die Richard nicht wenig stolz war. Vier Holzsäulen, die auf einer verhältnismäßig engen Plattform sich erhoben, trugen das vorspringende Dach. Allerdings hatte das Gesetz der Schwere dem Werke des Baumeisters etwas geschadet. Die Steinplatten hatten sich allmählich gesenkt, so daß zwischen ihnen und den Holzsäulen ein nicht zu verheimlichender Spalt klaffte. Doch war das Dach so fest gefügt, daß es der Träger gar nicht bedurfte, sondern im Gegenteil imstande war, auch noch die Säulen zu halten. Zu Ehren von Elisabeths Ankunft hatte man sich jedoch bemüht, dem technischen Fehler abzuhelfen, indem man Keile zwischen das Ende der Balken und die Steinplatten geschlagen hatte.



Durch Richards Schellengeläute von der Ankunft der Reisenden benachrichtigt, hatten sich vier bis fünf Personen auf der Plattform zur Begrüßung der Herrschaften eingefunden. Unter ihnen fielen zwei besonders auf. Der eine war ein gewisser Benjamin Penguillan, meist kurzweg Ben Pump genannt, dem die Rolle eines Hausmeisters anvertraut war. Er war eine sonderbare Erscheinung: klein, jedoch sehr breit; der Kopf machte ein Viertel der ganzen Körperlänge aus, und der steife Zopf, der auf den Rücken niederfiel, das zweite Viertel. Sein Gesicht war rot, die Arme baumelten an den Seiten herab und gaben dem Manne etwas von einem Affen. Er trug eine hellfarbige

Jacke mit langen, breiten Rockschößen. Dieselbe war nach Matrosenart mit Metallknöpfen geschmückt. Die kurzen Beine steckten in verschabten roten Samthosen; unterhalb der Knie schauten blauweiß gestreifte Strümpfe hervor. An den Füßen trug er mächtige Schnallenschuhe. Dieser Mann hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Er stammte aus der Grafschaft Cornwall in England. Seine ersten Knabenjahre hatte er in den dortigen Zinnbergwerken zugebracht. Später war er Kajütenjunge auf einem Schmugglerschiff gewesen. Dann brachten ihn Werber auf ein Kriegsschiff Seiner Majestät, wo er sich zum Proviantmeister emporgeschwungen hatte. Hierbei hatte er die Alte Welt, wie er meinte, zur Genüge kennen gelernt. Darum zog es ihn, nachdem er den Rock des Königs wieder ausgezogen hatte, nach den Urwäldern Amerikas. Doch hatte er von diesen bis jetzt nur wenig zu sehen bekommen; denn das Schicksal hatte ihn Richard Jones in die Arme geführt, der ihn in Marmaduke Temples Haus gebracht hatte. Er kannte Elisabeth von ihren Kinderjahren an, und die Herangewachsene begrüßte den alten Mann herzlich.

Neben ihm drängte sich eine Frau in den Vordergrund, die die mittleren Jahre schon erreicht hatte und unter den weiblichen Dienstboten dieselbe Stellung einnahm, wie Benjamin bei den männlichen. Sie war lang, hager und eckig, und das bunte Kattunkleid hob das Unschöne ihrer Erscheinung noch mehr heraus. Das Gesicht hatte scharfe Züge, und wenn sie den Mund öffnete, kamen einige schmutziggelbe Zähne zum Vorschein. Sie hieß Remarkable Pettibone und war erst nach dem Tode der Richterin ins Haus gekommen. Mit unverhohlener Neugierde starrte sie die junge Herrin an, der sie nun ihr Regiment abtreten mußte.

Die anderen Dienstboten nahmen untergeordnete Stellungen ein; es waren größtenteils Schwarze. Beim Eintritt der Herrschaften in die „Säulenhalle", wie Richard sein Kunstwerk zu nennen beliebte, brach in dem angrenzenden Hundezwinger ein Höllenlärm los. Sämtliche vierbeinigen Wächter des Templeschen Schlosses vereinigten zur Begrüßung ihre Stimmen. Ein Pfiff Richards sollte sie zur Ruhe bringen, bewirkte aber das Gegenteil. Nur eine mächtige Dogge, die frei umherlief und ein Messinghalsband trug, in welchem die Buchstaben Me. T. eingraviert waren, hielt es unter ihrer Würde, in den Lärm miteinzustimmen. Gravitätisch schritt sie auf den Hausherrn zu und wandte sich, nachdem dieser sie freundlich gestreichelt hatte, Elisabeth zu, die er trotz der langen Abwesenheit sofort wieder erkannte. Lissy schlang zärtlich den Arm um den Hals des schönen Tieres, das sie als ihren guten alten Bravo begrüßte.

Nun aber trat man in einen weiten Raum. Eine wohltuende Wärme empfing die durchfrorenen Reisenden. Zwei Kerzen erhellten den Raum, jedoch nur ungenügend. „Holla, Ben, empfangt Ihr die Herrin in solcher Dunkelheit?" rief Richard laut. Der Alte brummte etwas und beeilte sich, sämtliche Armleuchter anzuzünden, so daß der mächtige Saal bald in hellem

Licht erstrahlte. Mit großer Freude blickte sich Elisabeth in dem altbekannten und ihr doch fremd gewordenen Raume um. Alle Möbel waren massiv und reich und verliehen dem Raum eine gewisse Vornehmheit, obgleich sie nicht zueinander paßten. So waren das Büfett und ein mächtiges Thermometer aus Mahagoni, die Tische teils aus Kirschbaum-, teils aus Bergahornholz, während eine altmodische Uhr mit messingnem Zifferblatt in einem Gehäuse aus Nußbaum stak. Die Schäfte an den Wänden bogen sich unter der Last des Silbergeschirrs. Eine der Wände war fast ganz von einem ungewöhnlich langen Sofa, das einen Überzug von hellrotem Kattun trug, eingenommen. Die Türen waren von einem Gebälk gekrönt, das an beiden Enden jeweils in einen Sockel mit Bronzebüsten bedeutender Männer endigten. Da sah man Homer, den blinden Sänger der Griechen, Shakespeares glattes Gesicht mit dem Spitzbart; Franklin und Washington waren deutlich zu erkennen. Bei dem lorbeergekrönten Haupte auf dem fünften Träger jedoch war man nicht sicher, ob es den siegreichen Römerfeldherrn Julius Cäsar oder den deutschen Gelehrten Doktor Faust vorstellte.

Die Reisenden entledigten sich mit Hilfe der Dienerschaft ihrer zahlreichen Umhüllungen. Als Elisabeth sich herausgeschält hatte, stand eine anmutige junge Dame von voller, aber trotzdem anmutiger Gestalt vor den neugierigen Augen Remarkable Pettibones. Das stolze und doch freundliche Gesicht war von einer Fülle dunkler Locken umrahmt. Die dunklen, lebhaften Augen blickten meist gütig und sanft; aber waren sie erregt, dann hatten sie einen herrischen, drohenden Ausdruck. Remarkable fühlte, daß die Zeit ihrer Herrschaft vorüber war. Als Elisabeths Blicke durchs Zimmer flogen, bemerkte sie in einer Ecke nahe dem Eingang den jungen Jäger. Bei der Begrüßung hatte sie seine Anwesenheit vergessen, und nun erschrak sie. Der Jüngling hatte die Mütze abgenommen, und wie er so dastand, den einen Arm leicht aufgestützt, den andern, der seine Büchse hielt, ausgestreckt, trug sein Wesen solch unverkennbaren Stempel von Vornehmheit, daß Elisabeth staunen mußte, wie dieser Mann zu der einfachen, rauhen Bekleidung kam. Die Augen des Fremden schauten finster in das Treiben um sich herum.

„Vater," rief Elisabeth, „wir vergessen ja den fremden Herrn, den wir mit uns genommen haben, um seine Wunde zu pflegen." — „Bitte sehr," entgegnete der junge Mann, „die Sache ist von keinerlei Bedeutung, und ich glaube gehört zu haben, daß Richter Temple schon nach dem Arzt geschickt hat." — „Gewiß," stimmte Marmaduke bei, „ich habe mein Verschulden keineswegs vergessen." — „Allerdings, Vetter, da hast du dein Meisterstück gemacht," rief Richard belustigt dazwischen. „Einen Hirsch wolltest du erlegen und triffst statt seiner einen Menschen, der hinter einem Baume steht. Das könnte nicht einmal ich dir nachmachen." — „Sei froh, daß du nicht dies Unglück hattest," entgegnete der Richter ernst. „Ich

kann dir versichern, daß mir die Sache Sorge genug macht. Doch habe ich Hoffnung, daß alles noch zu einem guten Ende kommt, da Ihr, wie ich sehe, junger Mann, Euern Arm frei bewegen könnt." Während er dies sagte, trat der Arzt in die Halle.

Doktor Elnathan Todd war ein Mann von ungewöhnlicher Länge, aber schmalbrüstig und blaß. Er hatte sich im Laufe der Jahre einen guten Namen in Templeton erworben; vor allem verstand er sich auf die innere Heilkunde. Seine Vorbildung ließ allerdings manches zu wünschen übrig, aber die Erfahrung war vielleicht ein besserer Lehrmeister als Bücherweisheit.

Dennoch hatte ihn diesmal eine gewisse Unruhe beschlichen, als Temples Diener bei ihm erschienen war, um ihn zu bitten, daß er sogleich kommen möge, es handle sich um eine Schußwunde. Nur sehr selten hatte er während seiner vieljährigen Praxis in Templeton mit gefährlichen Wunden und ebenso selten mit gebildeten und vornehmen Menschen zu tun gehabt, und alle möglichen Vorstellungen wechselten in seinem Kopfe, während er mit seiner wohlgefüllten Instrumenten- und Arzneitasche Richter Temples Hause zuschritt.

Der Hausherr begrüßte ihn herzlich und führte ihm den jungen Mann zu. Der Arzt fühlte sich sehr erleichtert, als er sah, daß der Verwundete ein einfacher Mann aus dem Volke war, der seine Verletzung durchaus nicht schwer nahm. Nachdem Todd nicht ohne gewisse Selbstgefälligkeit den Inhalt seiner Tasche auf dem Tische ausgebreitet hatte — mit Befriedigung bemerkte er dabei, daß die zahlreichen Zangen und Messer und Messerchen ihre Wirkung auf die Umstehenden nicht verfehlten — schickte er sich an, die Wunde mit einer Nadel zu sondieren. Doch der junge Mann stieß seine Hand zur Seite und sagte kurz: „Das ist nicht nötig, Doktor, es ist kein Knochen verletzt; die Kugel ist durchs Fleisch gedrungen, sie steckt ziemlich weit außen. Sie werden sie auf meinem Rücken deutlich fühlen. Machen Sie dort einen Einschnitt, dann werden Sie sie leicht herausnehmen können." Der Arzt willfahrte dem Wunsche des Patienten. Und richtig, nachdem er in die bezeichnete Stelle eingeschnitten hatte, sah er das Blei offen liegen. Er griff nach einer seiner Zangen, um es zu fassen; da machte der Jüngling mit dem Arm eine plötzliche Bewegung und die Kugel rollte heraus. Todd war flink und geschickt genug, um sie aufzufangen, und jeder der Anwesenden glaubte, der Arzt habe mit einer selten sicheren Hand den Fremdkörper so rasch entfernt. Alle zollten seiner Kunst die größte Bewunderung. Remarkable konnte überhaupt nicht mehr fertig werden mit ihren Lobpreisungen. Richard, der dem Arzt allerlei Handreichungen getan hatte, fühlte ebenfalls keinen geringen Stolz, als habe er allein das Meisterwerk vollbracht. Noch mehr wie bisher war er von seiner Tüchtigkeit und Unersetzlichkeit in seines Vetters Haushalt überzeugt. Eben wollte sich der Arzt daran machen, die Wunde

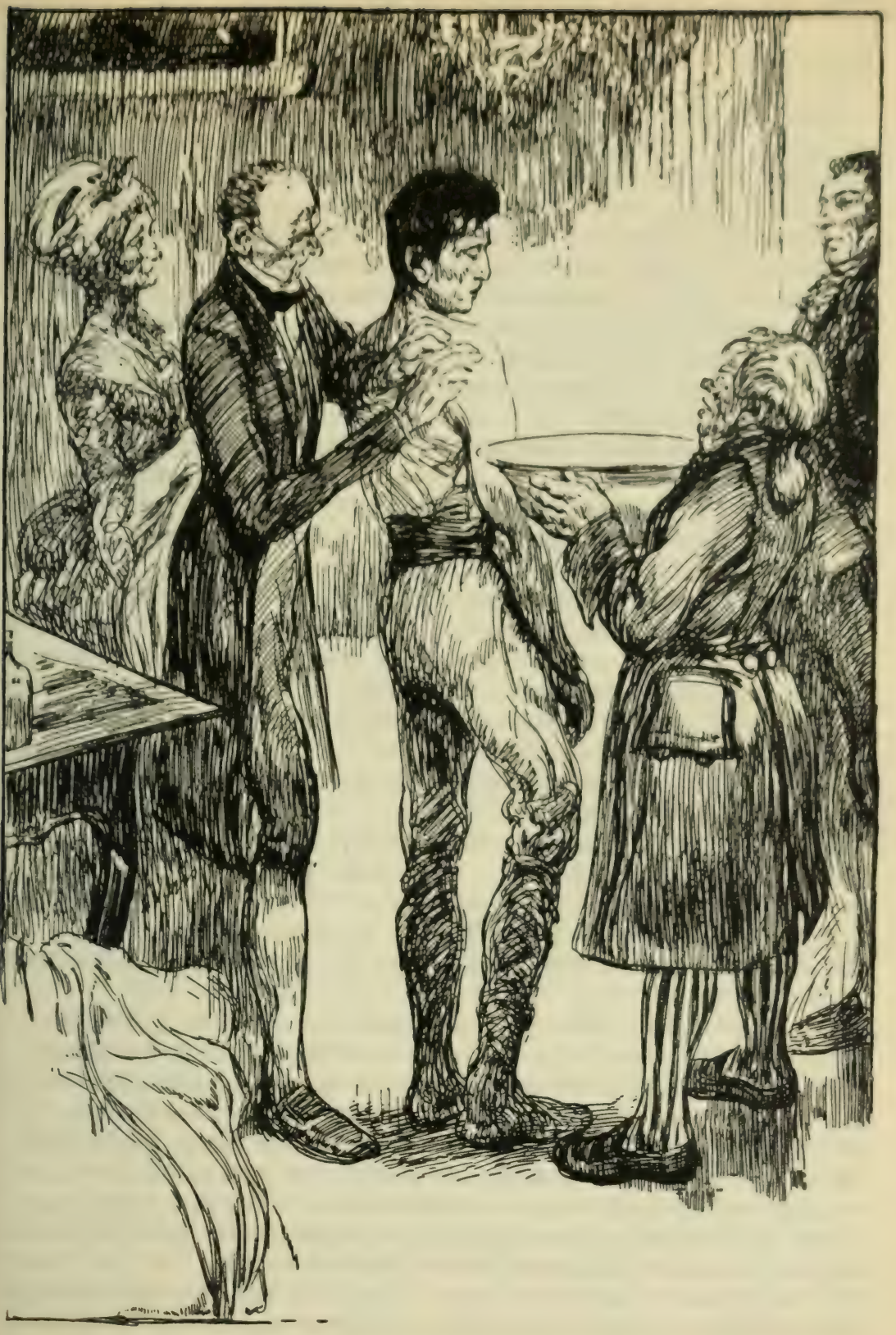
kunstgerecht zu verbinden, als der Jäger nach der Türe weisend sagte: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihren Beistand; dort aber kommt soeben einer, dem ich die weitere Behandlung anvertrauen möchte.“ Alle schauten nach der Türe, in deren Rahmen ein alter Indianer stand.

Wir erkennen ihn sofort, obwohl die Jahre nicht spurlos an ihm vorübergegangen waren. Der dort stand, war kein anderer als Chingachgook, die Große Schlange der Delawaren. Er hatte, wie wir wissen, viele Jahre im Dienste der Engländer gestanden und zusammen mit Natty Bumppo, dem Freunde seiner Jugendzeit, manchen blutigen Kampf ausgefochten. Nach dem Frieden hatten sich die beiden treuen Kameraden in die Gegend zurückgezogen, wo einst der tapfere Stamm der Mohikaner gelebt hatte, deren letzter Sohn er war. Darum hatten ihm die Ansiedler dort den Namen Mohikan gegeben; aber ihn selbst stimmte die Erinnerung an den Untergang seines Geschlechtes zu traurig, als daß er sich selbst so benannt hätte. Seit vielen Jahren war er Christ geworden, und er hatte in der Taufe den Namen John erhalten. So wurde er bald als der „Indianer John“ bekannt. Erst seit kurzem war er in die Berge um Templeton gekommen. Er wohnte in der Hütte des alten Natty und teilte dessen Brot.

Er war eine Ehrfurcht gebietende Erscheinung. Das empfand jeder, als er nun mit erhobenem Haupt langsam durch den Saal schritt. Sein langes, reiches, kohlschwarzes Haar fiel zu beiden Seiten des Kopfes nieder. Wohl hatten Runzeln sich in sein Gesicht gegraben, aber es hatte nichts von seiner früheren Würde verloren. Noch immer funkelte das dunkle Auge, und wenn er den Mund öffnete, so wurde eine lückenlose Reihe weißer, gleichmäßiger Zähne sichtbar. Zum Schutze gegen die Kälte hatte er eine Decke über die Schulter gelegt, die um die Hüften mittelst eines Riemens zusammengehalten war. Als er sie fallen ließ, wurde sein nackter, schön gebauter Oberkörper sichtbar. Ein Lederriemen hing ihm vom Halse herab, an dem eine Medaille mit dem Bildnis Washingtons hing, der einzige Schmuck der narbenbedeckten Brust. In der Hand trug er ein weidengeflochtenes Körbchen.

Er schritt, ohne die übrigen eines Blickes noch eines Wortes zu würdigen, auf den jungen Jäger zu und beschaute die Wunde. Dann blickte er den Richter an, und dieser las den stummen Vorwurf, der aus dem Blicke sprach. Betroffen ergriff er die Hand des Indianers und sagte herzlich: „Sei willkommen, John, in meinem Hause; dieser junge Mann hat so großes Vertrauen in deine Kunst, daß er lieber von dir als von unserem bewährten Freund, dem Doktor Todd, behandelt sein möchte.“

„Die Bleichgesichter lieben das Blut nicht, und doch ward der junge Adler verwundet von einer Hand, die niemandem ein Leid tun sollte,“ entgegnete Chingachgook in fließendem Englisch, das aber durch manchen Gaumenlaut doch die Abstammung des Sprechenden verriet. „Mohi-



kaner," rief Temple erschrocken, „du wirst doch nicht glauben, ich habe diesen Jüngling absichtlich verletzt!"

„Der böse Geist überfällt manchmal auch ein gutes Herz; doch wenn du es sagst, so bist du unschuldig; ich weiß, mein Bruder lügt nicht!" antwortete Chingachgook und ergriff die dargebotene Hand. Dann machte er sich an seine Aufgabe, wobei wiederum Richard tat, als ob er unentbehrlich sei. John legte geriebene Baumrinde auf die Wunde, nachdem er sie mit einem Kräutersaft benetzt hatte; dann überließ er es dem Alleskönner Richard, die Wunde kunstgerecht zu verbinden. Nachdem sich der Verletzte angekleidet hatte, sagte er höflich aber kurz: „Nun, meine Herren, brauche ich Ihre Geduld nicht länger in Anspruch zu nehmen. Ich möchte gehen; doch vorher müssen wir uns wegen des Hirsches einig geworden sein, Richter Temple."

„Der Hirsch ist dein," erwiderte dieser. „Doch ist der Hirsch nicht die schwerste Schuld, in der ich bei dir stehe. Komme morgen wieder, junger Mann, dann wollen wir alles erledigen. Elisabeth, laß dem Jäger ein Abendessen richten und dann soll Aggy ihn nach Hause bringen." — „Ich danke Euch für Eure Freundlichkeit," erwiderte der Jüngling, „doch leider kann ich Euch nicht verlassen, ohne einen Teil des Wildbrets mit mir zu nehmen; ich sagte Euch schon, daß ich es nötig brauche."

„Gut," mischte sich nun Richard in das Gespräch. „Der Richter wird Euch das ganze Tier bezahlen. Remarkable wird es zerlegen und Euch morgen das Tier mitsamt dem Felle wieder mitgeben; nur den Ziemer werden wir behalten." — „Es tut mir leid," erwiderte der Fremde hartnäckig, „gerade den Ziemer kann ich Euch nicht abtreten; den muß ich haben." — „Muß?" wiederholte Richard. — „Ja, m u ß," lautete die bestimmte Antwort; „das heißt, wenn ich, der ich das Tier erlegte, gesetzlich ein Anrecht darauf habe." — „Das hast du," antwortete der Richter ein wenig gekränkt; „nimm also den ganzen Hirsch. Aber ich möchte nun noch deinen Namen wissen, ehe wir uns trennen; morgen hoffe ich dann dich wiederzusehen, um den Schaden, den ich dir zugefügt habe, vergüten zu können."

„Ich heiße Oliver Edwards," entgegnete der Fremde. „Wir werden uns nun wahrscheinlich öfter begegnen, denn ich wohne in der Nachbarschaft und habe keinen Grund, mich zu verbergen, da ich niemanden etwas zuleid getan habe." — „Aber wir haben Euch etwas zuleide getan," ergriff Elisabeth das Wort, „und Ihr würdet meinen Vater sehr kränken, wenn Ihr ihm keine Gelegenheit geben würdet, sein Unrecht gut zu machen." — „So werde ich also morgen wiederkommen," sagte der junge Mann, indem er, betroffen von dem Vorwurf, den Blick senkte. „Und jetzt werde ich zum Zeichen der Versöhnung Euren Schlitten benutzen." — „Du sprichst von Versöhnung?" sagte der Richter. „Ich habe dich ohne jede böse Absicht verletzt, das weißt du doch; also werden wir auch keiner Versöhnung

bedürfen." — „Vergib uns unsre Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldigern," bemerkte der Geistliche.

Oliver Edwards schwieg einen Augenblick betroffen. Dann flog sein trotziger Blick über die Anwesenden. Er verbeugte sich kurz und ging.

„Ein eigenartiger Junge ist er," sagte Temple, „aber laßt uns nun zum Essen gehen."

Chingachgook verließ mit der Gesellschaft die Halle; aber während jene sich in den Speisesaal begaben, suchte er seine Hütte auf.

Das Speisezimmer war mit ähnlichen Möbelstücken ausgestattet wie die Halle: alles massiv und groß, aber nirgends herrschte Einheitlichkeit. Der mächtige Tisch konnte kaum die Fülle der Speisen tragen, die Remarkable zu Ehren ihrer jungen Herrin aufgetragen hatte. Das Tischgerät war wertvoll und schön, und mit größtem Behagen ließen sich alle nieder. Major Hartmann verleugnete seine Abstammung durchaus nicht, sondern sprach wie ein guter Deutscher eifrig den mancherlei Gerichten zu. Im Kamin loderte ein mächtiges Feuer und verbreitete eine behagliche Wärme; doch hatte der Hausherr mit Stirnrunzeln wahrgenommen, daß man dabei das wertvolle Holz des Zuckerahorns nicht schonte. Er sprach Richard darüber seine Mißbilligung aus; doch dieser meinte, um die Heimkehr seines Bäschens zu feiern, müsse man von allen Dingen das beste nehmen.

Man war so eifrig mit der Mahlzeit beschäftigt, daß kein zusammenhängendes Gespräch entstand. Schließlich sagte der Richter, indem er seinen Teller zurückschob: „Richard, sage mir, weißt du etwas von dem jungen Menschen, den ich unglücklicherweise verletzt habe?" — „Ich weiß nur das eine, Vetter," antwortete dieser lachend, „daß er es versteht, einen Bock zu erlegen, und zwar besser versteht, wie ein bestimmter Jemand. Aber mit Pferden kann er nicht umgehen, von denen soll er seine Finger lieber lassen." — „Das will ich durchaus nicht behaupten," entgegnete Marmaduke, „er hat Euch vom sicheren Tod errettet, und in diesem Augenblick hätte er mit den Pferden gar nichts Besseres tun können. Meinst du nicht auch, Elisabeth?" — „Gewiß, Vater," antwortete das junge Mädchen, während ihr eine tiefe Röte in die Wangen stieg, „mir kam er sehr geschickt und tapfer vor." — „Ja, er ist ein tapferer Junge," pflichtete der Major bei, „und solange ich noch am Leben bin, werde ich sorgen, daß er nichts entbehren muß."

„Das laß meine Sache sein," sagte der Richter, „ich stehe doppelt in seiner Schuld. Wer mag er nur sein? Zu Natty Bumppos Verwandschaft kann er kaum gehören. Er scheint trotz seiner groben Kleidung aus gebildeten Kreisen zu stammen, denn er spricht ein tadelloses Englisch. Fanden Sie das nicht auch, Monsieur Le Quoi?" — „Oh certainement, er ferr gute spricht die englisch Sprack."

„Ihr macht viel zu viel Aufhebens um den Burschen," warf Richard

verdrießlich ein. „Er ist ein ganz gewöhnlicher Bauernlümmel, und dazu noch recht anmaßend." — „Da kann ich dir nicht beistimmen, Richard," erwiderte Temple, „er hat ein sehr gutes Benehmen, obschon er nicht gerade liebenswürdig war. Was hältst du von ihm, Lissy?" — „Ich habe mir kein Urteil über ihn gebildet," entgegnete diese; er tat mir leid, denn er hatte Schmerzen an seiner Wunde; doch Benjamin weiß scheint's noch mehr von ihm."

Dieser, welcher die Herrschaften beim Essen bediente, hatte schon lange auf eine Aufforderung zum Reden gewartet. Nun platzte er sogleich mit seinem Wissen los. „Ich habe ihn schon einige Male in Natty Bumppos Begleitung gesehen; er geht mit diesem in die Wälder zum Jagen und lebt auch in seiner Hütte. Lederstrumpf hat vor wenigen Tagen erst im Dorf erzählt, daß seine Büchse fast nie ihr Ziel verfehle. Vor drei Wochen sah man ihn zum erstenmal in unserer Gegend. Da kam er mit dem Alten ins Dorf und brachte das Fell eines erlegten Wolfes als Geschenk ins Herrenhaus." Der Redefluß des Dieners wurde plötzlich durch ein Glockenzeichen, gleich dem Geläute einer Schiffsglocke, unterbrochen. Der Geistliche sprach ein kurzes Dankgebet, dann erhoben sich alle, um den Abendgottesdienst zu besuchen.

Richter Temple hatte nicht immer in diesem Wohlstand gelebt, wie ihn sein Haus, dessen Einrichtung und seine ganze Umgebung verrieten. Es hatte eine Zeit gegeben, wo es fraglich war, ob der hochbegabte, tatendurstige Knabe eine bessere Erziehung würde erhalten können, als sie die gewöhnlichen Volksschulen des Staates Pennsylvanien den Söhnen seiner vermögenslosen Bürger übermitteln konnte. Doch seinem Vater schon war es gelungen, durch einige günstige Abschlüsse den Weg empor einzuschlagen. Auf der höheren Schule zu Philadelphia hatte sich der junge Marmaduke mit dem Sohne eines sehr reichen Offiziers befreundet. Zwar wäre der alte Effingham von dieser Neigung seines einzigen Sohnes weniger erbaut gewesen, denn Temple stammte aus Quäkerkreisen, und diese waren dem alten Soldaten in den Tod zuwider. Sie hatten durch ihre christliche Friedensliebe ihm beinahe einen Sieg über die Franzosen und Indianer vereitelt. Das hatte er ihnen nie verziehen. Doch der junge Effingham war klug genug, um seinem Vater von seiner Freundschaft mit Marmaduke Temple nur soviel mitzuteilen, als ihm geraten schien. Nachdem er zu seines Vaters Zufriedenheit eine junge, vornehme Dame als Gattin heimgeführt hatte, übergab der greise Offizier seinem Sohne sein ganzes Vermögen. Dieser war darauf bedacht, es zu vermehren, und ging mit seinem Freunde eine geheime Verbindung ein. Er überließ ihm seine Papiere. Temple eröffnete nun mit großer Umsicht und viel Geschick ein Handelshaus, das dank seines unermüdlichen Fleißes bald erblühte.

Temple galt vor der Welt als der alleinige Besitzer; aber die Hälfte seines Gewinnes zahlte er dem Freunde aus, mit dessen Geld er wirt-

schaftete. Dann brach der Krieg der nordamerikanischen Kolonien gegen das englische Mutterland aus, der die beiden bis dahin so innig verbundenen Freunde trennen sollte. Natur und Erziehung mußten sie in verschiedene Lager drängen. Effingham trat in das Regiment seines Vaters ein und focht für die Sache des Königs. Temple aber neigte sich auf die Seite des Volkes. Zwar wurde er nie Soldat, aber er verwaltete mehrere politische Ämter. Das Geld seines Freundes und sein dazu erworbenes Vermögen hatte er sogleich bei Ausbruch des Krieges in Sicherheit gebracht. Als dann später die Güter der „Königlichen" unter den Hammer kamen, erwarb sich Temple zu niederen Preisen weite Länderstrecken, deren Urbarmachung und Besiedlung er fortan zu seiner Lebensaufgabe machte. Seine Unternehmungen gediehen, sein Vermögen wuchs. Sein zutrauenerweckender, gerader Charakter erwarben ihm die Achtung aller, die mit ihm zu tun hatten, und so kam es, daß man ihn einstimmig zum Richter erwählte, nachdem die Landschaft, in der seine Besitzungen lagen, volkreich genug zu einer selbständigen Verwaltung geworden waren.

Bald galt er für den tüchtigsten Richter der neubesiedelten Länderstrecken. Templeton wuchs unter seiner Leitung heran, so daß, wie wir schon erwähnten, Elisabeth nach vierjähriger Abwesenheit die Stätte ihrer Kindheit kaum wieder erkannte. Man hatte eine „Akademie", das heißt eine Bildungsstätte für die Jugend errichtet, ebenfalls ein Kunstwerk des unermüdlichen Richard Jones und Heram Doolittles. Auch eine Kirche war im Bau begriffen, aber einstweilen konnte man sich durchaus nicht einigen, welcher Richtung der vielverzweigten Kirche der Vereinigten Staaten sie angehören sollte. Darum kämpften die Vertreter der einzelnen Parteien und Sekten heimlich aber erbittert, und Mister Grant, der seit kurzem die religiösen Bedürfnisse Templetons zu befriedigen hatte, hatte keinen leichten Standpunkt; denn Anhänger aller Richtungen waren in Templeton ansässig. Doch Grant verstand es, das Einigende sämtlicher Bekenntnisse immer in den Vordergrund seiner Gottesdienste zu stellen, so daß jeder etwas für sich darin finden konnte.

So war auch heute der große Saal der Akademie fast ganz gefüllt, als die letzten verspäteten Besucher des Abendgottesdienstes erschienen. Es war Mohikan, der mit Lederstrumpf und dem jungen Jäger den Saal betrat. Auf seinen geräuschlosen Mokassins schritt er bis zu der vordersten Reihe und setzte sich auf den freien Platz neben dem Richter. In eine Decke gehüllt, die teilweise sogar sein Gesicht verbarg, lauschte er mit regungsloser Aufmerksamkeit den Worten des Redners. Lederstrumpf ließ sich auf einem Balkenende nieder; die Lange Büchse, seine unzertrennliche Begleiterin, hielt er zwischen den Knien, sein Gesicht aber hatte einen unzufriedenen Ausdruck. Der junge Jäger setzte sich mitten unter die Gemeinde.

Elisabeth fiel während des Gottesdienstes ein junges Mädchen auf, das

nicht weit von ihr kniete und mit großer Andacht dem Gottesdienste folgte. Die ganze Erscheinung hatte für sie etwas ungemein Anziehendes; es lag eine große Lieblichkeit über dem jungen Geschöpf, deren Reiz durch einen Zug von Schwermut und Schüchternheit noch erhöht wurde. Immer wieder mußte sie nach der Knienden blicken. Um so erfreuter war sie, als nach Beendigung des Gottesdienstes Mister Grant auf sie zutrat und das junge Mädchen ihr zuführend dieses als seine Tochter vorstellte. Elisabeth begrüßte die Schüchterne aufs herzlichste und lud sie ein, recht oft zu ihr zu kommen.

Dann machte sich der Richter mit den Seinen auf den Heimweg. Nun waren außer dem Geistlichen und seiner Tochter nur noch die drei Zuletztgekommenen anwesend.

Erst jetzt erhob sich der Indianer von seinem Sitz, schritt würdevoll auf den Geistlichen zu und sprach feierlich: „Mein Vater, ich danke Euch. Der Große Geist hat die Worte vernommen, die gesprochen wurden, und er freuet sich ihrer. Wenn der Große Geist Chingachgook über die Seen und Berge führen wird, seinem Stamme nach, dann wird Chingachgook seinem Volke die Worte sagen, die er gehört hat, und sie werden ihm glauben; denn nie hat Mohikan gelogen!"

„So möge Gottes Gnade mit ihm sein," sagte Herr Grant, dem das starke Selbstbewußtsein des Indianers nicht gefallen wollte. Dann aber trat er auf den jungen Jäger zu, dessen Aufmerksamkeit während des Gottesdienstes ihm angenehm aufgefallen war. Herzlich hieß er ihn willkommen. Noch einmal dankte er ihm für seine Hilfe vor dem unfehlbaren Absturz und lud dann alle drei ein, ihm in seine Wohnung zu folgen. Lederstrumpf lehnte sehr bestimmt ab; aber der Indianer und der Jüngling ließen sich überreden, ihm zu folgen.

In dem einfach eingerichteten, aber behaglichen Wohnzimmer loderte ein mächtiges Kaminfeuer. Die Glut erhellte den Raum, so daß das Kerzenlicht, das Louisa, des Geistlichen Tochter, sofort entzündete, unnötig gewesen wäre. Die vier Heimgekehrten ließen sich am Feuer nieder, und bald entspann sich ein Gespräch unter ihnen. Die Stunden verrannen und zuletzt benutzte Grant die Gelegenheit, um auf eine Beobachtung zurückzukommen, die er am Abend im Hause des Richters gemacht hatte.

„Junger Mann," redete er den Jäger an, „ich habe heute an Ihnen eine Feindseligkeit gegen Richter Temple bemerkt, die nicht zu Ihrem Verhalten während des Gottesdienstes paßt. Warum tragen Sie dem Manne es so schwer nach, daß er Sie, wie Sie doch wissen, unabsichtlich verletzt hat? Das geziemt Ihnen als einem Jünger Christi nicht."

Statt des Angeredeten erwiderte Chingachgook, und seine dunklen Augen glänzten, während er sprach: „Mein Vater spricht weise und gut, und seine Rede ist die Rede eines weißen Mannes. Aber in den Adern

des jungen Adlers fließt das rote Blut eines Häuptlings der Delawaren. Es ist Blut geflossen, und es kann nur mit Blut gesühnt werden."

„John, John," rief der Geistliche erschrocken vor der ausbrechenden Wildheit des sonst so gemessenen Indianers, „ist das die Religion, welche die mährischen Brüder dich gelehrt haben, und zu der du dich nun bekennst?" John schüttelte als Antwort stumm den Kopf, aber das unheimliche Feuer in seinen Augen erlosch allmählich.

Grant wandte sich wieder an den Jüngling: „Es mag sein, daß Sie ererbtes, rachsüchtiges Blut in den Adern haben, aber Ihre Erziehung und Ihre Religion haben Sie gewiß gelehrt, zu verzeihen. Ihr Arm wird bald geheilt sein!" — „Mein Arm?" rief der junge Mann mit ungezügelter Leidenschaft. „Glauben Sie, meines Armes wegen würde ich dem Richter zürnen? Nein, nein, daran denke ich nicht mehr; aber ich hasse diesen Mann, der mit unbezähmbarer, schlauer Gier an sich reißt, was anderen gehört, der nur sich selber kennt, dem nur *sein* Recht, sein Gesetz etwas gilt, und der die langjährigen Rechte und Ansprüche anderer mit Füßen tritt. Der Wolf ist nicht gieriger auf seine Beute, als dieser Mann nach Gold, und listiger ist er als eine Schlange."

„Halten Sie ein, junger Mann," rief der Geistliche. Sie versündigen sich. Die großen politischen Umwälzungen, der Sturz des Königs, die Niederlage seiner Waffen haben Richter Temple das Recht gegeben, sich Ländereien zu erwerben, die vordem anderen gehörten. Es mag sein, daß der, der das Blut der Delawaren in sich spürt, diesen Boden als sein Eigentum ansprechen kann. Aber Richter Temple tat nichts anderes, als was ein ganzes Volk tut, dem das Glück hold war. Bedenken Sie dies, dann wird es Ihnen leichter werden, Ihre Leidenschaften zu zügeln."

Der junge Mann schwieg, während Chingachgook feierlich sagte: „Mein Vater möge seine Augen erheben. Der ganze Umkreis des Landes, das er vom höchsten Hügel überblickt, gehörte einst dem Stamme der Delawaren. Das Recht des jungen Adlers ist stark." Bei diesen Worten erhob er sich und wandte sich zum Gehen, auch der Jüngling stand auf. Sie verabschiedeten sich herzlich, und lange schauten Grant und seine Tochter den Davonschreitenden nach.

Der Jüngling schlug den Weg zu Natty's Hütte ein, der Indianer aber ging mit raschen Schritten ins Dorf zurück.

Die meisten der anderen Kirchgänger hatten sich inzwischen in dem besuchtesten Gasthaus Templetons „im kühnen Dragoner" eingefunden, um dort den üblichen Weihnachtspunsch zu sich zu nehmen. Unter der Türe der Wirtsstube traf der Indianer mit den Herren aus dem Richterhaus zusammen. Gemeinsam betraten sie den weiten Raum, dessen Bänke und Tische schon fast ganz besetzt waren. Marmaduke wurde allerseits mit Zeichen der Hochachtung begrüßt, und sofort war er in ein Gespräch ver-

wickelt, dessen Gegenstand die neu genehmigten Gesetze des Parlaments zur Schonung der Wälder und Tiere war.

Lederstrumpf, der allein auf einem Balken in der Nähe des Feuers saß, hatte aufmerksam zugehört. Plötzlich lachte er höhnisch auf: „Glaubt doch nicht, Richter," rief er, „daß Ihr mit Euren Gesetzen das Wild vor dem Aussterben schützt. Es hat eine Zeit gegeben, wo man hier von Gesetzen nichts wußte, und doch hatte ich damals das Zehnfache meiner jetzigen Jagdbeute. Nein, nein, nicht die Jäger haben das Wild vertrieben aus den Wäldern, sondern die Farmer mit ihren Gesetzen."

Der Richter achtete des Vorwurfs nicht, den diese Worte für ihn enthielten. Kannte er doch den alten Mann gut genug, um zu wissen, daß ein redliches Herz hinter der rauhen Außenseite schlug. Auch konnte er den Kummer des Jägers ganz gut verstehen. Geschickt lenkte er darum das Gespräch auf die französische Revolution und die zuchtlose Herrschaft der Jakobiner. Im übrigen sorgte Richard Jones dafür, daß die Heiterkeit die Oberhand behielt. Er trank dem Mohikaner fleißig zu und freute sich, daß bei diesem schon nach dem ersten Glas der Branntwein seine Wirkung tat. Seine Umgebung ganz vergessend, summte er einen jener eigenartigen Gesänge seines Volkes in eintönigen Gaumenlauten vor sich hin, wobei er den Körper im Takt mitbewegte. Ab und zu hob sich seine Stimme plötzlich zu hohen Tönen und sank gleich darauf wieder in die früheren zitternden Laute hinab.

Indessen sprachen die andern ruhig weiter, bis allmählich der Indianer seine Stimme so laut erhob, daß er alle andern übertönte. Da rief Lederstrumpf ihm zu: „Häuptling, was singst du von den Schlachten deines Volkes und von den Taten, die du einst getan? Stehe auf und rede von den Rechten des jungen Adlers, der im Elend des Tages wartet, bis er nehmen kann, was sein ist."

Chingachgook erhob sich und ging taumelnden Schrittes auf den Jäger zu. Sein Auge wurde wild und seine Finger suchten seinen Tomahawk an seinem Gürtel; doch Lederstrumpf faßte seinen Arm und sagte: „Du sollst kein Blut vergießen, John."

Die Augen des Indianers verloren das wilde Feuer; sein Blick fiel auf das frischgefüllte Glas, das Richard ihm hingestellt; ein Grinsen zog über sein Gesicht; er tastete danach mit beiden Händen, hob es zum Munde und leerte es auf einen Zug. Dann fiel er schwer auf die Bank nieder und blieb reglos liegen.

„Der Mann ist abgetan für heute," rief Richard, „kommt, Hollister, bereitet ihm eine Streu in Eurer Scheune und laßt ihn dort schlafen." Der Wirt tat, wie ihm geheißen ward; mit Richards Hilfe trug er den Schlafenden hinaus. Das Gelage aber dauerte fort, bis der Morgen hereinbrach.

Inzwischen hatten im Herrenhause Benjamin und Miß Pettibone auch

ihre Weihnachtsfeier abgehalten. Elisabeth hatte sich frühzeitig zurückgezogen und Remarkable mußte ihrem Ärger über die junge Herrin, die für sie recht zur Unzeit ins väterliche Haus zurückgekehrt war, Luft machen. Nachdem sie sich durch etliche Gläser Wein, die ihr Benjamin gefüllt hatte, Mut gemacht hatte, fing sie an, über den eingebildeten, hochmütigen Fratz loszuziehen. Doch da kam sie bei Herrn Benjamin übel an. Er ließ nichts auf die junge Herrin kommen, und Remarkable Pettibone verließ ihn schließlich im höchsten Zorn mit allerhand Kosenamen wie Bär, Vieh u. a. auf den empörten Lippen. Benjamin aber sank auf einen Sessel, wo ihn die Heimkehrenden aus tiefem Schlaf emporschreckten.

Das Truthahnschießen

Der Morgen war schon ziemlich vorgerückt, als Elisabeth nach sanft durchschlafener Nacht das Herrenhaus verließ, um der alten Heimat mit all den vertrauten Ecken und Winkeln ihren ersten Besuch abzustatten. Sie hatte sich erst einige Schritte vom Hause entfernt, als die Stimme ihres Vetters hinter ihr drein rief: „Fröhliche Weihnachten, Lissy, frohe Weihnachten! Siehst du, ich habe dir den Gruß abgewonnen! Ja, ja, mir kommt keiner zuvor im ganzen Haus. Wenn du noch einen Augenblick wartest, komme ich mit dir; niemand kann dir die Neuerungen und Veränderungen im Dorf besser zeigen als ich, denn alle entspringen meinem Kopf. Nur einen Augenblick!“

Elisabeth nickte lächelnd zum Fenster hinauf, von dem nun Richards noch mit einer Schlafmütze bedeckter Kopf eiligst verschwand. Sie trat noch einmal ins Haus zurück, und als sie gleich darauf mit einem weißen,

versiegelten Päckchen wieder erschien, trat auch schon Richard fertig angekleidet auf sie zu. Er schob ihren Arm in den seinigen und rief Agamemnon zu, indem er ihm einen Dollar zuwarf: „Paß auf, Aggy, wann die Herren aufstehen! Sollte ich noch nicht zurück sein, so laufe mir nach und hole mich." Dann verließ er mit Elisabeth das Haus. „Duke mag ein ganz guter Kerl sein," sagte er im Gehen, „aber einen Fehler hat er, er will immer und überall der erste sein, und er denkt nicht daran, daß andere Leute doch auch — —"

„Bst," unterbrach ihn das Mädchen, „du hast keinen Grund, über meinen Vater etwas anderes als Gutes zu reden, Vetter. Wenn du wüßtest, was für ein Weihnachtsgeschenk er mir hier für dich gegeben hat, dann würdest du dich schämen, ein ungutes Wort über ihn gesagt zu haben!"

„Ein Weihnachtsgeschenk für mich!" rief Richard, überrascht stehen bleibend. „Was mag das sein?" — „Du wirst es kaum erraten, aber sicher wird es dich freuen! Hier nimm und lies!" Ungeduldig riß Richard die Hülle von dem versiegelten Paket; als er sie entfernt hatte, hielt er ein Schriftstück, das mit Wappen und Siegel versehen war, in den Händen und las: Herr Richard Jones, Hochwohlgeboren, Scheriff der Grafschaft! „Was?" rief er in höchster Erregung. „Ich, Richard Jones, Scheriff der Grafschaft? Das ist ja herrlich! Das ist einfach prächtig! Duke, das hast du gut gemacht; das danke ich dir! Da hast du den rechten Mann gefunden zur Vollziehung der richterlichen Gewalt. Ich werde das Amt gut ausfüllen, davon kann er überzeugt sein." Indessen waren die beiden bis an den Rand des Dorfes gekommen. „Ich werde für Gerechtigkeit sorgen!" rief Richard. „Doch was höre ich dort hinter dem Busch ein eigenartiges Flüstern und Ziscleln, vielleicht gar eine Verschwörung? Wir wollen leise hinzutreten und lauschen."

„Nein," wehrte Elisabeth, „es geziemt sich uns nicht, fremde Gespräche zu belauschen." „Und doch ist es meine Pflicht, kraft dieses Dokumentes," versicherte der neue Amtsrichter eifrig. Er zog die Widerstrebende zu dem Busch, aus dem gedämpfte Stimmen herüber drangen. Schon beim Herantreten erkannten sie die drei Waldbewohner Lederstrumpf, John und den jungen Jäger, die eifrig miteinander verhandelten. Sie hörten, wie Lederstrumpf eben sagte: „Auf alle Fälle müssen wir den Truthahn haben. Zwar mir wäre ein Bärenschinken lieber, doch der Geschmack ist verschieden. Aber ich habe all mein Geld bis auf diesen Schilling für Pulver ausgegeben, und wenn Ihr nichts habt, können wir nur einen Schuß tun. Billy Kirby aber will den Truthahn bei dem Preisschießen auch gewinnen, und er ist kein schlechter Schütze. John soll den Schuß tun. Er ist ruhig, während mein Arm in der letzten Zeit leicht zittert, wenn ich erregt bin wie jetzt. Was meinst du, Junge?" „Ich habe auch noch einen Schilling; der und meine Büchse sind mein ganzer Reichtum!"

„John soll schießen, er wird am sichersten treffen," wiederholte Lederstrumpf. Doch John schüttelte traurig den Kopf. „Als John jung war," sagte er, „da schoß er so sicher, daß der Adler sich hinter den Wolken verbarg über seinem Wigwam. Aber nun: seht meine Hände zittern, doch nicht vom Alter. Wann ist ein Delaware alt mit siebzig Jahren? Nein, jene Hände zittern vom Branntwein, den die weißen Männer ihm zu trinken gaben." — „Warum nimmst du ihn?" rief Oliver heftig. „Warum machst du, ein Edler, dich zum Tiere?" „Du hast recht," erwiderte der Indianer traurig, „John ist ein Tier geworden. Die weißen Männer brachten Fässer mit; in ihnen war der böse Geist. Ihre Zahl war groß, und John wurde ein Tier." — „Vergib mir, Häuptling," rief der junge Mann reuig, als er die Traurigkeit des Indianers sah, „vergib mir! Denke daran, daß ich Blut von deinem Stamm in meinen Adern habe und daß ich stolz darauf bin." — „Dacht' ich mir's doch," murmelte Richard

verächtlich, „daß der Kerl Indianerblut in sich trägt; doch ich will ihm noch einen Schilling geben, denn Billy Kirby ist ein guter Schütze."

„Nein, nein," wehrte Elisabeth, „Geld darfst du ihm keines geben; es würde ihn kränken, und er würde es auch gar nicht annehmen. Laß mich nur machen!" Wohl brummte Richard noch vor sich hin, daß dieser Kerl froh wäre um jeden Schilling, aber er folgte doch Elisabeth, die nun um die Büsche herumging und ganz entschlossen auf die drei Männer zutrat. „Natty," redete sie den Alten an, der über ihr plötzliches Erscheinen keine Spur von Verwunderung verriet, während Oliver verlegen seine Mütze zog, „Natty, ich habe eine große Bitte an Euch. Wie ich hörte, findet hier noch immer der alte Weihnachtsbrauch des Truthahnschießens statt. Würdet Ihr für mich einen Schuß tun? Ich habe große Freude an solchen Dingen!" Ohne ein Wort zu erwidern, nahm Lederstrumpf das Geldstück in Empfang, ergriff seine Büchse, prüfte das Zündkraut und lachte leise vor sich hin. „Wenn der Vogel noch nicht abgeschossen ist, bevor ich an die Reihe komme, junge Dame," sagte er dann, „so werdet Ihr bald den schönsten Truthahn zu Euren Füßen liegen sehen."

Damit schritt er ohne weiteres auf die Stelle zu, wo die jungen Leute des Dorfes schon ziemlich zahlreich versammelt waren. Oliver und der Indianer folgten ihm. Elisabeth bemerkte wohl den erstaunten Ausdruck in dem edlen Gesicht des Fremden, während sie an Richards Arm langsam dem Schießplatz zuschritt.

Das Truthahnschießen war ein alter Weihnachtsbrauch, den die Ansiedler, wie so manchen anderen, in die neuen Niederlassungen mitgebracht hatten. Auf dem Festplatz, einem freien Schneefeld, hatten sich schon zwanzig bis dreißig junge Leute versammelt, die sich an dem Preisschießen beteiligen wollten. Außerdem war die gesamte männliche Schuljugend anwesend, die, die Hände in den Hosentaschen vergraben, mit dem Ausdruck größter Wichtigkeit den Vorgängen zuschaute und den prahlerischen Worten der Schützen lauschte. „Wenn ich mal groß bin," dachte wohl ein jeder von ihnen, „dann werde ich den besten Schuß tun," und sie bedauerten schon im voraus den schwarzen Eigentümer des erlegten Truthahns, der durch sie solch große Verluste erleiden würde.

Denn gewöhnlich war es ein Neger, der sich durch die Aufzucht von Truthühnern sein kärgliches Brot erwarb. Jeder, der sich an dem Schießen beteiligen wollte, mußte sich das Recht hierzu durch einen gewissen Einsatz erkaufen, dessen Höhe je nach der Güte des Tieres mit dem Neger vorher vereinbart wurde. Eine ganze Reihe von Schützen versuchte ihr Heil mit mehr oder weniger Glück. Meist trafen die Kugeln das ausgesetzte Tier nicht, und bei jedem fehlgegangenen Schuß wußte der Neger sich vor Freude kaum zu fassen.

Nun aber wurde ein wertvolleres Tier als Zielscheibe ausgewählt und der hohe Einsatz von einem Schilling festgesetzt. Als erster Bewerber um

dieses Prachtstück meldete sich Billy Kirby, von dem Lederstrumpf mit seinen Gefährten gesprochen hatte.

Billy Kirby war seines Zeichens Holzfäller. Zu diesem Beruf mochte ihn vor allem seine ungeheure Körperkraft bestimmt haben, neben dem gewiß nicht unwichtigen Umstand, daß die Arbeit des Holzfällers sehr gut bezahlt wurde. Und in diesem Punkt nahm Billy Kirby seinen Beruf besonders genau. Lieber ging er wochenlang müßig und trieb sich in den Schenken herum, als daß er eine Arbeit übernommen hätte, die nicht ganz so hoch bezahlt wurde, wie er selbst sie eingeschätzt hatte. War er aber mit dem Auftraggeber einig geworden, so konnte man ihn andern Tags in den Wald marschieren sehen mit weitausholenden Schritten, den Tragkorb auf dem Rücken, Axt und Büchse über der Schulter, laut ein Liedchen pfeifend. Hatte er die Stelle erreicht, die er ausroden sollte, so umschritt er erst sein Arbeitsfeld, indem er die äußersten Bäume durch einen leichten Axthieb kennzeichnete und die Schritte zählte. Dann begab er sich an die Stelle, die ihm der Mittelpunkt des ganzen Bezirks zu sein schien, suchte sich dort den gewaltigsten Baumriesen aus und entledigte sich dann der Kleidungsstücke, die ihn am tüchtigen Ausholen hinderten. Darauf nahm er den nötigen Abstand von seinem Opfer und nun ertönte Schlag auf Schlag. Immer tiefer drang bei jedem Hieb die Axt ins Mark des Todgeweihten, und es währte nicht lange, so stürzte der Baum mit donnerähnlichem Krachen zu Boden, in seinem Sturze die Äste der Nächststehenden mit sich niederreißend. Dann trat er zum nächsten; wieder erdröhnten die wuchtigen Schläge durch den Wald, und wieder stürzte der Gefällte nieder. So ging es fort tage-, wochen-, ja monatelang, mit kurzen Unterbrechungen zum Essen und während der Nacht. Unermüdlich arbeitete der herkulische Mann, bis die Sonne den urbar gemachten Raum mit ihrem Licht erfüllte und die Arbeit getan war. Dann ordnete er das gefällte Holz zu Haufen, zündete den Stoß an, und während die Flammen weithin den Ort seiner Tätigkeit beleuchteten, schritt er singend und pfeifend zutal, wie ein Sieger nach beendigter Schlacht.

Dann aber entschädigte er sich selbst für die Anstrengung der vergangenen Zeit, indem er wochenlang sich in den Gaststuben der Wirtshäuser umhertrieb, große Reden führte und sich an allen Volksbelustigungen, vor allem an Schießereien, beteiligte. Als Schütze hatte er sich bald einen guten Namen erworben, und Natty Bumppo war der einzige, den man über ihn stellte. Sein höchster Ehrgeiz war es, diesen Widersacher zu übertreffen. Im Grunde war er gutmütig, aber er tat herausfordernd und frech, um dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Er hatte dem Neger schon seinen Einsatz gegeben, als Lederstrumpf mit seinen Begleitern auf dem Festplatz erschien. Der Vogel war an einem mächtigen Fichtenstumpf angebunden, der nach vorn zu einer kreisrunden Scheibe abgesägt war. Bis an den Hals war das Tier im Schnee be-

graben, nur der oberste Teil des Halses und der rote Kopf schauten heraus. Der Schütze mußte das Tier an den aus dem Schnee ragenden Teilen treffen, wenn er gewinnen und den Vogel als Preis erhalten wollte. Ging der Schuß in den Schnee, so blieb der Truthahn im Besitz des Negers, der gar nicht weit davon im Schnee saß und mit fieberhafter Aufregung den Erfolg der einzelnen Schüsse beobachtete.

Billy Kirby stand schon schußbereit; da traten Elisabeth und Richard herzu. Der vornehme, ungewohnte Besuch ließ für kurze Zeit die allgemeine Heiterkeit verstummen. Als man aber an Elisabeths lachenden Augen sah, daß sie auch an dem Vergnügen teilnehmen wollte, kehrte die vorige frohe Stimmung sogleich zurück, wennschon jeder bemüht war, sich einer etwas feineren Ausdrucksweise zu bedienen.

„Macht Platz, ihr Buben," rief der Holzfäller, während er sich schußbereit machte. „Geht aus dem Weg, ihr Rangen, sonst kriegt ihr auch noch etwas auf den Pelz! — Brom, Nigger, paß auf! Nimm Abschied von deinem Truthahn!"

„Halt," rief nun Oliver, „ich will mich auch bewerben. Hier, Neger, ist dein Schilling!" — „Erst komme ich," rief Kirby zurück, „und Ihr mögt sehen, was Euch für Euren Schilling übrig bleibt. Ihr müßt viel Geld haben, wenn Ihr für einen Schuß bezahlen wollt, den Ihr nie machen werdet."

„Was geht das Euch an, wieviel Geld ich in der Tasche habe," rief der Jäger hochmütig zurück. „Hier ist mein Schilling, Brom, und ich mache Anspruch auf einen Schuß!" — „Ihr seid Eurer Sache allzu sicher!" spottete der Holzfäller, indem er seinen Flintenstein befestigte. „Man sagt doch, Ihr hättet eine Wunde in der linken Schulter. Da sollte Euch Brom einen kürzeren Abstand bewilligen; heißt das, wenn ich mich auf so etwas einließe, was ich nämlich nicht zu tun gedenke." — „Habt Euch nur nicht so wichtig, Billy Kirby," sagte Lederstrumpf, indem er den Kolben seiner Büchse auf den Schnee stieß. „Ihr habt auch nur einen Schuß, und wenn der Junge sein Ziel verfehlt, was mich bei seinem kranken Arm nicht wundern würde, so kommt vor Euch noch ein anderer an die Reihe, der auch schon manchen guten Schuß getan. Wohl ist mein Arm nicht mehr so sicher wie einst, aber die Entfernung ist nicht groß für eine lange Büchse."

„Was, alter Lederstrumpf, Ihr seid auch schon munter? Doch, ich habe den ersten Schuß und wenn Ihr diesen Truthahn heute verspeisen wolltet, mag Euch heute abend der Magen knurren!"

Der Holzfäller hob nun langsam die Büchse; der Neger beobachtete ihn mit sichtbarer Aufregung. Als jener abdrücken wollte, schrie er ihm zu: „Errlich Spiel, errlich Spiel, Billy Kirby, ein Schritt zurück, errlich sein auch mit armen Nigger. Dreh den Kopf, Puter, merrkste nich, wie er auf dich zielt? Holla, Puter!" Mit diesen Zurufen hoffte er den Schützen unsicher zu machen; aber an Billy Kirbys Nerven glitten sie ab. Er ließ

sich nicht aus seiner Ruhe bringen, zielte mit größter Bedachtsamkeit und drückte endlich los. Der Kopf des Vogels duckte sich, seine Schwingen bewegten sich, doch gleich setzte er sich wieder ruhig nieder, als sei nichts geschehen. Der Neger untersuchte unterdes die Scheibe, alles wartete mit Spannung, dann verkündigte ein schallendes Gelächter des Schwarzen, daß der Schuß fehlgegangen. Im Übermaß des Glückes schlug Brom im Schnee einen Purzelbaum nach dem andern.

„Nun komme ich an die Reihe," sagte der Jäger. „Brom, tretet von der Scheibe weg, laßt mich mein Glück versuchen." — „Junge, dein Geld ist verloren," rief Lederstrumpf, „ein Truthahnhals und -kopf ist ein kleines Ziel für einen, der es nicht gewohnt ist und obendrein durch die Verwundung gehemmt wird. Du ließest besser mich schießen!" — „Nichts da, Natty, der zweite Schuß gehört mir," entgegnete Oliver mit Bestimmtheit, „macht Platz, daß ich zielen kann!" — „Junge, du zitterst ja," warf noch einmal Lederstrumpf dazwischen. „Du bist zu aufgeregt und deine Wunde schwächt dich. Du schießest gewiß nicht so gut wie sonst. Ziele wenigstens kurz und drücke gleich los!" — „Nichts da, nichts da," schrie der Neger, „immer errlich mit die arme Nigger. Lederstrumpf, nix geben Rat dem jungen Mann! Laßt ihn schießen wie er mag! Platz gemacht!"

Der Jüngling feuerte; der Truthahn nahm gar keine Notiz von dem Schuß. Es zeigte sich, daß nicht einmal der Baumstumpf getroffen war. Im Angesicht des jungen Jägers wechselte jähe Röte mit tiefer Blässe, und Elisabeth, die seine Erregung bemerkte, wunderte sich, daß er von solch einer geringfügigen Sache sich so leidenschaftlich hinreißen ließ.

Doch nun trat Lederstrumpf auf den Plan, und der Neger hatte darum nicht Zeit, sich über den zweiten Fehlschuß zu freuen. Seine Aufregung erreichte den Höhepunkt, und die schwarze Haut seines Gesichts nahm eine gelbgraue Farbe an. Seine Nasenlöcher weiteten sich, seine Hände krampften sich in den Schnee. Lederstrumpf stand völlig gelassen. Bedachtsam entfernte er das Schutzleder vom Hahn seiner Büchse, trat mit dem rechten Fuß zurück, streckte den linken mit der Büchse und zielte. Alles lauschte, aber in dem Augenblick, wo man den Knall erwartete, vernahm man nur ein leises Knacken.

„Abgeschnappt! abgeschnappt!" jubelte der Neger. Wie ein Wahnsinniger schnellte er empor und stürzte auf seinen Vogel zu, den er küßte und streichelte. „Abgeschnappt ist so gut wie geschossen! Hurra! Hurra! Natty Bumppo hat den Schuß verfehlt!" — „Natty Bumppo wird aber dich, Neger, nicht verfehlen, wenn du nicht still bist und zur Seite gehst, damit ich noch einmal zielen kann," rief Lederstrumpf ärgerlich. „Das ist ja Unsinn, daß ein Versagen des Hahns als Schuß gelten soll!" — „Errlich, immer errlich, Lederstrumpf, auch mit arme Nigger!" schrie dieser. „Jedermann wird mir recht geben. Massa Jones, Miß Temple sollen sagen, ob abschnappen nicht für Schuß gilt!"

„Er hat recht," mischte sich der Holzfäller dazwischen, „hierzulande gilt ein Versagen für einen Schuß. Wenn Ihr noch einmal schießen wollt, Lederstrumpf, müßt Ihr ihm wieder einen Schilling zahlen. Doch vorher komme ich an die Reihe. Hier ist mein Schilling, und nun Platz gemacht!" — „Ihr müßt mir allerdings sagen, Billy Kirby, was hierzuland Brauch ist. Wer von uns beiden wohnt denn schon länger hier? Ihr oder ich? Ihr seid erst mit den Ansiedlern gekommen auf einem Ochsenwagen, aber ich kam längst vor dem Kriege mit Mokassins an den Füßen und meiner Büchse über der Schulter, und habe hier mein Wild geschossen, lange bevor Ihr an diese Gegend dachtet."

„Massa Jone soll sagen," sagte der Neger, dem es bei dem Wortwechsel ungemütlich wurde. „Massa Jone weiß alles!" Richard schmeichelte diese Berufung auf seinen Urteilsspruch nicht wenig; so konnte er ja hier gleich seines neuerworbenen Amtes walten. Er trat in die Mitte und begann: „Es scheint hier eine Meinungsverschiedenheit vorzuliegen, ob Nathanael Bumppo das Recht hat, noch einmal auf Abraham Freeborns Truthahn zu schießen, nachdem beim ersten Abdrücken sein Gewehr versagte, ohne einen zweiten Schilling an den Besitzer des Truthahns zu entrichten. Da die Entscheidung eines gleichartigen Falles meines Wissens nach weder mündlich noch schriftlich festgelegt ist, müssen wir unser Urteil nach einem ähnlichen Sachverhalt bilden, und das ist meines Erachtens bei einem Duell. Bei einem Duell aber gilt tatsächlich ein Versager für einen Schuß. Darum, Nathanael Bumppo, bin ich der Meinung, daß auch Ihr Euren Schuß verloren habt und einen zweiten Schilling entrichten müßt, wenn Ihr nochmals nach dem Truthahn schießen wollt."

„Hurra, Hurra!" schrie der Neger voll ausgelassener Freude über den für ihn so günstigen Bescheid. Die andern erhoben auch keinen Einspruch, nur Lederstrumpf meinte, er wolle auch das Urteil der jungen Dame hören, da er bei den Indianern erfahren habe, daß die Weiber oft die weisesten Urteile fällten.

„Dann muß auch ich Euch diesmal verurteilen," sagte Elisabeth; „aber ich will die Einlage für Euern zweiten Schuß gerne übernehmen, wenn mir Brom nicht für einen Dollar den Vogel überläßt." Doch davon wollte niemand etwas wissen, nicht einmal der Neger stimmte dem letzten Vorschlag zu.

Inzwischen betrat der Holzfäller den Schießstand, während Lederstrumpf zur Seite trat und darüber brummte, daß man nicht mal mehr einen ordentlichen Feuerstein mehr kaufen könne bei diesem fremden, neueingewanderten Volk.

Billy Kirby nahm indessen die Sache auch genau. Er zielte lange und sorgfältig. Es herrschte ringsum lautlose Stille, aber als endlich der Schuß fiel, verkündigte des Negers lautes Freudengeheul gleich allen, daß das Ziel nicht getroffen war. Der Holzfäller ließ seinen Ärger über den Mißerfolg

an dem Schwarzen aus. „Halte doch deinen Schnabel, du schwarzer Teufel," schrie er zornig. „Niemand kann einen Truthahnkopf auf solch eine Entfernung treffen! Ich war ein Narr, daß ich mich mit dir einließ, du Krähe!"

„Nur ruhig, Billy Kirby," rief nun Lederstrumpf, „ich habe in meinen besseren Jahren noch andere Schüsse getan als diesen; doch ich will Euch jetzt gleich zeigen, daß ich immer noch ein wenig zielen kann; gebt die Bahn frei!" — „Vielleicht hat ein anderer noch vor uns ein Recht auf den nächsten Schuß, Lederstrumpf," sagte Elisabeth, indem sie den jungen Jäger fragend anblickte. „Wenn mir diese Rücksicht gilt," entgegnete dieser, „dann muß ich erklären, daß ich mich nicht mehr beteilige. Ich sehe, daß mein Arm heute zu schwach ist."

Nun trat Lederstrumpf wieder an den Stand. Mit einer Sorgfalt, die er nur in ganz seltenen Fällen geübt hatte, machte er sich zum Schusse bereit. Dreimal hob er die Büchse und dreimal ließ er sie sinken. Erst beim viertenmal schoß er. Der Rauch und die Erschütterung ließen das Ergebnis nicht sofort erkennen, aber das bekannte lautlose Lachen des alten Mannes und die Art, wie er den Kolben seines Gewehrs in den Schnee stieß und von neuem lud, verrieten denen, die ihn beobachteten, daß er diesmal Sieger war. Die Knaben eilten zu der Scheibe und kamen gleich darauf mit dem Truthahn zurück, dessen Kopf nur noch an einem Hautfetzen baumelte.

„Legt das Tier der Dame dort zu Füßen," rief er den Knaben zu, „ich habe in ihrem Auftrag geschossen." Elisabeth nickte dem alten Schützen freundlich und voll Anerkennung zu; dann wandte sie sich mit der ganzen Anmut ihres Wesens an den jungen Jäger und sagte: „Wollt Ihr den Vogel als kleine Entschädigung annehmen, Herr Oliver, dafür, daß Eure Wunde Euch am glücklichen Schuß hinderte? Ich wollte nur gerne Lederstrumpfs Geschicklichkeit, die ich so oft schon rühmen hörte, selbst mitansehen."

In Olivers Gesicht kämpften die widerstreitendsten Gefühle. Sein Stolz bäumte sich gegen das Geschenk der jungen Dame auf, aber die Liebenswürdigkeit, mit der es ihm geboten wurde, verhinderten ihn doch, es abzuweisen. Er verbeugte sich stumm und hob das Tier auf. Elisabeth reichte dem Neger eine Silbermünze zum Ersatz für den Verlust des Vogels, dann wandte sie sich zu Richard, um mit ihm nach Hause zurückzukehren. „Noch einen Augenblick, Bäschen," flüsterte dieser ihr zu. Dann wandte er sich an die Versammlung und sagte laut: „Hört, Leute! Wie ich gesehen habe, liegen bei dieser Belustigung einige Unklarheiten vor, die beseitigt werden müssen. Darum schlage ich euch vor, einen Ausschuß zu wählen, der morgen zu mir kommen soll, damit ich —" In diesem Augenblick fühlte er einen leichten Schlag auf der Schulter. Unwirsch über diese Unterbrechung wandte er sich um und blickte in Richter Temples lachendes Gesicht: „Frohe Weihnachten, Dickchen!" rief er ihm zu. „Ich bewundere deinen guten Geschmack, der dich verleitet hat, eine Dame hieher zu führen."

„Es war ihr eigener Wille, Duke," verteidigte sich Richard, indem er sich bemühte, seine Enttäuschung über den abgewonnenen Weihnachtsgruß nicht merken zu lassen. „Übrigens bin ich der Meinung, Richter, daß derartige Belustigungen verboten werden sollten; denn erstens sind sie gefährlich, zum andern grausam." — „Das steht ja nun ganz bei deinem Dafürhalten," antwortete dieser, und auf das Päckchen in seiner Hand weisend, fügte er hinzu: „Elisabeth hat sich ihres Auftrags ja schon erledigt." — „Ach Duke, lieber Vetter," rief der neuernannte Scheriff nun fröhlich, „wie danke ich dir für deine Empfehlung beim Gouverneur; und ich verspreche dir, daß ich fernerhin ganz der Deine bin. Aber laß dir einen Rat geben: Auf den jungen Menschen müssen wir ein strenges Auge halten; er zeigt eine bedenkliche Vorliebe für Truthühner." — „Überlaß ihn nur mir, Dickchen, ich werde ihn davon heilen, indem ich ihm einen einträglichen Posten geben werde. Laß mich mit ihm sprechen."

Mit diesen Worten schritt er auf den jungen Mann zu, der, auf seine Büchse gelehnt, finster auf den toten Vogel zu seinen Füßen schaute. Lederstrumpf und der Indianer standen neben ihm und unterhielten sich in delawarischer Sprache. „Herr Edwards," redete der Richter diesen an, „ich habe Sie gestern leider verwundet. Nun ist es mir eine große Freude, daß ich Ihnen dafür eine kleine Entschädigung bieten kann. Mein Vetter Jones hat ein neues Amt übertragen bekommen; dadurch ist es ihm nicht mehr möglich, allen seinen bisherigen Geschäften nachzukommen. Wollten Sie an seine Stelle treten und die Schreibarbeiten, die mein Beruf mit sich bringt, statt seiner übernehmen?"

Oliver Edwards war bei der Anrede des Richters heftig aufgefahren, dann hatte er seine Erregung niedergezwungen; aber er hörte die Aufforderung mit einem Ausdruck im Gesicht an, der nur allzu deutlich seinen Widerwillen verriet. Endlich sagte er: „Ich danke Euch, Richter Temple, für Euer Anerbieten. Ich verhehle Euch auch nicht, daß ich es gerne annehmen würde, denn ich bin ernstlich darauf angewiesen, mir meinen Unterhalt zu verdienen; meine Armut und meine Not sind noch größer, als es Euch, nach meinem Äußeren zu urteilen, scheinen mag. Aber ich habe noch andere, sehr wichtige Geschäfte. Ich fürchte, daß mir dafür keine Zeit mehr bleibt, wenn ich Ihr Anerbieten annehme. Darum will ich darauf verzichten und wie bisher von dem leben, was meine Büchse mir verschafft."

„Du tust nicht wohl daran, junger Freund, wenn du das unstete Leben eines Waldläufers und Jägers einem geordneten, regelmäßigen Berufe vorziehst," antwortete der Richter. „Du wirst dabei viele Enttäuschungen haben. Man sieht dir an, daß du eine gute Erziehung genossen hast. Alles, was du bis dahin lerntest, wird dir verloren gehen, und nach und nach wirst du herabsinken und dein wahres Heil vergessen."

„Nein, nein, Richter," widersprach ihm Lederstrumpf, „das dürft Ihr

nicht so kurzweg sagen. Ich habe fast mein ganzes Leben in den Wäldern zugebracht; aber nimmer könnt Ihr mir nachsagen, daß ich kein rechtschaffener Mann geblieben bin." — „Ihr seid eine Ausnahme, Lederstrumpf; Ihr könnt den jungen Mann mit Euch nicht vergleichen. Er ist nicht aus Eurem Schrot und Korn; er wird sich bei diesem Leben in Bälde aufreiben. Ich bitte dich noch einmal, junger Mann, komme in mein

Haus, wenigstens bis deine Schulter geheilt ist. Meine Tochter wird dich herzlich aufnehmen."

„Gewiß," pflichtete Elisabeth lebhaft bei, „jeder Unglückliche ist uns willkommen, doppelt aber Ihr, den wir durch unser Verschulden in solch mißliche Lage brachten." — „Ja, und Truthähne sollst du auch bei uns zu essen bekommen," fügte Richard mit gutmütigem Spott hinzu.

Der Jüngling kämpfte sichtlich mit sich selbst. Einesteils schien ihm das Anerbieten sehr verlockend; dann aber verdüsterten sich seine Züge wieder, und irgend ein unerklärlicher Grund hielt ihn vom freudigen Zugreifen zurück.

Chingachgook hatte mit Aufmerksamkeit dem Gespräch zugehört. Nun

trat er näher hinzu und sprach mit der Würde eines Häuptlings: „Mein Sohn, höre auf die Worte deines Vaters. Der junge Adler und der große Landhäuptling mögen miteinander essen; sie mögen ohne Furcht nebeneinander schlafen. Die Kinder von Miquon lieben kein Blut, sie reden die Wahrheit. Ein Delaware und ein Mingo sind Feinde, sie können nicht zusammen wohnen. Aber der junge Adler und der Landhäuptling sind Brüder; sie sind eines Stammes, sie haben die gleichen Väter. Lerne warten, mein Sohn, du bist ein Delaware, ein Delaware kann sich gedulden."

Die Worte des Häuptlings machten tiefen Eindruck auf den Jüngling; er sträubte sich nicht länger und nahm den Vorschlag des Richters an mit der Bedingung, daß jeder den Vertrag lösen könne, wenn es ihm gefiele. Dieser Vorbehalt mußte auf den Richter und die Seinen einen merkwürdigen Eindruck machen. Und während sie nun dem Hause zuschritten, sprachen sie über die sonderbar schroffe Zurückhaltung des jungen Mannes, die sie sich nicht erklären konnten.

Die drei Waldläufer hatten indessen ebenfalls den Heimweg angetreten. Sie schwiegen alle. Erst als Lederstrumpfs Hütte schon sichtbar war, rief der junge Mann mit einem tiefen Seufzer: „Wer hätte das vor einem Monat geglaubt! Nun muß ich dieses Mannes Diener werden, der der größte Feind meines Hauses ist. Sein Brot soll ich essen, unter seinem Dache schlafen! Warum tue ich es? Weil die Not mich zwingt. Aber keinen Tag länger werde ich bleiben, als unbedingt nötig ist."

„Warum klagst du?" fragte Mohikan. „Ist er ein Mingo, daß du ihm feind bist? Warte, mein Sohn, bis der große Geist die Zeit reifen läßt!"

„Ich verstehe den Jungen, John," sagte Lederstrumpf. „Ich traue den glatten Zungen nicht. Mit ihren neuen Gesetzen haben sie die ganze Gegend verändert. Mit schönen Worten haben die Weißen den Eingeborenen alles Land abgeschwatzt. Ich sage das, obgleich ich selbst ein Weißer bin!"

„Ich werde mich fügen, weil ich muß!" sagte Oliver. „Ich werde vergessen, wer ich bin, und ihm dienen. Aber nun redet nicht mehr darüber; das Opfer ist mir schwer genug!"

Schweigend setzten sie nun ihren Weg fort, bis sie die Hütte erreichten. Lederstrumpf entfernte einen Riegel, der mit großer Kunstfertigkeit vorgelegt war. Ungeheure Schneehaufen lagen längs der einen Seitenwand der Hütte, während auf der anderen ein schöner Haufen Brennholz aufgeschichtet war. Eine dünne schwarze Rauchsäule stieg aus dem Schornstein auf und kroch die Felswand empor, an die sich die Hütte lehnte. Man konnte ihre schwärzliche Spur deutlich auf dem Schnee erkennen. Sie verlor sich unter einigen mächtigen Buchenbäumen, die auf dem Felsen wurzelten, und deren tief herabhängende Äste die Hütte beschatteten.

Als die Kirchenbesucher am Nachmittag des ersten Christtages aus der Kirche traten, waren sie nicht wenig erstaunt über die Veränderung, die in den kurzen Stunden draußen vor sich gegangen war. Der Himmel war von dunklen Wolken überzogen; es regnete in Strömen, und statt der weißen Schneedecke, die vor kurzem über alle Wege und Dächer gebreitet lag, sah man nun an einzelnen Stellen schon die braune Erdkruste, rote Ziegeldächer, Gartenzäune und kahle Bäume. Aber noch erstaunter war Elisabeth, als sie am folgenden Morgen durchs Fenster blickte und nun die ganze Welt in glitzerndem Eis wie erstarrt vor ihr lag. Um Mitternacht hatte sich der Wind plötzlich gedreht, und eisiger Nordwind überzog die regennassen Gegenstände mit blankem Eis, das in der Morgensonne glitzerte und flimmerte wie Millionen weißer Kristalle. Mächtige Eiszapfen hingen von allen Dächern herab; jeder Ast, jeder Grashalm schien wie von Diamanten besetzt. Voll Bewunderung und Freude betrachtete das junge Mädchen das prächtige Landschaftsbild.

Da gewahrten sie vor der Türe des Hauses den jungen Oliver in ernstem Gespräch mit dem Richter. Auch er war kaum wiederzuerkennen. Er war fein und sorgfältig gekleidet und machte nun den Eindruck eines wohlerzogenen, gebildeten Herrn. In der Halle trafen die beiden Mädchen mit dem Richter zusammen, der seiner Tochter leise sagte: „Herr Edwards bittet uns, daß wir nicht nach seiner Vergangenheit fragen; sicherlich hat er einst bessere Tage gesehen und will daran nicht erinnert sein." — „Da ist es gut, daß ich nicht neugierig bin," lachte Elisabeth. „Ich werde ihn wie bisher behandeln, als sei er der Sohn eines großen Häuptlings. Dann brauche ich mich nicht zu verwundern, wenn er eines Tages sich mit meinen Ohrringen behängt, seine Büchse über die Schulter nimmt und ebenso geheimnisvoll und plötzlich wieder verschwindet, wie er jetzt aufgetaucht ist." Dies sagend, trat sie in das Frühstückszimmer, wo sie den jungen Fremden vorfand, der sich so sicher und fein zu benehmen wußte, als sei er nie in einer anderen Umgebung gewesen.

Man gewöhnte sich schnell an die Anwesenheit des jungen Mannes, der sich den ihm anvertrauten Geschäften mit Fleiß hingab. Die Zeit verflog rasch, denn alle im Hause hatten ihr weites Arbeitsfeld. Major Hartmann war bald nach Weihnachten abgereist; Mister Grant führte die Seelsorge oft über Land. In dieser Zeit weilte seine Tochter ganz im Herrenhaus; die beiden Mädchen hatten sich innig befreundet. In ihren freien Stunden belustigten sich die jungen Leute meist auf dem See. Sie liefen mit Vorliebe Schlittschuhe auf der spiegelblanken Fläche und ließen sich von Richard im Schlitten umherfahren. Auch Oliver Edwards nahm ab und zu an diesen Vergnügungen teil. Nach und nach hatte er seine steife Zurückhaltung verloren. Doch ein aufmerksamer Beobachter hätte trotzdem bemerken können, daß oft dunkle Schatten über der jungen Stirne lagen. Mit seinen alten Freunden in der Hütte pflegte er stets

einen regen Verkehr. Nicht selten brachte er die ganze Nacht bei ihnen zu und kehrte erst in der Morgendämmerung ins Herrenhaus zurück. Lederstrumpf dagegen kam nie und John nur sehr selten dorthin. Man wunderte sich wohl über diese nächtlichen Besuche, aber niemand im Haus sprach viel davon. Nur Richard konnte mit einer gewissen Geringschätzung sagen: „Er ist eben ein Halbwilder und kann von seinem unsteten Leben nicht lassen; immerhin benimmt er sich manierlicher, als man hätte erwarten können."

Das Sommerleben in Templeton

So verging der Winter, und gewaltige Stürme brachten Tauwetter. Hartnäckig und erbittert stritten die Jahreszeiten um die Oberherrschaft, aber endlich siegte der Lenz. Das Eis und der Schnee schmolzen, und dicker Schlamm machte die Straßen wochenlang ungangbar. In dieser Zeit bestiegen die jungen Leute fleißig ihre Pferde, und mancher schöne Ausflug in die Berge wurde unternommen. Manchmal schloß sich der Richter ihnen an; doch verband er mit solchen Ritten stets einen nützlichen Zweck. So benutzte er eine solche Gelegenheit, um Billy Kirby bei seiner Arbeit des Zuckersiedens zu besuchen. Mit Bedauern hatte er schon oft bemerkt, wie verschwenderisch und achtlos die Leute bei dieser Arbeit vorgingen, indem sie so tiefe Einschnitte in die Rinde des Zuckerahorns machten, daß sich der Baum von dieser Wunde

nicht mehr erholen konnte. Sie trafen den Holzfäller denn auch inmitten seiner Tätigkeit an. Der süße Saft wurde den Bäumen entzogen und dann in riesigen Kesseln gleich an Ort und Stelle gekocht. Billy Kirby erfreute sich auch auf diesem Gebiete seiner Tätigkeit eines guten Rufs, und des Richters Ermahnungen fielen auf fruchtbaren Boden.

Nun wollte Richard die Gesellschaft noch nach einem Punkte führen, wo man eine besonders schöne und weite Aussicht genoß. Die Waldwege waren fast alle schmal, holprig und schlüpfrig, und es gehörte schon eine gewisse Geschicklichkeit und Übung im Reiten dazu, um diese Wege mit den Pferden glücklich zu passieren. Oft war der Pfad nur an Zeichen, die die Bäume trugen, oder an Fichtenstümpfen zu erkennen. Richard führte den kleinen Zug und lenkte endlich auf eine zerfallene Brücke aus Bohlen zu, die mehrere breite Spalten hatte. Sein Pferd beschnubberte die gefährlichen Stellen und schritt dann vorsichtig und bedächtig wie ein Mensch darüber hinweg. Elisabeth aber gab ihrer Vollblutstute die Sporen, und mit einem gewaltigen Sprung setzte sie über die Lücken.

Erschrocken wandte sich ihr Vater nach ihr um. „Kind, Kind," rief er, „was machst du für mutwillige Reiterkunststücke? Die sind hierzuland nicht am Platz und könnten einen schlimmen Ausgang haben. Warte noch eine Weile, dann werden auch hier die Wege besser gemacht." — „O Vater," lachte das Mädchen, „wenn ich darauf warten will, dann kann ich meinen Sattel in die Rumpelkammer legen; denn bis wir hier ebene und bequeme Straßen bekommen, bin ich so alt, daß ich überhaupt kein Pferd mehr besteige." — „Sage das nicht, mein Kind, wenn du dich erinnertest, wie diese ganze Gegend hier noch vor fünf Jahren ausgesehen hat, dann würdest du anders reden."

„O erzähle mir, Vater, von deinem ersten Besuch in dieser Gegend. Ich würde das so gerne wieder einmal hören, denn ich weiß nur noch sehr wenig davon. Was hast du wohl gedacht, als du zum erstenmal hierherkamst?" Bei dieser Frage des jungen Mädchens ritt der junge Edwards an die Seite des Richters, und seine dunklen Augen lagen mit dem Ausdruck höchster Spannung auf dem Gesicht des Richters. Dieser sprach gerne von jenen Anfängen der Besiedelung und fing darum in behaglichem Tone an: „Ja, Elisabeth, du warst noch ein kleines Mädchen, als ich dich und deine liebe Mutter verließ, um meine neuerworbenen Besitzungen in Augenschein zu nehmen. Ich hatte in jener ersten Zeit viel mit Entbehrungen, Sorgen, Krankheit und Hunger zu kämpfen." — „Hunger, Vater?" fragte Elisabeth, „wie ist das möglich? Wir leben doch hier in einem Lande, wo alles im Überfluß vorhanden ist." — „Ja, heute mag es fast unglaublich scheinen, daß noch vor fünf Jahren die Bewohner dieser Wälder mit kärglichen Waldfrüchten, selbstgeschossenem Wild und erbeuteten Fischen ihr Dasein fristen mußten."

„O ja, Bäschen," warf Richard dazwischen, „das war allerdings eine

böse Zeit damals! Ich wurde so dünn wie ein Wiesel und bekam eine Gesichtsfarbe ähnlich einer Zitrone. Und Herr Le Quoi schrumpfte zusammen wie eine Hutzelbirne. Er hat sich bis heute noch nicht ganz von jener Schreckenszeit erholt, nicht wahr, Herr Le Quoi?" Der Franzose nickte wehmütig, und Elisabeth fragte weiter: „Warum ließet Ihr denn nicht aus den bewohnten Ländern Lebensmittel kommen?" — „Wir konnten nicht, liebes Kind," antwortete der Richter; „denn unglücklicherweise war gerade jenes Jahr ein Mißjahr, und allenthalben herrschte Not; jeden Tag trafen sogar von dort Auswanderer bei uns ein, die in unseren Tälern Nahrung zu finden hofften. Und mit der Zahl der hungrigen Mägen wuchs natürlich auch unsere Not." — „Und was tatest du, Vater, um zu helfen? Auf dir lag doch die ganze Verantwortung!" — „Ich kaufte aus den Kornspeichern Pennsylvaniens große Ladungen Weizenmehl und verteilte es unter die Leute. Dann aber geschah fast noch ein Wunder. Denn plötzlich kamen Scharen von Heringen die Windungen des Susquehanna herauf und durch den Mohawk bis zu uns. Die wurden gefangen und mit der nötigen Menge Salz ebenfalls verteilt. Von da an ging es uns besser. Ja, Lissy, das waren schlimme Zeiten, und wer die Ansiedlungen nur vom Hörensagen kennt, weiß nicht, mit wieviel Mühen und Gefahren sie gegründet worden sind. Als ich zum erstenmal in diese Berge kam, schienen sie hier nur zum Aufenthalt für wilde Tiere geeignet."

„Und warst du ganz allein, Vater?" forschte Elisabeth weiter. „Zuerst wohl; ich hatte meine Vermesser ein Stück Wegs zurückgelassen, und allein bestieg ich den höchsten Berg, um Umschau über mein Besitztum halten zu können. Da sah ich, soweit das Auge reichte, nichts als Wälder, Wälder und Wälder. Dann stieg ich hinab zum See mit einem Gefühl, das sich kaum beschreiben läßt. Da wo jetzt unser Haus steht, erhob sich damals eine mächtige Fichte. Dort ließ ich mich nieder, mein Pferd weidete, und ich verzehrte mein kärgliches Mahl. Da sah ich, mit den Blicken einer Windlichtung folgend, am gegenüberliegenden Seeufer einen dünnen Rauch aufsteigen. Mühsam bahnte ich mir den Weg zu dieser Stelle und fand eine rohgezimmerte Blockhütte."

„Lederstrumpfs Hütte," unterbrach ihn Edwards, der der Erzählung mit großer Spannung lauschte. „Ja, es war Lederstrumpfs Hütte; und als ich mich nach ihrem Bewohner umblickte, kam er gerade mit einem Hirsch beladen den Berg herabgestiegen." — „Und was sagte er? War er freundlich?" fragte Elisabeth. — „O ja," erwiderte der Richter; „er fuhr mich mit seinem Nachen über den See und zeigte mir eine Stelle, wo ich mein Pferd anbinden und während der Nacht grasen lassen konnte. Dann nahm er mich wieder mit in seine Hütte, bewirtete mich aufs beste und wies mir ein Bärenfell zum Nachtlager. Erst als er meinen Namen erfuhr und hörte, warum ich gekommen, wurde er schroff

und unfreundlich. Er wollte von den Ansiedlern durchaus nichts wissen, fühlte sich durch sie in seinen Rechten beschränkt und fürchtete vor allem für seine Jagd."

„Hattet Ihr damals den Grund und Boden schon angekauft oder wolltet Ihr die Gegend erst kennen lernen, ehe Ihr Euch darum bewarbt?" fragte Edwards. — „Ich war schon seit mehreren Jahren der rechtmäßige Besitzer und wollte nun erforschen, wo ich am besten mit der Ansiedlung beginnen sollte. Die Ansprüche der Indianer waren seit dem Krieg erloschen und die meinigen in gesetzlicher Form geregelt!" — „Daran zu zweifeln, wird wohl niemand sich erlauben," entgegnete der junge Mann mit einer eigentümlichen Schroffheit und gab seinem Tier die Sporen, um sich nicht weiter an der Unterhaltung zu beteiligen.

Bald darauf erreichte man den von Richard bezeichneten Aussichtspunkt; aber die Jahreszeit war noch zu wenig vorgeschritten, als daß man schon den vollen Genuß gehabt hätte. Man machte sich darum bald auf den Rückweg; denn am Himmel hatten sich drohende Wolken zusammengeballt. Ein Sturm schien im Anzug und schweigend und hastig ritt man heimwärts, Richard voran, ihm folgte der Franzose, dann Elisabeth und ihr Vater.

Der junge Edwards war mit Fräulein Grant, die nicht so rasch zu folgen vermochte, etwas zurückgeblieben. Plötzlich unterbrach sein lauter Schreckensruf: „Ein Baum! Ein Baum! Gebt den Pferden die Sporen!" die Stille des Waldes. Von jähem Schreck erfaßt, trieb jeder sein Pferd an, sich unwillkürlich auf den Hals seines Tieres niederduckend. Elisabeth hörte ein ihr unbekanntes Krachen und Knirschen. Mehr erstaunt als erschreckt wollte sie um sich blicken. Da erfaßte ihres Vaters Hand ihren Zügel und riß sie mit sich nach vorne. Im selben Augenblick erfolgte ein gewaltiges Sausen, ein Krachen und dann ein furchtbarer, dumpfer Schlag, daß der Boden in weitem Umkreis erzitterte. Dicht hinter ihnen war ein gewaltiger Baum quer über ihren Weg gestürzt. Mit einem raschen Blick versicherte sich der Richter, daß seine Tochter und die beiden Vorangeritten unversehrt geblieben waren; dann wandte er sich mit wahrer Todesangst nach den beiden Zurückgebliebenen um. Edwards befand sich noch jenseits des Baumes. Er hatte sich so weit wie möglich im Sattel zurückgelehnt, und seine linke Hand riß seine Zügel zurück. Mit der Rechten hatte er des Mädchens Zügel so stark zurückgezerrt, daß der Kopf von Louisas Pferd buchstäblich zwischen die Vorderbeine gedrängt war. Beide Tiere zitterten an allen Gliedern. Louisa hatte in ohnmächtigem Schreck beide Hände vors Gesicht geschlagen, als erwarte sie den tödlichen Schlag.

„Seid Ihr verletzt?" rief der Richter. — „Gottlob ganz unversehrt!" antwortete der junge Mann. „Hätte der Baum aber unten Äste gehabt, dann wäre es um uns geschehen gewesen!" Louisa wollte sich aufrichten,

aber sie wankte und wäre vom Pferde gefallen, hätte sie der junge Mann nicht in seinen Armen aufgefangen. Doch sie erholte sich rasch und setzte schleunigst den Heimweg fort; denn schon wirbelten vereinzelte Schneeflocken nieder. Als man endlich im Dorf ankam, fiel der Schnee so dicht, daß man kaum drei Schritte weit sehen konnte, und durchnäßt, durchfroren und zerzaust erreichte man das schützende Dach.

Als Louisa vom Pferde stieg und man sich trennte, drückte sie dem Jüngling herzlich die Hand und flüsterte: „Jetzt haben Sie, Herr Edwards, dem Vater die Tochter gerettet und vor kurzem der Tochter den Vater. Der Himmel lohne es Ihnen!"

Es war nicht das letztemal in diesem Jahr, daß die Erde sich in ihr weißes Kleid hüllte. Noch den ganzen April hindurch dauerte dieser Kampf der Jahreszeiten. Erst der Mai verhalf dem Frühling endgültig zur Herrschaft. Kaum war auf dem See die letzte dünne Eiskruste unter dem Einfluß der warmen Sonnenstrahlen geschwunden, da regten auch die befiederten Gäste der Lüfte ihre Schwingen.

An einem wundervollen Maienmorgen erwachten Elisabeth und Louisa an Richards lautem Ruf: „Wacht auf, ihr Langschläferinnen, und schaut zum Fenster hinaus. Wir warten nur aufs Frühstück und auf euch, um zum Taubenschießen zu gehen!" — Und in der Tat bot sich den erstaunten Blicken der Mädchen durchs Fenster ein eigenartiger Anblick. Von Süden her zogen unabsehbare Scharen der Wandertauben über den See und die Felder hin gen Norden. Dies Erscheinen der Zugvögel übte auf sämtliche Bewohner des Dorfes Templeton einen unwiderstehlichen Reiz aus. Männer, Weiber, Greise und Kinder, alles was laufen konnte, eilte auf die Felder hinaus. Jeder trug eine Waffe bei sich. Da sah man die längsten Flinten und die kleinsten Pistolen, selbst die Schleuder fehlte nicht. Weit über die ganze Lichtung hin bis in die Berge hinauf verteilten sich die Schützen.

Auch Lederstrumpf war schon da, als die Gesellschaft vom Herrenhaus draußen erschien. Er trug die lange wohlbekannte Büchse über der Schulter; seine beiden Hunde folgten ihm auf dem Fuß. Aber sein ehrliches, altes Gesicht hatte einen Ausdruck größten Mißbehagens.

Der Angriff begann; Schüsse, vereinzelt und in Salven, ertönten; mitten hinein in die dichten Schwärme flog das verderbenbringende Blei. Zu Hunderten stürzten die Getroffenen zur Erde nieder. Doch dies genügte Richards tatendurstigem Gemüt noch nicht. Das Dorf Templeton besaß eine kleine Kanone. Woher sie eigentlich stammte, wußte keines zu sagen. Sie war verrostet und unbrauchbar gewesen, als Richard sie eines Tages unter mancherlei Gerümpel ans Tageslicht gezogen hatte. Mit Benjamins Hilfe hatte er sie gereinigt und instand gesetzt, und nun hatte er schon etliche Male an festlichen Tagen ihre eherne Stimme reden lassen. Sie konnte eine pfundschwere Kugel befördern. Heute aber, als

Richard sie zum großen Jubel der gesamten Dorfjugend auf dem freien Felde auffahren ließ, wurde sie mit einer guten Ladung Schrot versehen. Dann wurde unter dem Freudengebrüll der Zuschauer das Rohr aufgerichtet. Richard setzte sich mit einer Feuerzange, die eine glühende Kohle hielt, auf einen Eichenstumpf an ihrem hinteren Ende und wartete auf einen günstigen Augenblick, um sein mörderisches Geschoß auf die ahnungslos durchziehenden Vogelscharen abzusenden.

Bei diesem Anblick konnte Lederstrumpf nicht länger an sich halten. „O schämt euch," rief er in die jauchzende Menge hinein. „Vierzig Jahre lang sah ich die Tauben im Frühling über diese Gegend fliegen, und niemand hat ihnen etwas zuleide getan. Immer war es mir eine Freude, diese Verkünder des Frühlings zu sehen! Und nun? Nun wird in sie hineingewütet, sinnlos, grausam, nur damit ihr euern Spaß habt. Aber der Herrgott wird nicht immer geduldig zusehen, wie man seine Geschöpfe hinmordet. Auch den Tauben wird einst noch ihr Recht werden! Und da ist Oliver, wie ich sehe, nicht um ein Haar besser als die andern. Feuert er doch, als hätte er Mingokrieger vor sich."

„Was brummt Ihr wieder, alter Lederstrumpf?" schrie Billy Kirby, der in seiner Nähe stand und mit toller Lust lud und schoß und wieder

lud und schoß. „Was greint Ihr wegen der paar Tauben? Hätten sie Euch so oft schon wie mir die Weizensaat abgefressen, so würdet Ihr auch bald von Eurem Mitleid lassen. Hurra, Jungens, feuert, feuert! Das geht leichter wie Truthahnschießen!“ — „Für Euch mag's besser sein, Billy Kirby,“ erwiderte Lederstrumpf, „weil Ihr's nicht fertig bringt, richtig auf ein einzelnes Tier zu zielen! Wenn Ihr Lust auf Taubenfleisch habt — je nun, die Tauben sind so gut wie andere Tiere dem Menschen zur Stillung seines Hungers erlaubt — dann schießt Euch eine oder zwei, aber nicht zwanzig, wenn Ihr nur eine essen könnt.“

„Tut Euch nur nicht gar zu viel zu gut auf Euer Glück beim Truthahnschießen, Lederstrumpf. Wenn's Euch nicht paßt, in die Menge hineinzuschießen, seht doch, dort kommt gerade ein einzelner Vogel. Holt ihn Euch doch herunter, wenn Ihr könnt!“

Statt aller Antwort nahm der alte Jäger die Büchse von der Schulter und machte sich zum Schuß bereit. Kirby aber, als er dies sah, stachelte der Ehrgeiz. Er hob schnell seine Büchse und drückte ab; aber die Taube flog unbekümmert weiter. Natty wartete ruhig, bis ihm der Vogel schußgerecht kam, und feuerte bedächtig. Die Taube überschlug sich in der Luft und stürzte mit zerschossenem Flügel in den See. Hektor und Diana sprangen ihr nach in das Wasser und legten nach wenigen Minuten die Taube noch lebend ihrem Herrn zu Füßen. Dieser hob sie gelassen auf und steckte sie ein. Doch die Kunde von dem Meisterschuß hatte sich rasch verbreitet, und alles kam herzugerannt, um Näheres davon zu hören. „Ist's möglich, Natty?“ rief der junge Edwards. „Habt Ihr wirklich eine einzelne Taube mit Eurer Büchse geschossen?“ — „Was ist dies denn so Wunderbares?“ entgegnete der Alte. „Früher habe ich oft eine Möve getroffen im Augenblick, wo sie niedertauchte. Der Mensch hat kein Recht, so sündhaft zu morden, das kann der Wille des Schöpfers nicht sein. Ihr wißt, Herr Oliver, wozu ich meinen Vogel brauche, und da ich ihn nun habe, gehe ich; denn ich mag den Greuel nicht länger mit ansehen.“

„Du hast recht, Natty Bumppo,“ rief der Richter, „ich meine, es ist Zeit, mit dieser Belustigung ein Ende zu machen.“ — „Macht Ihr vor allem ein Ende mit Euren sinnlosen Ausrodungen, Richter! Auch die Bäume sind Gottes Geschöpfe, und die Wälder sind da, um den Tieren eine Herberge zu sein. Doch ich will heim, ich kann die Qual der armen, wehrlosen Geschöpfe nicht mehr sehen, die einen anschauen mit Augen, als wollten sie ihren Jammer dem Himmel klagen.“ Und vorsichtig, damit er nicht eines der verwundeten Tiere trete, schritt er hinweg.

Richard ließ sich durch die Worte des alten Mannes nicht in seinem Vergnügen stören. Unbekümmert um seine Vorstellungen machte er sich einen neuen Feldzugsplan zurecht, als in der Ferne ein neuer riesiger Schwarm auftauchte.

Doch der Richter hatte genug. Die Augen der noch zuckenden, hilflosen Tiere am Boden fingen an, auch ihn zu quälen. „Ich glaube, wir machen der Belustigung nun ein Ende," rief er. „Jungens, ich zahle sechs Pence für jedes Hundert Taubenköpfe. Macht euch an die Arbeit und bringt sie mir dann ins Haus." Dies Lockmittel verfehlte seine Wirkung nicht. Gleich machten sich sämtliche Buben daran, die Tauben aufzulesen und ihnen die Köpfe abzudrehen. Dann wurden in Wagen die kleinen Vogelleichen ins Dorf gebracht, denn heute, meinte Richard, könne auch das ärmste Weib nach Herzenslust Pasteten backen.

Als die milde Jahreszeit noch ein wenig weiter vorgeschritten war, kamen die Wochen, wo die Bewohner der Otsegoufer einem anderen Sport sich hingeben konnten. Der Otsego war sehr fischreich, und der wertvollste und wohlschmeckendste seiner Fische war der Barsch. Doch nur im Frühjahr und im Herbst konnte man seinem Fange nachgehen. Während des langen Winters schützte ihn die Eisdecke, und im Sommer zog er sich in die kühleren Tiefen des Sees zurück. Als die Zeit der Barschfischerei gekommen war, setzte Richard mit Feuereifer seine Fanggeräte instand und forderte seine Hausgenossen auf, sich in der nächsten dunklen Nacht an seinem Fischzug zu beteiligen. „Du mußt auch mitkommen, Bäschen," rief er Elisabeth frohlockend zu. „Du, Miß Grant und Herr Edwards. Hei, da werde ich euch zeigen, was ich für einen Fischzug mache. Tausende der stummen Geschöpfe ziehe ich auf einmal ans Land. Das ist ein ander Ding wie das stundenlange Sitzen und Warten mit der Angel, und wenn man schließlich aufzieht, hat man, wenn's gut geht, einen winzigen, armseligen Fisch."

Es dauerte nicht lange, bis ein günstiger Abend niedersank.

Als die Sonne unterging, brach der Sheriff in Begleitung Benjamins und einiger anderer Gehilfen auf. In einem Boot fuhren sie nach einer Uferstelle, die etwa eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt lag. Marmaduke ging mit den beiden Mädchen und Oliver zu Fuß dorthin. Als sie anlangten, hatte Richard schon ein mächtiges Feuer entfacht, dessen Schein weit in den See hinausfiel und die Fische anlocken sollte. Auch der Holzfäller Billy Kirby hatte sich eingefunden. Vorerst begleiteten er und Benjamin die nötigen Vorbereitungen mit prahlerischen Reden, und es war gut, daß der Richter dazwischentrat, sonst wären sie wohl in einen ernstlichen Streit ausgeartet.

Inzwischen war es völlig dunkel geworden, außer dem Lichtschein des Feuers lag alles in schwarze Nacht gehüllt. Nun war die Stunde zum Auswerfen des Fanggeräts gekommen. Unter Richards Leitung stieß das Fahrzeug vom Lande. Benjamin saß am Steuer, auch war ihm, dem ehemaligen Seefahrer, das Auswerfen des Netzes anvertraut. Billy Kirby und ein junger, kräftiger Mann führten die Ruder; einige andere standen an den Schlepptauen. Alles mußte so geräuschlos wie möglich

vor sich gehen, damit die herbeigelockten Fische nicht verscheucht würden. Bald war das Boot dem Gesichtskreis der Zuschauer entschwunden; nur hin und wieder tönte ein Kommandoruf herüber und verriet den Lauschenden, welcher Art die Tätigkeit der Fischenden war. Jetzt verkündigte ein lautes Klatschen, daß das Netz ausgeworfen worden war. Dann ertönte das Kommando zur Umkehr. Nun währte es nicht mehr lange, so vernahm man die Ruderschläge, und gleich darauf wurde das Boot sichtbar und fuhr auf dem Kies des Strandes auf. Rasch griffen alle Hände nach den Tauen, um das Netz einzuziehen. Man lachte und stellte Mutmaßungen an, ob der Fang ein lohnender war. Jetzt wälzte sich, gleich einem schweren Sack, das volle Netz heran. Die Mädchen sahen mit Staunen eine Unmenge zappelnder, sich bäumender Fische, die einmal emporschnellten, dann wieder nach unten tauchten, alle bestrebt, den Maschen des Netzes zu entkommen. „Hurra!“ rief Richard, „bald ist der Fang geborgen!“

„Zieht, Jungens, zieht; ich sehe eine Forelle, an der zwanzig Mann sich satt essen könnten!“ schrie Benjamin. „Und Tausende von Barsche,“ brüllte der Holzfäller. „Zieht Jungens, was ihr könnt.“

Mit letzter gewaltiger Kraftanstrengung wurde die reiche Beute vollends heraufgeschafft und in eine Grube geworfen, wo die Tiere bald verendeten. Nachdem sie dann zum Verteilen geordnet waren, bereitete man sich zu einem zweiten Fischzug vor.

Indessen gingen die beiden Freundinnen Arm in Arm am Ufer auf und ab. Plötzlich gewahrten sie am gegenüberliegenden Ufer, dort, wo Lederstrumpfs Hütte stand, ein anderes Feuer. Sie vermuteten, daß dort drüben ebenfalls Fischer bei ihrer Arbeit seien. Aber bald bemerkten sie, daß dies ein Irrtum war, denn der dunkle Zwischenraum zwischen dem diesseitigen Ufer und jenem Lichtschein wurde zusehends kleiner.

„Das kann nur Lederstrumpf sein,“ flüsterte Louisa ängstlich, „der da zu uns herüberkommt. Hast du, Elisabeth, von ihm nicht auch schon merkwürdige Dinge erzählen hören? Er soll in seiner Jugend mit den Indianern verbündet gewesen sein und an ihrer Seite gefochten haben.“ „Das mag leicht möglich sein,“ entgegnete die Gefragte lächelnd. „Doch was ist hierbei zu fürchten?“ — „Es ist so sonderbar, daß er seine Hütte immer verschlossen hält,“ erwiderte Louisa. „Noch keiner vom Dorf hat jemals hineingeblickt. Ja, etliche Male soll er dreiste Buben, die bei Unwetter Unterkunft bei ihm erbaten, mit Drohungen verjagt haben.“ — „Gastfreundlich scheint er allerdings gerade nicht zu sein,“ antwortete Elisabeth; „aber Herr Edwards geht doch täglich bei ihm aus und ein, und ich meine, dies kann uns genügend beruhigen, daß dort nichts Allzuschlimmes vor sich geht.“

Indessen war das Boot so nahe gekommen, daß man im Schein der Fackel deutlich Lederstrumpfs wetterharte Züge erkennen konnte. Er

stand aufrecht im Boot und hielt eine eiserne Stange in der Hand, die er von Zeit zu Zeit in die Fluten tauchte. Am hinteren Ende des Fahrzeugs erkannte man nun eine zweite Gestalt, die das Ruder führte, und bei einer Wendung beleuchtete der Feuerschein Mohikans Gesicht. Das Kanu hatte das Ufer nun erreicht, geräuschlos glitt es auf dem Sande auf.

„Kommt, Lederstrumpf!" rief Marmaduke den Ankömmlingen entgegen. „Hier liegen Fische in Menge. Nehmt Euch, soviel Ihr wollt; Ihr braucht Euch nicht mit Eurer Gabel abzumühen um ein paar Fische. Hier liegen sie und verfaulen, weil es an Mäulern fehlt, sie aufzuessen."

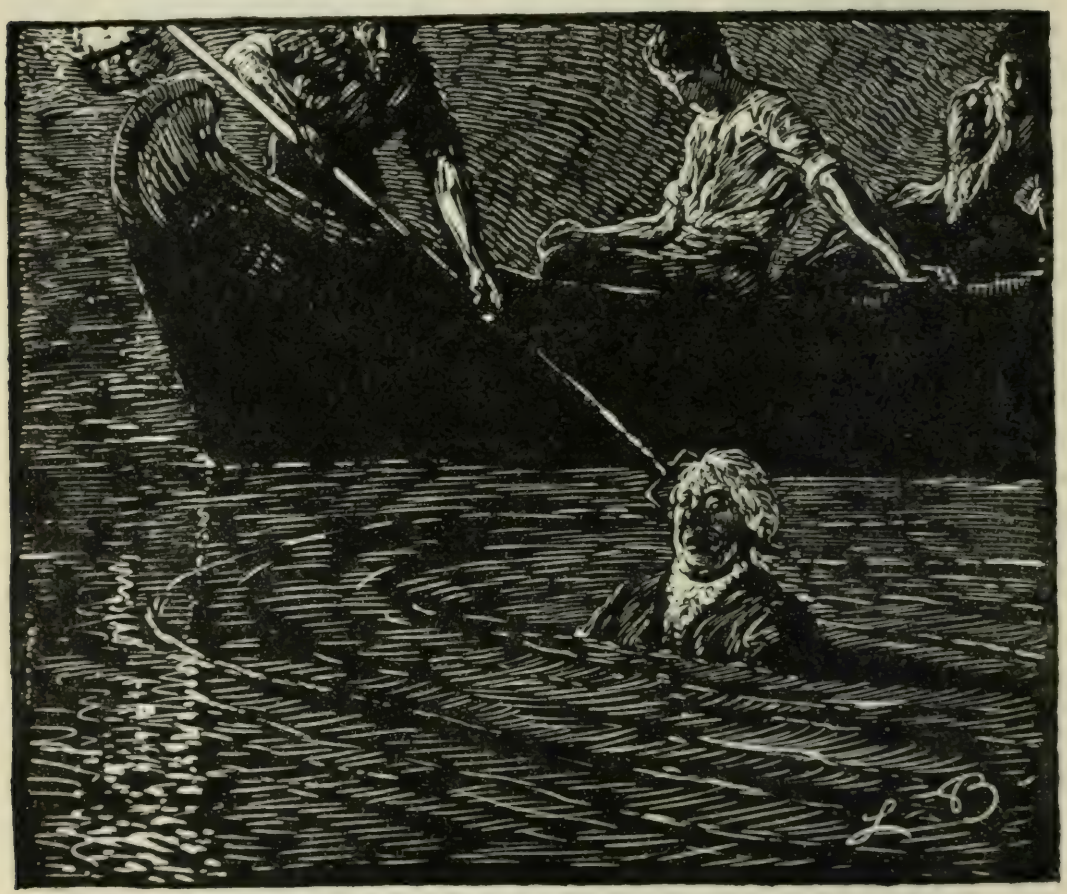
„Nein, nein, Richter," wehrte Natty, indem er mißbilligend den grauen Kopf schüttelte, „von Euern Fischen will ich nichts haben. Eine Sünde ist's und ein Jammer, wie Ihr die arme Kreatur um ihr Dasein bringt. Ich hole mir, was ich brauche, selbst." — „Ich bin ganz Eurer Meinung, Lederstrumpf, und lieb wäre es mir, wenn Ihr den Sheriff auch dazu bekehren könntet." Doch der Alte wehrte ab: „Mit Euch habe ich nichts gemein, Herr, solange Ihr den Wald so ausrodet und zerstört."

Marmaduke schwieg; er mochte den Kummer und die abweisende Art des alten Jägers verstehen, aber Richard war entrüstet, daß dieser einfache, arme Jäger dem reichen Grundherrn so unverhohlen die Meinung sagte Trotzig und unmutig rief er ihm zu: „Laß den Alten schwatzen, Duke, ich fische, so lange und soviel ich will, und damit basta. Auf, Jungens, einen neuen Zug!"

Marmaduke wußte, daß jedes weitere Wort zu einer Verständigung nutzlos wäre; darum ging er den beiden Mädchen nach, die mit Oliver Edwards sich zu Chingachgooks Kanu begeben hatten und das leichte, kunstvolle Fahrzeug bewunderten. Auch Lederstrumpf begab sich dorthin.

Edwards hatte den Damen das Fischen mit der Gabel mit so beredten Worten geschildert, daß Elisabeth große Lust verspürte, dies selbst mitanzusehen. Freundlich lud Lederstrumpf sie ein, sein Boot zu besteigen. Elisabeth folgte der Aufforderung gerne. Mohikan reichte ihr die braune, runzlige Hand, mit der ihm eigenen Anmut und sprach: „Steige ein, Tochter Miquons. Traue dem Mohikaner; sein Kopf ist alt. Der junge Adler wird auch mitfahren und seine weiße Schwester vor Schaden beschützen." Willig sprang auch Edwards in das Boot, und gleich darauf glitt es lautlos hinaus auf den See. Der helle Fackelschein leuchtete bis auf den Grund des seichten Ufers, so daß man unten die zahlreichen Fische deutlich erkennen konnte. Lederstrumpf wartete, bis er eine besonders fette Seeforelle erspähte; dann gab er Mohikan einen Wink, wohin er rudern solle. Neugierig beugte sich Elisabeth über den Rand des Fahrzeugs, da erblickte auch sie auf dem Grunde des Gewässers einen großen, stattlichen Fisch. Er schien sich nicht von der Stelle zu bewegen; nur langsam bewegten sich Flossen und Schwanz. Einmal hob er den Kopf, und es war, als staune er über das Fahrzeug, das sich ihm näherte. Als

man ihm nahe genug war, schleuderte Lederstrumpf seine Waffe hinab. Er kniete im Boote nieder und tauchte auch den Griff tief hinab in die Flut. Durch die Brechung der Strahlen getäuscht, glaubte das Mädchen, daß Lederstrumpf sein Ziel verfehlt habe; als er aber den Speer wieder heraufzog, hing an dem spitzen Widerhaken seines äußeren Endes eine große Lachsforelle. Sie wurde in das Boot geworfen, und Natty sagte befriedigt, indem er seine Beute dem Mohikaner wies: „Für heute haben wir, was wir brauchen; John, laß uns zurückkehren." Dieser nickte und wandte sein Schifflein.



Bald kamen ihnen die Netzfischer entgegen. „Zieht Euch zurück, Natty Bumppo," rief ihnen Benjamin entgegen; „Euer Licht erschreckt und verstört uns die Fische." Der Indianer bog ein wenig zur Seite, doch so, daß sie die Arbeit der Fischer wohl übersehen konnten. Da bot sich ihnen bald ein unerwartetes Schauspiel. Billy Kirby wollte sich den barschen Befehlen des Hausmeisters nicht fügen. Darüber gerieten sie in heftigen Wortwechsel, und bei einem plötzlichen unerwarteten Ruderschlag des Holzfällers stürzte Benjamin, der aufrecht am hinteren Ende gestanden, kopfüber ins Wasser. Das sah komisch aus, und alle Zuschauer brachen

zunächst in schallendes Gelächter aus. „Benjamin, Unglücksmensch," schrie Richard, „was treibt Ihr für Possen?"

„Der Kerl kann nicht schwimmen," rief der Holzfäller verächtlich und begann sich seiner Kleider zu entledigen, denn der Zappelnde sank unter. „John, schnell fahrt hin," rief Edwards, „das Licht wird uns zeigen wo er ist, dann will ich hinunter und ihn holen!" — „O rettet ihn, rettet ihn," rief Elisabeth angstvoll. John hatte die Unglücksstelle erreicht, und Elisabeth erstarrte das Blut in den Adern, als sie beim Herunterblicken deutlich ein bleiches, krampfhaft verzerrtes Gesicht und die Umrisse einer menschlichen Gestalt erkannte. Edwards machte sich bereit zum Untertauchen, aber Lederstrumpf sagte gelassen: „Laß das, Junge, ich werde ihn mit meiner Gabel heraufholen; da braucht niemand sein Leben der Gefahr aussetzen!"

Dies sagend, hatte er mit dem Haken seiner Gabel den Rockkragen des Verunglückten schon erfaßt, und langsam zog er ihn herauf. Man legte den Bewußtlosen auf den Boden des Kanus, und den vereinten Bemühungen gelang es bald, ihn ins Leben zurückzurufen. Einige Züge aus des Richters Rumflasche machte ihn bald wieder vollends munter.

„Kirby, Ihr seid der ungeschickteste Tölpel," rief er, sobald er wieder sprechen konnte, dem Holzfäller zu, „der mir je in den Weg gekommen ist. Aber Ihr, Natty Bumppo, habt mir heute einen großen Liebesdienst erwiesen, den ich Euch nie vergessen werde. Man nennt Euch zwar einen Skalpierer und Heiden, aber gleichviel, ob Ihr es seid, ich bin Euch zu großem Danke verpflichtet."

Jeder war froh, des alten Hausmeisters Stimme wieder zu vernehmen, und so konnten bei Lust und Scherz die gefangenen Fische nun verteilt werden. Billy Kirby mußte den Rest der Nacht als Hüter bei der Beute wachen. Die anderen begaben sich heimwärts; der Richter bestieg mit den Seinen das Schiff, und Lederstrumpf fuhr mit seinem treuen Gefährten wieder seiner einsamen, geheimnisvollen Hütte zu.

Die Hirschjagd

Am folgenden Morgen trat Richard, unternehmungslustig wie immer, in das Zimmer seines Vetters. Doch er erschrak, als er diesen erblickte. Er war bleich, die Augen eingefallen, und auf der sonst so heiteren Stirne lagen schwere Sorgenfalten. Er hielt einen offenen Brief aus London in der Hand, den er schweigend dem Eintretenden reichte. Was dieser darin las, ließ ihn allerdings auch nachdenklich werden. Doch außer Elisabeth erfuhr niemand im Hause den Inhalt des Schreibens. Öfters bemerkte Oliver in den nächsten Tagen Tränenspuren auf den blühenden Wangen des jungen Mädchens; aber als er in zarter Weise

nach dem Grunde ihres Kummers fragte, erhielt er nur eine ausweichende Antwort. Auch seine angebotenen Dienste wurden freundlich dankend abgelehnt. Statt dessen sah man aber in dieser Zeit häufig einen der beiden Anwälte des Dorfes im Hause des Richters aus- und eingehen. Der Juni ging darüber hin, und der Sommer mit seinen heißen Sonnenstrahlen zog über das Land, ehe die Wolken auf der Stirn des Richters sich allmählich glätteten.

An einem wundervollen Julimorgen bestiegen Marmaduke und Richard nach langer Zeit zum ersten Male wieder die Pferde. Richard steckte wieder voll neuer Pläne; er glaubte in der Nähe eine Silbermine entdeckt zu haben, die er seinem Vetter nun zeigen wollte. Am Tore trafen sie mit den beiden jungen Mädchen zusammen, die der herrliche Morgen ebenfalls in die Berge lockte. „Sei mir nicht zu waghalsig, Kind," mahnte der Richter zum Abschied; „ein Gang in unsere Wälder ist nie ganz ungefährlich." „Sei unbesorgt, Vater," rief Elisabeth fröhlich den Davonreitenden nach, „es wird uns nichts geschehen!" Sie lehnte auch Oliver Edwards höflich angebotene Begleitung mit großer Entschiedenheit ab, rief aber die große Dogge herbei und machte sich mit ihrer Freundin und diesem vierbeinigen Beschützer auf den Weg.

Oliver hatte den Mädchen nachgeschaut, bis sie verschwunden waren, dann holte er sein Angelgerät herbei und stieg zum See hinab. Dort lagen mehrere Nachen, die des Richters Eigentum waren. Er bestieg einen von ihnen und ruderte mit kräftigem Arm Lederstrumpfs Hütte zu. Dort angekommen, ließ er aus einer kleinen Pfeife einen gellenden Pfiff ertönen. Als Antwort kam ein lautes Bellen zurück, und Lederstrumpfs Hunde kamen aus ihren Hütten hervor.

„Ruhig, Hektor, ruhig, Diana!" gebot er diesen. Sie gehorchten der bekannten Stimme und krochen in ihre Hütten. Als auch auf einen zweiten Pfiff sich sonst nichts regte, ruderte Oliver vollends ans Land, zog den Nachen mit der halben Länge auf den Sand und schritt der Hütte zu. Er kannte genau die kunstvolle Schließvorrichtung, öffnete, trat ein und schloß hinter sich wieder zu. Es dauerte eine gute Viertelstunde, ehe der junge Mann wieder zum Vorschein kam. Nachdem er abermals sorgfältig die Türe verschlossen hatte, trat er auf die wedelnden Hunde zu, streichelte sie und wollte sich eben zum Gehen wenden, als Hektor die Nase hob und ein langgezogenes Geheul ausstieß.

„Was witterst du, alter Freund?" fragte der junge Jäger. „Da muß irgend etwas nicht in der Ordnung sein." Behend kletterte er über die Zweige einer umgestürzten Fichte, die neben der Hütte lag, eine kleine Anhöhe hinauf und kam eben noch recht, um einen Mann in dem nahen Gebüsch verschwinden zu sehen. Er konnte in ihm den Zimmermeister Hiram Doolittle gerade noch erkennen.

„Was hat diese alte Spürnase sich hier herumzutreiben?" sagte er

kopfschüttelnd. „Was mag er ausschnüffeln wollen?“ Er kehrte noch einmal zur Hütte zurück und befestigte noch ein Vorhängeschloß. Dann stieg er zum See hinab und ruderte hinaus. Bald bemerkte er in einiger Entfernung das ihm wohlbekannte Rindenkanu seiner beiden alten Freunde auf dem Wasser. In einigen Minuten hatte er es erreicht. Die beiden Insassen waren so emsig mit Angeln beschäftigt, daß sie ihn nur mit einem leisen Kopfnicken begrüßten, und nachdem er sein Boot an dem ihrigen befestigt hatte, warf auch er stillschweigend seine Angel aus.

Erst nach geraumer Weile fragte Lederstrumpf: „Waret Ihr im Vorüberfahren in der Hütte?“ „Ja,“ antwortete der junge Mann, „ich fand soweit alles in Ordnung; nur der Zimmermann Doolittle trieb sich in auffallender Weise hinter der Hütte herum und entfloh, als er mich gewahrte!“ — „Der Kerl gefällt mir nicht,“ brummte Lederstrumpf, „er kann sich vor Neugierde fast nicht mehr helfen. Neulich bat er mich, ihm die Hütte zu zeigen. Da ließ ich ihn bös ablaufen. Er ist ein Narr!“

„Mehr Schurke als Narr,“ sagte Oliver, „er hat den einfältigen Sheriff völlig in seiner Hand, ohne daß der es merkt!“ — „Wenn er mir wieder zu nahe kommt, schieß ich ihn einfach nieder,“ sagte Lederstrumpf. — „Das tut Ihr nicht, Natty, sonst kommt Ihr mit dem Gesetz in Widerspruch und werdet eingesperrt. Das aber wäre ein großes Unglück nicht nur für Euch, nein, für uns alle.“ — „Wäre es das?“ fragte der alte Jäger, und ein sonniges Lächeln glitt über die wetterharten Züge. Und zu dem Mohikaner gewendet fuhr er fort: „Er ist ein braver Junge und hat das rechte Blut in den Adern!“

Chingachgook nickte: „Er ist ein Delaware. Der junge Adler ist tapfer. Kein Unglück möge ihn treffen!“ — „Ach, dummes Zeug!“ rief der Jüngling, „reden wir doch von etwas anderem.“ Die beiden Alten schwiegen, und erst nach einer langen Pause sagte der Jüngling: „Wunderbar schön ist heute der See!“ Natty nickte ihm zu: „Ja, ja, mein Junge, der Otsego ist einer der herrlichsten Plätze, die ich kenne. Und ich kenne ihn seit fünfundvierzig Jahren. Aber früher, ehe ihr mit euren Gesetzen hierherkamet, da war es erst schön hier. Damals war ich ganz allein hier, und alles Wild gehörte mir. Nur ab und zu kam ein Delawarenjäger und schoß sich ein Wildbret; oder von dort hinten kamen Schotten und holten sich ein paar Fische. John hat mich oft besucht und kann's bezeugen, daß ich die Wahrheit rede.

Der Mohikaner wandte sein dunkles Gesicht ihm zu und sagte in der Sprache der Delawaren: „Das Land gehörte meinem Volke; wir gaben es Falkenauge, unserem Bruder, denn wir liebten ihn, und er rauchte mit uns bei unserem Rat.“

„Mir hätte solch einsames Leben nicht zugesagt,“ rief Oliver und ließ

die Blicke sehnsüchtig über die Berge schweifen. „Keine Seele, der man seine Freude, seinen Kummer anvertrauen konnte." — „Ich bedurfte dessen nicht," entgegnete Lederstrumpf. „Ich sage dir, Junge, wenn das Land sich mit frischem Grün überzog und das Eis im See zu schmelzen begann, da war es hier wie im Paradiese. Und ohne Marmadukes verderbliches Gold und das sogenannte Gesetz wäre es heute noch so. Doch still — —"

Er schwieg plötzlich und neigte lauschend das Ohr. Auch Chingachgook hob den Zeigefinger und horchte. Dann sagte Natty: „Wenn ich die Hunde nicht mit eigener Hand an feste Riemen gelegt hätte, so würde ich sagen, daß ich des alten Hektor Stimme im Gebirge höre. „Das kann nicht sein," widersprach Edwards. „Vor kaum einer Stunde sah ich sie ja noch fest angebunden bei der Hütte liegen."

Die beiden Alten standen noch immer lauschend, und Oliver konnte sich des Lachens nicht erwehren. „Lacht nur, Junge, lacht nur," sagte Lederstrumpf. „Es ist doch so. Die Hunde haben einen Hirsch aufgespürt und jagen ihn durch die Berge. Es wäre mir lieber, ich täuschte mich. Zwar kümmert mich des Richters Jagdverbot nur wenig; aber daß das magere Wild sich sein bißchen Fleisch noch von den Knochen läuft, wäre unnötig. Hört Ihr noch immer nichts?"

Das Gebell war nun so nahe herangekommen, daß man es deutlich von den Felsen widerhallen hörte, und Edwards mußte den alten Freunden recht geben. Es dauerte auch nicht mehr lange, da brach aus dem nahen Gehölz am Uferrand ein prachtvoller Hirsch hervor, der sich mit gewaltigem Satz ins Wasser stürzte. Ihm folgten mit lautem Gekläff Hektor und Diana. Sie stürzten sich ihm nach in die Fluten.

„Da haben wir's," rief Natty, als er der Hunde ansichtig wurde. „Das Wild hat in der Nähe der Hütte geweidet; da haben die Hunde seine Spur gewittert und, getrieben von dem ihnen angeborenen Jagdeifer, haben sie sich von den Riemen losgerissen. Doch ich muß ihnen das Handwerk legen, sonst bekomme ich's mit Richter Temple und seinen Gesetzen zu tun. Hektor, Diana! Ans Land mit euch! Hört ihr wohl? Sofort ans Land!"

Die Hunde hoben beim Klang der ihnen wohlbekannten Stimme sofort den Kopf. Doch sichtlich wurde es ihnen schwer, diesmal den verlangten Gehorsam zu leisten. Laut bellend umkreisten sie mehrmals ihr Opfer, und erst auf wiederholten Zuruf ihres Herrn schwammen sie ans Ufer und sprangen dort winselnd hin und her.

Der Hirsch war zunächst in gerader Richtung auf die Boote zugeschwommen; erst als er die Stimme von dort vernahm, wurde er der neuen Gefahr gewahr. Er wandte sich nun in schräger Richtung der Mitte des Sees zu, um ans jenseitige Ufer zu entkommen. Es war ein prächtiges Tier, und als Natty den stolzen Kopf mit dem mächtigen Ge-

weih, den schlanken und doch starken Hals, vor dem das Wasser kräuselnd sich teilte, deutlich erkennen konnte, da fuhr ihm die alte Weidmannslust durch alle Glieder. Begeistert rief er: „Seht das edle Geschöpf! Das herrliche Geweih! Kinder, ich muß ihn haben! In welchem Monat sind wir? Juli? Da muß das Fleisch schon gut sein!"

Unwillkürlich hatten seine Hände, während er so sprach, das Tau, mit welchem Edwards Boot an ihrem Kanu befestigt war, gelöst. Dann sprang er auf und rief dem alten Freunde zu: „John, hol aus, hol aus! Warum führt die Kreatur einen alten Jäger so in Versuchung?!"

Auch der Indianer war von Nattys Jagdlust schon angesteckt. Mit einem einzigen Ruderschlag brachte er das Kanu dem Hirsch bedenklich nahe. Lederstrumpf ergriff seine Büchse, schüttete Pulver auf die Pfanne und hob sie empor. Doch gleich ließ er sie wieder sinken und rief: „Nein, nein, ich will nicht schießen; unser Vorteil ist zu groß. Aber fangen wollen wir den Bock; John, hörst du?" Dieser war sofort damit einverstanden. Beide waren so voll Jagdbegierde, daß sie der Mahnungen, die Edwards ihnen nachrief, gar nicht achteten. „Laßt ab, Natty, laßt ab!" rief der junge Mann, während er eifrig den alten Freunden nachruderte. „Ihr wißt, es ist Schonzeit, und Richter Temple bestraft jeden aufs schwerste, der sie bricht!"

Die beiden Alten hörten nicht, und als Edwards sah, daß seine Warnungen fruchtlos blieben, vergaß auch er sein Bedenken und schloß sich der Verfolgung des edlen Wildes an.

Mittlerweile war das Kanu dem Hirsch ganz nahe gekommen. „Nimm deinen Speer, Falkenauge," rief Chingachgook, „und wirf!" Natty tat so. Er führte stets, wenn es möglich war, all sein Jagdgerät mit sich; denn oft schon hatte irgendein unvorhergesehener Zwischenfall seine ersten Pläne durchkreuzt und ihn tage-, ja wochenlang aufgehalten. Er warf den Speer, aber im selben Augenblick machte der Hirsch eine Wendung mit dem Kopf, und die Waffe sauste zwischen den Spitzen des Geweihs hindurch und verschwand im Wasser. John ruderte ihr nach, und als sie wieder auftauchte, fing Lederstrumpf sie auf. Der Mohikaner wendete sogleich den Kahn, und von neuem jagten sie hinter dem Hirsche her.

Edwards war inzwischen auch herbeigekommen. „Macht mir Platz!" schrie er. Ich werfe ihm eine Schlinge übers Geweih." Es gelang nicht gleich. Der Hirsch drehte und wendete sich nach allen Seiten, um seinen Verfolgern zu entgehen, und Kanu und Nachen folgten jeder seiner Bewegungen. Das Tier keuchte und bebte. Wohl zwanzigmal glitten sie aneinander vorüber; wiederholt warfen Natty und Edwards ihre Schlingen aus. Endlich glückte es dem letzteren, einen Zweig des Geweihs zu erfassen. Der Hirsch zog mit verzweifelter Anstrengung das Boot hinter sich her. Lederstrumpf ruderte hinzu, beugte sich vor und durchschnitt

mit seinem Messer die Kehle des Tieres. Ein Blutstrom quoll hervor und färbte das Wasser rot. Lederstrumpf wartete, bis das Tier verendet war, dann zog er es mit Chingachgooks Hilfe in das Boot. Mit Kennermiene befühlte er das Fleisch und die Knochen. „Was!" rief er dem alten Kameraden zu, „wärmt dieser Fang dir nicht das Blut, alter Knabe? Ich pfeife auf Marmadukes Gesetze und kenne Leute, denen allen Verboten zum Trotz ein Hirschziemer trefflich munden wird."

Auch über Mohikans Gesicht huschte ein Lächeln wie aus längst vergangenen Zeiten. Seine Hand zitterte zwar von der Anstrengung des Ruderns, aber sein deutliches, nachdrucksvolles: „Gut!" verriet klar seine Zustimmung zu Lederstrumpfs Worten.

Bei Edwards war die Jagdfreude rasch einer gewissen Besorgnis gewichen. „Wie man die Sache auch beleuchtet, jedenfalls haben wir das Gesetz übertreten. Hoffentlich hat uns niemand beobachtet; dann kann uns auch niemand verraten. Wie aber mögen die Hunde losgekommen sein? Ich weiß, daß sie ganz fest angebunden waren!" — „Die Jagdlust wird so stark über sie gekommen sein, als sie das Wild witterten, daß sie die Riemen durchgebissen haben," versetzte Natty ruhig. „Seht nur, die Enden der Riemen hängen ihnen noch vom Hals herunter. Aber rudere ans Land, John, ich will die Sache genau untersuchen!"

Doch als er nach der Landung die Riemen untersuchte, veränderte sich zusehends der Ausdruck seines Gesichts. „Nein, nein," rief er, „ich tat dem alten Hektor unrecht. Er ist unschuldig. Das Leder ist durchschnitten!" — „Was?" rief Edwards, „sollte sich der falsche Zimmermann etwa den Streich erlaubt haben?" — „Es wäre dem Schuft schon zuzutrauen," entgegnete Natty, „er mischt sich gar zu gern in anderer Leute Angelegenheiten. Ich will ihm nur geraten haben, sich vor mir in acht zu nehmen."

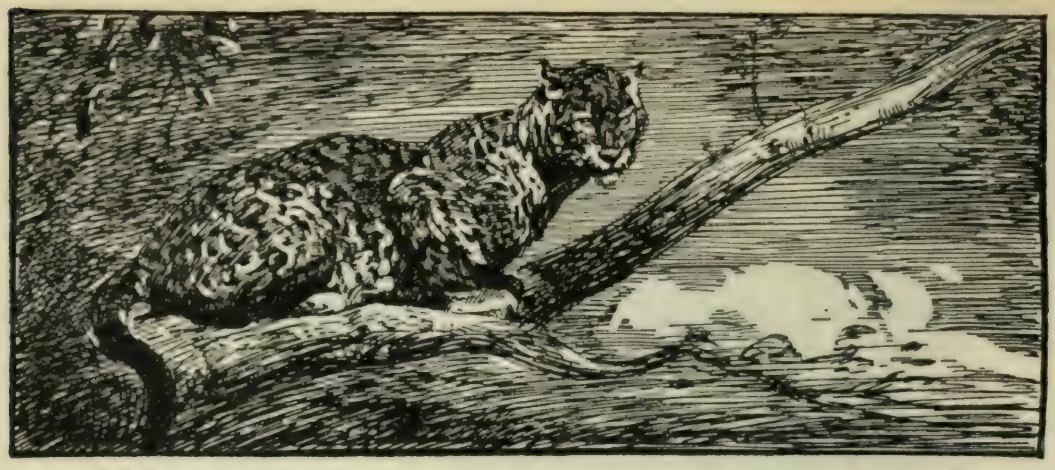
Mittlerweile hatte auch John die Riemen untersucht. Dann rief er in delawarischer Sprache: „Es ist ein Messerschnitt mit scharfer Klinge und langem Schaft, und der es tat, war ein Feigling!" — „Woher kannst du dies wissen, Mohikan?" fragte Edwards verwundert. „Du warst ja nicht dabei!" — „Der junge Adler möge hören und glauben. Das Messer war scharf; denn der Schnitt ist glatt; der Schaft war lang, denn der Schnitt ist zu lang für einen kurzen Griff, und feige war er, sonst hätte er die Riemen am Hals durchschnitten." — „Wahrhaftig," rief Natty. „John hat die Spur gefunden! Gewiß war es der Zimmermann. Er hat sein Messer an einem Stock befestigt, dann den Felsen hinter der Hütte erstiegen und von dort aus die Riemen durchschnitten." — „Ihr möget recht haben, obschon ich mir nicht denken kann, warum der Zimmermann euch alten Leuten so auffässig sein soll! Aber ich will ihm nachspüren! Gebt mir Euer Kanu, daß ich schnell hinüberfahre!" — „Recht so, Junge," sagte Lederstrumpf, „Wachsamkeit kann nie schaden!"

Sie hoben nun den Hirsch in den Nachen hinüber. Der Jüngling sprang in das Boot, und unter seinen kräftigen Schlägen flog es pfeilschnell über den Spiegel des Sees und verschwand bald hinter den Landspitzen. John folgte ihm im Nachen mit bedächtigen Ruderschlägen, und Lederstrumpf schritt in Begleitung seiner Hunde auf dem Landweg seiner Hütte zu.

Todesgefahr

Während sich diese Ereignisse auf dem See abspielten, waren Elisabeth und Louisa, wie sie es vorgehabt, in die Berge hinaufgestiegen. Sie hatten in einiger Entfernung Lederstrumpfs Hütte liegen sehen und sich in allerlei Vermutungen über das Leben des einsamen Mannes und Oliver Edwards geheimnisvolle Besuche erschöpft. Als sie eine Stelle erreicht hatten, die ihnen eine freie Aussicht über den See bot, ließen sie sich nieder und verzehrten ihre mitgebrachte Mahlzeit. Die Dogge hatte sich behaglich neben sie ausgestreckt und tat sich ebenfalls gütlich. Nachdem sie sich erfrischt hatten, schlugen sie einen schattigen Waldweg ein. Die liebliche Kühle lockte sie immer tiefer in den Wald hinein.

Plötzlich blieb Louisa stehen und fragte ängstlich: „Hast du soeben nichts gehört? Es klang wie der Schrei eines Kindes!“ Elisabeth faßte die Zögernde am Arm und sagte lachend: „Was wäre dabei so Erschreckendes, Louisa? Es kommt öfter vor, daß sich ein Kind beim Beerensuchen verirrt; wir wollen den Lauten nachgehen und ihm zu-



recht helfen!" Louisa widerstrebte nicht; ihr liebevolles, hilfsbereites Gemüt ließ sie die große Ängstlichkeit überwinden, und hastig eilten sie vorwärts.

Doch es dauerte nicht lange, so blieb Louisa wieder stehen. Sie wies auf den Hund, indem sie sagte: „Elisabeth, sieh deinen Hund an! Ist er nicht seltsam?" Und in der Tat fiel auch der beherzteren Miß Temple das eigentümliche Gebaren des Hundes auf. Er knurrte und fletschte die Zähne, während seine Augen unverwandt auf einen bestimmten Punkt hinstarrten. „Was ist dir, Bravo, alter Freund?" rief Elisabeth. „Was siehst du?" Sie streichelte ihn und klopfte ihm liebkosend den Rücken; aber die Aufregung des Tieres wuchs. Er stieß ein kurzes, zorniges Gebell aus; dann heulte er in langgezogenen kläglichen Tönen und legte sich schließlich zu den Füßen seiner Herrin nieder, ohne jedoch die Richtung seines Blickes zu verändern. „Das närrische Tier!" sagte Elisabeth. „Was mag es nur haben?" Da Louisa schwieg, wandte sich Elisabeth nach ihr um. Da erblickte sie die Freundin leichenblaß, den Finger zu den Ästen eines Baumes erhoben. Dort oben saß ein Panther und blickte mit funkelnden Augen und fletschenden Zähnen den Herankommenden entgegen. „Laß uns fliehen!" rief Elisabeth. Sie wollte Louisa mit sich ziehen, doch diese sank ohnmächtig zu Boden.

Unmöglich konnte Elisabeth die Freundin in dieser Not verlassen. Sie kniete bei der Bewußtlosen nieder und bemühte sich, sie ins Leben zurückzurufen. Mit bebender Stimme rief sie ihrem Hunde zu: „Mut, Bravo, Mut! Sei tapfer, mein Freund!" In diesem Augenblick kollerte aus dem nahen Gebüsch ein junges Pantherchen heraus und näherte sich halb spielend, halb raufluſtig dem Hunde. Dieser erhob sich; kampfbereit stellte er sich dem kleinen Raubtier entgegen. Mit erhobenem Schwanz und zurückgezogenem Hinterkörper verfolgte er mit flammenden Blicken die Bewegungen der beiden Panther. Da überpurzelte sich bei seinen drolligen Sprüngen der kleine Panther und kugelte gerade vor die Füße

des treuen Bravo. Blitzschnell schlug dieser der kleinen Katze die Zähne ins Genick, schleuderte sie empor und warf sie heftig zur Erde, wo sie leblos liegen blieb. Kaum war dies geschehen, da stürzte sich die Panthermutter mit gewaltigem Satz auf die Dogge nieder. Es entspann sich ein rasender Kampf zwischen den beiden wütenden Tieren. Sie verbissen sich ineinander und wälzten sich im dürren Laub. Elisabeth lag auf den Knien neben der bewußtlosen Freundin und starrte mit entsetzten Augen auf die Ringenden. Schon blutete Bravo aus vielen Wunden. Immer wieder vermochte er das wilde Tier von sich abzuschütteln, das ihm stets wieder auf den Rücken sprang und seine scharfen Krallen in sein Fleisch schlug. Endlich erlahmte die Kraft des guten Bravo. Er hatte seine besten Jahre schon hinter sich und nur sein Mut, nicht seine Kraft war den Angriffen des Panthers gewachsen. Noch einmal vermochte er das Tier von seinem Rücken abzuschütteln und seine spitzen Zähne ihm ins Genick zu schlagen, dann aber war seine Kraft erschöpft. Er brach zusammen, zog die Beine an sich, seine Zähne lösten sich, ein Zucken lief über den Körper, dann streckte er sich und war tot.

Nun war Elisabeth ihrer letzten Hilfe beraubt. Sie wußte, daß sie nun rettungslos verloren war. In Todesangst hielt sie die Augen unverrückt auf ihren grimmen Feind geheftet. Als ihr Blick dem des Raubtieres begegnete, senkte dieses den Kopf. Es beschnupperte den toten Feind und dann das leblose Junge. Durch den Anblick des letzten wurde seine Wut aufs neue entfacht. Blitze schossen aus den gelben Augen, sein Schweif peitschte seinen Rücken, zollang traten die Krallen aus den breiten Tatzen hervor. Entsetzt erwartete Elisabeth ihren letzten Augenblick. Da rauschte es hinter ihr leise im Gebüsch und eine Stimme flüsterte ihr zu: „Neigt den Kopf tiefer, junge Dame, daß ich zielen kann!“ Ohne zu wissen, wer dies sagte, beugte sich das Mädchen nieder. Im nächsten Augenblick knallte ein Schuß; der Panther überschlug sich und stürzte zu Boden.

Nun trat Lederstrumpf aus dem Gehölz hervor. „Vorsicht, Hektor! Sei nicht vorwitzig, Diana!“ rief er seinen Hunden zu. „Die Katze hat ein zähes Leben, sie könnte euch noch schwer zu schaffen machen.“ Und richtig, das Tier schien sich noch einmal zu erholen. Es richtete sich auf und setzte sich zum Sprung bereit nieder. Doch Lederstrumpf hatte inzwischen wieder geladen; nun schoß er dem Tier aus nächster Nähe eine Kugel in den Kopf, worauf die Bestie leblos zusammenbrach.

Jetzt erst, nachdem das Raubtier tot vor ihnen lag, kam den beiden Mädchen — Louisa war inzwischen wieder zu sich gekommen — das Bewußtsein ihrer glücklichen Rettung. Sie umarmten sich unter heißen Tränen und überschütteten ihren Retter mit Dankesworten. Dieser hörte sie mit seinem lautlosen Lachen ruhig an, schüttelte dann den Kopf und sagte: „Laßt das gut sein, Kinder, wir können ein andermal davon reden. Jetzt wollen wir den Weg zum Dorf aufsuchen, denn ihr werdet

nach der ausgestandenen Angst euch nach eurem schützenden Dache sehnen." So geleitete er seine Schützlinge bis an eine Stelle, wo sie das Dorf vor sich liegen sahen. Hier verabschiedete er sich von ihnen, pfiff seinen Hunden und schritt auf einem Seitenpfade in den Wald seiner Hütte zu, während die beiden Mädchen zum Dorfe hinunterstiegen.

Lederstrumpf war noch nicht weit gegangen, als der Zimmermann Hiram Doolittle ihm den Weg vertrat. Aus seinem Wesen sprach halb Dreistigkeit, halb Furcht: „Was, alter Mann, Ihr geht dem Wilde nach?" sagte er, indem er auf Natty's Büchse wies. „Nehmt Euch in acht, daß Ihr nicht eines Tages unliebsam mit den Gesetzen zusammenstoßt." — „Was scheren mich Eure Gesetze?" erwiderte Lederstrumpf. „Ich lebe seit vierzig Jahren in diesen Wäldern und tue, was ich will." — „Nur so lange, bis Ihr erwischt werdet und Euch verantworten müßt," entgegnete der andere. „Ihr wißt doch, daß vom Januar bis zum August Schonzeit ist; und doch hörte ich heute, wie Eure Hunde ein Wild aufjagten. Zwölf und ein halber Dollar Strafe stehen auf unerlaubtem Jagen, wißt Ihr das?" — „Was geht denn Euch das an?" fragte Lederstrumpf. „Hier sind die Hunde; fragt sie, was sie heute taten. Übrigens, wieviel von dem Strafgeld fällt denn dem Angeber zu? Das möchte ich Euch fragen, Ihr werdet darüber Bescheid wissen."

Der Gefragte fühlte mit Unbehagen den bohrenden Blick des Alten auf sich ruhen. „Die Hälfte, soviel ich weiß," sagte er dann verlegen. „Doch was seh' ich? Ihr habt ja Blut am Ärmel, Natty Bumppo, noch ganz frisches Blut — wo kommt das her? Ihr werdet doch heute nichts geschossen haben?" — „Freilich hab' ich geschossen," antwortete dieser, „und es war ein tüchtiger, ein braver Schuß!" — „So, so — und wie muß ich das verstehen? Wo ist der Bock? Es muß ein schönes Stück sein! Eure Hunde gehen keinen schlechten Tieren nach!" — „Und doch gingen sie jetzt gleich Euch nach, wenn ich es sie hieße. Hektor, Diana, hierher! Hört ihr? Hierher!" — „Ich habe Eure Hunde stets loben hören," sagte Hiram, dem es anfing unbehaglich zu werden, als nun die Hunde seine Beine beschnupperten. „Wo ist das Wild, Lederstrumpf?" fuhr er fort. „Wo habt Ihr es versteckt?"

Sie waren inzwischen in den Wald zurückgeschritten. Nun nahm der Jäger seine Büchse von der Schulter, wies nach vorne und sagte: „Schaut dorthin, Meister Doolittle, dort liegt so was!" — „Was seh' ich," rief dieser entsetzt, „das ist ja Bravo, des Richters Hund! Nehmt meinen Rat an, Lederstrumpf, und macht Euch nicht den Richter zum Feinde. Habt Ihr den Hund so zugerichtet?" — „Macht Eure Augen auf, Meister Doolittle," sagte er, indem er sein Messer aus dem Gürtel zog und es an seinen Lederhosen wetzte. „Sehen die Wunden des Tieres so aus, als ob sie von Messerstichen herrührten?" — „Furchtbar ist das Tier zerfleischt. Das sind allerdings keine Messerwunden. Doch wer kann es

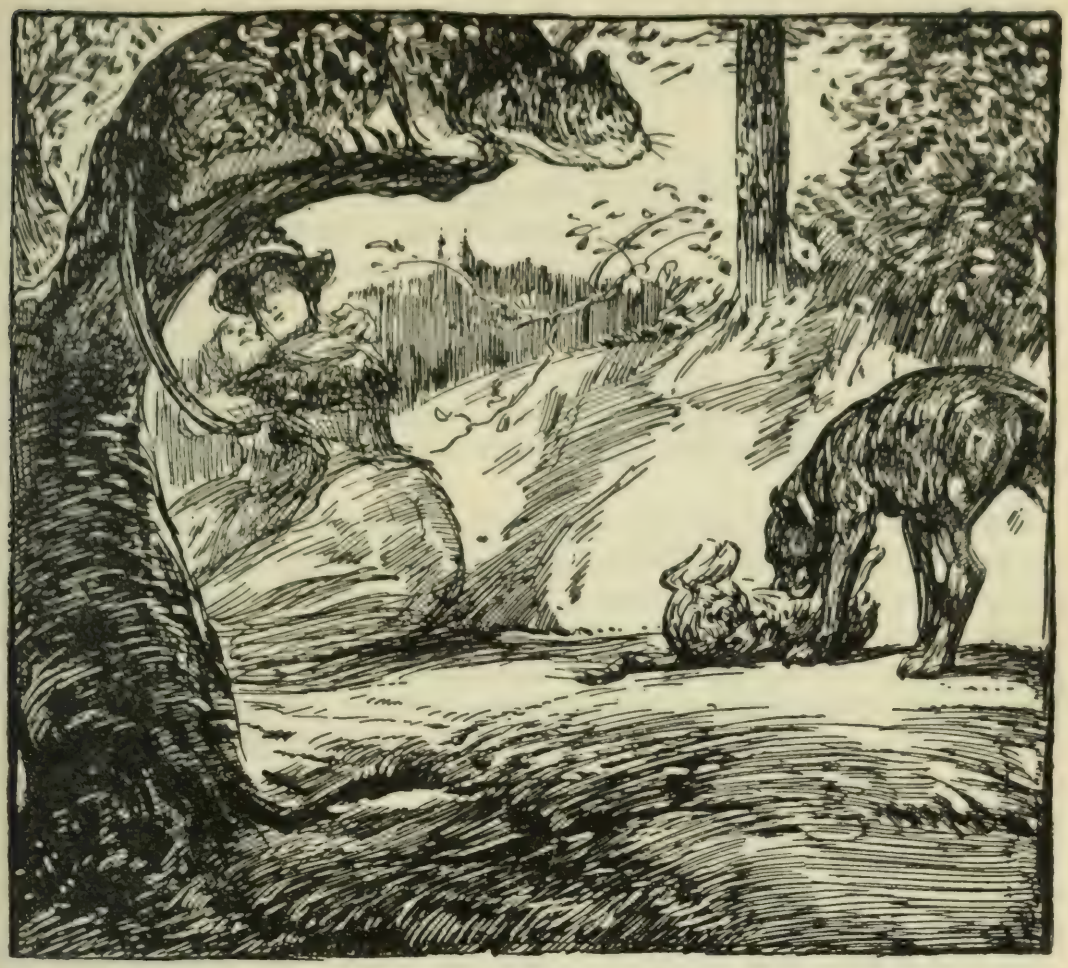
getan haben?" — „Blickt hinter Euch, Herr, wenn's Euch beliebt!" Hiram drehte sich um, und voll Schrecken erfaßt beim Anblick des toten Panthers schrie er und sah um sich, als wolle er die Flucht ergreifen: „Panther! Panther!"

„Beruhigt Euch, Mann! Sie tun Euch nichts mehr. Dem einen hat des Richters Hund den Garaus gemacht, den andern habe ich aufs Korn genommen!" — „Wo aber ist der Hirsch?" fragte Hiram ganz verwirrt. „Von welchem Hirsch redet Ihr denn?" — „Nun, von dem, den Ihr heute geschossen habt!" — „Ich, einen Hirsch geschossen? Davon weiß ich nichts. Das wäre ja gegen das Gesetz! Hoffentlich ist es nicht auch verboten, einen Panther zu schießen!" — „Nein, nein, gewiß nicht; im Gegenteil; es steht sogar ein Preis darauf. Aber sagt, jagen Eure Hunde auch Panther?" — „Selbstverständlich! Sie jagen einfach alles: Panther, Hirsche, Rehe — und Menschen. Hört Ihr, Meister Doolittle, auch Menschen!" — „So, so, hm, hm! Ihr habt in der Tat seltene Hunde! Doch was macht Ihr da?"

Natty hatte sich auf den Boden gesetzt und den Kopf des toten Raubtieres auf seine Knie gelegt. Nun schnitt er mit kundiger Hand kreisförmig um beide Ohren des Panthers, derart, daß sie durch einen Streifen des Felles miteinander verbunden blieben und löste sie vom Schädel. Es war Forderung, daß die Jäger dies Erkennungszeichen bei Gericht vorwiesen, wenn sie den ihnen zustehenden Preis abholen wollten. Dann sagte er. „Ei, da fällt mir gerade ein, Meister Doolittle, daß Ihr ja selbst zum Magistrat gehöret. Wollet Ihr die Freundlichkeit haben und mir gefälligst eine schriftliche Bestätigung ausstellen, daß ich dieses Tier erlegt habe?"

Doolittle besann sich einen Augenblick, dann flog etwas wie verschmitzte Freude über sein Gesicht, als er erwiderte. „Es ist recht, Natty Bumppo, wir wollen in Eure Wohnung gehen; dort kann ich Euch vereidigen und dann den Schein ausstellen. Ihr habt doch gewiß eine Bibel?" — „Eine Bibel? Nein, die habe ich nicht, würde mir auch nichts nützen, denn ich kann weder lesen noch schreiben! Aber wozu soll denn ein Eid nötig sein? Ihr habt ja mit eigenen Augen gesehen, daß ich das Tier skalpierte; da braucht es ja nur Eurer Bestätigung. Wenn's aber unbedingt sein muß, daß ich schwöre, so will ich es nur vor dem Richter selber tun." — „Und trotzdem müssen wir in Eure Hütte gehen, Natty Bumppo, denn ich habe hier kein Schreibzeug, daß ich Euch den Schein ausstellen könnte." — „Bei mir würdet Ihr auch keines finden, Meister Doolittle. Ich sagte Euch ja, daß ich ein ganz ungelehrter Mann bin. Ich schreibe nur mit Blei und Pulver. Dann wird es am besten sein, ich bringe meine Pantherohren Euch auf die Amtsstube und Ihr schreibet den Schein mit Eurer Amtsfeder. So hat er dann auch die rechte Weihe. — Aber was zerrt denn dort der Hund an seinem Riemen. Der Kerl will sich wohl noch selbst erwürgen. Würdet Ihr mir einen Augenblick Euer Messer leihen?"

„Gerne," sagte Hiram und reichte dem Jäger sein Messer hin. Lederstrumpf durchschnitt damit den Riemen am Halse des Hundes, gab das Messer zurück und sagte ruhig: „Ein gutes Messer ist's; es hat gewiß jetzt nicht zum erstenmal solches Leder durchschnitten?" — „Wie soll ich das verstehen?" brauste der Zimmermann auf. „Ihr wollt doch damit



nicht sagen, daß ich Eure Hunde losgelassen habe!" Deutlich konnte man seine innere Unruhe auf seinem Gesichte lesen, während er dies rief. Als ihn aber die Verblüffung, die er nicht verbergen konnte, völlig verriet, da sagte Lederstrumpf ganz ruhig: „Wo denkt Ihr hin, mein Herr? Die habe ich ja selber losgelassen, als ich heute morgen meinen Wigwam verließ."

Nun hielt der Alte nicht länger an sich. Er stieß den Kolben seiner Büchse zornig auf den Boden und rief: „Ich durchschaue Euch, Zimmermann! Nehmt Euch in acht vor mir. Ich weiß zwar nicht, was ein Mann

wie Ihr im Wigwam eines armen Mannes holen will; doch das laßt Euch gesagt sein, mit meiner Einwilligung setzt Ihr nie Euren Fuß über meine Schwelle. Und wenn es Euch weiterhin gefallen sollte, um meine Hütte herumzustreichen, wie Ihr es die letzte Zeit öfters tatet, so wird Euch das übel bekommen."

„Und Ihr, Natty Bumppo, habt scheint's vergessen, daß eine Magistratsperson vor Euch steht, und daß ich ganz genau weiß, daß Ihr das Gesetz übertreten habt. Aber Ihr werdet es spüren, ehe ein Tag vergangen ist." Mit diesen Worten machte sich der Zimmermann eiligst davon.

Mit erhobener Faust rief Lederstrumpf ihm nach: „Du hast recht, daß du dich davonmachst! Leichtlich könnte die Versuchung allzu mächtig werden, und ich könnte dir mit meiner Büchse den Weg weisen." Dann zog er dem Panther das Fell ab und ging seiner Hütte zu. Dort legte er seine Hunde an und klopfte ans Tor. Edwards öffnete ihm. „Ist alles in Ordnung, Junge?" fragte er. „Ja," antwortete der Jüngling. „Doch hat jemand versucht, das Schloß zu öffnen; es ist ihm aber nicht gelungen." — „Ich weiß ganz genau, wer es war," erwiderte der Alte; „aber ich habe ihn verscheucht; er wird so bald nicht wieder kommen."

An ebendemselben ereignisreichen Tage hatten, wie schon erzählt wurde, Richter Temple und sein Vetter Richard einen Ritt in die Berge unternommen. Sie hatten schon eine weitere Strecke Wegs schweigend zurückgelegt, als Marmaduke begann: „Vetter Duk, du hattest etwas auf dem Herzen, das du mir, wie du sagtest, heute anvertrauen wolltest. Jetzt ist der Augenblick dafür gekommen. Nun schütte mir dein Herz aus." — „Du kommst mir gerade zuvor, Duke; eben wollte ich dir mein Geheimnis anvertrauen. — Also höre. Du weißt doch, daß hier auf deinem Grund und Boden seit langem ein Mann wohnt namens Natty Bumppo, von den Leuten kurzweg Lederstrumpf genannt. Vor einigen Monaten haben sich zwei Genossen zu ihm gesellt, die dir beide ebenfalls wohl bekannt sind, der alte Indianer John und ein gewisser Oliver Edwards. Letzterer soll einen französischen Offizier zum Vater und eine Indianerin zur Mutter haben." — „Was? Wer sagt dir das?" — „Wer mir das sagt, Duke?" erwiderte der Sheriff. „Alle Welt sagt's, die Wände reden davon, kurzum ich weiß es. Nun, frage ich dich, Duke: hast du dir noch nie Gedanken darüber gemacht, was diese drei so verschiedenen Männer hier zusammengeführt hat?"

Der Richter sah seinen Vetter verwundert an: „Natürlich, ich habe auch schon darüber nachgedacht, doch zu einem Schlusse bin ich nicht gekommen. — Es mag ein Geheimnis dahinter stecken. Der junge Mann mit dem feinen, anständigen Benehmen und seiner guten Erziehung gab mir allerdings schon zu denken. Doch sprich, weißt du etwas Bestimmtes

über diese drei, oder ergehst du dich in Vermutungen?" — „Nichts von Vermutungen, Duke; lauter Tatsachen, lauter Wahrheiten. Ich kann es dir beweisen. — Du weißt doch, daß es Minen gibt in diesen Bergen, Silberminen, Erzgruben und dergleichen?" „Ich weiß es nicht, Richard, ich dachte nur an die Möglichkeit, indem ich aus Beispielen darauf schloß." — „Aber ich weiß es, Vetter. Wir haben doch schon Erz in den Händen gehalten, Zinn, Silber —" „Steinkohle —" unterbrach ihn der Richter; „das wäre das Wichtigste!" — „Ach, geh' mir mit deiner Steinkohle, die brauchen wir hier in dieser waldreichen Gegend nicht! — Silber, Silber! Das würde uns vorwärts helfen! — Doch zurück zu unsern geheimnisvollen Freunden! Glaubst du, daß diese drei, vor allem Lederstrumpf und Mohikan, ganz genau Bescheid wissen über die hiesigen Bodenschätze? Wer anders als die Eingeborenen soll sich denn darin auskennen? Und daß sie von Silber wissen, das kann ich dir beweisen." — „Wieso?" — „Ich habe den Indianer John und Lederstrumpf mit diesen meinen Augen eines Abends gesehen, wie sie mit Spaten und Schaufel den Berg hinauf gingen. Andere sahen sie des Nachts herunterkommen, beladen mit schweren Gegenständen, die sie heimlich in ihre Hütte schafften. Was muß es gewesen sein? Erz! Was sagst du nun? He, Vetter?"

Marmaduke erwiderte nichts, doch seine Stirne lag in Falten und sein Auge ruhte finster, aber voll Spannung auf dem neben ihm Reitenden. Richard fuhr fort: „Es war Erz, Duke, was sie heimschafften, richtiges Erz, auf deinem Grund und Boden gegraben. — Und nun, um noch einmal auf diesen Oliver Edwards zurückzukommen, den du so großmütig seit einem halben Jahre in dein Haus aufgenommen hast, wer ist er eigentlich? Kannst du mir darüber irgend etwas Bestimmtes sagen? — Du schüttelst den Kopf. So, dann paß auf! Erinnerst du dich noch an jenen Abend, ehe du abreistest, um deine Tochter zu holen? Du schicktest damals nach dem alten Jäger; du wolltest dir ein Wildbret bestellen. Da hieß es, er sei fort für mehrere Tage, und Mohikan war allein in der Hütte. Ja! Nun, Lederstrumpf kam zurück bei Nacht; merke wohl auf, er kam bei Nacht zurück und zog einen schweren, selbstgezimmerten Schlitten hinter sich drein. Aus dem Schlitten nahm er mit großer Sorgfalt einen großen Gegenstand heraus, den er vorsichtig unter einigen Bärenhäuten versteckte, und schaffte ihn in seine Hütte. Und wohlgemerkt, von diesem Tage an hielt er seine Türe noch viel fester verschlossen als zuvor. Erst von da an hat er noch ein Vorlegeschloß daran gehängt. Nun, merkst du was, alter Freund?"

„Ach Dukchen, das sind lauter Mutmaßungen, was du da vorbringst. Er kann zum Beispiel auf dem Schlitten seine Jagdbeute heimgeschafft haben!" — „Nein, Duke, das kann er gerade nicht! Seine Büchse hatte er zum Ausbessern während seiner Abwesenheit ins Dorf gebracht. Da-

mit ist's nichts. — Aber gewiß ist, daß er irgend etwas in seiner Hütte vor den Blicken der Leute versteckt hält. Warum läßt er denn keinen Menschen bei sich eintreten? Und dieser Edwards? Einige Tage nach Lederstrumpfs Rückkehr tauchte er plötzlich auf. Tagelang trieb er sich mit dem Alten in den Bergen herum. Sie gaben an, des Jagens wegen; in Wirklichkeit verhält es sich anders: Sie graben, Duke, sie graben, und nachts kommen sie zusammen und schmelzen das Erz. Der Junge hat den beiden Alten die Kunst des Schmelzens gelehrt. Woher sollten sie sonst es können, zwei so ungelehrte, einfache Waldmenschen? Der Zufall kam dem jungen Burschen noch zu Hilfe. Du schießest ihn unglücklicherweise an und hältst dich deswegen für verpflichtet, ihn in dein Haus aufzunehmen; so hat er gute Kost und ein warmes Dach noch obendrein. Des Nachts aber geht er zu seinen Freunden und hilft ihnen schmelzen. Sie schmelzen dein Erz, Duke, und werden reich, während du verarmst."

„Hältst du es wirklich für möglich, Duke, daß mich der junge Mann derart zum besten hält? Ich kann's nicht glauben; er hätte uns sonst nicht so offen gezeigt, wieviel er gelernt hat!" — „Warum nicht, Duke? Ich zum Beispiel könnte auch um keinen Preis den Tollpatsch spielen, wenn ich schon müßte. Es kann einer sein Licht nicht unter den Scheffel stellen."

Der Richter sann nach; dann sagte er: „Überzeugt hast du mich nicht, Vetter Richard, aber argwöhnisch hast du mich gemacht, und ich muß mir so bald wie möglich Gewißheit verschaffen. Doch sag, wohin führst du mich denn jetzt?" — „Ich führe dich an eine Stelle, wo ein Mann, den ich kenne und der sich dazu besonders eignet, einer Silberader nachgräbt, die er entdeckt hat. Du kennst ihn auch; es ist Jotham Riddel. Ich habe ihn übrigens vereidigt, daß er keinem Menschen ein Sterbenswörtchen von seinen Entdeckungen verrät, bis du Kenntnis davon genommen und den Fundort besichtigt hast; denn der Boden ist ja dein Eigentum."

„Was? Jotham Riddel? Ich kann gerade nicht behaupten, daß er zu den vertrauenswürdigsten Personen Templetons gehört. Der Mann hat etwas gar zu Unstätes. Doch sag', ist die Stelle noch weit von hier?" — „Nur noch zehn Minuten, Duke, aber mit Jotham irrst du dich; er ist ein findiger und genialer Kopf!"

Der Richter zuckte die Achseln; schweigend ritten sie die letzte Strecke hintereinander her, bis sie Jothams ansichtig wurden. Er stak bis zum Hals in einer Grube und schaufelte und hackte drauf los, als gelte es sein Leben. Er ließ sich auch durch des Richters Ankunft nicht stören, tat furchtbar wichtig, gab aber nur ungenaue, ausweichende Antworten auf die an ihn gestellten Fragen. Doch fragte er mit großer Begier nach dem ihm zufallenden Anteil am Gewinn des Unternehmens mit einer Bestimmtheit, die verriet, daß er seiner Sache ganz sicher war.

Bis Marmaduke das Gestein geprüft und sich die Stelle wohl vermerkt hatte, mochte eine Stunde vorüber gegangen sein. Dann bestiegen die Herren wieder ihre Pferde, und Richard führte seinen Vetter auf die andere Seite des Berges, um ihm nun die Stelle zu zeigen, wo Lederstrumpf und John beim Graben gesehen worden waren. Sie war nicht sehr weit von ihrer Hütte entfernt. Die letzte Strecke mußten sie zu Fuß zurücklegen, denn der Weg verlor sich im Gehölz. So gelangten sie, indem sie einen steilen Abhang emporkletterten, zum Eingang einer von der Natur geschaffenen Höhle. Ein ziemlich hoher, unlängst aufgewühlter Haufen Erde bewies deutlich, daß hier gegraben worden war. Die Höhle enthielt einen Raum von etwa zwanzig Fuß Breite und doppelt so viel Länge. Hin und wieder bemerkte man an dem bleifarbenen Gestein die Spuren von Werkzeugen. Bald fanden sie auch in einem Busche neben der Höhle allerlei Arbeitsgerät, ein Zeichen, daß die Arbeit in der Höhle nicht vollendet, nur unterbrochen war.

„Was sagst du hierzu?" fragte Richard, nicht ohne ein gewisses Behagen. Ist es hier nicht einsam und wild genug für allerlei heimliches Getue?" — „Daß hier ein Geheimnis vorliegt, ist mir auch gewiß," versetzte der Richter; „nur kann ich mir durchaus nicht zusammenreimen, welcher Art es ist. Von ausgegrabenem Erz sehe ich keine Spur!" — „Ja, glaubst du denn, das Erz läge ganz sichtbar an der Oberfläche? Nein, mein Freund, da täuschst du dich. Diese Schätze müssen mühsam gehoben werden. Aber laß die Kerle nur weiterwühlen; ich werde sie eines Tages unliebsam bei ihrer Arbeit stören."

Der Richter machte sich mehrere Notizen in sein Taschenbuch und eine kleine Skizze, die die Lage der Höhle andeutete, damit er diese auch allein auffinden könnte. Dann kehrten sie zu ihren Pferden zurück und begaben sich auf die Fahrstraße. Vor dem Dorfe trennten sie sich; der Sheriff wollte noch die Schöffen zur nächsten Gerichtssitzung persönlich einladen. Marmaduke schlug den nächsten Weg nach seinem Hause ein. Er erreichte die Stelle, wo vor zehn Minuten Lederstrumpf sich von den beiden jungen Mädchen verabschiedet hatte. Friedlich lag Lederstrumpfs Hütte unten am See, und während er dem Dorfe zuritt, nahm er sich vor, den alten Jäger offen über die Angelegenheit auszufragen, denn er wußte, daß der Alte niemals log.

Nach einer scharfen Biegung der Straße sah er seine Tochter und deren Freundin vor sich. Bald hatte er sie eingeholt; er stieg vom Pferde und erfuhr nun zu seinem größten Entsetzen von der furchtbaren Lebensgefahr und der glücklichen Rettung der beiden Mädchen. Da waren mit einem Schlag alle Anklagen und Beschuldigungen vergessen, und er empfand nichts als eine heiße Dankbarkeit für den Lebensretter seines Kindes.

Vor Lederstrumpfs Hütte

Kaum war der Richter in sein Haus zurückgekehrt, da meldete ihm Benjamin den Besuch des Zimmermanns und des Friedensrichters Doolittle. Marmaduke hieß ihn eintreten, und Doolittle war sichtlich bemüht, seinem Auftreten jene Würde zu verleihen, die er in der Gegenwart des Richters für wohl angebracht hielt, und welche ihm von Natur so gänzlich versagt war. Nachdem er Platz genommen und sich mehrere Male bedeutungsvoll geräuspert hatte, fing er an: „Wie ich höre, ist Miß Temple heute in den Bergen von einem Panther angefallen worden?"

Der Richter nickte zustimmend, und der Zimmermann fuhr fort: „Lederstrumpf kann sich eine hohe Belohnung aus der Gemeindekasse holen, wenn er die Pantherohren vorweist." Wieder nickte der Richter. Nach einer Pause fuhr der Besucher fort: „Doch darum bin ich nicht gekommen, Richter; ich wollte wegen unserer nächsten Sitzung Erkundigungen einziehen und eine Anzeige erstatten." Der Richter runzelte die Stirne: „Hoffentlich ist nichts Schlimmes vorgefallen. Um was handelt es sich?" — „Es sind in letzter Zeit wieder einige Jagdfrevel vorgekommen. — „Die müssen mit Nachdruck bestraft werden, damit der Unfug nicht überhand nimmt," erwiderte der Richter streng.

Hiram war zufrieden. Er vermochte kaum, seine Freude über diesen Erfolg zu verbergen, während er sagte: „Ich habe guten Grund anzunehmen, daß Lederstrumpf heute einen Bock erlegt hat, den er in seiner Hütte verbirgt. Ich bitte um Eure Vollmacht zu einer Haussuchung." Dem Richter war die Sache äußerst peinlich, als er nun die Falle entdeckte, die der schlaue Hiram ihm gestellt. Es wurde ihm schwer, den alten Mann, der ihm heute den denkbar größten Dienst geleistet hatte, zu kränken, und doch konnte er es nicht über sich gewinnen, den Verdacht der Parteilichkeit auf sich zu nehmen. Einen Augenblick sann er nach, dann sagte er: „Geht einstweilen hinüber in die Amtsstube, Herr Doolittle; ich werde sofort nachkommen und die Vollmacht unterschreiben."

Der hinterlistige Schleicher hatte kaum die Türe hinter sich geschlossen, als Elisabeth ihren Vater bestürmte, dem alten Jäger die Strafe zu erlassen. Er legte ihr beschwichtigend die Hand auf den dunklen Kopf und sagte: „Erschrick nicht, liebes Kind, deinem alten Freund und Lebensretter soll nichts geschehen. Ich muß, um mir den Ruf der Unbestechlichkeit zu wahren, ihn zwar zur gesetzlichen Buße von 12½ Dollar verurteilen. Aber es steht ganz in deinem Belieben, Lissy, diese Summe aus deinem Beutel zu entrichten. Du wirst meine Handlungsweise verstehen und billigen, mein Kind, nicht wahr?" Elisabeth war vernünftig genug, dies einzusehen, und der Richter ging in die Amtsstube hinüber, um den Friedensrichter abzufertigen.

Dieser sah sich kaum im Besitz des wichtigen Papieres, als er sich nach einer geeigneten Persönlichkeit umsah, welche die Sache statt seiner ausführe; denn er war durchaus nicht gewillt, sein eigenes Fleisch irgend einer Gefahr auszusetzen. Da war es ihm sehr gelegen, als er Billy Kirby die Straße daherschlendern sah. Er redete den Holzfäller darum an: „Ich komme soeben vom Richter Temple, Billy Kirby. Er hat mir den Auftrag erteilt, gegen einen Jagdfrevler vorzugehen und mich nach einem Manne umzusehen, der stark und kräftig genug ist, um eine Haussuchung vorzunehmen." — „Glaubt Ihr, der Kerl, dem die Sache gilt, werde sich widersetzen?" — „Ich habe allerdings Grund, dies anzunehmen. Drum habe ich an Euch gedacht, Billy Kirby. Ihr könnt es ja mit jedem aufnehmen und Euch dabei auf leichte Art ein gut Stück Geld verdienen." — „So, und wird's Pflaster groß genug sein für ein Loch im Kopf?" — „So weit, Kirby, wird's nicht kommen. Ihr werdet auf Eure Rechnung kommen, Billy, das kann ich Euch versichern. Seid Ihr gewillt, den ehrenvollen Antrag anzunehmen?" — „Meinethalben," erwiderte der Holzfäller, indem er seine hünenhafte Gestalt reckte. „Wo soll's hingehen?" — „Das werdet Ihr gleich erfahren! — Doch dort ist Jotham Riddel; es kann nichts schaden, wenn wir ihn auch mitnehmen." Dieser Ehrenmann war für derartige Geschäfte stets zu haben und schloß sich ohne Zögern den beiden andern an.

Hiram führte. Als er das Dorf verließ und den Waldweg einschlug, blieb der Holzfäller verwundert stehen. „Wohin führt Ihr uns, Herr Doolittle? Ich glaubte, Ihr brauchtet mich für ein Haus und nicht für die Wälder. Aber dort hinaus ist stundenweit keine Wohnung mehr außer Lederstrumpfs Hütte." — „Eben dorthin wollen wir," sagte Hiram. „Lederstrumpf ist der Missetäter."

„Was?" rief Kirby. „Und um mit diesem alten Büchsenträger fertig zu werden, brauchet Ihr mich?" Er hielt sich die Seiten vor Lachen, während er fortfuhr: „Zwischen zwei Fingern will ich dem Alten die mürben Knochen zerdrücken, wenn er mit mir anbindet." — „Lacht nicht zu früh, Billy Kirby," mahnte der Zimmermann, „der Alte versteht sich aufs Schießen und steckt voller Bosheit." — „Nein, nein," rief der Holzfäller, „Lederstrumpf ist der gutmütigste Narr, den ich kenne; keinem Menschen tut er was zuleide, wenn man ihn in Ruhe läßt. Mir ist's nicht recht, daß man ihn eines Hirsches wegen belangen will. Er fristet sein Leben mit dem, was er schießt, und für solche Leute ist das Gesetz nicht gemacht." — „Das Gesetz gilt für alle gleich; Ihr werdet Euer Wort nicht brechen, Kirby; denkt an den Lohn." — „Nein, ich komme schon mit, denn ein Mann wie ich hält sein gegebenes Wort; aber ich glaube, wir werden in allem Frieden ein Stück von seinem Hirschbraten mit ihm schmausen."

Sie waren inzwischen bei der Hütte angekommen. Doolittle und Jotham blieben vorsichtshalber etwas im Hintergrund stehen; der Holzfäller

legte die hohle Hand an den Mund und ließ ein lautes „Halloh!“ erschallen. Auf diesen Lärm stürzten die Hunde laut bellend aus ihrer Hütte. Fast gleichzeitig öffnete Lederstrumpf die Türe. Als er den Holzfäller erblickte, gebot er den Tieren Ruhe und fragte nicht unfreundlich: „Was führt Euch zu mir, Billy Kirby? Was wollt Ihr von mir?“ Der Holzfäller entledigte sich seines Auftrags. Aber Lederstrumpf hatte das durchtriebene Gesicht des Zimmermanns wohl hinter der gestürzten Fichte bemerkt. Er wandte sich ins Innere seiner Wohnung und rief leise einige Worte zurück. Dann sagte er zu dem Holzfäller: „Schwatzt doch keinen Unsinn, Billy; ich habe heute allerdings zwei Schüsse aus meiner Büchse getan; doch sie galten beide einer Pantherin. Da seht die Ohren; ich wollte eben zum Richter gehen und mir das Schußgeld holen.“

Der Riese ließ sich auf einem Fichtenast nieder und hatte eine kindische Freude an den blutigen Trophäen. Er neckte die Hunde damit, indem er sie ihnen einmal hinhielt, dann wieder lachend entzog. Dem Zimmermann aber dauerte der Spaß zu lange. Er trat aus seinem Versteck hervor und sagte mit gespreizter Würde: „Natty Bumppo, diese Vollmacht, die die Namensunterschrift des Richters trägt, ermächtigt mich, in Eurem Hause eine Haussuchung vorzunehmen, da Ihr bezichtigt seid, heute, am 20. Juli, zur Zeit der Wildschonung, einen Hirsch erlegt zu haben.“

Lederstrumpf schüttelte verwundert den Kopf: „So liebt der Richter seine Gesetze wohl mehr wie sein Kind! Nun, nun, ich will's das Mädchen nicht entgelten lassen; es kann nichts dafür. — Und was wollt Ihr nun tun, Meister Doolittle?“ — „Es soll Euch den Kopf nicht kosten, Natty Bumppo. Der Richter will Euch, soviel ich weiß, das Strafgeld aus seiner Tasche bezahlen, weil er sich Euch erkenntlich zeigen will für die Rettung seiner Tochter. Aber mich müßt Ihr mit in Eure Hütte nehmen, damit ich das erlegte Tier besichtige. So fordert's das Gesetz.“

Bei den letzten Worten hatte sich Lederstrumpfs Miene plötzlich verändert. Drohend rief er: „Keinen Fuß dürft Ihr über meine Schwelle setzen, weder Ihr noch sonst einer von Eurem Gelichter. Sagt das Eurem Richter.“ — „Und ich verlange Zutritt in Euer Haus kraft meines Amtes und dieses Befehls!“ rief Hiram mit erhobener Stimme. — „Zurück!“ schrie Lederstrumpf; „ich sage zurück! Ich stehe für nichts, wenn Ihr mich reizet!“ — „Helft mir, Kirby und Jotham, heran!“ Er wollte den alten Mann zur Seite schieben; der aber faßte ihn plötzlich an den Schultern und schleuderte den Überraschten die abschüssige Böschung hinab. Der Holzfäller schüttelte sich bei diesem Anblick vor Lachen. Der Zimmermann aber rief voller Entrüstung von unten herauf: „Tut Eure Pflicht, Billy Kirby, und nehmt den Frevler fest.“

Natty griff zu seiner Büchse, und diese Bewegung allein genügte, um den feigherzigen Zimmermann und Friedensrichter in die Flucht zu jagen. Dies sehen und ihm folgen, war für Jotham Riddel dasselbe. Nur der

Holzfäller stellte sich breitspurig vor den Alten hin und sagte gelassen: „Mich erschreckt Euer Schießprügel nicht, Natty Bumppo; also legt ihn ruhig beiseite. Ich will auch gar nicht in Euren Palast da eindringen, aber werft mir die Hirschhaut heraus, das wird genügen, um die Leute vom Gesetz zufrieden zu stellen." — „Das läßt sich eher hören," antwortete Lederstrumpf; „denn es fällt mir gar nicht ein, Euch des Hirsches wegen etwas vorzulügen. Auch auf das Schußgeld für den Panther verzichte ich; damit wird die Strafe dann reichlich ausgeglichen sein. Aber Ihr müßt mir recht geben, daß die Hütte eines alten Mannes nicht dazu da ist, damit solches Gewürm darin umherschnüffle." Damit ging er hinein, brachte das Fell des Hirsches heraus, und die beiden trennten sich in allem Frieden. Der Holzfäller aber mußte immer wieder in neues Gelächter ausbrechen, wenn er an den abwärtswirbelnden Zimmermann dachte.

Als er in das Dorf zurückkam, fand er dort die ganze Einwohnerschaft in höchster Aufregung. In Gruppen standen sie auf den Straßen umher, lebhaft redend und mit den Armen in der Luft gestikulierend. Mitten unter ihnen befand sich Hiram Doolittle und Jotham Riddel, die mit übertriebenen Worten die Vorgänge bei Lederstrumpfs Hütte schilderten.

Man sprach eben von der Gefahr, in der der Holzfäller sich noch befinde, als dieser fröhlich pfeifend mit seinem Hirschfell dahergeschritten kam. Sein Anblick und seine Heiterkeit wirkten entschieden besänftigend auf die erregten Gemüter. Etwas enttäuscht, daß die Sache anscheinend so ruhig und ohne Aufsehen verlaufen sollte, kehrten die meisten in ihre Häuser zurück. Doch Doolittle war keineswegs gesonnen, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Mit steifen, weit ausholenden Schritten begab er sich mit seinem Genossen Jotham sofort zum Richter.

Oliver Edwards kehrte gerade von einem Besuch im Pfarrhaus zurück, wo er dem glücklichen Vater seine Anteilnahme und Freude an der Rettung seines einzigen Kindes ausgesprochen hatte. Unterwegs wurde er von dem Rechtsanwalt Lippet angehalten. Dieser fing sofort von Natty Bumppo zu reden an, der unerlaubterweise einen Hirsch geschossen habe. „Oh," entgegnete Oliver ziemlich gleichgültig, „dann muß er eben die Buße zahlen. Das Geld, das er für die Erlegung des Panthers erhält, beträgt weit mehr." — „Nicht doch, mein Herr," versetzte der Rechtsanwalt, „Ihr wißt wohl nicht, daß er sich einer zweiten, viel schlimmeren Sache schuldig gemacht hat? Nein? So will ich's Euch erzählen. Der Richter hat wegen des Hirsches eine Haussuchung beantragt." — „Eine Haussuchung?" unterbrach ihn Oliver erbleichend. „Nun, was hat man dort gefunden?" — „Nichts, gar nichts, mein Herr," entgegnete der andere. „Natty hat dem Beamten mit seiner Büchse in der Hand den Eintritt verwehrt, und das, seht Ihr, wird ihm teuer zu stehen kommen." „Fein hat er das gemacht! Bravo, alter Freund," rief Edwards mit übertriebener Lustigkeit, so daß der Anwalt ihn verwundert anblickte.

„Das ist nichts zum Bravorufen, Herr Edwards," sagte er ernst, „Ihr wißt wohl nicht, daß auf Bedrohung amtlicher Personen nicht nur hohes Strafgeld, sondern auch Gefängnisstrafe steht." — „Gefängnis?" rief der junge Mann erschreckt. „Sie werden doch den alten Mann nicht ins Gefängnis sperren? Das überlebte er nicht. Das wäre sein Tod." — „Es wird wohl schwerlich etwas anderes kommen," sagte der Anwalt. „Aber wenden Sie sich getrost an mich, Herr Edwards. Ich werde Lederstrumpfs Sache führen wie kein zweiter."

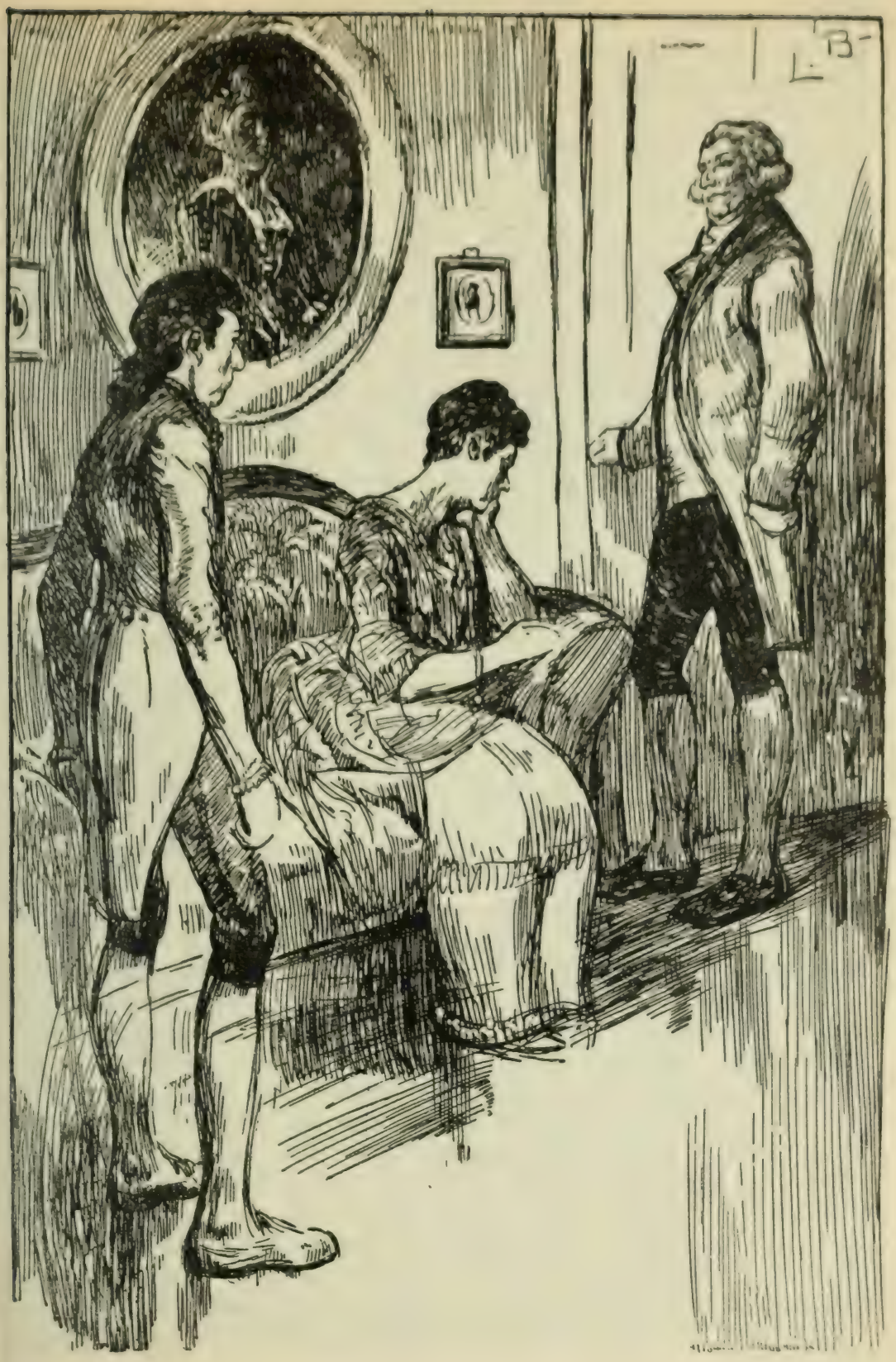
Edwards war zu erregt, um den Ausführungen des Advokaten folgen zu können. So bald wie möglich verabschiedete er sich und eilte in des Richters Haus. In großer Erregung betrat er das Empfangszimmer, wo er Elisabeth noch etwas bleich und angegriffen von dem ausgestandenen Schrecken auf dem Sofa liegend fand.

„Miß Temple," rief er in großer Erregung, „störe ich Sie nicht? Darf ich mit Ihnen sprechen?" — „Gewiß, Herr Edwards, gewiß," erwiderte das junge Mädchen, und ein weicher Ton, den er sonst nicht an ihr gewohnt war, bebte durch ihre Stimme. — „Ihr Freund, der alte Lederstrumpf, ist durch das, was er mir heute getan, auch mein Freund geworden. Ich denke gerade darüber nach, wie ich ihm helfen könnte." — „Gott segne Sie, Miß Temple, für diese Worte. „Wissen Sie schon, was alles geschehen ist?" — „Ja, Natty hat einen Hirsch geschossen, das geht wider das Gesetz. Dafür muß eine Haussuchung bei ihm vorgenommen werden, dann muß er ein Strafgeld entrichten. Das erstere kann ihm nicht erspart werden, aber das letztere übernehmen wir selbst. Mein Vater ist Richter, Herr Edwards; aber er ist auch Mensch und Christ. Sie können außer Sorge sein." — „Wie dankbar bin ich Ihnen, Miß Temple, für alles, was Sie meinem alten Freunde tun wollen. Eine große Sorgenlast fällt mir vom Herzen, da ich ihn nun in so guten Händen weiß."

Während dieser letzten Worte war der Richter ins Zimmer getreten. Er war erregt; seine Stirne war gerunzelt, und sein Auge blickte finster. Weder Elisabeth noch Edwards wagte es, ihn anzureden.

Marmaduke durchschritt mehrmals das Zimmer, dann sagte er plötzlich: „All unsere guten Absichten hat der Alte nun mit seinem Starrsinn vereitelt. Ich kann ihm nicht helfen, er muß die Strenge des Gesetzes fühlen." — „Was ist geschehen?" rief Elisabeth erschrocken. „Was hat der alte Mann getan? Wir wollten ihm doch das Strafgeld — — —" „Nichts können wir mehr für ihn tun, Lissy. Der Alte hat die rechtsmäßigen Beamten und Vollstrecker des Gesetzes mit seiner Büchse bedroht; darauf steht schwere Strafe."

„Welche?" fragte Edwards rasch. Der Richter schaute ihn verwundert an. „Welche? Das kann ich noch nicht sagen, ehe ich die Zeugen vernommen und alle Umstände erfahren habe. Aber das kann ich Ihnen jetzt schon sagen, Herr Edwards: erlassen kann ich ihm nichts, obgleich er



mir heute meine Tochter gerettet hat." — „Ich bewundere Ihr strenges Rechtsgefühl, Richter Temple," sagte der junge Mann nicht ohne Bitterkeit. Aber bedenken Sie auch das Alter, seine Unkenntnis der Gesetze." — „Sie können den Urteilsspruch mildern, aber nicht aufheben. Stellen Sie sich doch vor, wohin das führen würde, wenn jeder die Hüter der Gerechtigkeit dergestalt mit Waffen bedrohte! Wozu habe ich denn diese Wildnis gezähmt?" „Hätten Sie lieber die Panther und derartiges Gezücht gezähmt, Richter Temple, dann wäre heute Miß Temple nicht in solche Gefahr gekommen," rief der junge Mann mit ausbrechender Heftigkeit. — „Edwards!" entfuhr es Elisabeths Lippen. — „Bst, mein Kind; er ist Nattys Freund, ich verzeihe ihm die Dreistigkeit." — „Ja, er ist mein Freund, und ich bin stolz, es sagen zu können. Er ist einfach und ungebildet, aber sein Herz ist warm und treu und gut."

„Mag sein, junger Mann," entgegnete der Richter, „ich will's Euch glauben; obschon er sich gegen mich merkwürdig feindselig verhält. Doch ich verspreche Euch, dies soll ihm nicht schaden, wenn das Urteil über ihn gefällt wird, so wenig als seine heutige Tat für meine Tochter sein Verbrechen verkleinern kann." — „Sein Verbrechen?" sagte Edwards. „Ist es ein Verbrechen, wenn man einen heimtückischen Spion von seiner Schwelle jagt? Ich meine, mein Herr, Sie hätten keinen Grund, von Verbrechen zu reden?"

„Was soll das heißen, junger Mann?" fragte der Richter mit großer Ruhe. „Wollen Sie mich mit diesen Worten eines Verbrechens zeihen?" — „Und ob ich es will, Richter Temple! Was ist es anderes, was Sie getan? Treten Sie vor Ihr Haus; welchem Recht verdanken Sie diesen Reichtum, diese Täler, Berge und Seen? Ich meine, der Anblick des armen Lederstrumpfs und des alten Mohikan, wie sie so verarmt und mühselig durch die Gegend streifen, müßte Ihr Gewissen aufpeitschen, wenn es das Geld und die Gier nicht schon allzu sehr verhärtet hätten."

Marmaduke hatte den Jüngling bei diesem maßlosen Ausbruch mit wachsendem Erstaunen gemessen. Als dieser nun schwieg, sagte er ruhig: „Oliver Edwards, du vergißt, mit wem und in wessen Gegenwart du sprichst. Ich dächte, du hättest Erziehung und Bildung genug genossen, um zu wissen, daß diese Länder rechtsgültig von den Eingeborenen uns Weißen abgetreten wurden nach dem Ausgang des letzten Krieges. Ich habe sagen hören, daß du dich rühmst, von den früheren eingeborenen Besitzern dieses Landes abzustammen. Dann mußt du auch die Verträge kennen, die damals uns Weiße zu Herren dieses Bodens machten. Doch nachdem du dir diese Sprache erlaubt, können wir nicht länger unter dem gleichen Dache wohnen. Ich entlasse dich hiermit heute. Komm auf mein Amtszimmer, daß ich dir deinen Lohn auszahle. Übrigens werde ich dir deine ungezügelten Worte nicht nachtragen, sie sollen dir weiter nicht schaden."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Beschämt und erschrocken

über seine Maßlosigkeit blickte der Jüngling ihm nach. Dann fiel sein Blick auf Elisabeth. Sie saß auf dem Sofa und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Der junge Mann trat auf sie zu. „Miß Temple," sagte er leise, „ich habe mich vergessen und auch Sie vergessen. Verzeihen Sie mir. Ich verlasse nun Ihr Haus und werde es wohl nie wieder betreten. Von Ihnen möchte ich in Freundschaft scheiden."

Elisabeth hob das Gesicht, und für wenige Sekunden lag ein Schatten tiefer Traurigkeit darüber. Dann richtete sie sich stolz auf und ihre Augen funkelten, während sie sagte: „Ich verzeihe Ihnen, Edwards, und mein Vater wird Ihnen auch verzeihen. Sie verkennen uns jetzt. Warum Sie uns so feindselig gesinnt sind, weiß ich nicht. Dahinter steckt etwas, was ich nicht durchschaue. Aber sicher, Sie werden Ihre Meinung noch ändern. Lederstrumpf aber sagen Sie, daß wir nicht nur seine Richter, sondern auch seine Freunde sind." Ehe Edwards etwas erwidern konnte, eilte sie hinaus. Verwirrt blieb er stehen. Dann besann er sich und stürzte hinaus; aber er suchte nicht des Richters Arbeitszimmer auf, sondern eilte, so schnell er vermochte, Lederstrumpfs Hütte zu.

Richard kehrte am späten Abend des folgenden Tages von einer Reise zurück. Er war zufrieden mit sich, denn es war ihm geglückt, eine Bande von Falschmünzern, von deren Treiben in den Wäldern ihm berichtet worden war, aufzuspüren und vier der Übeltäter abzufangen. Nun führte er sie an der Spitze einer Anzahl Unterbeamter zur wohlverdienten Strafe nach Templeton ins Gefängnis. Ziemlich laut und vernehmbar ritt er nach vollbrachter Arbeit dem Herrenhause zu. Er wunderte sich, daß nicht des braven Bravo Gebell den späten Ankömmling empfing.

„Holla, Bravo! Wirst du schon taub, alter Freund, daß du mein Kommen verschnarchest? Heraus mit dir und deinen Herrn begrüßt, wie sich's gehört für einen Wächter!"

Wohl wurde nach diesem Anruf das Geräusch nahender Schritte hörbar, aber statt des Vierfüßlers nahte sich ein Wesen mit zwei Beinen und öffnete das Tor. Es war Benjamin, der das Licht in die Höhe hielt, so daß es seine derben, knolligen Züge grell beleuchtete. Unter Jammern und Wehklagen teilte er dem Heimgekehrten die Ereignisse der letzten Tage mit. Der Sheriff hatte kaum vernommen, was sich zwischen Hiram und Lederstrumpf zugetragen hatte, als er, ohne weiter eine Erklärung zu hinterlassen, ins Dorf zurückeilte. Er hatte richtig vermutet. Seine Leute saßen noch bei Punsch und Grog und taten sich nach der anstrengenden Arbeit gütlich. „Auf," rief er ihnen zu, „noch ist die Zeit nicht da zum Feiern. Folgt mir, es gibt neue Arbeit!"

Er führte die Erstaunten zum Dorf hinaus, am See entlang, Lederstrumpfs Hütte zu. Unterwegs erzählte er ihnen, was geschehen war. „Und nun," schloß er seine lange, schwungvolle Rede, „nun, meine Freunde und Mitbürger, ist es unsere Pflicht, diesen Frevler Natty Bumppo,

der die Gesetze verhöhnt, die Staatsbeamten mit seiner Büchse bedroht, der sich nicht gescheut hat, an einem der Unsern sich zu vergreifen, gefangen zu nehmen, daß er sich morgen vor dem hohen Gerichtshof wegen seiner Übeltaten verantwortet. Ich verhehle Euch die Gefahr nicht, in die wir uns begeben. Der Alte ist schlau und hinterlistig. Darum müssen wir mit noch größerer Schlauheit vorgehen. Laßt uns die Hütte umzingeln. Sobald ich Euch zurufen werde ‚Vorwärts!' springen wir darauf zu, öffnen die Türe mit Gewalt und fesseln den Verbrecher, ehe er Zeit zu Gegenwehr oder Flucht findet. Nun verteilt Euch geräuschlos und achtet auf meinen Ruf!"

Die Männer taten, wie ihnen geheißen war. Auf das verabredete Zeichen stürzten alle aus ihren Verstecken hervor. Doch wer beschreibt ihre Verblüffung, als sie sich um einen rauchenden Trümmerhaufen versammelt sahen? Da, wo die Hütte gestanden, lagen nur noch verkohlte und glimmende Balken. Die Überraschung war so groß, daß sogar der so redegewandte Sheriff für einige Minuten nichts zu sagen wußte. Noch schwiegen alle, als plötzlich aus dem Gebüsch eine hohe, hagere Gestalt in den Kreis der Männer trat. Der Wind zauste die grauen, spärlichen Locken des alten Mannes, auf seinem Gesicht lag tiefer Kummer.

„Was wollt Ihr," redete er die Bestürzten an, „von einem alten, einsamen Manne? Die Tiere des Waldes habt Ihr vertrieben, Wirrsal und Trauer, Unfriede und Elend habt Ihr in dies Land gebracht, wo früher jeder im Frieden leben konnte. Jetzt vertreibt Ihr mich von dieser Stätte, wo ich vierzig Jahre gelebt. Ihr habt mich gezwungen, sie in Brand zu stecken, damit nicht Eure bösen Füße, Eure verderblichen Gesetze sie entweihten. So muß ich nun hier trauernd auf der Asche stehen. Nie tat ich Euch etwas zuleide, und dennoch häufet ihr Kränkungen ohne Zahl auf mich alten Mann. Nun wollte ich Abschied nehmen von der Stelle, wo ich so lange gelebt, wo ich glücklich gewesen. Aber auch diese heilige Stunde vergällt Ihr mir. Was wollt Ihr noch von mir, da Ihr mir alles genommen? Hier stehe ich, einer gegen viele. Macht mit mir, was Ihr wollt, ich widersetze mich nicht."

Betroffen blickten die Männer einander an; verlegen traten sie zurück, und mancher unter ihnen hätte ihm gerne zur Flucht verholfen, und fühlten Mitleid mit ihm, wie er so verlassen und kummervoll auf den Trümmern seiner Wohnstätte stand, und wie die Gluten das verwitterte, bleiche Gesicht des Greises beleuchteten. Natty blickte wartend von einem zum andern; er dachte nicht an Flucht.

Endlich trat Richard vor. Er entschuldigte sich mit dem Zwang der Pflicht und erklärte dem Alten, daß er ihr Gefangener sei. Nun kam wieder Bewegung unter die Leute, sie nahmen ihn in ihre Mitte und kehrten mit ihm in das Dorf zurück. Auf alle Fragen, die an ihn gerichtet wurden, schwieg er beharrlich. So führten sie den alten, freundlosen Mann in sicheren Gewahrsam.

Lederstrumpfs Verurteilung

Pünktlich um zehn Uhr am folgenden Morgen versammelte sich der „Hohe Gerichtshof" im Gerichtsgebäude zur Aburteilung der vorliegenden Straffälle. Auf erhöhten Sitzen nahm der Richter mit seinen Beratern Platz. Vorn stand ein mit grünem Tuch bedeckter langer Tisch, an dem die Geschworenen und die Anwälte sich niederließen. Die

Bänke für die Zeugen und die Gerichtsdiener liefen an der Seite hin, und die Anklagebank stand diesen gegenüber. Die Angelegenheit der Falschmünzer war bald erledigt; man hatte sie bei frischer Tat erfaßt; sie konnten nicht leugnen und ergaben sich ohne Widerstand in das Urteil. Man brachte sie ins Gefängnis zurück.

Und nun wurde Lederstrumpf in die Halle geführt. Mehr neugierig als bedrückt betrat Natty Bumppo den Raum, den er bisher nur vom Hörensagen gekannt. Fast schien es, als ob ein stilles Lachen über seine Züge husche, als er sich auf der Anklagebank niedersetzte und so viele neugierige Blicke auf sich gerichtet sah.

„Angeklagter, nehmen Sie die Mütze ab," befahl der Richter. Der Angeredete mochte diese Worte nicht verstanden oder überhört haben; er rührte sich nicht. „Nathanael Bumppo, Sie sollen Ihre Mütze vom Kopfe nehmen," wiederholte der Richter mit erhobener Stimme. Beim Klange seines Namens fuhr der Angeklagte auf und frug: „Was sagtet Ihr?"

Der Rechtsanwalt Lippet, der seine Sache zu vertreten hatte, trat zu ihm und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, worauf der Alte nickte und bereitwilligst seine Lederkappe vom Haupte nahm. „Herr Bezirksanwalt," fuhr nun der Richter fort, „verlest die Anklage!" Lederstrumpf wurde in dem weitläufigen, umständlichen Schriftstück beschuldigt, sich tätlich an dem Zimmermann Hiram Doolittle vergriffen zu haben. Der Alte hatte aufmerksam in vorgebeugter Haltung zugehört. Als der Beamte geendet hatte, seufzte er tief auf. Aller Augen richteten sich wieder auf ihn, als nun der Richter fragte: „Nathanael Bumppo, ich frage Sie, bekennen Sie sich der Anklage schuldig?" Der alte Mann sann einen Augenblick nach, dann lachte er leise vor sich hin, offenbar in Erinnerung an Hirams so gefährliches Verschwinden, dann sagte er laut: „Ich muß schon zugeben, daß ich ihn ein wenig unsanft angefaßt habe, aber von all dem Zeugs, was der Herr eben verlesen hat, weiß ich nichts. Ich habe nur mein Recht verteidigt. Denn lieber wollte ich auf der Stelle sterben, als diesem Mann den Eintritt in meine Hütte gewähren. So darf ich denn mit gutem Gewissen sagen: „Ich bin nicht schuldig!"

Die Antwort des Angeklagten wurde niedergeschrieben. „Nun, Hiram," wendete sich der Richter jetzt an diesen, „frage ich Sie: waren Sie berechtigt, in dieses Mannes Hütte einzudringen?" — „Ich glaubte, durch die mir ausgefertigte Vollmacht die Berechtigung zu haben," versetzte dieser nicht ohne Verlegenheit. — „Sind Sie Schutzmann?" lautete die Gegenfrage. „Nein, Herr, ich bin Friedensrichter." — „Dann frage ich Sie nochmals vor Ihrem Gewissen und dem versammelten Gerichtshof: hatten Sie ein Recht, mit Gewalt in dieses Mannes Behausung zu dringen gegen den Willen desselben?"

„Hm, ich meinte, ich dachte, da Billy nichts tat, so glaubte ich, ich könnte — —" „Meine Herren, ich glaube, das Material genügt," wandte

sich nun der Richter an die Geschworenen. „Wollen Sie gefälligst Ihr Urteil fällen?“ Die Geschworenen beredeten sich einige Minuten leise und eindringlich, dann erhob sich der Vorsitzende, und nach Abwicklung der üblichen Förmlichkeiten sprach er das „Nichtschuldig“ über den Angeklagten aus.

„Sie sind von der Anklage freigesprochen, Nathanael Bumppo,“ sagte der Richter. „Was?“ fragte der Angeklagte. „Die Herren Geschworenen haben Sie von der Beschuldigung des tätlichen Angriffes auf den Zimmermann Doolittle freigesprochen.“ — „Je nun, ich sagte ja schon, daß ich ihn ein wenig hart an der Schulter faßte,“ sagte der Alte, „und daß ich...“ „Sie sind freigesprochen,“ sagte nochmals der Richter, „und dieser Fall ist erledigt.“

Über das runzlige Gesicht des Jägers flog ein heller Freudenschimmer. Er setzte die Mütze wieder auf, erhob sich und wollte sich zum Gehen anschicken, indem er sagte: „Das ist ehrenwert von Euch, Richter Temple, und Eure Gesetze sind scheint's doch nicht so hart, wie ich fürchtete. Gott lohne Euch diese Güte!“

Er wollte sich entfernen, aber der Gerichtsdiener hielt ihn zurück; der Anwalt flüsterte ihm etwas zu, und Lederstrumpf setzte sich wieder, nahm ganz ergebungsvoll die Mütze wieder ab und strich sich die spärlichen grauen Locken aus der Stirne. „Wir gehen zur zweiten Anklage über,“ nahm der Richter die Verhandlung wieder auf. „Darf ich bitten, Herr Bezirksanwalt!“

Diesmal lautete die Anklage auf Widersetzlichkeit gegen einen Gerichtsbefehl und Bedrohung der bezirksrätlichen Beamten mit dem Gebrauch einer Feuerwaffe. Dieser Fall wog bei weitem schwerer als der erste. Wieder wurde der Angeklagte aufgefordert, sich zu verteidigen. Einige Wendungen in der Anklageschrift hatten aber den alten Mann gekränkt, und mit vor Erregung zitternder Stimme rief er: „Das ist eine gottlose Lüge. Nie und nimmer habe ich nach eines Menschen Blut verlangt; nur in offenem, ehrlichem Kampf habe ich zeit meines Lebens meine Büchse gegen einen Menschen erhoben. Das könnten sogar meine schlimmsten Feinde, die Irokesen, bezeugen. Glauben hier vielleicht die Leute — —“

„Eure Antwort wollen wir hören, Nathanael Bumppo, und sonst nichts,“ unterbrach ihn der Richter. „Seid Ihr schuldig oder nicht?“ Lederstrumpf hatte sich die Erregung vom Herzen heruntergesprochen. Nun sann er einige Sekunden nach, dann sagte er, indem er auf Billy Kirby zeigte: „Glaubt Ihr denn, Billy Kirby stände hier vor Euch, wenn ich nach ihm gefeuert hätte?“ — „Ihr erklärt Euch also für nicht schuldig?“ fragte Lippet den Angeklagten. „Ja,“ sagte Natty, „Billy kann's bezeugen, daß ich nicht geschossen habe!“ — „Schreiben Sie ‚Nicht schuldig‘,“ befahl Marmaduke dem Schreiber. Wieder wurde jetzt Hiram verhört

und vereidigt. Diesmal sprach er klar, und ohne Abschweifung berichtete er von seiner Anzeige seiner Vollmacht und seiner Aufforderung an Kirby, die Haussuchung vorzunehmen. Der Holzfäller mußte hierauf ebenfalls Bericht erstatten. Aus seiner verworrenen Schilderung ging doch soviel klar hervor, daß Lederstrumpf diesen förmlich in Pflicht genommenen Diener des Gesetzes mit seiner Büchse bedroht hatte und wohl auch niedergeschossen haben würde, wenn jener die Sache nicht auf gütlichem Wege geschlichtet hätte.

„Es war ein Glück, Billy, daß Ihr auf den Einfall kamet, ich solle Euch die Hirschhaut hinausbringen! Ich fürchte selbst, es wäre sonst zum Blutvergießen gekommen, und wenn ich Euch ein Leid zugefügt hätte, ich glaube, ich könnte meiner Lebtag nicht mehr ruhig sein," sagte der Alte in vertraulicher Zwiesprache zu dem Zeugen. Der Richter unterbrach aber die Unterhaltung, indem er den Anwalt aufforderte, nun eine zusammenfassende Darstellung des Straffalles vorzutragen. Dieser tat es in der alt herkömmlichen, unverständlichen Ausdrucksweise des Gerichts. Der Richter hielt nun eine kurze Ansprache an die Geschworenen, worin er diese bat, bei Fällung ihres Urteils den Ernst der Sache und die Folgen, die ein zu mildes Urteil für die Zukunft habe, wohl zu bedenken, andererseits aber auch das Alter und die Unwissenheit des Angeklagten in Erwägung zu ziehen. Die Geschworenen waren sich bald einig. Diesmal lautete das Urteil auf „Schuldig", die Geschworenen empfahlen aber die Berücksichtigung aller mildernden Umstände bei der Strafbemessung. So wurde Lederstrumpf zur Schaustellung im Block, zu dreißig Tagen Haft und hundert Dollars Geldstrafe verurteilt.

„Wo soll ich das viele Geld hernehmen?" rief Lederstrumpf angstvoll, nachdem Marmaduke ihm sein Urteil verkündigt hatte. „Weil ich den Hirsch getötet habe, bekomme ich den Preis für den Panther nicht und sonst besitze ich keinen Schilling. Wie soll ich das Geld beschaffen, wenn Ihr mich ins Gefängnis sperret? Laßt mich hinaus in meinen Wald, in meine Berge; nur dort kann ich leben. Trotz meiner siebzig Jahre will ich Tag und Nacht mich mühen, um die Summe zu verdienen, die ich zahlen muß. Ihr müßt doch Vernunft haben und einen alten Mann nicht einsperren, der sein ganzes Leben in Gottes freier Natur zugebracht hat."

„Ich muß mich ans Gesetz halten," sagte der Richter nicht ohne einen Anflug von Rührung. — „Ans Gesetz?" flehte der alte Mann. „Richter Temple, hat sich der Panther um Euer Gesetz gekümmert, als er nach dem Blut Eures Kindes lechzte? Sie flehte zu Gott, und er rettete sie. Und Ihr, könnt Ihr hart bleiben bei dem Flehen eines alten Mannes?" — „Meine persönlichen Wünsche, Lederstrumpf," sagte der Richter, „müssen hier schweigen."

„So?" entgegnete der Alte traurig. „Erinnert Ihr Euch an den Tag, wo Ihr zum erstenmal in diese Gegend kamet? Ich nahm Euch auf in

meinem Wigwam, gab Euch mein Fell zum Schlafen, gab Euch Wildbret zum Essen. Und so danket Ihr mir für meine Freundlichkeit? Nein, nein, so schlecht könnt Ihr nicht sein, daß Ihr mich im Gefängnis sterben lassen wollt, nur weil ich mein gutes Recht verteidigt habe. Laßt mich gehen. Es treibt mich in die Wälder. Dort will ich Hirsche jagen und Biber fangen und nach und nach meine Strafe abtragen bis auf den letzten Heller. Wo seid ihr, Hektor, Diana? Kommt, wir haben schwere Arbeit für unsere alten Tage; doch alles soll gut getan werden."

Er schickte sich an, zu gehen, wurde aber natürlich von den Gerichtsdienern zurückgehalten, und Temple befahl, den Gefangenen zur Abbüßung seiner Strafe nach dem Stock zu führen. Da drängte sich plötzlich Benjamin Pump in die Versammlung. Er schwang einen Lederbeutel in der Hand und bot seine Ersparnisse dem Gerichtshof zur Sühne für seinen alten Freund an. Er erwarte keine Rückzahlung und kein Vergelt's Gott, rief er dem Alten zu.

Der Sheriff und der Richter, obwohl von dem Edelmut ihres alten Hausmeisters gerührt, bemühten sich, die unterbrochene Ordnung wieder herzustellen. Lederstrumpf wurde von den Gerichtsdienern in die Mitte genommen und zum Block geführt. Gesenkten Hauptes schritt der alte Jäger, ohne Widerstand zu leisten, zwischen den Dienern des Gesetzes, gefolgt von einer neugierigen, schwatzenden, lachenden Menge.

Auf einem freien Platze vor dem Richthaus befanden sich noch in den Zeiten, da unsere Erzählung sich zugetragen, der Stock und der Pfahl, jene beiden Einrichtungen, die dazu dienten, die Übeltäter vor den Augen der gaffenden Menge zu demütigen, sei es zu ihrer eigenen Besserung oder zum abschreckenden Beispiel für die andern. Entschieden das geringere Übel war der Stock. Dies war eine hölzerne Schranke mit kreisrunden Öffnungen für die Beine, welche geöffnet und wieder geschlossen werden konnten. Der Gefangene mußte sich auf den Boden setzen und seine Beine durch die Öffnungen stecken, die dann über ihnen zugemacht wurden. Am Pfahl aber wurden die zum Auspeitschen Verurteilten festgebunden.

Lederstrumpf ließ sich, dort angekommen, widerstandslos auf die Erde nieder und tat alles, was man ihm gebot; nur einen unsäglich traurigen Blick ließ er über die Zuschauer schweifen. Von diesen wagte es denn auch keiner, wie dies sonst wohl häufig geschah, die Qual des alten Mannes durch Spottreden zu verstärken. Er sollte sogar einen Freund haben, der diese Schmach freiwillig mit ihm teilte. Eben wollte der Gerichtsdiener die Schranke schließen, als Benjamin sich nach vorne drängte und in herausforderndem Tone dem Beamten zurief: „Sagt mir, Herr, was dies Ding da eigentlich für einen Sinn hat. Es tut ja nicht weh; was soll es denn?" — „So, Benny Pump, Ihr meint es tut nicht weh? Ich kann Euch sagen, für einen Mann von einundsiebzig Jahren, der Zeit seines Lebens in den Wäldern frei gelebt, ist's keine Kleinigkeit, hier sitzen

müssen wie ein gefangenes Tier, ein Spott für alle Kinder. Ich, ein Soldat, ein Krieger, muß solches Leid erfahren!"

Er schüttelte schwermütig den grauen Kopf. Benjamin aber setzte sich neben ihm nieder, streckte die Beine durch die beiden anderen noch freien Löcher und rief dem Diener zu: „So, nun könnt Ihr schließen, und wer einen Bären hat sehen wollen, kann nun zwei finden, darunter einen, der kratzt und beißt." — „Ich hab' zwar keinen Befehl, Euch zu blocken, Herr Pump, aber wenn Ihr es haben wollt, will ich Euch den Spaß nicht verderben," sagte der Diener lachend, indem er die Schranke schloß. Nun versuchte Benjamin auf alle mögliche Weise, mit munteren Späßen und Erzählungen das traurige Gemüt seines alten Gefährten aufzuheitern; doch es wollte ihm nicht glücken; den alten Mann drückte noch irgend ein besonderer Kummer.

Die Menge verlief sich inzwischen, nur vereinzelt kamen und gingen die Leute. Da nahte sich auch der Zimmermann; er konnte sich die Freude nicht versagen, das Elend seines Feindes mit eigenen Augen anzusehen. Breitspurig pflanzte er sich vor dem Jäger auf und schaute ihm mit unverhohlener Schadenfreude ins Gesicht. Dabei aber war er Benjamin in greifbare Nähe gekommen, und als er nun sein Opfer mit höhnischen Fragen zu quälen begann, fühlte er sich plötzlich mit eisernem Griff am Bein gepackt und auf die Erde niedergezogen.

„Hab' ich Euch endlich, elender Wicht," schrie er den Überraschten an; „schon lange hat's mich gelüstet, Euch heimzuzahlen, was Ihr Unglücklichen und Armen angetan. Genügt's denn Euch nicht, den alten Mann in den Stock gebracht zu haben? Müßt Ihr auch noch kommen, ihn auszuspotten?"

Nun ließ er seine derbe Faust gleich einem Schmiedehammer auf Hirams Gesicht niedersausen, daß diesem Hören und Sehen verging und sein Gesicht blau und gelb wurde. „Was fällt Euch ein? Ich gebiete Euch Friede. Leute, lauft und holt die Schutzmannschaft!" Doch niemand leistete diesem Befehl Folge, denn Doolittle hatte sich durch seine Hinterlistigkeit bei jung und alt viele Feinde gemacht. Alles johlte und schrie bei dem unerwarteten Schauspiel, und durch das Geschrei wurde der Sheriff herbeigerufen.

„Was seh' ich, Herr Doolittle? Was fällt Euch ein? Ihr, eine Amtsperson, vergeßt Euch soweit und brechet den öffentlichen Frieden?" — „Ihr irrt Euch, Herr Sheriff," schrie der Zimmermann, „ich bin selbst der Überfallene und Mißhandelte. Ich bitte Euch, diesen Mann sofort in Haft zu nehmen."

Jetzt erst überblickte der Beamte die ganze Sachlage. „Benjamin, Benjamin," sagte er vorwurfsvoll, „wie habe ich mich in Euch getäuscht! Ich hielt Euch für ein sanftes Lamm, und nun gebärdet Ihr Euch wie ein wildes Tier." — „Beruhigt Euch, Herr Doolittle, ich werde Euch Genug-

tuung schaffen." „Benjamin Pump, ich muß Euch auf der Stelle ins Loch stecken!" — „Kann mir nur recht sein, Herr Dukel," brummte dieser, „ich teile ganz gerne Wohnung und Nahrung mit diesem Biedermann hier. Und es freut mich, daß einmal dieser Schleicher Hiram bekommen, was er schon längst verdient hat." Richard hielt es unter seiner Würde, auf diese Worte etwas zu erwidern.

Als die Zeit abgelaufen war, welche Lederstrumpf im Stock zubringen mußte, wurden beide ins Gefängnis abgeführt.

Benjamin stand den ganzen Nachmittag an dem vergitterten Fenster und schwatzte mit den Vorübergehenden. Einem der Jungen gab er den Auftrag, ihm eine Flasche Rum zu besorgen, und diesem Freund sprach er nun eifrigst und gutgelaunt zu. Lederstrumpf aber schritt unablässig in seiner Zelle auf und ab, den Kopf tief auf die Brust geneigt. Als es dämmerte, erschien Edwards am Kerkerfenster. Lange und ernst sprach er mit seinem alten Freunde Lederstrumpf. Dann verschwand er, und der alte Mann schien etwas beruhigter zu sein, er warf sich auf sein Lager nieder und sank bald in einen tiefen, festen Schlaf.

Der Abend war hereingebrochen, als Elisabeth mit ihrer Freundin Louisa durch die menschenleeren Straßen dem Gefängnis zueilte. Sie hatte von ihrem Vater zweihundert Dollars für Lederstrumpf erhalten und beeilte sich nun, sie ihrem Retter selbst zu bringen und den Betrübten aufzurichten. In der Nähe des Gefängnisses kam ihnen ein mit Ochsen bespannter Wagen entgegen, und einen Augenblick war es den beiden jungen Mädchen, als erkennten sie trotz der rauhen Kleidung in dem Fuhrmann den jungen Oliver Edwards.

Im Gefängnis angekommen, zeigten sie den Ausweis vor, den der Richter ihnen mitgegeben hatte, und erhielten sofort Einlaß in die Zelle der beiden Gefangenen. „Ich habe Befehl, Miß Temple, in einer Viertelstunde zu schließen," sagte der Wärter. Er stellte eine Kerze auf den Tisch und entfernte sich. Elisabeth schritt auf Lederstrumpf zu, streckte ihm die Hand hin und rief herzlich: „Lederstrumpf, lieber alter Freund, meine Dankbarkeit führt mich zu Euch. Hättet Ihr Euch doch der Haussuchung nicht widersetzt, dann wäre alles noch gut geworden."

Der Alte blickte sie freundlich an; dann schüttelte er den Kopf und sagte: „Nein, nein, Kinder, davon versteht Ihr nichts. Nicht einmal Eurem lieben Gesicht hätte ich meine Türe geöffnet; wieviel weniger diesem Schleicher. Jetzt kann er in der Asche suchen." — „Die Hütte kann wieder aufgebaut werden," meinte Elisabeth tröstend, „schöner und besser soll sie werden als zuvor." Der alte Mann schüttelte den Kopf. „Das kann mir nichts helfen," sagte er traurig; „kann man auch Tote wieder zum Leben erwecken? Vierzig Jahre habe ich unter diesen Balken gelebt, niemand kann verstehen, was es heißt, diese Heimstätte zu verlieren." — „Lederstrumpf, wir werden für Euch sorgen; Ihr sollt es behaglich und

ruhig haben im Alter." — „O Ihr meint es gut mit mir, Miß Temple, und ich danke Euch. Er aber hat es zugelassen, daß man mich zum Gespött der Leute machte!"

Schwermütig ließ er den Kopf wieder sinken; aber Benjamin, an dem der Branntwein nicht ohne Wirkung geblieben war, rief: „Schert Euch den Teufel um das ganze Pack. Stock? Stock? Was soll das für einen Sinn haben. Seht Ihr meinen Beinen etwas an, daß sie im Stock gesteckt sind heute? He, es lebe der gute Buttel Branntwein!"

„Schweigt, Benjamin," befahl Elisabeth, „Ihr vergesset wohl, wer bei Euch ist!" — „Gut, gut, ich werde schweigen, Miß Temple, aber einen Schluck aus dieser Flasche werdet Ihr mir nicht mißgönnen."

Die Mädchen beachteten ihn nicht länger, sondern wandten sich wieder an Lederstrumpf. Dieser hielt den Kopf lauschend gesenkt. Dann sagte er: „Die Zeit ist gekommen; ich höre die Ochsen. Ihr werdet uns nicht verraten, Kinder. Seht, ich halt' es hier nicht aus, ich bin die Luft gewohnt, die Sonne, den Wind. Ich muß hinaus. Ich tue nichts Böses. Ich werde die hundert Dollars verdienen und werde sie abzahlen, wie es von mir verlangt wird; aber hier kann ich nicht bleiben." — „Ihr sollt ja nicht immer hier bleiben, Lederstrumpf, nur dreißig Tage," sagte Elisabeth. „Meine Freundin und ich werden Euch täglich besuchen. Und seht, das Geld darf Euch nicht sorgen. Ich habe es schon hier. Nehmt es, Lederstrumpf; zahlt morgen Eure Schuld und wartet den Monat ab. Dann könnt Ihr in Ehren wieder in Eure Berge ziehen." — „Einen Monat?" rief der Alte lachend, „keinen Tag, keine Stunde mehr. Richter Temple kann verurteilen, aber halten kann er mich nicht. Seht," fuhr er geheimnisvoll flüsternd fort und schritt auf das Bett zu, auf dessen Rand der Küchenmeister saß, „seht, hier das Loch; nur noch ein kleiner Stoß und es ist durchgebrochen." Er hatte das Bettzeug entfernt und deutlich war eine frisch gemeißelte Aushöhlung in der Mauer zu sehen. „Ist der Anker gelichtet?" rief der einstige Seemann fröhlich. „Ja, ja nun geht's los; Natty fängt sie und Beny trägt sie, die Biber nämlich. Alo ho!"

„O Lederstrumpf, tut es nicht," flehte das Mädchen, „bleibt hier! Wie schnell werden die Tage Eurer Haft vorüber sein. Hier, nehmt das Gold!" „Gold?" sagte der Alte neugierig, „laßt mich es sehen. Es ist lange her, seit ich das letzte Goldstück zwischen den Fingern hatte. Aber ich will es nicht! Nehmt es nur wieder. Er ist nun draußen; ich höre ihn mit dem Vieh sprechen." — „Nehmt das Geld," drängte Elisabeth, „auch wenn Ihr fliehen wollt. Ihr werdet's dann erst recht gut brauchen können." Doch Natty blieb fest. Endlich sagte er: „Wenn Ihr mir aber eine andere Freundlichkeit erweisen wolltet, Mädchen, so wäre ich Euch von Herzen dankbar. Nehmt zwei Dollars und holt mir Pulver dafür bei dem Franzosen Le Quoi. Es muß aber vom allerbesten sein, ganz fein; Ihr könnt's am Glanz erkennen." — „Gerne will ich Euch das besorgen," erwiderte

das Mädchen freundlich. „Wo aber werde ich Euch treffen?“ — „Wo?“ er sann einen Augenblick nach, dann sagte er: „Bringt's auf den Visionsberg. Dort oben werdet Ihr mich morgen finden, wenn die Sonne senkrecht über uns steht. Ich zahle Euch das Geld für das Pulver später zurück. Aber nicht wahr, Ihr seht darauf, daß es vom besten ist? Dann trägt es weiter, denn ich werde alt und kann dem Wild nicht mehr so schnell folgen wie einst.“

Nun drehte sich der Schlüssel des Kerkermeisters im Schloß, und der Mann trat ein. „Ist es Miß Temple nun gefällig?“ fragte er höflich. „Ich gehe schon,“ antwortete das Mädchen. „Gute Nacht, Lederstrumpf.“ Er nickte ihr zu; dann verließen die Mädchen die Zelle.

Kaum waren sie wieder allein, so eilte Natty auf das Loch zu. Wirklich wartete Edwards schon draußen, denn die Flucht mußte bewerkstelligt sein, ehe der Mond aufging. Edwards und Natty schoben zuerst den betrunkenen Hausmeister durch die Öffnung, dann folgte der Alte. Sie hoben den ersteren auf den Wagen, setzten sich dazu und fuhren die Straße hinab. Sie hatten gerade die beiden Mädchen eingeholt, als ihre Flucht schon entdeckt wurde und der Lärm der Verfolger sich erhob. Bald mußten diese das unbeholfene Fuhrwerk mit dem laut schwatzenden Küchenmeister darauf eingeholt und die Flüchtlinge erkannt haben. Da rief Elisabeth ihnen zu: „Laßt den Wagen und nehmt Euren Weg über den See. Ihr könnt ein Boot meines Vaters benutzen; ich werde es schon verantworten. So könnt Ihr Ihnen am ersten entgehen.“ Schnell entschlossen folgten sie dem Rat, und es war gut, denn schon kam Billy Kirby des Wegs daher.

Der Holzfäller hatte den Karren eingeholt und erkannte in demselben sein eigenes Gefährt, das Edwards von dem Platz vor dem Wirtshaus ungefragt hinweggeholt hatte, während sein Besitzer sich in der Stube gütlich tat. „Das ist ja mein Vieh!“ schrie der Riese, „wie in aller Welt kommt Ihr dazu, eine Fahrt im Mondschein zu unternehmen?“ — „Vorwärts,“ rief Benjamin und schwang die Peitsche, wobei er Kirby an der Schulter traf. — „Es kommt immer besser,“ brummte dieser, „Mann, wer seid denn Ihr?“ — „Ich bin der Steuermann dieses Fahrzeugs, wie Ihr seht, und lasse ein schönes Kielwasser hinter mir. So, nun segeln wir ums Vorgebirge der Holzgamaschen herum. Staunst du, Junge? Ja, mach nur die Augen auf, das macht mir keiner nach. Hoiho!“ — „Hoho, Ihr seid es, Meister Pump? Legt Eure Peitsche hin, sonst zeig' ich ihr 'nen andern Fleck, wohin sie treffen muß. Wohin geht die Reise mit meinem Gespann?“ — „Eurem Gespann? Ihr müßt wissen, Lederstrumpf und Benny Pump. Ja, ja ich, Benny Pump, heißt das, Benny und ich; wir — weiß der Teufel, ich kenn' mich nimmer aus. Wir kreuzen Biberfelle, wißt Ihr, wir, Benny, ich — — wir. — Ihr könnt nicht rudern — Billy Kirby, wir — wir.“

Der Holzfäller wußte nun genug. Er wußte, was es bei Benjamin geschlagen hatte. Er schwang sich auf den Wagen, gab dem Betrunkenen einen leichten Stoß, daß dieser ins Heu zurücksank, von wo alsbald ein lautes Schnarchen hörbar wurde. Er selbst ergriff die Peitsche und fuhr geradewegs ins Gebirge an eine Stelle, wo er in der nächsten Zeit zu roden hatte. Inzwischen waren die beiden anderen Flüchtlinge über den See entkommen, und die Leute, die mit Fackeln ausgezogen waren, ihrer habhaft zu werden, kehrten gegen Mitternacht unverrichteter Dinge ins Dorf zurück.

Der Waldbrand und Chingachgooks Tod

Ihrem Versprechen getreu, begab sich Elisabeth mit ihrer Freundin am nächsten Morgen in den Laden des Herrn Le Quoi. Sie traf ihn damit beschäftigt, ein ganzes Paket Briefe zu entziffern, deren Inhalt sehr erfreulicher Art sein mußte, denn auf dem sonst so blassen, ernsten Gesicht lag ein glückliches Lächeln. „Oh mesdemoiselles, diese Briefe machen mir so glücklich. Oh, ma chère France! Je te reverrai.

O, welcher Glück, ich werde können heimkehren! — Aber womit kann ich Ihnen dienen, mademoiselle?"

Elisabeth nannte ihr Anliegen, und der glückliche Kaufmann bediente sie mit Eifer, da sie nicht unterließ, ihn zu seiner Heimkehr zu beglückwünschen. Als sie ihm gar das schmeichelhafte Bedauern aussprach, daß Templeton in ihm einen seiner tüchtigsten Bürger in Bälde verlieren werde, erging sich der Franzose in einer solchen Flut von Höflichkeiten, daß die Aufmerksamkeit aller Anwesenden im Laden abgelenkt wurde. So entging allen der merkwürdige Vorgang, daß sich Mädchen Pulver kauften, und diese machten sich dann sofort auf den Weg nach dem Visionsberg.

Sie hatten das Dorf noch nicht weit hinter sich, als Louisas Schritte immer langsamer und zögernder wurden. Schließlich blieb sie stehen und bekannte mit Seufzen, daß sie sich außerstande fühle, diesen Wald, in dem sie erst vor zwei Tagen ein so furchtbares Erlebnis gehabt, schon wieder zu betreten. „Ich verstehe dich wohl, Louisa," entgegnete Elisabeth, „doch bleibt mir dann keine andere Wahl, als allein zu gehen. Ich muß dem alten Manne mein Versprechen halten. Aber warte am Waldesrand auf mich; ich werde mich beeilen, um bald zurück zu sein." — „Gern will ich dich hier erwarten," erwiderte Louisa, „und sollte ich tagelang hier sitzen müssen. Nur auf den Berg kann ich nicht mehr steigen."

Elisabeth stieg nun so rasch sie vermochte bergan. Wenn das Gesträuch ihr einen Ausblick gestattete, hielt sie für einige Minuten inne, um Atem zu schöpfen. Dann fiel ihr jedesmal auf, wie verdorrt und ausgetrocknet von der langen regenlosen Zeit das Tal zu ihren Füßen lag. Die Hitze war furchtbar, und das Atmen wurde ihr schwer in der bedrückenden Schwüle. Dennoch schritt sie unentwegt und tapfer weiter, bis sie den Gipfel des Berges erreichte, wo sie den Jäger treffen sollte. Auf der kleinen Lichtung, die eine weite Aussicht bot, setzte sie sich wartend nieder. Das Pulver legte sie vorsichtig in eine Höhlung des Baumes. Noch stand die Sonne nicht im Zenith. Eine geraume Zeit verging, und der alte Mann, der sonst so zuverlässig war, kam nicht. Elisabeth konnte sich sein Ausbleiben nicht erklären. Sie wurde unruhig. Schließlich ging sie an den steilabfallenden Rand der kleinen Hochfläche und rief laut seinen Namen. Da war es ihr, als dringe von der andern Seite ein zischendes Geräusch an ihr Ohr. Mutig wandte sie sich dorthin und rief abermals. Und deutlicher als zuvor kam dieselbe Antwort zurück. Entschlossen ging sie dem Laute nach; doch überrascht blieb sie stehen bei dem seltsamen Anblick, der sich ihr bot. Auf einem niederen Eichenstumpf, mit dem Rücken an eine Felswand gelehnt, saß der Indianer Chingachgook, das flammende, dunkle Auge auf das herankommende Mädchen gerichtet. Er sah wild und kriegerisch aus; noch nie hatte Elisabeth ihn so gesehen, und sie empfand sofort, daß er zu einem ganz besonderen Er-

eignis so gerüstet saß. Die Decke war ihm von den Schultern herabgesunken, so daß sein Oberkörper völlig entblößt war. Auf die Brust herab hing ihm die silberne Washington-Medaille. Gesicht, Hals, Arme und Brust waren mit breiten, roten Streifen bemalt. Sein langes, schwarzes Haar hing offen an beiden Seiten des Gesichts herab. In den Ohren hingen ihm Schmuckstücke von Silber, Perlen und Igelstacheln. Ähnlicher Schmuck hing ihm von der Nase herab übers Kinn.

Einen Augenblick hatte das Mädchen gezögert heranzutreten; dann überwand sie ihre Scheu und redete den Indianer freundlich an: „John," sagte sie, „alter John, ich sah dich lange nicht mehr. Warum bist du nicht mehr ins Dorf zu mir gekommen? Du versprachst mir doch ein Weidenkörbchen, und ich habe dir ein Hemd dafür genäht!" Chingachgook sah sie eine Weile schweigend an, dann sagte er mit seiner weichen, wohllautenden Stimme: „Johns Hand ist schwach geworden; er kann keine Körbe mehr flechten, und er braucht kein Hemd mehr." — „Wenn er es aber braucht, so komme er, es zu holen," antwortete das Mädchen.

„Tochter, höre mich! Sechzig Sommer sind über dies Land dahingezogen, seit Chingachgook ein Jüngling war. Damals war er schlank wie eine Fichte, stark wie ein Büffel, flink wie eine Pantherkatze. Damals schritt er den Kriegspfad; Körbe machte er nicht!" — „Jene Zeit ist vorüber, John; und anstatt deine Feinde zu verfolgen, lebst du in Frieden mit deinen weißen Brüdern und hast Gott kennen gelernt." — „Tochter," sprach der Alte feierlich, „das Land, so weit du siehst, gehörte meinem Stamm. Meine Väter schenkten es ihrem weißen Bruder, denn sie liebten ihn. Seine Hand war stark, die ihre war schwach geworden. Kein Delaware tötete hinfort mehr einen Vogel, der über dies Land flog, denn das Land war seines Bruders Land. Dann kam ein anderer weißer Bruder gegen ihn gezogen. Er nahm jenem das Land. Lebten sie in Frieden? Und wieder kam ein anderer und entriß es jenem. War das Friede? Fürchteten sie Gott? So sind die weißen Männer. Sie kennen den Frieden nicht."

Elisabeth wurde verwirrt. „Du kennst meinen Vater nicht, John," sagte sie dann, „darum denkst du von ihm Arges. Er ist gerecht und gut." — „Der Bruder Miquons ist gut, ich glaube es. Ich habe es Falkenauge gesagt und dem jungen Adler. Der Große Geist schuf deinen Vater mit einer weißen Haut, den meinen schuf er rot; sonst schuf er sie gleich. Beide liebte er. Auch Chingachgook hatte ein Weib. Sie war sanft und gut und tat, was er ihr sagte. Sie war die Mutter des Unkas. Glaubst du, daß Chingachgook sein Weib und seinen Sohn liebte?"

„Was ist aus den Deinen geworden, Chingachgook?" fragte Elisabeth ergriffen. „Wo ist dein Weib? Wo ist Unkas, dein Sohn?" — „Sie sind alle dahingegangen in das Land der Geister. Aber nun ist auch Chingachgooks Zeit gekommen, und er ist bereit zu gehen. Ich habe keinen

Sohn mehr als den jungen Adler, und er hat auch Blut eines weißen Mannes in seinen Adern."

„Wer ist dieser Oliver Edwards? Warum liebst du ihn, und wo kommt er her?" fragte das Mädchen. Der Häuptling ergriff ihre Hand, deutete hinaus auf das Land zu ihren Füßen und sprach: „Sieh, Tochter, so weit dein Auge reicht, war dies Land — — —"

Während er sprach, waren plötzlich dicke, schwarze Rauchwolken über sie hingezogen, so daß die Aussicht verhüllt wurde. Zugleich erhob sich ein Brausen und Zischen in der Luft. Elisabeth rief voll Schrecken: „Was bedeutet das, John? Wir sind rings von Rauch umgeben, und eine erstickende Hitze dringt auf uns ein!"

Ehe der Indianer antworten konnte, erscholl eine Stimme durch den Wald: „Wo bist du, alter Mohikan? Der Wald steht in Flammen, fliehe, fliehe, du bist in größter Gefahr." Der Häuptling ließ zur Antwort jenes zischende Geräusch hören, dem Elisabeth vorhin gefolgt war. Gleich darauf kam Edwards durch das Gestrüpp und Geröll den Abhang herabgesprungen, Angst und Schrecken auf den Zügen.

„Auf, auf!" schrie er, „die Flammen umzüngeln uns schon." Der Indianer rührte sich nicht von der Stelle. „Rette die Tochter," sagte er ruhig, „und laß Mohikan sterben."

Jetzt erst gewahrte der Jüngling das Mädchen, das bei seinem Nahen zurückgewichen war. „Elisabeth, Sie hier?" rief er mit bebender Stimme. „Retten Sie sich! Nehmen Sie meinen Arm; wir werden noch eine Lücke finden, durch die wir entkommen können. „Und John?" fragte das Mädchen, „Sie sind zu seiner Rettung gekommen; Sie dürfen ihn nicht verlassen." — „Ein Indianer kann sich selber helfen," antwortete der junge Mann, „zögern Sie nicht länger; es könnte zu spät werden!"

Er faßte sie am Arm und riß sie mit sich nach oben nach jener Seite, von der er selbst gekommen war. Doch der Ausgang war durch die Flammen versperrt. Er eilte mit ihr nach der anderen Seite; doch auch dort wütete schon das Feuer. Der Wald war durch die lange Dürre so ausgetrocknet, und es lagen soviel dürres Laub und so viele abgerissene Zweige am Boden umher, daß die Flammen nur allzureiche Nahrung fanden. Gierig leckten sie am Boden hin und griffen wie rasend um sich. Nur nach der vorderen Seite, wo der Felsen schroff wohl 20 Fuß tief abwärts fiel, war ein Fortkommen noch möglich. An ein Hinunterklettern war nicht zu denken, denn nirgends war ein Vorsprung, der dem Fuß einen Halt gegeben hätte. Rasch entschlossen zerschnitt der Jüngling Chingachgooks Decke in Streifen, die er zusammenknüpfte. An diesem Seil, so hoffte er, könne er das Mädchen hinablassen. Doch o weh, das Seil reichte nur bis zur Hälfte des Felsens; auch diese Hoffnung war vereitelt.

„Es hilft nichts, wir müssen sterben," rief Elisabeth, die Hände ringend.

„Gott tröste meinen Vater, meinen armen, unglücklichen Vater, den ich so innig lieb gehabt.“ — „Sie sollen, Sie dürfen nicht sterben, Elisabeth,“ rief Oliver außer sich. „Retten Sie sich, Herr Edwards,“ sagte das junge Mädchen nun gefaßt. „Sie allein können gewiß noch entkommen, dort, an der Seite, den Felsen hinab.“ — „Ich Sie verlassen, Elisabeth, nimmermehr. Mir ist's das höchste Glück, mit Ihnen sterben zu dürfen, da ich nicht mit Ihnen leben konnte. Einmal darf ich, muß ich es Ihnen sagen, wie sehr ich Sie geliebt.“

Er sank vor ihr auf die Knie und umfaßte ihre leichten Kleider, um sie vor den immer näher züngelnden Flammen zu schützen. Schon brannte der Balken, auf dem Chingachgook saß, am unteren Ende, und der Häuptling mußte an dem nackten Körper in der fürchterlichen Hitze schreckliche Qualen leiden. Doch ohne Zeichen von Schmerz, mit ruhiger, stolzer Würde saß Chingachgook erhobenen Hauptes da.

„Elisabeth!“ fuhr der junge Mann fort. „Voll Verzweiflung, Elend, Bitterkeit bin ich hierher in diese Wälder gekommen. Schweres Unrecht hat man mir zugefügt. Sie waren mein guter Engel! Sterben kann ich mit Ihnen, verlassen in dieser Not kann ich Sie nicht.“ Elisabeth antwortete nicht und rührte sich nicht, aber über ihr Gesicht zog ein glückliches Lächeln.

Da drang plötzlich Lederstrumpfs Stimme durch den Aufruhr in der Natur. „Kind, Kind, wo bist du? Lebt ihr noch? Laßt einen alten Mann noch einmal Eure Stimme hören. Gebt Antwort, wenn ihr noch am Leben seid.“

„Lederstrumpf!“ rief Elisabeth mit neuer Hoffnung. „Lederstrumpf!“ Und „Natty“, rief der Jüngling so laut er konnte, und leise fügte er hinzu: „Gott im Himmel sei Dank; wir sind gerettet!“ Da fuhr ein heller Feuerschein plötzlich in die Höhe, dem ein lauter Knall folgte. „Das ist das Pulver!“ schrie Lederstrumpf. „Das Kind ist verloren.“ Im nächsten Augenblick brach eine hohe Gestalt durch den dichten Rauch; ohne Mütze, das Haar versengt, das Hemd voll Löcher und zerrissen, das Gesicht in flammender Röte von der ungeheuren Glut, stand der Jäger plötzlich vor den Freunden.

Schon über eine Stunde hatte Louisa am Waldessaum auf die Rückkehr ihrer Freundin gewartet. Je länger es währte, bis die Erwartete kam, desto mehr wuchs ihre Angst und Unruhe. Als dann der Himmel sich verfinsterte und dunkle Rauchwolken über die ganze Gegend sich verbreiteten, vermochte sie nicht noch länger hier zu sitzen. Sie wollte gerade ins Dorf zurückeilen, um Hilfe zu holen, als es hinter ihr im Gebüsch raschelte. Erschreckt wandte sie sich um, erblickte aber nun zu ihrer Beruhigung den alten Jäger, der mit seinem stillen Lachen auf sie zutrat, ihre zitternde Hand in die seine nahm und sagte: „Gut, Kind, daß ich euch hier getroffen habe. Steigt ja nicht auf den Berg, er brennt auf der

andern Seite. Die leichtsinnigen Schlingel, die in der vorigen Nacht ausgezogen waren, um einen alten Mann zu fangen, haben ihre brennenden Kienfackeln in den Wald geworfen, und bei der namenlosen Trockenheit hat das dürre Laub Feuer gefangen. Nun steht dort drüben der ganze Wald in Brand. Droben auf der Höhe bin ich dem Jotham begegnet, dem schuftigen Burschen, der mich auch so schnöde behandelt hat. Ich hab' ihn gewarnt, den einfältigen Menschen, der dort mit einer Gier nach Erz gräbt, als hinge das Heil seiner Seele daran; er wollt' mir nicht glauben, und wenn er nicht die Haut eines Salamanders hat, ist er nun schon verkohlt."

„Aber wo ist des Richters Tochter? Hat sie vergessen, was sie einem alten Mann versprochen hat?" — „Nein, auf den Berg ist sie gestiegen, um Euch zu treffen, Lederstrumpf. Auf den Berg, den brennenden Berg!" schrie Louisa entsetzt. — „Gott sei ihr gnädig!" rief der Alte außer sich. „Lauft, lauft hinab ins Dorf so schnell die Füße Euch tragen! Holt Hilfe! Eine genügende Anzahl Männer kann vielleicht dem Feuer Einhalt tun." Schon war er im Gehölz verschwunden, und mit unglaublicher Behendigkeit stieg der alte Mann den Berg hinan. — —

„Gottlob, daß ich euch nun gefunden habe!" rief er, als er die Felsterrasse erreicht hatte. „Schnell, schnell, Kinder, rettet euch! Wir haben keine Zeit zu verlieren." Er nahm die Lederdecke, die er über seinem Arme trug und wickelte das Mädchen fest hinein. „Edwards, führt sie und folgt mir," rief er dem jungen Manne zu. — Und Mohikan?" fragte Edwards und wies auf den Indianer, der immer noch an derselben Stelle reglos saß, obgleich die Flammen schon nach seinen Füßen leckten. Erst jetzt bemerkte Natty den Freund. Er trat auf ihn zu und ergriff seine Hand. „Auf, Chingachgook!" rief er in der Sprache der Delawaren. „Willst du hier verbrennen wie ein Mingo am Pfahl?" — „Warum soll Mohikan gehen?" erwiderte der Häuptling trübe. „Meine Väter rufen mich. Mein Weib, meine Kinder, meine jungen Krieger aus dem fernen Lande sagen: Komm! Der Große Geist sagt: Komm! Mohikan will sterben!"

Natty sah sofort, daß es nutzlos war, dem Freunde zuzureden, und daß der Hauch des Todes über ihm lag. Er ergriff den von Edwards vorher aus der Decke geknüpften Streifen, hob den sterbenden Freund auf seinen Rücken, band ihn fest, und mit einer Kraft, die niemand seinen Jahren mehr zugetraut hätte, schritt er den anderen voran denselben Weg, den er gekommen war.

Sie hatten kaum den Felsvorsprung verlassen, da stürzte ein vom Feuer ergriffener, großer Baum krachend über die Stelle, auf der sie gestanden hatten. — Keinem anderen als Lederstrumpf, der hier mit jedem Fels, mit jedem Quell seit Jahrzehnten vertraut war, wäre es möglich gewesen, einen Ausweg zu finden aus dem Flammenmeer, das

sie rings umgab. Mit staunenswerter Sicherheit führte er die Freunde auf eine andere Felsenterrasse, die, wie er wußte, nicht vom Feuer erreicht werden konnte. So ruhig und gelassen war er dabei, daß er einmal sich umwandte und mit dem wohlbekannten Lachen sagte: „Ihr hattet vom besten Pulver, Mädchen, ich merkte dies sofort am Knall. Gutes Pulver geht auf einmal los, während schlechtes Korn wohl eine Minute lang zischt. Die Mingos hatten nicht das beste Pulver. Einmal — ich weiß nicht, Edwards, hab' ich euch von den Kämpfen bei — —"

„Ums Himmelswillen, ich kann jetzt nichts hören," unterbrach ihn der junge Mann. „Wohin sollen wir uns wenden?" — „Auf die Terrasse über der Höhle! Dort kann uns kein Feuer etwas anhaben."

Dort angekommen, setzte Natty den Mohikaner sanft auf den Boden nieder, so daß sein Rücken an einer Felswand lehnte. Elisabeth sank auf die Knie und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. „Ich will für eine Stärkung sorgen," sagte Edwards, und trat an den Rand der Plattform. „He, Benjamin, reicht mir ein Glas frischen Wassers herauf und gießt einen Schluck Rotwein dazu," rief er hinab. „Aber schnell!"

„Sogleich," kam es aus dem Innern der Höhle zurück, und wenige Minuten darnach erschien der Küchenmeister mit dem Gewünschten. Elisabeth, die nicht wenig über das unvermutete Erscheinen Benjamins erstaunt war, nahm den Trank dankend entgegen und fühlte sich dadurch bald gekräftigt.

Inzwischen war Natty mit liebevoller Sorgfalt um seinen sterbenden Freund bemüht. Kummervoll flüsterte er Oliver zu, als dieser teilnehmend zu ihm trat: „Es geht zu Ende, Junge, ich sehe es an seinem starren Blick, der sagen will: dort hinaus will ich nun reisen, und da läßt sich keine Rothaut mehr halten."

Der Sterbende begann mit leiser Stimme in seiner Sprache zu singen: „Ich komme! Ich komme ins Land der Gerechten. Der Mohikaner fürchtet den Tod nicht. Er folgt willig, wenn der Große Geist ihn ruft. Chingachgook war ein Krieger; seine Mokassins ließen blutige Spuren zurück. Chingachgooks Worte galten im Rate der Männer. — Falkenauge, höre auf die Worte deines Bruders."

„Ja, John, wir sind treue Brüder gewesen unser Leben lang," sagte der Alte tief ergriffen. „Was willst du mir sagen, Chingachgook?" — „Falkenauge, meine Väter rufen mich nach den glücklichen Jagdgründen. Meine Augen werden hell! Sie sehen lauter rote Männer. Leb wohl, Falkenauge, ich gehe zu meinen Vätern. Lege den Bogen, den Tomahawk, die Pfeife und den Wampoon in Chingachgooks Grab. Es wird Nacht sein, wenn ich aufbreche, und ich werde dann nicht suchen können."

Der Mohikaner schwieg, sein leerer Blick suchte die Ferne. Das Feuer hatte nicht mehr weiter um sich gegriffen, aber ein Gewitter war am Himmel heraufgezogen. Ein greller Blitz fuhr vom Himmel hernieder.

Chingachgook richtete sich noch einmal auf und reckte die hageren Arme nach Westen aus. In diesem Augenblick krachte ein furchtbarer Donnerschlag. Ein Freudenschimmer flog über das Antlitz des sterbenden Indianers, dann wurden seine Züge starr, ein Zucken lief durch den Körper, die Arme sanken schlaff herab — Chingachgook, die Große Schlange der Delawaren war tot.

Lederstrumpf nahm die starre Hand des toten Freundes in die seinige. Lange sah er ihm schweigend ins entseelte Auge, dann sagte er traurig: „Er starb, wie eine Rothaut stirbt, aber er steht vor einem gerechten Richter. Die eine Hälfte von mir selbst ist mit dahingegangen. Es wird fremd um mich auf der Welt, und ich fange an, des Lebens müde zu werden."

Große Regentropfen fielen hernieder. Natty und Edwards brachten die Leiche des Mohikaners in die Höhle. Die Hunde folgten winselnd. Elisabeth fand in einer Felsennische genügenden Schutz vor dem Unwetter, das nun rasch heraufzog. Aber während der Regen noch in Strömen niederrauschte, vernahm man ein Gewirr von Stimmen. Eine Anzahl Männer kam mit Stangen und anderen Werkzeugen, um die vermißte Tochter des Richters zu suchen. Sie traten die noch glimmenden Funken nieder und bahnten sich den Weg durch das hin und wieder noch brennende Gehölz. Edwards führte das Mädchen ihnen bis zur Straße entgegen. Aber ehe sie die Leute erreichten, blieb er stehen und flüsterte hastig: „Ich muß Sie hier verlassen, Miß Temple, denn ich darf jetzt nicht Ihrem Vater begegnen. Aber morgen werde ich den Schleier lüften, den ich seit meinem Hiersein um mich gehüllt habe. Gott sei mit Ihnen." Rasch sprang er in den Wald zurück; sie hörte ihren Vater ihren Namen rufen, aber sie wartete mit der Antwort, bis Oliver verschwunden war. Dann erst eilte sie jubelnd und tief bewegt in die Arme ihres glücklichen Vaters.

Die Rätsel lösen sich

Den ganzen Tag hindurch regnete es noch ununterbrochen, so daß der Brand bald völlig gelöscht war; aber im Dorfe Templeton glustete ein anderes Feuer. Die Einwohnerschaft war aufs höchste erregt. Man sprach von nichts anderem als Elisabeths furchtbarer Lebensgefahr und dem schrecklichen Brande. Als es den Falschmünzern, die allgemeine Aufregung benützend, auch gelang, in die Wälder zu entkommen, und Jotham Riddel halb erstickt und halb verbrannt in seiner Grube aufgefunden wurde, als langsam irgendwoher das Gespräch auftauchte, Lederstrumpf und Edwards hätten aus Rache den Wald angezündet, da lohte die heimliche Glut zur mächtigen Flamme auf. Der Sheriff und Hiram

Doolittle taten das ihre, um Öl auf das Feuer zu gießen. Alle Männer wurden aufgeboten und unter der Führung des Gastwirts zum Kühnen Dragoner zog man am folgenden Morgen hinauf in die Berge, um die Schuldigen einzufangen. Auch der Richter schloß sich der bewaffneten Schar an. Als man die Höhle, in der man Lederstrumpf und Edwards mit der Leiche des Indianers verborgen wußte, erreicht hatte, fand man vor dem Eingang einen halbkreisförmigen Wall errichtet, hinter welchem Lederstrumpf und Benjamin sich kampfbereit aufgestellt hatten. Mit lauter Stimme rief der alte Jäger den Angreifern zu: „Zurück! Keinen Schritt mehr weiter! Es liegt nicht in unserer Absicht, Blut zu vergießen. Doch wenn ihr nicht auf mich hört, dann stehe ich für nichts. Gebt uns noch zwei Stunden Zeit, dann könnt ihr in diese Höhle eintreten; wir werden euch dann nicht mehr hindern!" Die Besonnenen unter der heranrückenden Schar wären gerne bereit gewesen, dieser billigen Forderung Folge zu leisten; doch Neugierde, Haß, Rachelust und Unternehmungsdrang ließen die meisten jede Klugheit vergessen. Ungeachtet der Warnung Lederstrumpfs drangen sie gegen den Wall vor, und es wäre zum erbitterten Kampfe gekommen, wenn nicht in diesem Augenblick Oliver Edwards, gefolgt von Major Hartmann auf der Plattform über der Höhle erschienen wäre und mit lauter Stimme gerufen hätte: „Schießt nicht! Haltet ein! Wir ergeben uns! Ihr könnt frei in die Höhle gehen!" Das Erstaunen, das diesen Worten folgte, war so groß, daß es der Ermahnung des Richters nicht mehr bedurfte. Mit größter Spannung sahen alle zu, wie Edwards und der Major von der Terrasse herniederstiegen und im Innern der Höhle verschwanden.

Der Richter, der Sheriff und einige andere Männer bestiegen nun die Terrasse. Gleich darauf kamen Edwards und der Major zurück; sie trugen auf einem rohgezimmerten, mit Hirschhäuten beschlagenen Sessel mit großer Sorgfalt einen Greis heraus und ließen ihn auf der Terrasse nieder. Das ehrwürdige Antlitz des alten Mannes trug feine, ernste Züge; lange silberne Locken fielen von seinem Haupte herab auf die Schultern. Die Kleider waren aus den feinsten Stoffen, deren Farbe jedoch verblaßt war. Alles aber, was er an sich trug, bis hinab zu den kunstvoll geschmückten Mokassins, war von peinlicher Sauberkeit. Das Auge des Greises, das von einem der Männer zum anderen wanderte, war ohne Ausdruck, und man sah sofort in dem Antlitz des Alten die Spuren kindischer Schwäche.

Natty war den Trägern gefolgt und stellte sich, auf seine Büchse gelehnt, hinter dem Sessel auf. Der Major trat entblößten Hauptes neben ihn; Edwards legte seinen Arm liebevoll und wie schützend um die Schulter des Alten, während auf seinem Gesicht deutlich eine furchtbare Erregung geschrieben stand. Die Augen aller Umherstehenden waren voll Verwunderung auf diese seltsame, überraschende Erscheinung gerichtet.

Keiner wagte ein Wort zu sprechen. Endlich machte der fremde Greis einen schwachen Versuch, sich zu erheben. Mit einladender Handbewegung sagte er dann mit zitternder Stimme: „Meine Herren, wollen Sie gefälligst Platz nehmen? Der Kriegsrat wird sogleich beginnen. Jeder, der den guten, ehrenwerten König liebt, muß wünschen, daß ihm die Kolonien erhalten bleiben. Nehmen Sie doch Platz, meine Herren. Die Truppen biwakieren diese Nacht."

„Aus diesem Manne spricht der Wahnsinn," sagte der Richter. „Wer ist er? Was soll er hier?" — „Wollen die Herren mit uns speisen?" fuhr der Greis fort, und sich zu Edwards wendend, sagte er: „Bestelle ein Essen für die Offiziere des Königs, mein Sohn. Du weißt, wir verfügen stets über vortreffliches Wildbret." — „Wer ist der Mann?" fragte Marmaduke nochmals mit wachsender Spannung. „Wer er ist. Richter Temple," erwiderte Edwards, und seine Stimme bebte, „ihr sollt es nun

erfahren. Dieser alte Mann, den wir durch furchtbare Not gezwungen, in dieser Höhle verbergen mußten, dieser Mann, der nicht mehr das Nötigste sein eigen nennt, war einst der Gefährte und Ratgeber der Beherrscher dieses Landes. Dieser Mann, den Ihr nun elend, entkräftet vor Euch seht, war einst ein tapferer, furchtloser Krieger; so tapfer, so furchtlos, daß die Eingeborenen ihn den Feuereisser nannten. Dieser Mann, der nun so arm ist, daß er kein Obdach mehr über seinem Haupte hat, war einst mächtig und reich. Er war, Richter Temple, der rechtmäßige Besitzer dieses Landes. Dieser Mann war der Vater — —"

„So ist er Effingham, der vermißte, verloren geglaubte Major Effingham?" unterbrach ihn der Richter in höchster Erregung. — „Jawohl, Richter Temple," entgegnete der Jüngling, indem er dem Richter fest ins Auge sah, „es ist der verloren geglaubte Major Effingham." — „Und Ihr? Und Ihr?" forschte Marmaduke weiter. „Ich bin sein Enkel." Minutenlang herrschte tiefes Schweigen. Über des Richters männliches, schönes Gesicht liefen Tränen. Dann trat er auf den jungen Mann zu, ergriff ihn bei der Hand und sagte mit Wärme: „Oliver Edwards, nun kann ich dich verstehen. Ich vergebe dir alles, alle Herbheit, allen Argwohn; nur das eine kann ich dir nicht verzeihen, daß du diesen Greis in so kümmerlicher Behausung leben ließest, wo doch mein Haus offen steht, ihn und dich zu empfangen." — „Seht Ihr, Oliver Edwards," rief Major Hartmann dem Jüngling zu, „sagt ich Euch's nicht? Marmaduke Temple ist ein Ehrenmann durch und durch und treu wie Gold."

„Ja," sagte Edwards und seine Stimme klang nun weich, „ich fange an zu glauben, daß mein Vater sowohl wie ich Euch unrecht taten. Major Hartmann, der ein alter Kriegskamerad meines Vaters ist, was ich aber erst seit kürzester Zeit weiß, hat nur Gutes von Euch zu sagen gewußt. Ich suchte den Major am Mohawk auf, denn ich wußte, daß dort ein Freund und Kamerad meines Vaters lebte, um ihn zu bitten, sich im nächsten Winter des Greises anzunehmen, nachdem es uns unmöglich geworden war, ihn länger in des treuen Lederstrumpfs Obhut zu lassen."

„Du sprichst von deinem Vater," sagte Marmaduke. „Ist er wirklich auf der Seereise verunglückt?" „Ja, er reiste nach England, um sich dort für die im Krieg erlittenen Verluste entschädigen zu lassen. Mich ließ er in bitterer Not zurück."

Er schwieg; sein Blick flog über die Versammlung hin. Der Richter verstand ihn. Er wandte sich an die horchende Menge und rief: „Hollister, führe deine Truppen zurück und entlasse sie. Benjamin, begebt Euch zurück in mein Haus und tretet Euren Dienst wieder an; und du, Richard, du bist gewiß so gütig, mir sogleich den Wagen heraufzuschicken."

Die Angeredeten folgten den gegebenen Weisungen. Als alle gegangen waren, wandte er sich wieder mit Herzlichkeit zu dem Jüngling. „Und du, Oliver, mußte ich nicht annehmen, daß du mit deinem Vater ums Leben

gekommen seiest? Dein Vater hatte mir sein ganzes Vermögen zur Verwaltung übergeben. Er wollte, als wir uns trennten, weder eine Empfangsbescheinigung, noch sonst eine Sicherheit von mir annehmen. Infolge des unglücklichen Krieges mußte Euer Vater, der, wie Ihr ja wißt, an der Seite des Königs focht, das Land mit den fliehenden Truppen verlassen. Seine Güter fielen dem vom Siege begünstigten Staate zu. Da kaufte ich sie in gesetzlicher Weise vom Staat zurück, um sie so deinem Vater zu erhalten. Stets betrachtete ich diese Ländereien als ein mir anvertrautes Gut. Durch angestrengte Arbeit erhöhte sich der Wert des Besitztums ums Hundertfache. Ich sandte Eurem Vater nach dem Kriege ganz erhebliche Summen. Aber plötzlich kamen meine Briefe alle uneröffnet zurück. Euer Vater mußte irgendwie Mißtrauen gegen mich gefaßt haben, und dennoch, hätte er nur noch einige Jahre länger gelebt, so hätte er alle seine Güter zurückerhalten, die fürs erste in der Meinung der Menschen noch für die meinen gelten mußten. Er war immer etwas hitzig und vorschnell gewesen, eine Eigenschaft, die sich auf Euch wohl vererbt hat," fügte er lächelnd hinzu. „Aber nun sagt, wie ist es Euch ergangen, nachdem er Euch so jung und mittellos zurückgelassen hat?"

„Ich machte mich auf und suchte meinen Großvater an seinem einstigen Wohnort, den ich kannte. Ich fand ihn jedoch nicht mehr dort; doch man sagte mir, daß ein alter Mann, der vordem lange Zeit sein Diener gewesen, gekommen sei und ihn mit sich genommen habe. Da wußte ich, daß dies nur Natty gewesen sein konnte." — „Natty?" fragte Marmaduke verwundert. „Er war im Dienste Eures Großvaters?" — „Das wußtet Ihr nicht?" entgegnete der Jüngling überrascht. — „Keine Ahnung hatte ich davon. Von Natty Bumppo erzählte man mir nur, daß er ein Jäger sei, der seit Jahren in den Wäldern lebe, ein ausgezeichneter Schütze sei und die besten Biber- und Bärenfelle zum Markte bringe."

„Nun dann hört. Ich hatte durch meinen Vater oft von Lederstrumpf gehört, der meinen Großvater oft auf seinen Feldzügen begleitet hatte, und der dabei das Leben im Walde so liebgewonnen hatte, daß er nicht mehr davon lassen wollte. Ich wußte auch, daß er in diesen Ländern lebte, welche einst die Delawaren meinem Großvater zum Geschenk gemacht, zum Lohn dafür, weil er ihrem Häuptling Chingachgook einmal das Leben rettete. Sie zählten fortan meinen Großvater zu einem Glied ihres Stammes und erwiesen ihm dadurch die höchste Ehrung, die eine Rothaut einem Weißen antun kann."

„Das also ist dein indianisches Blut?" lachte Marmaduke und dachte an die Spitzfindigkeit seines Vetters Richard. — „Ja, es ist nur ein Ehrentitel. Chingachgook nahm aus Dankbarkeit meinen Großvater an Sohnes statt an. Er nannte ihn den Adler, seiner Nase wegen, und diese Bezeichnung legte er dann später auch mir bei, wie Ihr ja wißt. Nun, ich suchte Natty auf und fand meinen Großvater richtig in der Obhut dieses

treuen Mannes. Denn niemals hätte es die treue Seele über sich gebracht, seinen Herrn, der einst so mächtig und reich gewesen, in diesem verarmten Zustand den Augen der Welt zu zeigen. Deshalb hielt er seine Hütte stets so fest verschlossen. Deshalb wollte er keinem Menschen den Zutritt gestatten."

„Und nun wurdest du Lederstrumpfs Jagdgenosse?" — „Ja, mein letztes Geld verwendete ich dazu, mir eine Büchse und ein rauhes Gewand zu kaufen."

Oliver hatte gerade seinen Bericht geendet, der den Richter über alles aufgeklärt hatte, was ihm bis dahin unverständlich gewesen war, als der von Richard geschickte Wagen kam. Man hob den Greis hinein und fuhr nach des Richters Haus, wo der Alte trotz der Umnachtung, die seine Sinne umfangen hielt, es mit kindischer Freude fühlte, daß er weicher gebettet wurde, als er es lange gewöhnt gewesen war. Natty saß sorgend an seinem Lager, bis er in friedlichen Schlummer versank.

Der Richter hatte indessen den jungen Effingham in sein Arbeitszimmer gebeten. Hier übergab er ihm in Hartmanns Beisein eine Schrift, die amtlich versiegelt und beglaubigt war. „Dieses Papier, mein junger Freund," fügte er hinzu, „wird dich überzeugen, daß es nie meine Absicht gewesen, dich und deine Familie um das Eurige zu bringen, daß ich im Gegenteil stets bestrebt gewesen bin, deine Ansprüche sicher zu stellen."

Das Schriftstück, das nichts anderes als Marmaduke Temples letzter Wille war, nahm dem jungen Manne den letzten Zweifel an der Redlichkeit des Richters. Hiernach hatte dieser deutlich bestimmt, daß die Hälfte seiner Güter nach seinem Tode seiner Tochter zufalle, die andere Hälfte aber an die Erben des Majors Effingham zurückerstattet werden müßten. Das Papier trug das Datum jener Zeit, wo der Richter in so auffallender Kümmernis gewesen war und so oft in heimlichen Geschäften sich zurückgezogen hatte. Jene Briefe aus London, die er uneröffnet zurückerhalten hatte, und die ihm den mutmaßlichen Tod des einstigen Freundes berichteten, hatten ihn veranlaßt, die ganze Angelegenheit in gesetzlicher Form zu ordnen.

Dies leuchtende Beispiel von der Redlichkeit des Mannes, dem er so bitter gegrollt hatte, lockten dem Jüngling Tränen aus den Augen. Seine Hand, die das Blatt hielt, zitterte, und er wagte nicht aufzuschauen, bis eine leise Stimme neben ihm sagte: „Zweifelt Ihr noch immer an unserer Redlichkeit, Oliver?" — „An Ihnen, Miß Temple, habe ich nie gezweifelt," erwiderte der junge Mann mit ausbrechender Leidenschaft. — „Und an meinem Vater?" — „Ich habe ihm Unrecht getan; ich sehe es ein; und es tut mir leid. Der Himmel möge ihn segnen!" — „Ich danke dir, Oliver," sagte der Richter mit warmem Händedruck. „Du wirst die eine Hälfte meiner Güter sobald wie möglich zurückerhalten, und wenn ich mich nicht ganz gründlich täusche — —" „Dann wird er die zweite Hälfte bald

auch dazubekommen," unterbrach ihn lachend der Major. Auch der Richter lächelte; er nickte dem jungen Paare freundlich zu und verließ mit seinem alten Freunde das Zimmer.

Am Abend desselben Tages saßen alle Glieder des Hauses Temple, vereint mit ihren Freunden, bei einem vorzüglichen Eierpunsch in der großen Halle. Sie feierten die glückliche Rettung Elisabeths, sie feierten das Wiederfinden des so lange und schmerzlich vermißten Effingham, und sie feierten vor allem die Verlobung Elisabeths mit Oliver Edwards Effingham.

Leider mußten Lederstrumpf und Benjamin am folgenden Tage in ihre Haft zurückkehren, der sie unerlaubterweise entronnen waren. Da sich aber herausgestellt hatte, daß Natty an dem Waldbrand unschuldig war, sandte der Richter einen Eilboten zum Gouverneur in Albany und bewirkte ihre Freisprechung.

Hiram Doolittle fühlte sich nach den letzten Ereignissen nicht mehr ganz behaglich in Templeton. Er verkaufte mit großem Vorteil seinen Grundbesitz und wanderte nach Westen aus, um an einem neuen Wohnort sein vielseitiges Wissen mit mehr Anerkennung zu verwerten.

Im Monat September fand die Hochzeit im Herrenhause statt. Es war gleichzeitig für lange Zeit das letzte Zusammensein der alten Freunde. Major Hartmann kehrte an den Mohawk zurück; Pfarrer Grant bezog bald darauf eine neue, weit einträglichere Pfarrstelle, und Monsieur Le Quoi schiffte sich um dieselbe Zeit nach seiner heißgeliebten Heimat ein.

Wenige Tage später schloß der greise Effingham die müden Augen. Ruhig, lächelnd wie ein Kind ging er dem dunklen Freund entgegen, und so herzlichen Anteil auch die ganze Familie an dem Schicksal des alten Mannes genommen hatte, so empfand doch jeder diesen Tod als eine Erlösung, und man gönnte dem Müden die ewige Ruhe.

Richard Jones war bei all diesen Vorgängen der unermüdliche, immer tätige Leiter und Helfer. Dennoch empfand Richter Temple nicht ohne innere Befriedigung, daß die Geschehnisse der letzten Monate sein übergroßes Selbstgefühl etwas gedämpft hatten, was in jeder Beziehung nur vorteilhaft und angenehm auf ihn selbst und seine Umgebung wirkte.

Und nun begleiten wir Elisabeth und Oliver noch einmal an einem strahlenden Oktobertag auf einem Gang, den sie hinaus an die Ufer des Otsego machten. Elisabeth trug einen großen Strohhut, unter welchem ihre dunklen Locken hervorquollen. Sie schritt, in einen leichten Schal gehüllt, fröhlich plaudernd und sich der herrlichen Heimat freuend, am Arm ihres Gatten dahin. Ehe sie sich versahen, waren sie an jener Stelle angelangt, wo so lange Lederstrumpfs Hütte gestanden hatte. Doch der Ort war völlig verändert. Er war vom Schutt gesäubert und mit üppigem Gras bewachsen. Eine Mauer umgab die Stelle. Sie traten durch die Pforte und erblickten den alten Jäger auf dem Rasen liegend neben einer

Steinplatte aus weißem Marmor, über welcher ein prachtvolles Grabdenkmal mit einer Urne errichtet war. Der alte Mann war über die Schrift auf dem Steine gebeugt, so sehr in Erinnerungen und Empfindungen vertieft, daß er das Nahen der Herzutretenden nicht beachtete. Sie hörten, wie er halblaut vor sich hin redete: „Es wird alles so recht sein. Schade ist's, daß unsereiner nicht lesen kann. Die Pfeife, der Tomahawk und die Mokassins sind dem Steinmetzen ganz gut geraten — obwohl der Mann diese Dinge wohl nie gesehen hat. — Da liegen sie nun beieinander und haben ein schönes Plätzlein. Wer aber wird einmal mich in die Erde legen, wenn mein Stündlein gekommen ist?"

„Auch Euch fehlt's nicht an Freunden, Natty," sagte Oliver herzlich. Lederstrumpf wandte sich um. Er zeigte keine Überraschung, als er das junge Paar erblickte. Mit dem Rücken der Hand fuhr er sich über die Augen und sagte: „Ihr kommt, die Gräber zu besuchen, Kinder! Das ist gut und kann auch jungen Leuten nichts schaden."

„Gefallen Euch die Gräber, Lederstrumpf?" fragte Oliver. „Oh, auf mich kommt's nicht an. Schön sind sie, schön! Machtet Ihr es so, wie ich Euch sagte? Legtet Ihr das Haupt des Delawaren gegen Osten und das des Majors gen Westen?" — „Wir taten, wie Ihr sagtet." — „Ja, ja, sie gingen auf verschiedenen Wegen, und zuletzt werden sie doch vor einen und denselben hintreten, der größer ist als unsre Gedanken!" — „Ja, Natty, dort werden wir uns alle dereinst wiedersehen!" sagte Elisabeth.

„Das ist ein schöner tröstlicher Gedanke," erwiderte Lederstrumpf, „besonders für einen, der ans Scheiden denkt! Doch nun, seid so gut, Kinder, und lest mir noch die Worte, die auf der Marmorplatte stehen. Ich möchte noch hören, was Ihr den Leuten von dem alten Delawaren zu sagen wißt und von dem edelsten weißen Manne, der über diesen Boden geschritten ist."

Oliver trat an das Grabdenkmal und las: Zum Andenken des Oliver Effingham, vormaligen Majors im 60. Infanterie-Regiment Sr. Majestät des Königs von Großbritannien. Er war ein Soldat von erprobter Tapferkeit, ein Untertan von ritterlicher Treue, ein Mann voller Tugenden, ein Christ nach dem Herzen Gottes. Er verbrachte den Morgen seines Lebens in Ehre, Glanz und Reichtum, aber sein Abend war verdüstert durch Armut, Kummer und Leiden. Von allen verlassen, blieb ihm nur die Hingebung seines alten, treuen Freundes und Dieners Nathanael Bumppo. Zum ehrenden Gedächtnis an die Tugenden des Herrn und an die Treue des Dieners errichtete dieses Denkmal sein dankbarer Enkel.

Als Lederstrumpf seinen Namen hörte, horchte er freudig auf und er rief: „Habt Ihr das wirklich geschrieben, Junge? Habt Ihr den Namen des alten Natty in Wahrheit neben den seines Herrn gesetzt? Das ist ein lieber Gedanke von Euch und tut einem einsamen Herzen wohl."

Oliver wies ihm die Stelle wo sein Name stand. Der Alte war glücklich. „Das freut mich! Das freut mich!" wiederholte er ein ums andere

Mal. „Wie ist dies ein schönes Bewußtsein für einen alten Mann, der einst niemandem Eigenes zurückläßt, daß sein Name aufgehoben ist in dem Lande, wo er so lange gelebt hat. — Nun lest mir noch, was Ihr von der Großen Schlange gesagt habt, Oliver." Dieser las: „Dieser Stein ist dem Andenken eines Delawarenhäuptlings gewidmet, der bekannt war unter dem Namen Chingachgook und John Mohikan. Er war der Letzte seines Stammes, der dieses Land bewohnte; von ihm kann mit Recht gesagt werden: Seine Fehler waren die eines Indianers, seine Tugenden die eines Mannes."

„So ist es recht, so ist es gut. Ihr habt nie ein wahreres Wort gesprochen, Herr Oliver. Ach, wenn Ihr ihn gekannt hättet, wie ich ihn kannte. Wie er noch jung war, in jener Schlacht, da Euer Großvater ihm das Leben rettete. Er stand schon angebunden am Marterpfahl, da eilte der Major, der eigenen Lebensgefahr nicht achtend, herbei, durchschnitt seine Bande, gab ihm Waffen, und kämpfend wie die Löwen entrannen sie der Siouxbande. — Doch genug! Was steh ich hier und schwatze! Meine Zeit ist um; ich muß gehen!"

„Gehen wollt Ihr, Natty," riefen die beiden jungen Leute wie aus einem Munde. „Warum wollt Ihr uns verlassen?" Lederstrumpf bückte sich nieder, zog hinter dem Grabstein ein schweres Bündel hervor, hob es auf die Schulter und sagte: „Ja, ich muß fort! Ich kann hier nicht länger leben, wo alles mich bedrückt. Zwar wird mir der Abschied von euch, Kinder, nicht leicht, denn ich habe euch lieb. Ich würd' es nicht sagen, wenn's nicht so wäre. Aber seht, ich kann das Dröhnen der Axt nicht mehr hören, die meine Wälder niederreißt. Ich wollt' schon lange fort. Was mich hielt, war einzig dieser hier" — und er wies auf das Grab des Mohikaners — „ihn mocht' ich nicht verlassen. — Aber nun, da er tot ist, leidet's mich nicht länger. Man hat mir gesagt," fügte er geheimnisvoll flüsternd hinzu, „daß es an den großen Seen noch unvergleichliche Jagdgründe gibt, wo man keinen Weißen begegnet, als höchstens Leuten meines Schlages. Dort will ich hin! dort in den Wäldern will ich jagen!"

„O Lederstrumpf," rief Elisabeth flehend, „bleibt doch hier bei uns! Hier sind doch auch noch Wälder. Ich will für Euch sorgen, Euch pflegen, wenn Ihr noch älter und schwächer werdet; geht nicht fort." — „Sie hat recht," stimmte Oliver ihr zu. „Ihr solltet nicht mehr den Wohnort wechseln. Wie bald wird auch Eure Kraft erlahmen. Denkt doch an Euren Mohikan, wie schnell er Euch verließ." — „Weil ich so viel an ihn denke und bei jedem Schritt, den ich hier tue, vermisse, muß ich fort. Kinder, wenn ihr mich lieb habt, laßt mich ziehen, wohin meine Seele sich sehnt."

Sie sagten nichts mehr, denn sie wußten nur zu gut, daß alle Worte vergeblich waren, aber Elisabeths schöne Augen füllten sich mit Tränen. Sie reichte dem alten Manne die rosige Wange zum Kusse hin, der sie leise berührte, während er unwillkürlich die Mütze vom Haupte nahm. Dem jungen Manne drückte er krampfhaft die Hand. Zweimal wollte er sprechen, aber die Stimme versagte ihm. Dann schnallte er seinen Gürtel fester, schulterte die Büchse und rief mit hallender Stimme: „Hektor, Diana, vorwärts! Wir haben einen weiten Weg vor uns!" Mit diesen Worten schritt er davon. Am Waldesrand blieb er noch einmal stehen und blickte zurück. Er fuhr sich mit der rauhen Hand hastig über die Augen und winkte ihnen ein letztes Lebewohl, dann verschwand er im Walde. Sie haben Lederstrumpf nie mehr gesehen.

DER WILDSTELLER
ODER DIE PRÄRIE

Die Ankunft in der Prärie

Vor etwas mehr als hundert Jahren, also in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts, erwarben die Vereinigten Staaten durch Kauf die weiten Gebiete von Louisiana. Es geschah dies, um der mächtig anwachsenden Bevölkerung der Vereinigten Staaten Raum und Erwerbsgebiet zu verschaffen; denn die neu erworbenen Gegenden waren von großer Fruchtbarkeit. Gleichzeitig hatte man dadurch den Hauptweg ins Innere des Erdteils gewonnen, ein Umstand, der unendlich viele Vorteile für das heranblühende mächtige Reich bieten konnte.

Kaum war der Kaufvertrag endgültig abgeschlossen, als sich ein ganzer Strom dieses unruhigen, leichtlebigen Volkes in die unerforschten, verwilderten Gegenden rechts vom Mississippi drängte. War es die große Fruchtbarkeit des teilweise neu angeschwemmten Landes, oder waren es die Goldminen, die da und dort entdeckt wurden, oder war es bloß die Sehnsucht, in das unbewohnte, unerforschte Gebiet einzudringen, welches so viele dorthin zog, aller Mühsale und Entbehrungen, die dort ihrer harrten, vergessend? Einerlei.

Aber auch wir müssen uns ihnen jetzt anschließen und einen kleinen Auswandererzug begleiten, der aus etwa zwanzig Leuten, einigen mit Möbeln und Werkzeugen schwer beladenen Wagen und wenigen Schafen und Rindern bestand.

Sie kamen merkwürdigerweise nicht den gewöhnlichen bequemen Weg durchs Tiefland, sondern sie hatten große Strecken durch öde Wüsten oder durch ausgetrocknete Flußtäler zurückgelegt. Nun lagen die ungeheuren Ebenen vor ihnen, die sich bis an den Fuß der gewaltigen Rocky Mountains erstreckten. Es war unfruchtbarer, dürrer Grasboden, auf dem die Spuren der Wagenräder keinen Eindruck zurückließen. Was mochte diese abenteuerliche Schar bewogen haben, die unfruchtbare, trostlose Einöde aufzusuchen?

An der Spitze des Zuges schritt ein Mann von etwa fünfzig Jahren. Er war von mächtigem Körperbau und mußte eine ungeheure Stärke be-

sitzen, denn er trug sein Bündel, seine Büchse, seine mächtige Axt, das Horn und die gefüllte Kugeltasche mit auffallender Leichtigkeit und Müheloſigkeit, obwohl es Abend war und er einen weiten, mühevollen Tagesmarsch hinter sich hatte. Sein Gesicht hatte einen gleichgültigen, rohen und stumpfen Ausdruck. Er trug die grobe Kleidung eines Farmers, aber es war auffallend, wie er sich mit blitzenden, blinkenden Schmuckstücken behängt hatte. So trug er nicht weniger als drei Uhren, an deren Ketten silberne Anhängsel befestigt waren. Die Knöpfe seiner schmutzigen Jacke bestanden aus mexikanischen Silbermünzen; statt eines Ledergurts trug er eine buntseidene, aber fleckige Schärpe; sein Kopf war mit einer hohen Pelzmütze bedeckt, aus edelstem Marderfell; der Griff seines Gewehres bestand aus feinstem Mahagoni mit kunstvoller Silbereinlage. Hinter ihm schritten einige junge Leute, die man sofort als seine Söhne erkannte; lauter starke, mächtige Gestalten. Sogar der Jüngste, halb noch ein Knabe, stand dem Vater wenig an Größe nach. Nur zwei Frauen befanden sich in dem Zuge, die Frau des Anführers und ein etwa achtzehnjähriges schlankes Mädchen, dem man sofort anmerkte, daß es von besserer Herkunft war als alle ihre Begleiter. Aus dem ersten der Wagen schauten neugierige Kinderaugen aus fahlen, elenden Gesichtern. Der zweite Wagen war sorgfältig mit einem großen Tuche bedeckt.

Wohl schon hundertmal waren sie heute die kleinen, grasbewachsenen Hügel auf und wieder abwärts gestiegen. Endlich, nachdem eine etwas größere Anhöhe erklommen war, machte der Führer des traurigen Zuges halt. Er blickte nach der Sonne, die schon tief im Westen stand, und sah dann forschend um sich. Er suchte einen passenden Platz zum Nachtlager. Doch nichts von dem, was er suchte, war zu sehen, weder Wasser, noch Brennholz, noch Weide für die Tiere. Gleichgültig nahm er drum von neuem seine Last auf die breiten Schultern, um zum soundsovielten Male wieder hinabzusteigen. Nicht ganz so willig folgten ihm die andern; denn mit einem Male machte sich eine große Ermattung fühlbar, und nur mit größter Anstrengung konnten die müden Pferde zum Weitertrab angespornt werden.

Plötzlich machte, wie auf Geheiß, die ganze Karawane halt. Ein ungewohnter Anblick bot sich ihnen dar. Auf dem nächsten Hügel hob sich im Schein des rötlichen Abendhimmels die riesige Gestalt eines Mannes ab, der regungslos dastand und wie gebannt den Ankommenden entgegenblickte. Etwas Schwermütiges lag über dem Einsamen, der durch die eigentümliche Beleuchtung den Auswanderern von übernatürlicher Größe erschien.

„Schicke zwei der Söhne voraus, sie werden bald herausfinden, wen wir vor uns haben," rief mit mißtönender Stimme die Frau des Anführers ihrem Manne zu. — „Das können wir einfacher machen," murmelte ein finster blickender Mann, der sich an der Ähnlichkeit leicht als

der Bruder der Frau erkennen ließ. — „Was kommt's auf einen mehr oder weniger von diesen elenden Hunden an? Der Stamm der Pawnee-Loups soll diese ganze Gegend unsicher machen; sie werden's nicht gleich merken, wenn einer von ihnen ausbleibt."

Bei diesen Worten legte er auch schon die Büchse an. „Schießt nicht, ums Himmels willen; es könnte auch einen von den Unsern treffen," flehte die Stimme des jungen Mädchens, das bei den Kindern auf dem Wagen saß. — „Tu die Büchse fort," befahl der Alte in entschiedenem Ton; „ich hoffe, ich kann den Tag in Frieden beenden."

Inzwischen waren die Farben, in welche die untergehende Sonne den Himmel so wunderbar getaucht hatte, erblaßt, und in der aufziehenden Dämmerung nahm die Gestalt mehr und mehr eine natürliche Größe an. Der Anführer setzte seinen Weg fort, und beim Näherkommen konnte man bald merken, daß der Mann dort oben keine Feindseligkeiten im Schilde führte. Im Gegenteil, er sah nun ganz harmlos aus; denn der da oben stand, mußte schon mehr als achtzig Jahre zählen. Ein unruhiges, bewegtes Leben mochte ihm die Haare früh gebleicht, Furchen und Runzeln auf dem verwitterten Gesicht hervorgerufen haben. Aber noch sah man den Muskeln an, daß einst große Stärke und Spannkraft in ihnen gewohnt hatten. Er war in Tierfelle gehüllt und trug die haarige Seite nach außen. Über die Schulter hing ihm Horn und Pulvertasche, und er stützte sich auf eine Büchse von ungewöhnlicher Länge. Zu seinen Füßen im Gras lag ein magerer Hund, der beim Näherkommen der Fremden ein leises Knurren hören ließ.

„Ruhig, Hektor, leg dich," befahl sein Herr.

„Könnt Ihr mir sagen, ob wir hier bald eine passende Stelle zum Nachtlager finden werden?" rief der Führer der Ankömmlinge dem Alten zu. — „Ist auf der linken Seite des großen Stromes nicht Raum genug, daß Ihr hier herüber habt kommen müssen?" gab er jenem zur Antwort.

„Mir ist's zu voll dort drüben; aber gebt mir Bescheid, wo finde ich einen Platz, wo sich ruhen läßt?"

„Das Alter ist der Jugend Rat schuldig; darum kommt, ich will Euch einen Platz zeigen, wo Ihr findet, was Ihr bedürft." Und mit einer Leichtigkeit, die niemand dem Alten zugetraut, nahm er seine mächtige Büchse über die Schulter und schritt schweigend jenseits der Anhöhe dem Talgrunde zu.

Es dauerte nicht lange, bis man das leise Murmeln eines Baches vernahm. Seinem Lauf folgte der Greis, und bald erblickten die spähenden Augen der Wanderer einen schmalen, grünen Streifen Landes, der sich gleich einem Bande durch die gelbe, verdorrte Grassteppe hinschlängelte. Die Feuchtigkeit des breiter werdenden Gewässers ließ das Gras zu beiden Seiten saftiger werden, Bäume und Sträucher wurden sichtbar, erst vereinzelt, dann zahlreicher.

Endlich blieb der alte Mann stehen und sah den Führer der Auswan-

derer fragend an. Dieser prüfte den Platz lange und umständlich, dann legte er seine Last nieder und rief den Söhnen ein kurzes: „Nun rührt euch, ihr Jungens," zu. Mit derselben langsamen Bedächtigkeit entluden sich auch diese ihres Packes und machten sich an die Arbeit. Man sah ihnen an, daß sie ähnliches schon des öfteren getan hatten. Der älteste der Söhne nahm eine Axt zur Hand, schritt gelassen an eine Pappel heran und spaltete mit großem Geschick mit wenigen wohlzielenden Hieben den stattlichen Stamm, daß die Krone krachend zu Boden stürzte. Die Brüder hatten ihm gleichgültig zugesehen, doch als der erste Baum gefallen war, machte sich ein jeder an dieselbe Arbeit, und in kürzester Zeit hatten sie einen kleinen Platz ausgerodet.

Der Alte hatte wortlos dem Treiben zugeschaut; aber eine tiefe Traurigkeit beschattete seine Züge, und seufzend wandte er sich zur Seite. Der Anführer hatte inzwischen die Tiere abgeschirrt, und mit Behagen verspeisten diese das Laub der gefallenen Baumkronen. Nun griffen er und jener düster blickende Mann, der so vorschnell zur Büchse gegriffen hatte, in die Speichen des verdeckten Wagens und rollten diesen auf eine kleine Anhöhe am Rande des Gebüsches. Dort rammten sie ein paar lange Pfähle in die Erde, verbanden deren obere Enden mit den Reifen des Wagens und breiteten über das so entstandene Gerüst eine große Zahl von Decken und Tüchern, die sie aus dem Innern des Wagens hervorholten. Die unteren Enden der Tücher banden sie an kurzen Pflöcken fest, die ringsum in die Erde eingerammt wurden. So entstand in kürzester Zeit ein großes, geräumiges Zelt. Darunter hervor zogen sie mit Leichtigkeit den nun leer gewordenen Wagen und rollten ihn zur Seite.

Mit einer gewissen Spannung hatte der Fremde dem ganzen Vorgang zugeschaut. Nun schritt er auf das Zelt zu. Er wollte die Tuchstücke etwas auseinanderschieben, um einen Blick in das Innere zu werfen. Da fühlte er sich von rauher Hand am Arm ergriffen und zurückgestoßen. — „Kümmert Euch nicht um das, was Euch nichts angeht," brummte der finster blickende Mensch und sah dabei den Alten drohend an. — „Ich dachte nicht, daß Ihr etwas zu verbergen hättet," erwiderte dieser, zog sich mit ruhiger Würde zurück und wandte sich dem Lager zu, wo schon ein lustiges Herdfeuer knisterte, das die Kinder mit hungriger Erwartung umstanden und an dem das junge Mädchen mit Vorbereitungen zur Mahlzeit beschäftigt war. — „Ellen Wade," rief da die heisere Stimme des Anführers, und eilends sprang die Angerufene auf und verschwand im Zelte.

Indessen wurden noch die letzten Vorbereitungen getroffen und die leeren Wagen von den jungen Leuten an den Rand des Lagers geschoben, so daß sie eine Art Bollwerk nach außen bildeten. Einige verstampften in einem großen Mörser den Mais mit einem schweren Schlegel, andere warfen den Tieren Futter vor. Die Schatten der Nacht senkten sich schon über das Lager, als die Alte zum Abendbrot rief.

Der Auswanderer forderte den Fremden auf, am Mahle teilzunehmen; aber dieser lehnte dankend ab, da er seinen Hunger schon gestillt habe. „Doch gerne will ich mich ein wenig bei Euch niederlassen," setzte er hinzu, „denn lange ist es her, seitdem ich Leute meiner Farbe ihr Brot habe essen sehen." — „Ihr seid wohl ein alter Siedler dieser Gegend," meinte der Führer. „Man hat uns gesagt, daß in diesem Landstrich die Ansiedler gar dünn gesät seien; und seit langen Wochen seid Ihr das erste weiße Gesicht, das wir erblicken." — „Einen Siedler kann ich mich nicht nennen," erwiderte der Alte. „Ich streife durch das Land und bleibe an einem Orte nur solange es mir gefällt. Eine feste Wohnung habe ich nicht." — „Ein Jäger seid Ihr wohl?" meinte der andere, indem sein Blick die Büchse des Alten streifte. „Doch Euer Handwerkszeug hierzu scheint nimmer viel zu taugen." — „Auch das nicht mehr, seitdem die Hand zittrig und der Blick unsicher geworden," gab dieser zur Antwort, und ein schmerzlicher Ton lag in seiner Stimme. „Ich bin nichts mehr als ein Wildsteller." — „Das ist ein und dasselbe," meinte der andere. — „Leider ist's dies bei vielen geworden, und doch ist's eine Schande für einen Mann in guten Jahren, wenn er Tieren nachstellt, deren einziger Schutz in der Schnelligkeit ihrer Beine liegt. Ich für meinen Teil habe fünfzig Jahre lang nie ein Tier anders als mit der Büchse erlegt." — „Das ist Torheit," meinte der Unheimliche, „die Erde ist für uns da, und ihre Geschöpfe auch." — „Ihr scheint nicht viel Reisegepäck mit Euch zu tragen," unterbrach jenen der Anführer.

„Ich brauche auch nicht viel," erwiderte der Trapper. „Essen und Kleidung ist alles, dessen ich bedarf, und ab und zu etwas, um Pulver einzutauschen." — „So seid Ihr nicht aus dieser Gegend?" fragte der Auswanderer. — „An den Ufern des großen Sees bin ich geboren," erwiderte jener, „aber den größten Teil meines Lebens habe ich in der Wildnis zugebracht." — Diese Bemerkung löste bei den jungen Leuten und der Alten große Bewunderung aus.

„Von den Seeufern," meinte einer, „bis an die Wasser des Westens ist's ein langer Weg." — „Ja, Freund, es ist ein langer und beschwerlicher Weg, und viel könnte einer erzählen, der ihn geschritten, und müde und alt ist er darüber geworden. Ein Glück, daß er ihn bald vollends zu Ende geht." — „So seid Ihr weit gen Westen vorgedrungen?" fragte der Anführer, „und könnt mir sagen, ob sich diese Einöde noch weit hinzieht?" — „Wochen und Monate könnt Ihr wandern in diesen Ebenen, ehe Ihr an einen Platz kommt, wo Ihr Euch Wohnstätten bauen könnt. Selbst die wilden Tiere müssen meilenweit laufen, bis sie Höhlen finden, wo sie sich bergen können. Und trotzdem, wenn der Wind von Osten herweht, meine ich das Dröhnen der Axte und das Fallen niederstürzender Bäume zu vernehmen." Der Alte hatte ernst und eindringlich gesprochen, und nachdem er geendet, entstand ein tiefes Schweigen; darum fuhr er fort: „Ihr habt

wohl eine schwere Wanderung bis hierher gehabt?" — „Wir hielten uns jenseits des großen Stromes," erwiderte der Auswanderer, „bis dieser zu weit nach Norden führte. Da setzten wir auf Flößen über und haben wohl ein paar Stück Vieh dabei eingebüßt. Doch seither ging es gut, so oft wir auch noch einen Flußarm überschreiten mußten." — „Und nun wollt Ihr wohl weiter gen Westen ziehen, bis Ihr einen Platz findet, der Euch und Eurem Vieh Nahrung bietet?" fragte der Alte.

„Bis ich Lust habe, mich festzusetzen oder einzukehren," entgegnete schroff und abweisend der Auswanderer. Bei diesen Worten erhob er sich und auch die anderen folgten seinem Beispiel. Die letzten Vorkehrungen für die Nacht wurden getroffen, und um den Alten schien sich niemand mehr zu kümmern. Die Männer schleppten noch Baumstämme herbei und verrammten damit das Lager nach drei Seiten. Die vierte Seite war nach dem Dickicht gekehrt. Zwei der jungen Männer ergriffen ihre Büchsen, schütteten neues Zündkraut auf und setzten sich im Schatten des Dickichts an den beiden äußeren Enden des Lagers nieder. Der Alte hatte noch eine Weile zugeschaut, dann wendete er sich, ohne Abschied zu nehmen, und ging langsamen Schrittes hinweg.

Eine nächtliche Zusammenkunft

Ziellos streifte der Wildsteller durch die endlose Wüste. Der Mond warf ein bleiches, zitriges Licht darüber hin. Er ließ die Anhöhen in seinem fahlen Licht erglänzen, die ihre Schatten in die Täler dazwischen warfen. Endlich blieb er auf einer der Anhöhen in tiefem Sinnen stehen und starrte wie traumverloren, in schweren Gedanken, in die endlose Ferne. Sein treuer Hund hatte sich ins Gras zu seinen Füßen geschmiegt. Plötzlich hob er den Kopf, und ein leises, drohendes Knurren weckte seinen Herrn aus tiefem Sinnen. „Was gibt's, Hektor, was gibt's? Hirschkälber brauchen sich vor uns zwei Alten nicht mehr zu fürchten. Die Zeiten liegen hinter uns, und sie scheinen es längst gemerkt zu haben, daß wir ihnen ungefährlich geworden sind. Was willst du mir denn sagen mit dem Knurren, mein alter, treuer Kamerad? Sprich deutlicher, Hektor, sprich deutlicher." — Der Hund hatte den Kopf bei diesen Worten seines Herrn erhoben und diesen kläglich winselnd angeschaut. Nun legte er sich wieder nieder ins Gras und schien einzuschlafen. Doch die Blicke des Alten erspähten im zitternden Mondlicht nicht weit von ihm entfernt eine Gestalt, die langsam heranzukommen schien. Beim Näherkommen merkte er, daß es eine Frau war. Der Hund hatte noch einmal blinzelnd aufgeblickt. Dann aber beruhigte er sich wieder und streckte sich aus. Bald erkannte der Alte das junge Mädchen, das er am Abend unter den Auswanderern gesehen hatte, und das wir als Ellen Wade kennen gelernt

haben. „Ich habe nicht gewußt, daß Ihr es seid," sagte sie zögernd im Näherschreiten.

„Was suchst du, Mädchen, in der Nacht hier draußen, und warum hast du das schützende Lager des Vaters verlassen?" fragte erstaunt der Alte. — „Der ist mein Vater nicht," stieß das Mädchen leidenschaftlich hervor. „Gott sei davor, daß einer von denen, die Ihr heute gesehen, ein Verwandter von mir sei."

In warmem, teilnehmendem Ton fragte der Trapper: „Mädchen, weißt du nicht, daß in diesem Lande, in dem du eben weilst, kein Gesetz und Recht dich schützt? Wie kommst du so allein und schutzlos hierher, wo die Pawnee, die rechtmäßigen Eigentümer dieses Landes, zu Hunderten durch die Ebene schweifen?" — Einen Augenblick schwieg sie wie in Verlegenheit, dann fragte sie hastig: „Alter Mann, sagt mir, habt Ihr keinen Weißen gesehen in dieser Nacht außer denen vom Lager?" „Nicht, seit vielen Tagen nicht. — Doch, bst, Hektor, was gibt's? Hat sich ein Bär in unsere Nähe gewagt? Zwar ist meine Hand nicht mehr so sicher wie einst, doch Ihr könnt unbesorgt sein, Kind, es soll Euch kein Leid geschehen." — Ein kurzes, heftiges Bellen des Hundes unterbrach ihn und lenkte beider Blicke in die entgegengesetzte Richtung, wo die Gestalt eines Mannes aus der Dunkelheit auftauchte.

„Das ist ein Weißer," flüsterte der Alte, „sonst wäre sein Schritt leichter. Aber deswegen ist die Gefahr nicht geringer, denn die Halbblütigen dieser Gegend sind oft roher und grausamer als die Wilden."

Bei diesen Worten hob er die Büchse und machte sich schußbereit. „Schießt doch nicht gleich," flehte das Mädchen, „man kann ja gar nicht wissen, ob der Mann uns übel will; es könnte ja auch ein Freund sein." — „Ein Freund?" erwiderte der Trapper; „junges Kind, Freunde sind überall selten; in dieser Gegend gibt es keine. Doch du hast recht, wozu Blut vergießen, wenn es nicht sein muß. Einer, der dem Himmel so nahe ist wie ich, sollte andere Taten tun," fügte er leise, mehr zu sich selbst redend, hinzu. „Mag er nehmen, was er findet!" — „Er wird nichts nehmen," erwiderte das Mädchen so bestimmt und fest, daß der Alte erstaunt und betroffen zu ihr aufblickte. Doch der Fremde war inzwischen bis auf ungefähr fünfundzwanzig Schritte nahe gekommen. Hektor stellte sich ihm drohend und knurrend entgegen.

„Haltet Euren Hund zurück," rief der Ankömmling dem Alten zu, „es wäre mir leid, wenn ich ihn niederschießen müßte, denn ich habe Hunde gern." — „Leg dich, Hektor," befahl sein Herr, und zu dem Fremden gewandt, sagte er: „Der Hund ist alt und zahnlos, er kann nur noch knurren und bellen." — Der Mann blieb stehen und sah unschlüssig auf den Alten und das Mädchen.

„Wo kommt Ihr her, guter Alter, und was tut Ihr hier in mitternächtlicher Stunde? Büffel und Bären werdet Ihr in dieser Zeit wohl schwer-

lich sagen. Und was habt Ihr vor mit diesem Mädchen," fuhr er erregter fort. — „Ihr fraget viel auf einmal, junger Mann, und mit demselben Recht könnte ich Euch alle diese Fragen zurückgeben. Doch ich will nicht hadern mit Euch, sondern Euch antworten, denn ich habe Euch nichts zu verbergen. Ich bin auf dem Heimweg in mein Lager. Den Abend habe ich bei einer Truppe von Auswanderern verbracht, die dort unten ihre Zelte für die Nacht aufgeschlagen haben. Das junge Ding gehört zu jenen, und zu meinem eigenen Erstaunen traf ich sie hier zu dieser ungewohnten Stunde, als ich hier Rast machte. Fragt sie selbst, ob es ist, wie ich sage, sie scheint Euch keine Fremde zu sein."

„Woher sollte ich das Mädchen kennen?" fuhr jener auf. Doch Ellen legte sanft die Hand auf seinen Arm und unterbrach ihn rasch: „Wir brauchen uns nicht zu verstellen vor diesem alten, ehrlichen Manne, Paul, er wird uns nicht verraten. Ich hatte gleich Vertrauen zu ihm. Er ist ein Wildsteller." — „Ein Wildsteller?" erwiderte der Junge herzlich, „dann sind wir beide vom selben Handwerk."

Erstaunt maß der Alte die junge, sehnige Gestalt des vor ihm Stehenden. „In Eurem Alter triebe ich etwas anderes," erwiderte er; „denn um Tiere in Fallen zu fangen, bedarf es mehr Schlauheit als Mut." — „Ich stelle keine Fallen, alter Freund, dessen bedarf ich nicht. Will ich zu meiner Mahlzeit ein Wildbret haben, so brauche ich hier meine Büchse." — „So könnt Ihr schießen?" erwiderte der alte Wildsteller, und etwas von dem Feuer längst vergangener Tage flammte in dem Blick des alten Mannes auf. — „Das will ich meinen," gab jener zurück, „und ich wollte, ich könnte euch beiden beweisen, daß es nicht leere Worte sind, wenn ich euch versichere, daß ich jeden Vogel im Fluge herunterhole."

„Der Mann gefällt mir," wandte sich der Alte an Ellen, „in dem steckt etwas. Habt ihr auch schon einen Bock im Sprung zwischen die Hörner getroffen?" — „Ebensogut könntet Ihr mich fragen, ob ich schon gegessen habe," antwortete mit Stolz der Junge. — „O, wie könnte ich Euch beneiden," erwiderte der Alte, „noch jung und ein rechter Schütze sein, das ist das Schönste, was man sich denken kann. Doch sagt, was macht Ihr mit dem Pelzwerk der erlegten Tiere?" — „Das Pelzwerk? Was kümmert mich das Pelzwerk? Um des Pelzes willen hab ich noch kein Tier getötet. Ich gehe anderer Beute nach. Hier riecht einmal," — und er nahm ein zinnernes Gefäß, das ihm um den Hals hing, öffnete den Deckel und hob es dem Alten unter die Nase. Der Duft des feinsten Honigs stieg jenem entgegen. „Also ein Bienenjäger seid Ihr," sagte der Wildsteller verwundert. „Lohnt sich dies Handwerk in dieser Gegend?" „Ihr meint, man fände den Honig nur in Bäumen. Das weiß ich besser. Doch seid so gut, alter Freund, und laßt mich nun für einen Augenblick allein mit diesem Mädchen, da ich ihm einiges zu sagen habe, was ..."

„Du kannst vor diesem guten Manne alles sagen, Paul, es gibt nichts,

was er nicht hören dürfte," entgegnete Ellen. — „So, meinst du?" brauste der junge Mann auf. „Dann könnte ich ebensogut gleich jetzt mit dir dort hinuntergehen ins Lager deines Onkels und ..." — „Paul, du willst mich nicht verstehen, wie ich's meine; du weißt so gut wie ich, daß die dort unten dich hier nicht sehen dürfen. Doch seid so gut, lieber, alter Vater, und laßt mich einen Augenblick mit ihm allein, ich komme gleich zu Euch zurück und wünsche Euch eine gute Nacht, ehe ich wieder hinunter ins Lager gehe.

Der Alte schritt langsam fort, und erst als er ganz außer Hörweite war, blieb er stehen und wartete geduldig. Sein Hund war ihm treu gefolgt und legte sich nun neben ihn ins Gras zum Schlafe nieder. Der Alte aber stand und sah sinnend in die Ferne. Der Jüngling dort hatte längst vergangene Zeiten in seiner Seele wachgerufen. Durch seinen Hund wurde er aus seinem Sinnen geweckt. Das Tier hob den klugen Kopf, stand langsam auf, ging ein paar Schritte hinaus in die vom Mondlicht hellbeleuchtete Landschaft und spähte scharf in die Ferne. Dann kehrte er langsam zurück und legte sich wieder neben seinem Herrn nieder. Doch hielt er den Kopf emporgerichtet und horchte gespannt in die Ferne.

„Was spürst du, Hektor?" redete ihn der Alte an und strich liebkosend über den Kopf des wachsamen Tieres. „Sind's Tiere der Wildnis, oder sind's Menschen, die du witterst? Auf jeden Fall ist Vorsicht geboten."

Langsam schritt er zu dem jungen Paar zurück und rief ihnen zu: „Habt acht, macht ein Ende, der Hund wittert Gefahr!" — „Irgend ein Tier mit starker Witterung wird ihm vor die Nase gekommen sein," rief Paul zurück. „Oder sollte einer der faulen Söhne Ismaels uns belauschen? Dem sollte es übel bekommen." — „Nein, nein, von denen ist's keiner," erwiderte Ellen. „Ich sah deutlich, daß sie sich alle zur Ruhe begeben hatten, ehe ich das Lager verließ, außer den zweien, die Wache halten, und ich bin sicher, auch die liegen längst in tiefem Schlafe."

„Nein," wehrte der Alte, der den Hund aufmerksam beobachtet hatte, „es droht uns ernste Gefahr, ich kenne das Tier." Ein langes, klägliches Heulen des Hundes ließ ihn verstummen.

„Wenn ihr auf den Rat eines alten Mannes hören wollt, so geht jeder rasch dorthin, wo er hingehört und sicher ist," sprach der Alte. — „Ich kann doch Ellen in solchem Augenblick nicht allein lassen," rief Paul. — „Doch, doch; ich gehe sofort und werde gleich drunten sein," wehrte diese. „Gute Nacht, Paul, und lebt wohl, Vater."

„St," mahnte der junge Mann. „Hört ihr nichts? Ich vernehme das Stampfen wie von einer Büffelherde." Sie lauschten mit höchster Spannung in die Nacht. Gedämpft, aber untrüglich drang das dumpfe Geräusch vieler Tritte an ihr Ohr. — „Es ist, wie ich sagte," flüsterte Paul Hover, „das ist eine Herde wilder Büffel, oder es jagt ein Panther eine Herde vor sich her." Der Alte war bis dahin regungslos gestanden. „Nein," stieß er nun hervor, „für Büffeltritte sind die Sprünge zu lang

und für Rinder zu regelmäßig. Ich wette, es ist eine Bande der wilden Sioux, die irgend einer Fährte folgen. Jetzt sind sie in hohem Gras, man hört nur wenig; jetzt wieder deutlicher; sie kommen näher. Werft euch nieder ins Gras, daß sie uns nicht bemerken." — „Bah, laß sie nur kommen," rief Paul, „ich werde sie zu empfangen wissen." — „Seid nicht töricht, junger Mann. Was vermöchten wir gegen eine solche Schar?"

Immer deutlicher vernahm man das Getrabe von Pferdehufen; es war klar, der Alte hatte sich nicht getäuscht. Nun sprengten die vordersten wirklich schon die Anhöhe herauf. „Ins Gras, ins Gras," flüsterte der

Wildsteller seinem Begleiter zu, „und so flach als möglich. Hektor, nieder," befahl er dem Hunde. Die andern fügten sich seiner Weisung, obgleich Paul unwillkürlich den Finger an den Hahn seiner Büchse legte. Es war höchste Zeit. Schon wurden dunkle, wilde Gestalten sichtbar, die wie rasend den Hügel heraufsprengten. „Es sind zum wenigsten dreißig; sie scheinen etwas zu suchen. Ich fürchte, sie haben die Nähe des Hundes gewittert. Bst, Hektor, still," flüsterte der Alte kaum hörbar. Sie kamen näher und näher, einige sprangen von den Pferden und spähten suchend das Gras ab. Paul hob die Büchse, um zu zielen, doch der erfahrene Greis legte ihm warnend die Hand auf den erhobenen Arm. „Begeht keine Torheit, es gilt unser Leben," flüsterte er ihm zu. Wie Gespenster glitten

einige der wilden Gestalten hart an den Liegenden vorüber. Jetzt winkte ein riesiger, finsterblickender Indianer, offenbar der Häuptling, einige seiner Begleiter dicht an sich heran, scheinbar um Rats mit ihnen zu pflegen. Das Mädchen verbarg ihr Gesicht im Gras; Paul konnte seine Ungeduld, abzudrücken, kaum bemeistern. „Weg mit dem Rohr! wenn ein Mondstrahl darauf fällt, sind wir verraten," wisperte der Alte. Unwillig nur gehorchte der Jüngling. Inzwischen hatten jene ihre Beratung beendigt, und es schien, als wollten sie sich zerstreuen. Schon wollte Paul den Kopf erheben, da fühlte er sich plötzlich von rauher Hand an der Schulter ergriffen, und sich umwendend, blickte er in die wildfunkelnden Augen eines Sioux. Blitzschnell sprang er auf und faßte mit raschem Griff dem Gegner an die Kehle. Ein furchtbares Ringen entspann sich, und gewiß hätte die athletische Kraft des Jünglings den Sieg errungen, hätte er sich nicht plötzlich von hinten umschlungen und zurückgezogen gefühlt. Um sich blickend, erkannte er den Wildsteller. Gleichzeitig waren alle drei von einem Dutzend wilder Sioux umringt und gefangen genommen.

Ein unheimlicher Gast im Lager

Man nahm ihnen die Waffen und einige Kleidungsstücke ab, worauf ihr Häuptling, ein Krieger von gewaltiger Größe, vor die Gefangenen trat. „Die Erde ist groß," begann dieser, „warum drängen sich die Blaßgesichter in die Jagdgründe der roten Männer?" „Wir hörten, daß unsere Freunde in der Ebene gar mancherlei Dinge brauchen, die wir mit uns führen. Auch wollen wir kaufen von euren Schätzen." „Handeln die weißen Männer mit leeren Händen?" erwiderte der Häuptling. „Meine Ohren wollen keine Lügen hören. Meinst du, Mahtoree habe keine Augen? Wer sind die weißen Männer, die bei den gefällten Bäumen schlafen?" Und er wies bei diesen Worten in die Richtung, wo Ismaels Lager sich befand. Als der Wildsteller merkte, daß die Auswanderer entdeckt waren, gab er seine Verstellung auf. „Wenn dort Fremde schlafen," antwortete er, „so laß sie durch deine jungen Krieger wecken und fragen, was sie hier wollen."

„Mathoree ist ein weiser Häuptling. Niemals wird er warten, bis die Blaßgesichter ihn mit ihrem Pulver begrüßen. Er wird leise zu ihnen schleichen und mit ihnen im Schlafe reden." Und mit einem leisen, höhnischen Lachen wandte sich der Teton ab, hielt abermals eine kurze Beratung mit seinen Leuten ab, ließ einige, darunter auch Weucha, zur Bewachung zurück und begab sich mit den anderen zum Lagerplatz der Auswanderer. Dann schickte er einen Teil nach rechts, den andern nach links, sie mußten offenbar das Lager umzingeln. Nur zwei gewandte, starke Indianer behielt er zurück. Diese drei entledigten sich nun aller

Kleidungsstücke, banden die sie belästigenden Wampumgürtel fester, steckten ihre Messer fester in die Scheide, schauten, ob ihre Tomahawk in Ordnung waren und schlichen so vorbereitet lautlos dem Lager zu.

Ellen hatte inzwischen mehrmals versucht, durch Warnungsrufe die Ahnungslosen auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen; aber Weucha hatte bei ihrem ersten Versuch seinen Tomahawk mit so bezeichnender Gebärde nach ihrem Haupte geschwungen, daß Paul und der Wildsteller sie anflehten, sich stille zu verhalten.

Mittlerweile war Mathoree mit seinen beiden Gefährten in den Schatten des Buschwerks gelangt, das Ismaels Lager umgab. Dort ließ er seine Begleiter zurück und kroch lautlos wie eine Schlange an der Umzäunung entlang. Dann und wann hielt er inne und lauschte angestrengt; aber kein Ton drang an sein Ohr. Da plötzlich war es ihm, als vernehme er das regelmäßige Atmen eines Schlafenden. Vorsichtig hob er den Körper etwas empor, und sein spähendes Auge erblickte unweit im Schatten des Dickichts die lang hingestreckte Gestalt eines Mannes am Boden. Er war selbst mit allen Listen und Ränken zu vertraut, um nicht erst zu forschen, ob jener dort nicht eine List benütze; aber so regelmäßig und natürlich drang das Geräusch zu ihm herüber, daß er bald seiner Sache sicher war. Mit der größten Vorsicht pirschte er sich bis dicht an den Schläfer heran. Es war einer der Söhne des Auswanderers, der, wie Ellen richtig vermutet hatte, auf seinem Wachtposten vom Schlaf sich hatte übermannen lassen. Schon zückte er sein Messer über der Brust des Schläfers, als eine leichte Bewegung desselben ihn zurückfahren ließ. Blitzschnell ließ er sich hinter dem Baumstrunk nieder, der jenem zur Deckung diente, und blieb regungslos wie ein Stück Holz dort liegen. Der Schläfer öffnete schlaftrunken die bleischweren Lider, schaute mit blöden Augen um sich, und als er nichts Verdächtiges hörte, drehte er seinem gefährlichen Nachbarn den Rücken völlig zu und versank von neuem in tiefen Schlaf. Lange wartete der Wilde, bis er sicher war, daß jener fest und tief eingeschlafen; dann machte er sich von neuem über sein Opfer her. Die athletische Gestalt des Daliegenden verfehlte ihre Wirkung auf den Indianer nicht, der wie alle Rothäute stets Bewunderung hegte für körperliche Kraft. Ohne mehr Geräusch zu verursachen, als etwa das fallende Blatt eines Baumes, erhob sich Mathoree auf die Knie, ergriff von neuem sein Messer, um mit sicherem Stoß dem Schläfer das Herz zu durchbohren. Da änderte er plötzlich seine Absicht. Es war ihm der Gedanke gekommen, daß der Todesschrei, der sich dieser mächtigen Brust entringen möchte, ihm gefährlicher werden könnte, als der ruhig Schlafende es war. Er ließ von ihm ab, und sein scharfes Auge durchspähte das Lager. Am Rande des Dickichts, das ihm bei einer etwaigen Entdeckung Schutz bieten konnte, schlich er vorsichtig vorwärts. Zwei-, dreimal hob er den Vorhang des Zeltes, jedesmal dauerte es einige Minu-

ten, bis er den Kopf wieder zurückzog. Dann kroch er zur Hütte, in der das Weib und die Kinder schliefen, machte sich vorsichtig am Verhau der gefällten Bäume ein Loch zurecht, durch das er leicht würde entschlüpfen können. Er sah die Söhne des Auswanderers auf ihrem Lager von Baumzweigen liegen und kam schließlich an die Stelle, wo Ismael selber lag. Lange betrachtete er die Gestalt des riesigen Mannes und überlegte, was er tun wolle. Eben wollte er weiterschleichen, als Ismael halb erwachte und mit rauher Stimme fragte, was es gäbe. Mit einer Verstellungskunst, wie sie nur ein Indianer besitzt, warf sich Mathoree schwer zur Erde nieder und ahmte die unartikulierten Laute eines Schwerträumenden nach, so daß Ismael sich beruhigt zu weiterem Schlaf hinstreckte. Wieder wartete der Häuptling, bis er sich von neuem sicher glaubte; aber diese Zeit benutzte er, um sich einen Plan auszudenken. Dann kroch er auf die Hürde zu, in welcher die Tiere eingeschlossen waren. Mit Leichtigkeit öffnete er sie, und fast hätte er seine Freudenrufe nicht unterdrücken können beim Anblick der stattlichen Zahl von Pferden, Rindern und Schafen, die sich hier fanden.

Während Mathoree seine Nachforschungen in Ismaels Lager anstellte, verbrachten unsere drei Gefangenen bange Warteſtunden. Alle Augenblicke glaubten sie, die Schreckensrufe der Überfallenen oder das wilde Kriegsgeschrei der Indianer vernehmen zu müssen. Statt dessen blieb alles totenstill. Die Indianer lagen auf ihren Posten und warteten mit jener Geduld, die ihrem Stamme eigen ist, bis ein bekanntes Zeichen ihres Häuptlings sie zum Eingreifen rufen würde. Da durchbrach endlich ein lauter Schrei die Stille der Nacht; die Wilden mochten ihn kennen, denn ihr gellendes Triumphgeheul beantwortete ihn. Gleich darauf vernahm man das Stampfen vieler Tiere, und, von Ismaels Lager kommend, jagten die aufgereizten Pferde und Rinder der Auswanderer die Anhöhe hinauf, verfolgt von den jauchzenden Siouxkriegern. Immer rasender wurde die Jagd; noch hielten die Wächter stand; aber kaum konnten sie sich halten, sich mit in das wilde Treiben zu stürzen. Sie warfen die Arme in die Luft, schrieen und machten Sprünge wie Kinder, die sich nicht mehr zurückhalten können. Diesen Augenblick benutzte der Wildsteller, um dem ihm zunächst stehenden Weucha mit einem raschen Griff das Messer zu entreißen, und mit einer zweiten Bewegung durchschnitt er den Riemen, der die Pferde der Sioux zusammengekoppelt hielt. Im nächsten Augenblick rannten die von dem allgemeinen Lärm aufgereizten Tiere nach allen Seiten davon.

Einen Augenblick stutzte der überraschte Weucha und warf dem Wildsteller einen zornigen Blick zu; dann aber siegte die zurückgehaltene Beutegier des Indianers, und mit wildem Geheul schloß er sich der allgemeinen Verfolgung an. „Dachte ich mir's doch," lachte der Alte still vor sich hin. „Ich müßte die Rothäute nicht kennen. Aber seine Herden

wird Euer Freund, fürchte ich, nicht wiedersehen." — „Nennt doch den Squatter nicht meinen Freund. Von einem, der die Gesetze scheuen muß, will ich nichts wissen." — „Wird also dieser Ismael sein Eigentum zurückzuerobern suchen?" — „Sein Eigentum und auch das, was ihm nicht gehört. Warum hätte er sonst die Beamten des Scheriffs in Kentucky erschossen, wenn jener ihn nicht hätte aus einem Besitztum vertreiben wollen, das von Rechts wegen ihm nicht gehörte? Zwar nachweisen könnte man es ihm nicht, es laufen dort zu viele herum, die etwas zu verbergen haben."

Das Mädchen seufzte, und der Alte mischte sich nicht weiter in diese Dinge. „Es muß ein jeder wissen, was er zu tun hat," sagte er; „übrigens jetzt bewegen sie sich dort unten." — „O Paul, verbirg dich, ich bitte," flehte Ellen erschrocken. „Sie dürfen uns nicht beisammen sehen." — „Ich verlasse dich nicht," erwiderte dieser, „bis ich dich wieder im Schutze des Lagers weiß." — „Nein, Paul, sie dürfen dich nicht sehen; unser alter Freund wird mich ja nicht verlassen." — „Die Sioux können zurückkommen und dich mir in die Felsenberge entführen, ehe ich weiß, wo ich dich zu suchen habe." — „Darüber könnt Ihr unbesorgt sein, junger Mann; die Sioux sind für manche Stunde beschäftigt, ehe sie ihre vierfüßigen Freunde eingefangen haben. Und doch, bis die Sonne aufgeht, werden sie alle haben. Doch, werft euch nieder. Sie haben uns drunten gesehen und zielen nach uns." Und rasch warf er sich ins Gras, seine beiden Begleiter mit sich niederziehend.

Diese Vorsicht war nicht umsonst, denn nun folgte Schuß auf Schuß, und gar manche Kugel sauste in gefährlicher Nähe an den Liegenden vorüber. „Bleibt liegen," befahl der Trapper, „ich muß der Sache ein Ende machen. Was liegt daran, wenn mein altes Leben um einige Stunden früher zu Ende geht. Ihr habt inzwischen Zeit. Gott segne euch, Kinder, wenn ihr's verdient."

Mit diesen Worten schritt der Alte ruhig den Abhang hinab auf das Lager zu. „Wer kommt? Freund oder Feind?" rief ihm Ismaels rauhe Stimme entgegen. „Freund," antwortete der Wildsteller, „und ich meine, Ihr solltet mich kennen." — „Jawohl," erwiderte der Auswanderer drohend, „und doch hatte ich nimmer gedacht, daß Ihr um Lohnes willen die Leute Eurer Farbe an diese roten Hunde verraten würdet. Wieviel werdet Ihr morgen von der Beute erhalten?" — „Ich bedarf Eurer Pferde und Rinder nicht. Wenn ich Fleisch essen will, jage ich mir mein Wildbret selbst, und meine Kleidung bestand von jeher aus Hirschleder," erwiderte der Trapper gelassen. „Das sind leere Worte," antwortete Ismael, „und ich bin nicht hierhergekommen, um mich bestehlen zu lassen, sondern weil ich in ein Land wollte, wo noch die Freiheit wohnt." — „Wenn man in die Prärie kommt, muß man sich die Sitten ihrer Eigentümer gefallen lassen," erwiderte der Alte. „Ich bin hier so gut Eigen-

kümer wie jeder andere. Oder haltet Ihr es für recht, daß dort drüben manche ein Grundstück oder gar eine ganze Landschaft ihr eigen nennen, während andere noch nicht mal ein Fleckchen Land besitzen, so groß, um sich drin begraben zu lassen?" — „Auch mir kamen früher wohl solche Gedanken, aber sie haben mir nichts geholfen. Eure Tiere wurden Euch von denen gestohlen, die sich die Herren dieses Landes nennen. Mich selbst hielten sie gefangen." — „Wenn meine Augen mich nicht täuschten, so waret ihr dort oben euer drei. Wo sind die andern geblieben? Haben unsere Kugeln sie getroffen?" — „Im Mondlicht werdet Ihr Euch getäuscht haben, es waren der roten Teufel noch viel mehr." — „Ich werde sehen, wie ich mir zu meinem Recht verhelfe; denn das ist mein Grundsatz: Faust wider Faust. Das hat schon mancher vom Stamme des Ismael Busch erfahren."

Die Worte klangen drohend. Doch war Ismael sichtlich besänftigt. Denn er sagte, indem er den Alten seiner Familie zuführte: „Kommt jetzt mit mir, wir wollen den Rest der Nacht zum Schlafen benützen, und morgen könnt Ihr mir sagen, was ich wegen des Überfalls noch von Euch wissen möchte."

Kurz berichtete er noch seinem Weibe alles, was sich zugetragen hatte; dann streckten sich alle noch einmal zur Ruhe nieder. Bald waren die Auswanderer wieder in tiefen Schlaf versunken; der Greis aber lauschte in die Nacht hinaus, bis er hörte, daß Ellen sich vorsichtig zum Lager zurückgefunden. Dann schloß auch er die müden Augen und verfiel in einen leichten Schlaf, wie der ihn sich angewöhnt, der sich beständig von Gefahren umgeben weiß.

Das Felsenlager und seine Bewohner

Im ersten Grauen des aufsteigenden Morgens erhob sich Ellen Wade schon wieder leise von ihrem Lager. Vorsichtig eilte sie dem Verhau zu, schlüpfte durch eine Lücke desselben und eilte auf die Anhöhe des nächsten Hügels. Dort spähte sie ängstlich um sich und atmete erleichtert auf, als ihr aus der Dunkelheit eine Gestalt entgegentrat. Schon wollte sie dem Näherkommenden entgegeneilen, als sie bemerkte, daß es gar nicht der von ihr Erwartete war.

„Ich dachte nicht, daß ich Sie, Herr Doktor, so früh hier treffen würde," sagte sie enttäuscht zu dem Ankömmling. „Die Nacht hat so wunderbare Geheimnisse und Schönheiten," erwiderte er, „daß es für einen Mann der Wissenschaften von großem Werte ist, auch sie kennen zu lernen." Der so sprach war ein lebhaftes Männchen Mitte der Fünfzig. Seine Kleidung bestand halb aus Tierfellen, halb aus Stoffen; jedenfalls bot er einen merkwürdigen Anblick dar. Er hieß Dr. Obed Bat, nannte sich mit

Vorliebe Dr. Battlus und war Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften jenseits des Mississippi. Er hatte Ismael Busch gebeten, sich seinem Zuge in die Prärie anschließen zu dürfen, um naturwissenschaftliche Untersuchungen und Nachforschungen anzustellen. Oft verließ er tagelang seine Begleiter, um irgend eine seltene Pflanze aufzusuchen. So war er auch jetzt nicht im Lager der Auswanderer gewesen, sondern hatte einen Abstecher an die Nebenflüsse des La Plata gemacht. Des Doktors heißestes Bestreben war es, sich in der Wissenschaft einen unsterblichen Namen zu machen. Dies Bestreben war aber das einzige an dem Männchen, was ihn vor anderen Gelehrten seiner Gattung auszeichnete, wenn man nicht eine ausgesprochene Ungeschicklichkeit und Ängstlichkeit, die beide hervorstechende Züge seines Wesens waren, ihm als Besonderheit anrechnen will. Als Ellen ihm von dem nächtlichen Überfall erzählte, galt seine ganze Sorge seinen Aufzeichnungen und Sammlungen.

Gewiß hatten die räuberischen Sioux sich an diesen kostbaren Schätzen vergriffen. In höchster Aufregung eilte er in das Lager zurück, um sich vom Zustand dieser Dinge zu überzeugen.

Ismael Busch gehörte zu jenen Leuten, die ihr ganzes Leben an den Grenzen der Zivilisation zugebracht haben. Er rühmte mit Stolz, daß er jeden Baum ungestraft habe fällen können, den er von der Schwelle seines Hauses aus gesehen, und daß er nie eine Kirchenglocke freiwillig habe läuten hören, mit anderen Worten, daß er den Arm des Gesetzes, der in den zivilisierten Ländern und Staaten Nord-Amerikas mit größtem Nachdruck und mit großer Zielbewußtheit waltete, nie dorthin gereicht, wo er seine Wohnstätte gehabt hatte. Das Volk, das im Innern der Staaten lebte und das den Nachkömmlingen jener ersten hundert englischen Puritaner entstammte, die, verfolgt und aus der Heimat vertrieben, hier eine Zuflucht gefunden hatten, und das noch immer als eine bevorzugte Rasse sich fühlte, hatte mit den Bewohnern des Grenzlandes keine Gemeinschaft mehr. Und Ismael Busch war der Typus eines solchen Grenzbewohners. Er arbeitete, aber nur für materiellen Nutzen; er war tapfer, sobald es der eigene Vorteil verlangte. Von Gelehrsamkeit wollte er nichts wissen; nur für die ärztliche Wissenschaft hatte er etwas übrig, da er einsah, daß er aus ihr Nutzen ziehen konnte. Aus diesem Grunde hatte er es auch gern gesehen, daß der Doktor der Medizin, Obed Bat, sich seinem Zuge angeschlossen hatte.

Als dieser nun nach mehrtägiger Abwesenheit in der Morgenfrühe wehklagend zum Lager zurückkehrte, waren alle Insassen schon munter. Erst jetzt wurden sie sich des erlittenen Schadens völlig bewußt. Sie mußten nicht nur die Milchkühe entbehren, vor allem fehlten ihnen die kräftigen Zugtiere. Unmöglich konnten sie an dieser Stelle bleiben, wo der Boden so hart war, daß auch der festeste Schritt der großen Männerfüße nicht den geringsten Eindruck zurückließ. Und doch, wohin sollten sie sich wenden mitten in dieser Einöde? Von dem Wildsteller erfuhren sie, daß die weiten Strecken, die sie schon durchzogen hatten, weit fruchtbarer waren als die sie jetzt umgebenden Steppen; daß aber erst abermals einige hundert Meilen von hier wieder besserer Boden zu finden wäre. Wie aber dorthin gelangen, da jedes Zugtier mangelte, die schwerbeladenen Wagen zu befördern? Daß gerade des Doktors Esel allein den Weg zurückgefunden hatte, erhöhte eher noch den ohnmächtigen Zorn der Auswanderer.

Mißmutig schritt Ismael mit seinem Schwager Abiram die nächste Anhöhe hinan, um Umschau zu halten und Rats zu pflegen. Bald folgten ihnen die Söhne; auch der alte Wildsteller schloß sich an. „Ihr kennt Land und Leute hier am besten," redete Ismael diesen an, „sagt mir, wo sind die Sioux nun, die mir mein Vieh gestohlen haben?" — „Weiß ich, wo der Panther jetzt ist, den ich gestern eine Büffelherde verfolgen sah?" — „Büffel, sagt Ihr, Büffelherde?" fiel da der Doktor dazwischen. „Mein lieber Freund, Ihr seid in einem gewaltigen Irrtum. Wohl gehören diese Herdentiere, die man in diesen Gegenden findet, der Familie der bos ferus oder bos silvestris an, aber sie sind deutlich zu unterscheiden von dem gemeinen bubulus, der hier nicht zu finden ist. Bison ist der richtige Name für diese Gattung — —" „Laßt jetzt Eure gelehrten Auseinandersetzungen," unterbrach ihn der Squatter. „Dazu ist hier nicht die Zeit und der Ort. Sagt Ihr mir lieber, alter Trapper, werden die Sioux sich zufrieden geben mit ihrem Raub? Werden wir nun Ruhe vor ihnen haben?" — „Die Natur der Menschen bleibt sich im letzten Grunde stets gleich," erwiderte der Alte; „einerlei, ob weiße oder rote Haut ihn bedeckt. Denket über Euch selber nach. War Euer Verlangen nach Reichtum geringer, wenn Ihr eine gute Ernte hattet? Dann müßtet Ihr anders geartet sein, als die Menschen, die mir in achtzig Jahren begegnet sind." — „Drückt Euch einfach und deutlich aus, alter Mann; um schöne Reden ist mir's jetzt wahrlich nicht zu tun." — „Die Sioux werden Euch umschleichen wie hungrige Wölfe, solange Ihr noch etwas habt, das ihnen begehrenswert erscheint," antwortete der Wildsteller. „Wir werden das nächstemal diese Räuber zu empfangen wissen, daß ihnen das Wiederkommen vergehen soll," brauste Ismael auf. „Räuber könnt Ihr sie nicht nennen," erwiderte der Alte nun seinerseits schroff. „Sie glauben, die Herren dieses Landes zu sein, und alles nehmen zu können, was sie hier finden." — „Sie haben

hier nicht größeres Recht als ich; Luft, Wasser und Erdboden sind frei, und jeder hat ein Recht darauf, und wenn sie nehmen, was mein ist, so sind sie nichts anderes als freche Räuber. So sagt mir nun offen und ehrlich, — denn ich meine, Ihr müßtet schon ein wenig zu uns halten, da wir von derselben Farbe sind: Was würdet Ihr tun an meiner Stelle?" Nur mit innerem Widerstreben gab der Alte Auskunft. „An diesem Ort könnt Ihr nicht bleiben; hier habt Ihr keine Sicherheit, die Pfeile der Rothäute würden mit Leichtigkeit von dieser Anhöhe bis in Eure Hütten dringen. Drei Meilen von hier aber weiß ich einen Fleck, den könnt Ihr halten gegen eine große Überzahl, wenn Eure Augen wach und Eure Hände stark und bereit sind."

Ein kurzes, höhnisches Auflachen gab dem alten Manne Antwort. Einige kurze Fragen von seiten Ismaels genügten, um diesem klar vor Augen zu stellen, was nun zu tun sei. Mit wenig Worten gab er seinen Söhnen die nötigen Befehle. So lässig und gleichgültig er für gewöhnlich war, von ebenso furchtloser Energie konnte er sein, wenn es galt.

Ohne Zaudern ging man an die Arbeit. Sie war mühevoll genug. Mit Bewunderung schaute der Alte auf die kräftigen Burschen, die ohne langes Besinnen sich vor die schwerbeladenen, hochbepackten Wagen spannten und mit Aufbietung äußerster Muskelkraft die Last die steile Anhöhe hinaufzogen. Oben war das Schlimmste überstanden; denn nun lag eine weite Ebene vor ihnen. Ismael gab hier eine Anweisung, dort einen Befehl; oft auch stemmte er, wenn es nötig war, die starken Schultern zwischen die Speichen der Räder oder griff zu beim Aufladen. Zwischen den Wagen schritt Esther, die Frau Ismaels, mit Ellen und den Kindern, alle keuchend unter schweren Lasten. Als der letzte Wagen die Anhöhe erklommen hatte, kehrten Ismael und Abiram zu dem verlassenen Lagerplatz zurück. Noch immer stand das kleine, geheimnisvolle Zelt und sein dazugehöriger Wagen unangetastet am alten Platz. Ohne ein Wort zu verlieren, machten sich die beiden Männer daran, auch dieses abzubrechen. Sie schoben den Wagen vorsichtig unter das Zelttuch und verschwanden dann beide für längere Zeit hinter den Falten des Tuches. Mit Interesse und Neugierde trat der alte Trapper näher. Was mochten sie hier verborgen haben? Er sah an den Bewegungen des Tuches, daß drinnen gearbeitet wurde. Endlich erschienen die Männer wieder, und gerade wollten sie beginnen, die Decken emporzuraffen, als Abirams Blick auf den zuschauenden Alten fiel. „Ich glaube, der Alte ist ein nicht ungefährlicher Spion," zischelte er seinem Gefährten zu. „Ich gäbe was drum, dürfte ich dem 'ne Kugel in den alten Bauch pfeffern." Auch Ismael fuhr wütend den Alten an: „Was treibt Ihr Euch hier noch herum und schnüffelt die Geheimnisse fremder Leute aus, alter Graukopf? Wißt Ihr nichts Besseres mehr zu tun? Schert Euch zum Teufel, sonst will ich Euch helfen!" — „Ich wußte nicht, daß Ihr dort etwas zu verbergen habt,"

entgegnete der Alte in ruhiger Würde, „denkt daran, daß einer über Euch wohnt, der durch das Tuch hindurch zu blicken vermag, und vor dem Ihr nichts verbergen könnt.“ — „Ihr hättet gescheiter mit Hand angelegt, als hier herumzustehen.“ — „Wenn Euch an meiner schwachen Hilfe gelegen ist, so kann ich auch jetzt noch zugreifen.“ Mit diesen Worten faßte er die Deichsel des Wagens, wurde aber von Abiram roh zur Seite gestoßen. „Hierzu brauchen wir Euch allerdings nimmer,“ sagte er. Und mit merklicher Anstrengung zogen die beiden das leichte Gefährt den Hügel hinan.

Der Alte blickte ihnen kopfschüttelnd nach; dann sich umwendend überflog sein Blick die verlassene Lagerstätte, die mit ihren gefällten Bäumen den Anblick wüster Zerstörung bot, und eine tiefe Kümmernis breitete sich über die verwitterten Züge. „Verderben, zerstören, so treibt es die Menschheit, wohin sie kommt,“ murmelte er, „und doch, es muß wohl so sein.“ Ein leises Geräusch veranlaßte ihn, um sich zu blicken. Sofort, wie in jungen Jahren, hob er die Büchse, ließ sie aber gleich darauf sinken und rief ins Dickicht hinein: „Komm nur heraus, wer sich dort verborgen hält; der hier steht, ist zu alt, als daß er unnötig Blut vergießen möchte.“ Lachenden Auges trat alsbald Paul Hover aus dem Gebüsch auf den Alten zu. „Vielen Dank für den freundlichen Empfang,“ rief er; „das sah vorhin ganz gefährlich aus, als Ihr die Büchse nach mir hobt.“ — „Ja, ja,“ antwortete der Alte in jugendlichem Eifer, „in früheren Jahren hat's wenige gegeben, die besser mit der Büchse umzugehen wußten als ich. Damals durfte kein Blatt sich bewegen, ohne daß mein Ohr es vernommen, und das Auge eines Mingos sah ich durchs dickste Dickicht funkeln. Wißt Ihr, was Mingos sind?“ — „Nein, nein, ich weiß nichts von ihnen, Ihr müßt mir davon erzählen.“ Und er nahm den Alten und zog ihn mit sich ins Gebüsch.

Die Auswanderer hatten nach mühevoller Wanderung den Platz gefunden, den der alte Trapper ihnen bezeichnet hatte. Und wahrlich, der Alte hatte ihnen nicht schlecht geraten. Unweit der Windung eines der unzähligen Wasserläufe, die sich durch die endlose Steppe schlängelten, und die schließlich ihr träges Gewässer den Nebenflüssen des Mississippi zuführten, erhob sich mitten aus der Niederung ein schroffer Felsen. Steil und unnahbar hob sich sein Abhang aus der Ebene empor. Ein einziger, schmaler, nicht ungefährlicher Pfad führte zu seiner Anhöhe hinan. Jetzt war dieser mit künstlichen Hindernissen noch unzugänglicher gemacht, so daß stets nur ein einzelner Mann ihn erklimmen konnte. Oben bildete der Felsen eine Art Terrasse, auf der nun die Hütten der Auswanderer sich erhoben, aus Brettern, Balken und Baumrinde roh zusammengefügt. Zweihundert Fuß hoch mochten sie liegen, so daß die Pfeile der Rothäute aus der Ebene sie kaum erreichen konnten. Etwas abseits von den Hütten erhob sich auf einem besonderen Felsenvorsprung das kleine weiße Zelt.

So luftig stand es dort oben, daß es den Anschein hatte, als wehe dort eine Fahne im Winde.

Wo der Felsen zugänglicher zu sein schien, waren aus Balken und Steinen feste Schranken errichtet. Am Fuße desselben aber war eine kleine Niederung, die bis zum Gewässer von dichten Erlen und Sumachbäumen umzäunt war. Dort stand auf seine Büchse gelehnt etwa eine Woche nach dem nächtlichen Überfall Ismael Busch und sein Schwager Abiram. Erfreulicher Art waren die Gedanken der beiden Männer nicht, die hier in der traurigsten Einöde festgehalten waren. Besonders Abiram war voll Ungeduld. „Das Land taugt nichts, noch sind wir weit entfernt von dem Ziel, das wir uns vorgenommen," hub er an. „Wohl weiß ich es," erwiderte der Angeredete, „doch was soll ich machen? Soll ich den Karren wochenlang selber durch die Wüste ziehen? Jedenfalls ist's hier sicher vor räuberischen Überfällen." — „Wenn's dir gefällt an diesem Platz, so fang doch an zu säen und zu ernten, wenn du kannst; es wird dir aber schwer werden," versetzte brummend der andere. „Sei vernünftig, Abiram; daß wir mehr als einen Grund hätten, weiterzukommen, weiß ich so gut wie du. Auch habe ich das Versprechen, das ich dir gab, durchaus nicht vergessen und werde es halten. Doch gedulde dich." Dabei warf er einen vielsagenden Blick hinauf zu dem Zelt.

„Ich brauche einen weiten Abstand von dahinten, sonst ist die ganze verfluchte Reise umsonst. Ich habe mal einen Wanderprediger sagen hören, daß, wenn ein Mensch sein ganzes Leben im Glauben gelebt und am letzten Tage davon abfalle, nur dieser eine Tag ihm angerechnet würde. So ähnlich wird es uns ergehen, wenn wir nicht unser Ziel erreichen." — „Oho, seit wann hörst du, mein Freund, auf die Reden solcher Leute? Willst du dich etwa bekehren? Das wird dir allerdings schwer werden," höhnte Ismael. Ein grimmiger Blick aus den düsteren Augen seines Schwagers traf ihn.

In diesem Augenblick gesellten sich vier bis fünf von Ismaels Söhnen zu ihnen, und Asa, der älteste, rief auf den Felsen zeigend seinem Vater zu: „Schau, Vater, dort oben Ellen Wade. Was mag das Mädchen sehen, daß sie so in die Ferne starrt? Ich habe sie angerufen, aber sie antwortete mir nicht."

Ismael blickte empor und sah unmittelbar vor dem Zelte am äußersten Rande des Felsens wirklich Ellen sitzen, den Blick unverwandt in die Weite gerichtet. „Ist das Mädel verrückt geworden? Was treibt sie dort?" Und „Ellen, Ellen," rief er mit lauter Stimme. „Was stehst du dort oben? Was machst du da?"

Beim Ton seiner Stimme stand das Mädchen auf. Deutlich hob sich die schlanke Gestalt vom Horizonte ab, und deutlich sah man ihr langes, blondes Haar im Winde flattern. Sie bewegte die Lippen, doch die Untenstehenden vernahmen kein Wort. „Das Mädel muß etwas anderes sehen

als einen Büffel oder Präriehund," fuhr Ismael fort. „Bist du denn taub? So sprich doch! Was gibt es?" Bedeutungsvoll schauten die unten einander an; doch als sie wieder aufschauten, schien Ellen plötzlich wie weggeweht. Sprachlos vor Verwunderung und Schrecken starrten sie empor. „Was bewegt sich denn dort oben am Zelt? Hab' ich euch nicht verboten —? Ich glaube gar —?" Abiram flüsterte seinem Schwager rasch etwas zu, und nun sah man deutlich, wie das Zelttuch sich wieder bewegte und wie Ellen mit jemand sprach, während sie in die Prärie hinaussah. „Nell ist verrückt geworden," sagte Asa, teils verächtlich, teils mitleidig. Auf Ismaels Stirn aber schwoll die Zornesader. Im nächsten Augenblick schon krachte ein Schuß, und mit wildem Aufschrei floh Ellen ins Zelt.

Die Söhne sahen einander sprachlos an. „Was hat Ellen dir getan," brauste Asa auf, „daß du sie schießest wie man ein Wild erlegt?" — „Bin ich dir Rechenschaft schuldig für das, was ich tue," herrschte sein Vater ihn an. „Jedenfalls ist es empörend und schmählich, nach einem wehrlosen Mädchen zu schießen." „Oho, Bürschlein, spar deine Kritik, wenn wir beide miteinander abrechnen wollten, würdest du den kürzeren ziehen. An deiner Stelle würde ich durch vorlautes Urteilen und aufrührerisches Wesen nicht wieder in Erinnerung bringen, daß deine Saumseligkeit und Unachtsamkeit es waren, die uns die ganze Schererei mit den Rothäuten auf den Hals gebracht." „Genug habe ich die ewigen Vorwürfe und dies ewige Gängeln," brauste Asa auf. „Ich bin kein Kind mehr und kann meinen Weg allein finden." „Mach, was du willst, ich lasse dich ziehen; die Welt ist groß, und —."

„Seht, Vater, seht! Was geht dort oben vor?" riefen einige Jungen gleichzeitig. Ismael blickte auf, und was er dort oben sah, trieb ihm das Blut aus dem Gesicht. An der Stelle, wo vorhin Ellen gewesen, stand nun

eine andere weibliche Gestalt, schlank und zart, von dunklem Gewand umgeben. Noch schwärzer war das dunkle, lockige Haar, das ein schmales, bleiches Gesicht umgab. Beinahe schien sie noch ein Kind. Sie hielt die eine Hand aufs Herz gedrückt und rief den Männern in höchster Erregung etwas hinunter.

Sprachlos vor Staunen starrten diese auf die seltsame Erscheinung, bis Ellen furchtsam aus dem Zelte kam und sich offenbar bemühte, das fremde Mädchen wieder dorthin zurückzuführen. Als beide verschwanden, schauten sich die Umstehenden schweigend an; aber über die Züge der Söhne huschte es wie aufgehendes Verständnis, während Abiram totenbleich geworden war. „Aha, das also ist das Geheimnis Eures Zeltes?" sagte Asa zu diesem, „daß Ihr mit schwarzem Menschenfleisch handelt, war mir und anderen längst bekannt; daß Ihr aber auch weiße Ware mit Euch führt, ist mir neu und könnte Euch gelegentlich teuer zu stehen kommen." — „Halt's Maul, du aufgeblasener Junge, und kümmere dich um deine Sachen. Ihr wißt auch alle miteinander, warum ihr den Plantagen den Rücken gekehrt; habe ich doch einen Steckbrief angeschlagen gesehen, der euch nicht gleichgültig sein wird." — „Du lügst," rief Asa in wildem Zorn, und ehe Abiram sich's versah, hatte er einen Schlag mitten im Gesicht. „Asa, was hast du getan?" herrschte sein Vater ihn an, und wie schon öfter, drückte Haltung und Gesicht eine Würde aus, die an dem sonst so herabgekommenen Manne in Erstaunen setzte. „Du hast den Bruder deiner Mutter geschlagen. Schon zum zweiten Male heute hast du dich vergessen, und Strafe muß dir werden. Ich bin dir Genugtuung schuldig, Abiram, für das, was mein Sohn dir getan, und sie soll dir werden. Aber du hast ihn gereizt; du hast übel über meine Familie geredet, denn du weißt wohl, daß ich nichts tat, dessen ich mich schämen mußte. Ich habe mein Recht vertreten; denn Gesetze erkenne ich nicht an. Wenn mich die Schufte deswegen verfolgen, so geht das mit ihnen heim. Haltet jetzt Frieden; denn einig müssen wir bleiben." Er wandte sich ab, fest überzeugt, daß die andern sich seinem Ansehen fügen würden. Und wirklich, seine Worte verfehlten ihren Eindruck nicht. Asa kämpfte seinen Zorn nieder und schien bald seinen gewöhnlichen Gleichmut wiedergefunden zu haben. Auch Abiram fügte sich, wenn auch nur äußerlich. In seiner unedlen Seele glimmte verborgen der Funken der Rachsucht, um eines Tages lodernd wieder hervorzubrechen.

Immerhin hatte der Zwischenfall das Gute, daß die Aufmerksamkeit der Söhne von der Erscheinung auf dem Felsen abgelenkt worden war. Um ihre Gedanken vollends anderweitig zu beschäftigen, forderte Ismael die jungen Leute zum Jagen auf. Einige mußten wohl als Wache zurückbleiben; aber Abiram und Asa hieß er mit sich gehen, um unter seiner Aufsicht neue Zwistigkeiten zu verhüten.

Ein neuer und doch alter Bekannter

Der Wildsteller und Paul Hover, die sich nach dem Abzug der Auswanderer auf dem zerstörten, verlassenen Lagerplatz getroffen, hatten sich seither nicht mehr getrennt. In den acht Tagen, die inzwischen vergangen waren, hatten sie die Freundschaft befestigt. Der Alte fand immer größeres Wohlgefallen an der frischen, ehrlichen Art des jungen Mannes, und dieser wiederum lernte von dem erfahrenen Alten gar manches, was ihm auf seinen einsamen Streifzügen, die sein Gewerbe mit sich brachte, von Nutzen sein konnte.

Während sich die oben erzählten Ereignisse an der Felsenfestung zutrugen, befanden sich die beiden Männer nur einige Wegstunden davon entfernt in der Niederung eines Wasserlaufes, an denen das Land ja so reich ist. Der Alte hatte soeben einen Braten aus einem Bisonbuckel bereitet, wie ihn die Eingeborenen als höchsten Leckerbissen verspeisten. Dazu wurde der Buckel eines Bison sorgfältig von den weniger wertvollen Fleischteilen getrennt und, in die haarige Haut des Tieres eingewickelt, in unterirdischen Öfen geschmort. Eben hatte er seine Vorbereitungen beendigt, und er forderte seinen jungen Gast nun in seiner herzlichen Weise zum Zugreifen auf. Dieser hatte schon mit Ungeduld den Augenblick erwartet und ließ sich nicht zweimal bitten. „Ihr müßt tief hineinschneiden, mein Junge," ermunterte der Alte; „im innersten Herz hat das Fleisch seinen feinsten Wohlgeschmack und seine größte Zartheit." Paul folgte der Aufforderung, und auf beiden Backen kauend, meinte er: „Wenn ich jetzt noch einen Krug Met hier hätte, so wäre dies wahrhaftig das köstlichste Mahl, das ich je verzehrte." Der Alte lachte befriedigt sein leises, gutes Lachen. „Ja, ja," schmunzelte er, „ohne Pfeffer und Senf ist solch ein Wild würziger als der auserlesenste Braten auf eines Königs Tisch."

Während die beiden sich mit bestem Appetit ihrem schmackhaften Mahle hingaben, näherte sich ihnen langsam, am Rande des Wassers hinschlendernd, ein Mann. Man sah ihm sofort an, daß seine Wanderung nur friedlichen Zwecken diente, und bald erkannte der Wildsteller in ihm den gelehrten Doktor. Gutmütig lud ihn der Alte zum Mithalten ein, und seine Gelehrsamkeit hinderte den kleinen Mann nicht, auch den höchst irdischen Forderungen der Natur ihr Recht zu gönnen.

Im Laufe des Gesprächs kamen sie bald auf Ismael Busch zu sprechen, denn auch Paul und der Doktor waren einander nicht ganz fremd. Der Wildsteller hoffte, etwas über den geheimnisvollen Inhalt des weißen Zeltes zu erfahren, aber es zeigte sich, daß auch der Doktor keinen Aufschluß darüber erhalten hatte.

Sie erschöpften sich gerade in den verschiedenartigsten Vermutungen,

als ein leises Rascheln im nahen Gebüsch sie plötzlich verstummen ließ. Paul griff nach seiner Büchse, auch der Gelehrte hatte nach seiner Schrotflinte gegriffen und rutschte ängstlich auf seinem Sitze hin und her, und der Alte richtete die wachsamen Augen auf die Stelle, wo gleich darauf ein junger, schlanker Mann erschien. Nach wenigen Schritten blieb dieser stehen und schaute prüfend auf die drei Männer, denn Vorsicht war in jener Zeit ein Gebot, das keiner außer acht lassen durfte. Der Hinzugekommene trug Kleider militärischen Schnittes. Auf dem Kopf saß ihm eine Mütze aus feinem, blauem Tuch, von der herab eine vergoldete Quaste hing, die von dem schwarzen, welligen Haar des Fremden allerdings fast verdeckt wurde. Er trug ein offenes, grünes Jagdhemd, das mit Quasten und Tressen besetzt war; darunter vor schaute eine Jacke von demselben Tuch wie die Mütze. Seine Beine steckten in starken hirschledernen Hosen; an den Füßen trug er Mokassins nach Art der Indianer, und um die Hüften war eine leichte, rotseidene Schärpe geschlungen, darin steckte ein scharfgeschliffener, wertvoller Dolch, sowie zwei kleine, aber kostbare Pistolen. Die Patronentasche hing an dem gewöhnlichen Platz. Über die Schulter hatte er eines der kurzen Soldatengewehre geworfen, die im Heer der Vereinigten Staaten gebräuchlich waren. Der Rucksack auf seinem Rücken trug die Buchstaben U. S. (United States), was diesem Staat die humoristische Bezeichnung Uncle Sam eingetragen hatte.

„Ich komme als Freund," sagte der junge Mann, „und glaube kaum, daß meine Wege die euren kreuzen werden." — „Wenn Ihr nicht wißt, wie man die Nester der Bienen auffindet — und Ihr seht nicht gerade so aus —," erwiderte Paul Hover lachend, „dann werden wir zwei uns schwerlich ins Gehege kommen." — „Wenn dies der einzige Grund zu Streitigkeiten mit Euch werden könnte, so können wir beide uns ruhig die Hände reichen," gab der andere ebenfalls heiter zurück und ergriff Pauls dargebotene Rechte. „Und nun, wenn Ihr Hunger habt," sagte dieser, „wir haben Euch schon noch etwas von unserm Mahle übrig gelassen." „Ah, ein geschmorter Bisonbuckel, das ist eine Mahlzeit, die keiner verachtet, auch wenn er nicht, wie ich, seit mehr als vierundzwanzig Stunden nichts genossen hat." Dies sagend, ließ sich der Ankömmling bei den Männern nieder.

Der Doktor rutschte unruhig auf seinem Sitze hin und her. Noch immer drückte er seine Flinte ängstlich an sich, da wandte sich der Wildsteller an ihn und sagte mit leichtem Spott: „Nun könnt Ihr Euer Schrotflintchen, das uns nicht viel helfen würde, wieder in Ruhe setzen, Doktor. Ich weiß nun, daß weder Hirsch noch Panther im Dickicht ist." Aber noch immer war der Doktor nicht beruhigt. Er wußte, daß die spanische Regierung in ihren Besitzungen, zu denen Louisiana doch bis vor kurzem gehört hatte, alle Entdeckungsreisen und wissenschaftlichen Forschungen verboten hatte.

Nun hatte er gehofft, der erste amerikanische Gelehrte zu sein, der diese Gebiete zwecks naturwissenschaftlicher Studien bereiste. Hoffte er doch im stillen, daß die Nachwelt dereinst seinen Namen neben dem des großen Buffon nennen würde. Hier aber war ihm ein anderer offenbar zuvorgekommen; denn wie konnte dieser sonst den Namen des erlegten Tieres ohne jedes Besinnen so richtig aussprechen? Eine quälende Eifersucht stieg in ihm auf; er mußte seinem Nebenbuhler sofort auf den Zahn fühlen. „Dieser Bison dünkt mich das beste Exemplar der ganzen Ochsenfamilie gewesen zu sein," sagte der junge Mann, dem die Mahlzeit sichtlich mundete.

„Und zu welchem Zwecke haben Sie sich in diese wüste Einöde begeben?" fragte der Doktor, den eine quälende Eifersucht beschlichen hatte, der Fremde könnte, wie er selbst, zwecks naturwissenschaftlicher Forschungen hierhergekommen sein, und der dadurch seine ehrgeizigen Hoffnungen schon gefährdet sah. — „Ich bin hierhergekommen, um eine ganz persönliche und mir heilige Pflicht zu erfüllen," erwiderte der junge Mann. „Doch da ich weiß, wie wenig leider einer dem anderen trauen darf und um Mißhelligkeiten vorzubeugen — können Sie ruhig Einblick nehmen in meine Papiere. Ich habe nichts zu verbergen." Mit diesen Worten zog er aus seiner Brusttasche ein zusammengelegtes Pergament und reichte es dem Doktor.

Dieser entfaltete das Schriftstück, und während er die Zeilen überflog, trat immer deutlicher ein Zug der Überraschung und Befriedigung auf sein Gesicht. „Ah, ein Offizierspatent für den Hauptmann Dunkan Unkas Middleton; unterschrieben vom Kriegsminister, gegengezeichnet und mit dem Staatssiegel versehen. Dagegen läßt sich allerdings nichts einwenden." — „Wie lautet der Name?" fragte der alte Wildsteller aufhorchend. Dabei lasen seine Augen suchend im Antlitz des jungen Mannes. „Hieß es nicht Unkas?" und wie geistesabwesend fügte er hinzu: „Ich kannte einst einen Unkas, der —" „Ja, Unkas ist mein Name. Ich trage ihn in besonderem Stolz im Andenken an einen tapferen Indianerhäuptling, der einst meinem Großvater einen sehr großen Dienst erwiesen hat."

Der alte Mann stand auf, und eine große Erregung drückte sich in seinen Zügen aus. Er trat dicht an den jungen Offizier heran, und während er ihm sachte die Locken aus der Stirne strich, murmelte er wie traumverloren vor sich hin: „Unkas — Unkas — es fiel mir gleich die Ähnlichkeit auf. Sagt mir, wie hieß und was war Euer Vater?" — „Mein Vater war Offizier der Vereinigten Staaten im Revolutionskrieg und hieß Dunkan, wie ich, und ein Bruder meiner Mutter hieß ebenfalls Dunkan Unkas." — „Und Euer Großvater?" — „Er hieß ebenfalls Dunkan; ihm hat jener Häuptling den großen Dienst erwiesen." — „Und ist Euer Großvater noch am Leben?" — „Nein, er starb hochbetagt, von uns allen schmerzlich betrauert." — „Und hat er Euch von Unkas erzählt, von

Unkas und seinem Vater Chingachgook?" — „Ganz richtig; auch von ihm sprach mein Großvater mit großer Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Er nannte ihn oft die Große Schlange und Unkas den Flinken Hirsch." — „Ja, ja, so nannte man sie, diese beiden edlen Tapferen; und so hat Euer Großvater noch mehr von ihnen erzählt? Hat er die beiden roten, nackten Krieger nicht vergessen, als er in Ruhe und Wohlstand bei seiner Familie lebte?" — „O nein," erwiderte der junge Mann mit Wärme, „mit unendlicher Liebe und Dankbarkeit hing er an ihnen. Er nannte sie seine treuesten Freunde und gab seinem Ältesten den Namen Unkas; den hinfort stets der Erstgeborene in unserer Familie führen soll." — „Oh, das

ist brav, das ist gut," rief der Alte in tiefster Bewegung. „Das sieht seinem edlen, charaktervollen Wesen gleich. Aber sagt," fragte er nun leise und mit höchster Spannung, „hat er Euch nur von den roten Kriegern erzählt, nannte er sonst keinen mehr, wenn er von jenen beiden sprach? Von einem Weißen sagte er nichts?" — „Doch, doch," rief eifrig der Jüngling. „Stets nannte er noch einen tapferen Jäger; er war Kundschafter bei der englischen Armee und ein Freund der beiden Delawaren, ein tüchtiger, tapferer Mann. Ja, im kriegerischen Geschick muß er seine beiden roten Freunde noch übertroffen haben. Er muß alle guten Eigenschaften der Provinzler in sich vereinigt haben, denn nie konnte mein Großvater aufhören, sein treues Herz und seine edlen Tugenden zu rühmen, und auch meine Großmutter ..."

Doch er unterbrach sich; denn der alte Mann, der bei diesem Ausbruch der Begeisterung nur mühsam seine Erregung niedergekämpft hatte, barg plötzlich, übermannt vom Sturm der Erinnerungen, sein Gesicht in beide Hände, und ein heißes Schluchzen erschütterte den alten Körper. Tief ergriffen und bestürzt blickten die andern auf den Alten.

Paul, der mit Spannung zugehört hatte, sprang in heftiger Bewegung auf und wußte nicht, sollte er dem Freunde zürnen oder nicht. Obed räusperte sich in Verlegenheit und stammelte ein ums andere Mal sein „merkwürdige Geschichte das". Der junge Fremde aber, dem langsam eine Erkenntnis aufging, blickte warm und teilnahmsvoll auf den Greis. Dieser faßte sich schnell, und seine Tränen gewaltsam zurückdrängend, rief er mit erstickter Stimme: „Verzeiht dem Alten, daß er die Kraft nicht mehr hat, solches als Mann zu ertragen. Ich — ich bin ja der Jäger, von dem Ihr so viel Rühmendes eben sagtet. Oh, daß er mich nicht vergaß, der hochherzige, edle Mann, daß er sich in seinem Palaste nicht schämte des einfachen, armen, wetterharten, ungelehrten Jägers. Und auch Eure Großmutter, sagtet Ihr eben, auch sie vergaß den einfachen Mann im rauhen Jagdgewand nicht? Ach, Alice, sie war ein lachendes, liebliches Kind mit ihrer hellen, zarten Haut und dem blonden Haar."

„Ihr also seid der edle Freund meines teuren Großvaters?" rief der junge Offizier tiefbewegt; „ach, daß er noch lebte, daß ich es ihm hätte erzählen können. Ihr seid Nathanael Bumppo; mein Bruder trägt Euren Namen und zwei meiner Vettern."

Noch einmal wollte die Rührung den alten Mann übermannen, aber gewaltsam raffte er sich zusammen. „Ja, damals war ich noch ein mutiger, tapferer Krieger, und jetzt — 's ist nimmer viel von ihm übriggeblieben."

„Übrigens," fuhr Dunkan fort, indem sein Blick auf den Hund fiel, der zu Füßen seines Herrn lag, „auch Eueren Hund, den Ihr ihm einstmals schenktet, hielt mein Großvater hoch in Ehren; er muß ein Abkömmling Eures Tieres hier gewesen sein, und nicht weit von hier spürt ein Sprößling von ihm soeben einem Hirsche nach. Ein besseres, treueres Tier findet

man so leicht nicht wieder." — „Hörst du's, Hektor, hörst du's? Auch dich haben sie nicht vergessen, und Blut von deinem Blut schweift hier in der Prärie. Ach ja, es waren schöne, glückliche Zeiten damals!" „Aber sagt mir," fragte der junge Mann, „wie kommt es, daß ich Euch hier in dieser trostlosen Einöde, fern von jeder Bequemlichkeit finde, die Euerm Alter doch gewiß wohl täte?" — „Ich bin hierher geflüchtet, weil ich die Axtschläge nimmer hören konnte, die unsere herrlichen Wälder vernichten, und weil ich flüchten wollte vor der Unnatur und der Zerstörung, die überall dort entstehen, wo die Menschen so nahe aufeinander leben. Aber sagt, was tut Ihr hier? Ich hörte sagen, daß die amerikanische Regierung Truppen aussendet, die neuerworbenen Gebiete zu erforschen. Gehört Ihr zu ihnen?" — „Nein," erwiderte der junge Mann, und ein Seufzer entrang sich seiner Brust. „Ich komme in meiner eigenen Angelegenheit, und ich will Euch nicht verschweigen, was mich hierhergeführt. Vielleicht könnt Ihr mir Euern Rat erteilen." Auch Paul und der Doktor, die mit warmer, herzlicher Teilnahme der ganzen Unterhaltung gefolgt waren, rückten nahe herzu, und der junge Offizier begann zu erzählen.

„Ich gehöre," so hub er an, „wie Ihr aus meinen Papieren vorhin ersehen habt, zu den Truppen, welche die Regierung der Vereinigten Staaten nach Louisiana gesandt hat, um in diesem unserm neuerworbenen Gebiete Ordnung und Recht zu schaffen. Ich weiß nicht, ob euch die Zustände dort bekannt sind, ob ihr wißt, wieviel Willkür und unumschränkte Gewalt dort unter der spanischen Regierung geherrscht hat. Dazu kommen noch die Schwierigkeiten, die immer entstehen, wenn ein ganz katholisches Volk zum ersten Male mit Protestanten zusammenstößt. So haben wir dort keine ganz leichte Aufgabe. Besonders die edelsten Geschlechter der alten Kolonisten, die stolz sind auf ihre Abstammung von hervorragenden spanischen Granden, wollen von uns Vertretern der neuen Regierung nichts wissen. So lebt ganz nahe unserer gegenwärtigen Stellung ein vornehmer spanischer Edler, Don Augustin de Certovallos, der sich vollständig gegen alles neue abschloß. Er konnte aber nicht verhindern, daß wir trotzdem hin und wieder seine einzige, bildschöne Tochter zu sehen bekamen, und ich Unglücksmensch kann nichts Eiligeres tun, als mich unsterblich in sie zu verlieben. Ich hatte aber dabei das Glück, daß mir bald darauf die Gelegenheit wurde, ihrem Vater einen persönlichen Dienst zu leisten. Wie gern ich das tat, könnt ihr euch denken. Denn ein Edelmann von der Fußspitze bis zum Scheitel, wie Don Augustin einer ist, öffnete er daraufhin uns Offizieren von der nahen Garnison sein Haus, und es glückte mir, die Liebe seiner Tochter zu erringen. Und meine Ines war so hingebend in ihrer Liebe, daß es ihr gelang, die schweren Bedenken, die ihr Vater natürlich einer Verbindung mit mir entgegenbrachte, zu zerstreuen, so daß wir schon sechs Monate, nachdem die Provinz Louisiana in amerikanischen Besitz übergegangen war, seine Einwilligung zu unserer Verlobung hatten.

Nur eines konnte unser süßes Glück trüben, das war die Verschiedenheit unseres Glaubens. Don Augustin und auch meine Ines hielten zäh an dem ihren fest, und ich — was hätte ich nicht alles getan, um mir mein Glück zu erhalten — hörte geduldig, wenn auch innerlich ganz unberührt, den Bekehrungsversuchen, die vor allem der Beichtvater meiner Braut bei mir unternahm, zu.

Unser Hochzeitstag kam. In der kleinen Kapelle auf dem Gut Don Augustins wurden wir von Pater Ignatius getraut; ich war selig und an diesem Morgen der glücklichste Mensch in ganz Louisiana. Aber von welch kurzer Dauer sollte dies Glück für mich sein! Am Abend von der Garnison heimkehrend, wo ich dienstlich noch etwas zu tun hatte, überraschte ich mein junges Weib in den abgelegenen Laubengängen des väterlichen Parkes, von mir unbemerkt, in innigem Gebet um meine Bekehrung. Es war so rührend und kindlich, daß ich sie am liebsten sofort an mein Herz gedrückt hätte. Doch ich bezwang mich, denn ich wollte nicht verraten, daß ich sie belauscht. Als sie sich von den Knien erhoben hatte, trat ich auf sie zu und bat sie, mit mir ins Haus zurückzukehren. Sie versprach mir, sofort nachzukommen, nur müsse sie rasch noch ihre alte Amme, die ihr die frühverlorene Mutter in aufopfernder Treue ersetzt hatte, in deren nahem Häuschen aufsuchen. Es war mir natürlich nicht ganz recht. Aber durfte ich mein süßes Weib von dieser Pflicht, die Dankbarkeit und Pietät ihr eingaben, abhalten? Ich kehrte also allein ins Haus zurück — ach — es war das letztemal, daß ich sie gesehen! Nachdem ihr Vater und ich eine Stunde auf ihre Rückkehr gewartet hatten, machte ich mich auf den Weg, sie zu holen. Ich fand sie nicht mehr bei ihrer alten Freundin und habe sie bis auf den heutigen Tag nicht mehr gefunden. Ihr könnt euch denken, daß Don Augustin und ich alles taten, um Kunde von ihrem Verbleiben zu erhalten — vergebens! Schließlich glaubte ich, daß ihr Gewissen sie vielleicht hinter Klostermauern getrieben habe. Wir forschten nach, wo wir nur immer denken konnten, daß sie hingekommen; aber kein Licht kam in diese fürchterliche Dunkelheit. Vielleicht war sie schon tot? —

Laßt mich über meinen Jammer hinweggehen. Eines Abends kehrte ich von der Garnison zurück in mein einsames Haus; da traf ich an einer Stelle, die den Bürgern verboten war, einen Menschen von der elendesten Sorte, zerlumpt, elend, dem Alkohol ergeben. Während ich ihm ein Goldstück in die Hand drückte, forderte ich ihn auf, den Platz zu verlassen, ehe die Wache ihn hier finde. Mein eigenes Unglück hat mich milde gemacht für das Elend anderer. Der Mensch nahm das Geld gierig und sagte dann, mich dreist anschauend: ‚Wenn Ihr den Wert des Geldes ums zwanzigfache, nein dreißigfache erhöht, könnte ich Euch ein Geheimnis verraten‘. Ich wollte zunächst auf die Worte dieses herabgekommenen Menschen nicht hören, und doch, etwas in der Stimme dieses Menschen zwang mich, stehen zu bleiben und weiter zu fragen. Nachdem ich ihm

dreißig Dollar ausgehändigt hatte, machte er zuerst unklare Andeutungen, daß er etwas von dem Verbleiben meines Weibes wisse. Nur stoßweise brachte ich es aus ihm heraus. Er kenne einen Menschen namens Abiram White."

Bei diesen Worten blickten die drei Zuhörer einander bedeutungsvoll an.

„Dieser White treibe heimlich Sklavenhandel; er sei am Tage meiner Hochzeit in der Stadt gewesen mit seinem Schwager, der sieben stattliche Söhne habe. Jetzt sei die ganze Gesellschaft auf der Reise jenseits des Mississippi. Mehr brachte ich nicht aus dem Menschen heraus; aber es war für mich genug. Ich forschte nach und erfuhr, daß wirklich an jenem Tage ein solcher Mensch in der Stadt geweilt habe. Jener Unglückliche ist übrigens am folgenden Morgen auf unserem Exerzierplatz tot aufgefunden worden. Er hatte sich zu Tode getrunken; aber in seiner erstarrten Hand hat er einen Zettel gehalten, auf welchem die Worte gestanden: ‚Hauptmann, es ist wahr...'

Nun konnte mich nichts mehr halten. Ich nahm Urlaub und erhielt ihn. Seit geraumer Zeit schon habe ich die Spur der Auswanderer verloren; aber noch habe ich Hoffnung, daß meine Reise nicht vergeblich ist. Ich habe eine Anzahl verläßlicher Leute mitgenommen. Wir haben uns nun getrennt, und jeder von uns sucht auf einem Streifen das Land ab; so müssen wir doch die Spur dieser Leute wieder auffinden."

„Hauptmann, Ihr seid der Spur näher, als Ihr denkt," konnte Paul sich nun nicht länger zurückhalten. Und nun erzählten die drei dem Aufhorchenden, was sie von Abiram White, Ismael Busch und dem geheimnisvollen Zelte wußten.

Eine dunkle Tat

Unterdessen war es Abend geworden. Schon seit geraumer Zeit saß Mutter Esther im Kreise ihrer Kinder auf ihrer hohen Warte und spähte mit scharfen Blicken in die Prärie hinaus, der Heimkehr der Männer harrend. Die Sonne, die den ganzen Tag hindurch vergeblich sich bemüht hatte, den dichten Herbstnebel zu durchdringen, hatte vor ihrem Scheiden doch noch den Sieg davongetragen und war im Westen als rotglühender Feuerball in der Prärie versunken, ähnlich wie sie in den Fluten des Meeres untertaucht. Die wilden Büffelherden, die tagsüber die Steppen beleben, verschwanden; auch die Wasservögel, die, von den nördlichen Seen kommend, täglich in Schwärmen südwärts ziehen, hatten ihre Ruheplätze aufgesucht; tiefer und tiefer senkten sich die Schatten der Nacht.

Endlich vernahm das Weib die wohlbekannte Stimme ihres Mannes

aus der Tiefe: „Hallo, Esther, kommt herunter und helft uns, unsere stattliche Beute bergen."

Eilends gehorchten die Wartenden dem Rufe; in wenig Augenblicken waren alle den steilen Pfad hinabgesprungen und legten emsig mit Hand an. Ismael schleppte mit zweien seiner Söhne einen stattlichen Hirsch herbei; keiner kam mit leeren Händen zurück.

„Nun kannst du braten und kochen nach Herzenslust! Ich denke, die Rothäute werden uns heute auch nicht dabei stören; wenigstens konnte ich den ganzen Tag keine Spur von ihnen entdecken," rief Ismael gutgelaunt seinem Weibe zu.

„Da irrst du dich aber gewaltig, Schwager," sagte Abiram, „wenn du meinst, es seien keine von den verflixten Hunden unterwegs; ich kenne jetzt die Spuren ihrer Mokassins und habe deren gerade genug gesehen; Asa kann euch dies auch bezeugen!"

„Wo ist Asa, mein Ältester?" fragte Esther um sich blickend. „Er muß uns sogleich folgen," erwiderte Ismael, „bereite inzwischen die Mahlzeit."

Bald waren die mitgebrachten Vorräte geborgen, und es währte nicht lange, so loderte ein mächtiges Feuer auf der Höhe des Felsens, das sich von der Ebene aus ansehen mußte, wie das Licht eines Leuchtturms mitten im Ozean. Der würzige Duft des gebratenen Wildbrets durchzog die Luft, und nach kurzer Zeit lud Esthers schrille Stimme zum Essen ein.

„Asa wird zurückkommen, wenn das Mahl verzehrt ist," sagte Esther ärgerlich. „Dann mag er sehen, wie er seinen Hunger stillen kann. Wo mag er nur so lange weilen?" — „Er wird doch den verdammten Rothäuten nicht in die Hände gefallen sein!" brummte Abiram. „Wozu rufst du Angst und Sorge wach unter den Frauen und Kindern?" schalt ihn Ismael. „Auf, laßt uns nun zur Ruhe gehen!" Gähnend erhob er sich schwerfällig und suchte seine rauhe Schlafstelle auf. Die andern folgten seinem Beispiel, und bald herrschte tiefe Ruhe im Lager. Nur Esther saß noch eine Weile am Rande des Felsens und lauschte in die Nacht hinaus. Eine unerklärliche Angst um ihren Erstgeborenen ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Lange lauschte sie vergebens; endlich glaubte sie, das ersehnte Geräusch sich nähernder Männerschritte zu vernehmen. Um so größer war ihre Enttäuschung, als sie am Fuße des Felsens, wo Abner zur Nachtwache beim Aufstieg zum Felsen saß, des Doktors Stimme erkannte, der Zutritt zum Lager begehrte.

„Seid Ihr es, Doktor, und kommt allein? Habt Ihr Asa, meinen Ältesten, nirgends gesehen?" rief sie dem Ankömmling entgegen.

„Ich sah weder Asa, noch sonst einen Eurer Sprößlinge, werte Frau Esther," entgegnete dieser, „ausgenommen den Jüngling am Fuße der Festung, der im Schlafe die Wache hält."

Bei diesen Worten hatte der Doktor die Hütten erreicht und suchte sein ärmliches Lager auf. Auch Esther zog sich schweren Herzens zurück;

aber Sorge und Unruhe ließen sie nicht zum Schlafen kommen. Der Doktor hatte sich nicht zum Ruhen niedergelegt, eine ungewohnte Erregung hielt ihn munter. Er wartete ungeduldig auf den Augenblick, da alles im Schlafe liege; denn er hatte wichtige Dinge zu verrichten in dieser Nacht. Da er an dem Herumwerfen und Stöhnen hörte, daß die Frau des Squatters keinen Schlaf finden konnte, rief er ihr schließlich zu: „Was fehlt Euch, meine liebe Frau Esther? Kann ich Euch etwa helfen? Ein Gläschen Kognak mit beruhigenden Tropfen wird Euch Ruhe und Schlaf bringen."

Er wußte, daß Frau Esther solchem Rezept nicht abgeneigt war, und er brachte ihr alsbald den Trunk. Brummend nahm sie die Arznei, und nach kurzer Zeit verrieten ihm ihre tiefen, regelmäßigen Atemzüge, daß das Opium seine Wirkung tat.

Noch einmal überzeugte sich der Gelehrte, daß alles rings um ihn her in tiefem Schlafe lag; dann machte er sich an die Ausführung seines Vorhabens.

Vorsichtig kletterte er zur Spitze des Felsens empor. Er erschrak aber nicht wenig, als er, oben angekommen, plötzlich eine sanfte Stimme fragen hörte: „Was gibt es, Doktor Battius, ist jemand krank hier oben, daß Ihr bei Nacht hier heraufsteiget?" — „Du bist es, Ellen, liebes Kind? Du hast mich nicht wenig erschreckt! Stelle dir vor, Ismael Busch würde uns beide hier oben sehen; wir wären beide verloren!" — „Ja, warum setzet Ihr Euch denn solcher Gefahr aus?" — „Still, still, Kind, du wirst alles erfahren! Doch höre; ich sah heute in der Ebene ein seltenes Tier, zweibeinig und von der Gattung Mensch!" — „Ich verstehe Euch nicht, Doktor." — „Du wirst mich besser verstehen, wenn ich dir sage, daß dies Tier auf den Namen Paul hört und von Kentucky gebürtig ist." — „Still, Doktor, still, Ihr stürzt uns ins Verderben!" — „Weißt du nun, wen ich meine?" schmunzelte der Doktor. „Ja, ja, was ist's mit ihm? Hat er Euch hier heraufgeschickt? Ich habe ihm nichts verraten, ich habe meinen Schwur gehalten." — „Nein, Kind, beruhige dich, ein anderer hat mir's verraten, der keinen Eid geleistet, und der das größte Recht hat, hierher zu kommen und zurückzuholen, was sein ist. Ellen, dein Oheim ist ein Schuft, er hat uns alle schwer betrogen." Ellen brach in Tränen aus: „Kann ich etwas dafür?" rief sie leidenschaftlich; „er ist auch nicht mein Onkel; er nahm die Witwe von meines Vaters Bruder zur Frau, das ist meine ganze Verwandtschaft mit ihm!" — „Beruhige dich, Kind, es wird alles gut werden. Doch nun muß ich die Bewohnerin dieses Zeltes sehen." — „So wißt Ihr alles?" fragte Ellen, schnell sich fassend. „Alles, und ich habe einen Brief bei mir, den ich eigenhändig übergeben muß." — „So wartet einen Augenblick," sagte das Mädchen entschlossen und verschwand im Zelte.

Die Minuten bis zu ihrer Rückkehr schienen dem Doktor wie Stunden.

Endlich erschien sie wieder, faßte ihn am Arm und zog ihn mit sich in das geheimnisvolle Zelt.

Als Esther am Morgen mit schwerem Kopfe erwachte, streifte ihr erster Blick die Reihen ihrer Söhne. Asa befand sich nicht unter ihnen, und sofort erfüllten neue Sorge und Angst das Herz der Mutter. Auch die Söhne befremdete das lange Ausbleiben des Bruders; kannten sie ihn doch wohl und wußten, daß nur ein ernster Grund ihn dem nächtlichen Lager fern gehalten haben konnte. Abner meinte, er und die Brüder wollten sich aufmachen, Asa zu suchen. Ismael wollte davon nichts wissen; doch Esther, deren Angst mit jeder Minute wuchs, sprang auf, ergriff eine umherliegende Büchse und rief, indem sie sich zum Abstieg anschickte: „Abner hat recht, und ich, eure Mutter, werde mit euch gehen; wer kein Hasenherz hat, folge mir!“ — „Halt!“ gebot ihr Gatte; „zuerst muß für den Schutz des Lagers gesorgt werden. Wer soll als Wächter zurückbleiben?“ Abiram erbot sich dazu; doch alle stimmten überein, daß er, der allein die Spuren der Tetons bemerkt habe, als Führer dienen müsse. Unwillig fügte er sich, und die Obhut des Lagers und der Kinder wurde in Ellens Hände gelegt. Eilends rollten die jungen Leute große umherliegende Felsblöcke hart an den Rand des Felsens, die Verhaue wurden verstärkt und ein Haufen trockener Späne und Blätter aufgeschichtet, die, bei drohender Gefahr in Brand gesteckt, zum Warnungszeichen dienen sollten.

Ungeduldig hatte Esther diesen Vorkehrungen zugesehen; nun stieg sie als erste den schmalen Felsenpfad hinab. „Nun führe uns, Abiram,“ rief sie, unten angekommen, dem Bruder zu, „und zeige uns die verdächtige Stelle.“ Unwillig gehorchte dieser. Sie waren schon manche halbe Stunde schweigend hügelauf, hügelab geschritten. Endlich stieß Ismael mißmutig den schweren Büchsenkolben auf die Erde. „Weiterzugehen hat keinen Zweck mehr,“ erklärte er; „wo sind nun deine Indianerfußstapfen?“ — „Noch ein Stück weiter nach Westen,“ wies ihn der Schwager, „dort habe ich den Bock aufgespürt und erst, nachdem ich ihn erlegt, traf ich auf die Spuren.“ — „Und blutig bist du zu Werk gegangen,“ rief Ismael spöttisch, indem er auf die blutbefleckten Kleider seines Verwandten wies. „Wir andern sind auch nicht mit leeren Händen heimgekommen, aber so wie du hat sich keiner besudelt. Doch kommt, Jungens, wir wollen zurück, ich glaube nicht an Abirams Gesichter.“

„Nichts da von Umkehren!“ rief Esther, „ich ruhe nicht, bis ich eine Spur meines Sohnes gefunden habe. Wollt ihr nicht mit, so gehe ich allein.“ Da schritt sie weiter; die Söhne folgten ihr, und auch die beiden Männer fügten sich, Ismael mit der Miene eines Menschen, der von der Zwecklosigkeit seines Tuns zwar überzeugt ist, aber aus überlegener Klugheit, halb aus Mitleid, halb um des Friedens willen nachgibt.

Wieder mochten sie eine halbe Stunde gegangen sein, ohne daß sich

irgend etwas Verdächtiges gezeigt hätte. Plötzlich vernahmen sie die eilenden Tritte eines fliehenden Tieres, und im nächsten Augenblick raste ein Hirsch an ihnen vorüber die nächste Anhöhe hinauf. Ihm auf dem Fuß folgten zwei jagende Tiere, die alle zuerst für Wölfe hielten. Schon hob Abner die Waffe, um einen zu erlegen; da schlug ihm der Vater das Gewehr aus der Hand und rief: „Laß ab mit dem Schießen, mein Sohn, es sind zwei Hunde; es müssen Jäger in der Nähe sein." Und in der Tat, er hatte recht. Es waren Hunde von edler Rasse; das verrieten die schönen, mächtigen Sprünge, die hochgehobene Nase, die scharfe Witterung. Das eine mochte ein älteres Tier sein; keuchend folgte es seinem jungen, kräftigen Gefährten. Alle blickten voll Spannung den Hunden nach; da auf einmal machte das jüngere Tier einen Seitensprung, blieb stehen, senkte die Nase und stieß dann einen heulenden, langgezogenen Ton aus. Auch das ältere Tier kehrte zu der Stelle zurück, umkreiste sie schnubbernd und stimmte in das Gewinsel seines Kameraden ein.

„Was mögen die Tiere entdeckt haben, daß sie so tun?" fragte Esther erregt. „Jedenfalls muß es eine starke Spur sein, die zwei Tiere von dieser Rasse von ihrer Witterung abzubringen vermag," meinte Abner. „Schießt die Kanaillen nieder," riet Abiram; „wenn ich nicht irre, so ist der Ältere das Vieh, das dem alten Spitzbuben, dem Trapper, gehört." „Das sei mir ferne," erwiderte Ismael, „daß ich mich an dem Tier vergreife, weil sein Herr mir ein wenig zu nahe gekommen ist."

„Ich will wissen, was die Tiere gefunden haben," rief Esther, indem sie ohne Zögern der Stelle zuschritt, die noch immer die beiden Hunde winselnd umkreisten. „Seht hierher!" rief sie den ihr folgenden Männern zu. „Ihr seid Jäger und müßt wissen, ob dies Blut von einem Wolf oder einem Panther stammt." — „Von einem Büffel," entschied Ismael, „und zwar muß es ein gewaltiges Tier gewesen sein, das hier geblutet hat; die Erde ist zerstampft und von seinen Hörnern aufgerissen." — „Aber verendet ist es hier nicht," rief Abner, auf die Blutspuren weisend, die von der Stelle weg deutlich in dem nahen Dickicht sich verliefen. „Dort hinein muß sich das Tier geschleppt haben; dort oben sitzen auch schon die Aasgeier und warten ihres Fraßes," fügte er hinzu. „Auf, meine Söhne!" befahl Esther. „Forschet weiter, ich will wissen, welches Tier hier verendet ist." — —„Ach was, laßt uns umkehren," brummte Abiram, „das zu erforschen hat für uns keinen Zweck, es kann auch ein angeschossenes, reißendes Tier drin verborgen sein, und wir begeben uns unnötig in Gefahr." Die Söhne schauten höhnisch lächelnd auf den Oheim; kannten sie doch alle seine Feigherzigkeit, die er oft genug schon bewiesen hatte.

„Keinen Schritt zurück!" befahl Esther. „Hetzt die Hunde hinein, Enoch, Abner, Gabriel!"

Alle begaben sich den Hügel hinab zu dem nahen Dickicht. Ein Sturm hatte sich erhoben und zerriß die Wolken. Schwer kämpften die nach

Süden ziehenden Wasservögel dagegen an. Zögernd und wie in Schrecken gebannt blieben alle stehen und starrten auf das Buschwerk, in welches ab und zu einer der es umkreisenden Aasvögel mit kreischendem Schrei niederstieß, um gleich darauf mit lautem Gekrächz wieder emporzufahren. „Nur zu, laßt die Riemen los!" schrie Esther den Jungen zu, „oder soll eure Mutter euch beschämen?" Dies half; die Jungen ließen die Lederriemen, an denen sie die Tiere festgehalten, los und hetzten sie mit lauten Rufen nach vorn. Das ältere Tier machte einige Schritte vorwärts, blieb aber dann an allen Gliedern zitternd stehen. Das jüngere sprang mit wildem Satz hinein und verschwand vor den Blicken der Davorstehenden. Ein seltsames, erschreckendes Geheul ließ sie alle zusammenfahren; dann schoß das Tier aus dem Gebüsch hervor, und laut bellend, mit wilden, unsteten Sprüngen, umkreiste es das Gebüsch.

„Sind keine Männer unter meinen Söhnen?" fragte Esther, um sich blickend. „Gebt mir eine Büchsenkugel, und ich will euch zeigen, wie ein Mann handelt." — „Bleibt, Mutter!" riefen Abner und Enoch; „wir werden Euch das Untier bringen." Und mit festen, entschlossenen Schritten drangen die beiden Jünglinge in das Gebüsch ein. Totenstille herrschte bei den Draußenstehenden; mit angehaltenem Atem lauschten sie auf jeden Ton. Da war es ihnen, als vernähmen sie einen, zwei unterdrückte Schreie. „Kommt zurück, meine Kinder!" schrie die Mutter in Todesangst. „Kommt zurück!" — Wieder folgten ein paar lange, bange Minuten; dann teilten sich die Büsche, und heraus traten die beiden und legten schweigend den toten Körper Asas zu Füßen der Mutter nieder.

Die Hunde ließen noch einmal ihr langgezogenes Geheul vernehmen, dann aber jagten sie davon, um die Spur des verfolgten Wildes von neuem aufzunehmen.

Ein paar Sekunden lang standen alle wie erstarrt; dann aber warf sich Esther mit einem einzigen verzweifelten Aufschrei über die Leiche. Sie nahm das kalte, furchtbar entstellte Antlitz ihres Sohnes in ihre Hände, versuchte die verzerrten Züge zu glätten, das wirre Haar zu ordnen. Ismael stand auf seine Büchse gelehnt, in tiefem Schmerz; aber festen Blickes schaute er nieder auf den Toten. Die andern standen scheu abseits; in den stumpfen Zügen wogte eine wilde Erregung: Schmerz um den Toten und Wut, daß man ihnen solches angetan.

„Zum zweiten Male haben diese Bluthunde mich beraubt," unterbrach endlich Ismael das tiefe Schweigen. „Ich aber will furchtbare Rache nehmen, wenn ich sie beim dritten Male erwische." — „Vater, wir wollen nachforschen, ob wir Spuren seiner Mörder finden können," sagte Abner, und ohne die Antwort abzuwarten, machten sich die Söhne an die Arbeit. Am Rande des Dickichts fanden sie den Boden zerstampft, die Zweige niedergerissen und ganze Lachen geronnenen Blutes. Hier mußte der Todwunde noch einmal furchtbar sich gewehrt haben, selbst im Sterben

noch von gewaltiger Stärke. Dann hatte er sich wohl mit seiner letzten Kraft ins Dickicht geschleppt, nachdem sein feiger Mörder ihn verlassen oder aber tot geglaubt hatte. Im Buschwerk hatten Abner und Enoch ihn in fast aufrechtsitzender Stellung gefunden, den Rücken an einen Baumstamm gelehnt, mit der Linken einen abgerissenen Erlenzweig krampfhaft festhaltend.

Nachdem sie dies festgestellt hatten, untersuchten sie die Leiche selbst.

Sie brauchten nicht lange zu forschen. Unter der Schulter war eine Büchsenkugel eingedrungen und vorn bei der Brust wieder herausgekommen. „Ha, der Feigling!“ schrie Ismael auf in ohnmächtigem Zorn; doch mit Stolz fügte er hinzu: „Ich wußte, daß mein Sohn hinterrücks überfallen wurde; im offenen, ehrlichen Kampf hätte keiner ihn anzugreifen gewagt. Merkt es euch, meine Söhne, stets dem Feinde die Stirne bieten; so kann euch keiner der Feigheit zeihen.“ Außer dieser Todeswunde trug der Leichnam noch eine Menge leichter Verletzungen, die bewiesen, wie sich der Tote noch gewehrt hatte. Während sie die Falten seiner Kleider

durchsuchten, rollte die Kugel hervor. Enoch nahm sie vom Boden auf und reichte sie dem Vater. Dieser betrachtete sie aufmerksam. Auch Abiram trat hinzu. „Beim Henker," rief er aus, „die Kugel sollte ich kennen; die stammt aus der Büchse des verfluchten Trappers. Dies ist sein Zeichen: sechs kleine Löcher in Kreuzform eingegossen. Er zeigte sie mir selbst an jenem Abend, wo er bei uns im Lager war. Sagte ich's nicht, daß der Alte ein Spion der Rothäute und unser Todfeind ist?!" Fast triumphierend schrie Abiram diese Worte heraus. Auch die Söhne stimmten ihm bei und erinnerten sich, solche Kugeln bei dem Alten gesehen zu haben. Ismael biß in wildem Schmerz die Zähne zusammen. Endlich sagte er: „Es hilft uns nichts; auf, Söhne, schaufelt eurem Bruder das Grab!"

Gehorsam folgten sie dem Geheiß. Es war keine leichte Arbeit, in den harten, vertrockneten Boden ein Loch von genügender Tiefe zu graben. Als es geschehen war, trat Ismael auf sein Weib zu, das noch immer, das Haupt des Toten im Schoße haltend, unverwandt in stummem Schmerz auf die entstellten Züge niederstarrte. „Esther, mein Weib, steh auf!" gebot er, und seine sonst so rauhe Stimme hatte einen fast weichen Klang. „Wir müssen tun nach dem Gebot der Stunde."

Schweigend sah sie zu, wie die Söhne den Leichnam von der Erde nahmen und ihn sanft hinuntergleiten ließen in sein enges Bett. Nachdem sie ihn mit Laub und Erde zugedeckt und das Grab zur Hälfte aufgefüllt hatten, stiegen Abner und Enoch hinein, die Erde mit den Füßen festzustampfen. Dies war nötig, damit Wölfe und Schakale den toten Körper nicht wieder ausgraben konnten. Dann erst schaufelten sie die Erde völlig darüber.

Der Squatter hatte mit verschränkten Armen die Arbeit seiner Söhne verfolgt. Nun, da sie fertig waren, nahm er die Mütze vom Haupte, und mit einer Würde tat er dies, die mit seiner sonst so rauhen Art wenig im Einklang stand. Dann nahm er sein Weib von der Erde auf und sagte: „Esther, Mutter meiner Kinder, wir haben nun getan an unserem Ältesten, was unsere Pflicht war. Wir haben den Knaben aufgezogen; er war zum Manne herangewachsen; nun haben wir ihn ins Grab gelegt. Laßt uns nun gehen."

Langsam wandte sich das Weib von der letzten Ruhestätte des Sohnes ab und folgte schweigend dem voranschreitenden Manne. Als sie die Anhöhe erstiegen hatten, von der aus sie einen letzten Blick auf das frische Grab werfen konnten, blieben sie noch einmal stehen und wandten sich zurück. Aasgeier umkreisten kreischend die Stelle, die ihnen die schon sicher gewesene Beute barg.

Es war ein schweigender Zug, der sich langsam dem Felsenlager näherte. „Wie werden die Kinder jammern!" warf Ismael einmal dazwischen; „sie hatten Asa so gerne, der ihnen oft von seinen Jagdzügen eine Kleinigkeit

mitgebracht." — „Ja, das tat er," murmelte Esther; „mein Stolz ist er gewesen."

Sie waren mittlerweile dem Felsen so nahe gekommen, daß sie die einzelnen Gegenstände schon unterscheiden konnten. „Von den Mädchen ist keines zu sehen," bemerkte Ismael kopfschüttelnd. „Schlafen die denn am hellen Tage? Abner, schieß einmal deine Büchse ab, daß sie uns hören." Abner tat, wie ihm geheißen; doch der Schuß blieb ohne Wirkung, und obgleich nun die andern alle dem Beispiel des Bruders folgten, blieb alles regungslos. „Was ist's mit dem Zelte?" fragte nun der Squatter, aufs höchste beunruhigt; „mir will scheinen, die Stricke, mit denen es festgebunden, sind losgerissen. Wenn wir uns nicht aufs äußerste beeilen, kann es geschehen, daß der Sturm das ganze Zelt vor unseren Augen herunterweht." Er hatte noch nicht ausgesprochen, als, von einem heftigen Windstoß erfaßt, das aufgehäufte Laub einer Wolke gleich emporgewirbelt, in der Luft wie ein Schwarm von Vögeln auseinandergetrieben und hinaus in die Prärie gejagt wurde; ihm aber folgte im nächsten Augenblick das leichte Zelt. Es flatterte gleich einer Fahne hin und her; dann plötzlich wurde es emporgerissen, um gleich darauf vom Felsen herabzustürzen in die Ebene, wo es nicht weit von den bestürzten Zuschauern am Boden liegen blieb. Droben aber schaute der kahle Felsen auf sie nieder, als sei er niemals belebt gewesen.

„Die Sioux haben die Kinder überfallen!" schrie Esther auf. Ismael aber, der sekundenlang wie erstarrt gestanden, sprang mit dem Wutschrei eines wilden Tieres auf, stürmte den Pfad hinan, die Verhaue mit einem einzigen Ruck oder Tritt niederstoßend, mit der Kraft, deren nur ein Verzweifelnder fähig ist.

Ines Befreiung

Was aber hatte sich hier auf der Felsenfestung zugetragen, während die Abwesenden draußen in der einsamen Steppe so schmerzliche Stunden durchlebt hatten? Die erste Hälfte des Tages war ohne besondere Vorkommnisse vergangen.

Es mag so gegen Mittag gewesen sein, als die Kinder, die vor den Hütten sich herumgetrieben, Ellen auf eine kleine Schar von Männern aufmerksam machten, die sich geradenwegs dem Felsen näherten. Noch vermochte man nicht die Zahl der Heranschreitenden zu erkennen, noch zu unterscheiden, ob es Indianer oder Weiße waren, ob sie in kriegerischer Ausrüstung oder friedlichem Gewand sich nahten. Jedenfalls aber war ihr Erscheinen in der Einsamkeit der Steppe etwas Außergewöhnliches. Sorgenden Blickes spähte Ellen, die sich ihrer großen Verantwortung wohl bewußt war, den Ankömmlingen entgegen.

Andere Gefühle waren es, die in den heranwachsenden Töchtern des Squatters, Phöbe und Hetty, erwachten. Sie waren echte Kinder jener Grenzgebiete, wo räuberische Überfälle und rohe Gewalttaten keine Seltenheit waren, und wo sie von Taten weiblichen Heldenmuts oft gehört hatten. War doch auch ihre eigene Mutter, wenn es galt, von solch kriegerischem Mut und männlicher Tatkraft, daß sie nicht Blut von ihrem Blute hätten sein müssen, wenn nicht auch in ihnen eine wilde Lust am Kampf erwacht wäre. Ellen befahl den größeren Mädchen, sich am Rande des Felsens, wo mächtige Felsblöcke bereitgelegt waren, aufzustellen, um sie auf etwaige Angreifer hinabzuschleudern. Die beiden Ältesten aber beorderte sie an die beiden Gewehre, deren Läufe drohend über die Brüstung ragten.

Inzwischen hatten sich die Männer so weit genähert, daß man deutlich ihre Zahl — es waren deren vier — erkennen konnte. In einiger Entfernung von dem Felsen blieben sie stehen. Dann trat einer näher, und deutlich sahen sie, daß am Laufe seines Gewehres ein weißes Tüchlein flatterte. Offenbar wollte er zunächst friedliche Verhandlungen mit den Bewohnern des Felsens anknüpfen. Trotzdem nahmen die beiden kampflustigen Mädchen des Squatters die Gewehre zur Hand und richteten die Läufe auf den Herankommenden. Dieser blieb zögernd und sein Fähnchen eifrig schwingend stehen, und nun erkannte Ellen zu ihrer Beruhigung in ihm den Doktor Obed Battius.

„Nicht schießen, Phöbe, Hetty," rief sie den beiden zu, „es ist ja der Doktor!" Dieser kam nun auf Sprechweite heran und rief den Obenstehenden zu: „Ergebt euch, ihr Mädchen. Wir kommen im Namen des Gesetzes, zu holen, was unser Recht ist." Die Töchter des Auswanderers hatten kaum die Worte „Gesetz und Recht" vernommen, als sie wie auf Kommando von neuem die Büchse ergriffen. Ellen hatte alle Mühe, sie von einem voreiligen Schusse abzuhalten. Der Doktor forderte nun in seiner umständlichen, weitschweifigen Art Ellen auf, den Felsen mit allem, was darauf sei, freiwillig ihm und seinen Genossen zu überlassen, da sich herausgestellt habe, daß ihr Oheim, der Squatter Ismael Busch, ein ehrloser Schuft sei. Dadurch fühle er selbst sich jeder Verpflichtung ihm gegenüber enthoben. Aber trotzdem er glaubte, seine Gründe hierfür so deutlich wie möglich ausgesprochen zu haben, stieß er bei Ellen auf den schärfsten Widerstand. „Ich habe einen feierlichen Eid geschworen," rief sie ihm hinab, „daß ich treu zu denen halten werde, die mich mit in diese Einöde genommen haben. Nimmer werde ich Euch oder irgend einem andern freiwillig das Lager Ismael Buschs, seine Kinder und sein Hab und Gut ausliefern."

Während dieser Unterredung waren auch des Doktors Begleiter herangekommen, und Ellen erkannte bald zu ihrer Überraschung in einem von ihnen ihren Freund Paul Hover, in dem andern den alten Trapper. Nur

der dritte, ein junger Offizier, war ihr unbekannt. Aber auch Paul Hovers Vorstellungen und Bemühungen blieben erfolglos. Ellen blieb bei ihrem Vorsatz, unter keinen Umständen die zu verraten, die ihr vertraut hatten. Was war zu tun? Die Stunden drängten. Jeden Augenblick konnten die Auswanderer zurückkehren, und dann war eine Gelegenheit versäumt, die so günstig wohl nie mehr wiederkehren dürfte. Besonders den jungen Offizier, in dem wir schon längst Unkas Dunkan Middleton wiedererkannt haben, drängte die Ungeduld. „Also vorwärts zum Angriff!" rief Paul ungestüm, und mit einem einzigen Sprung stand er so dicht unter dem Felsen, daß für ihn eine Gefahr nicht mehr bestand, von einem Schuß erreicht zu werden. Im nächsten Augenblick rollte der erste schwere Stein hinab, Pauls Fuß beinahe berührend. „Wartet nur, ihr Teufelsmädels, wir werden euch bald haben!" schrie er hinauf, sich dicht am Felsen hinhaltend, so daß die Blöcke, die nun folgten, über seinen Kopf hinwegrollten. „Halt doch die Mädchen zurück!" rief er Ellen zu, die bleich bis in die Lippen reglos dem Kampfe zusah. „Sie soll es wagen, uns anzurühren!" rief Phöbe, die Ältere, hinab; „ich wußte ja, daß sie in ihrem Herzen nicht zu unserem Vater hält. Los, Hetty," schrie sie ihrer Schwester zu, „Ismael Buschs Kindern soll keiner ungerächt zu nahe kommen."

„Im Namen Gottes, der über uns allen wacht," ließ sich da plötzlich eine süße, sanfte Stimme vernehmen, „haltet ein, ihr dort unten, die ihr euch so todesmutig in Gefahr begebt, und ihr Mädchen, die ihr ein schweres Unrecht auf euch ladet."

Verdutzt von der ihnen ganz fremden und lieblichen Erscheinung, hielten die Töchter des Squatters inne und blickten auf die Höhe des Felsens, wo vor dem weißen Zelte dieselbe zarte Frauengestalt zu sehen war, die tags zuvor die rohen Söhne des Auswanderers so sehr in Erstaunen versetzt hatte. Diesen Augenblick der Ruhe benützte der Offizier, um am Felsen emporzuklimmen. Mit dem Aufschrei „meine Ines" kletterte er, keine Gefahr mehr achtend, empor. Phöbe aber, wohl ohne zu wissen, was sie tat, hob ihr Gewehr und schoß nach der fremden Erscheinung, die mit einem leisen Aufschrei wieder hinter dem Zelte verschwand. Nun aber zögerte auch Paul nicht länger; selbst der Doktor entschloß sich zum Angriff. Der Alte aber blieb unten stehen und gab den Emporklimmenden Anweisungen, wie sie sich zu wenden hätten, um der Flut von Felsenstücken, die nun auf die Angreifer herniederrollten, zu entgehen. „Bleibt unter dem Vorsprung! — Kopf nach vorne! — Duckt euch! — So, nun weiter nach links! — Der Sprung war kühn! — Recht so, Flinker Hirsch! — Nun innehalten! — Ha, beinahe hätt's ihn getroffen! — Mehr links, mehr links, Kinder! — Noch solch ein Sprung! — Der Busch ist zu schwach! — Nein, Tollkopf, er hielt! — Ja, feuert nur, feuert nur auf mich; um solch alte Knochen ist's nicht schade! — Ha, der Sprung war gut,

Doktor, hätt's Euch nimmer zugetraut! — Mehr Deckung, Mann, mehr Deckung! —"

Der Doktor hatte allerdings einen meisterhaften Sprung gewagt, aber nicht Mut hatte ihm dazu verholfen, sondern er hatte plötzlich neben sich eine unbekannte Pflanze wahrgenommen. Diese Entdeckung hatte ihn alle Gefahr vergessen lassen, und glückselig hielt er nun das seltene Exemplar in den Händen, während eine Wolke von Schutt und Geröll ihn den Blicken des untenstehenden Beobachters entzog. Schon glaubte dieser ihn verloren; als aber der Staub sich verzogen hatte, erblickte er den Doktor zusammengekauert in einer schützenden Höhlung. Im nächsten Augenblick schwang Paul sich auf den Rücken des so Geschützten, ergiff einen überhängenden Strauch, und mit dem nächsten Sprung stand er in einer Bresche, die durch die herabgestürzten Steine entstanden war, auf der Höhe des Felsens. Unkas folgte ihm auf dem Fuß, und nun mußten sich die Mädchen, die wahrlich sich ihrer Mutter würdig gezeigt hatten, der männlichen Übermacht ergeben.

Einen Augenblick später hielt Middleton sein ihm so jäh entrissenes Weib in den Armen. Wer könnte die Gefühle der beiden jungen Menschen beschreiben nach solch langer, schmerzlicher Trennung? Etwa eine Stunde lang mochten sie sich dem Glück des Wiederfindens hingegeben haben. Dann aber dachte Middleton daran, daß die Gefahr noch nicht vorüber war, und er mahnte sein Weib zum Aufbruch. Paul hatte sich unterdessen im Lager zu schaffen gemacht, die Habseligkeiten der Familie Busch ziemlich zwecklos durchstöbert. An Ellen wagte er sich nicht heran, denn diese saß ihm abgewandt auf der obersten Spitze des Felsens, ihr Gesicht in den Händen verborgen. Die widerstrebendsten Gefühle durchstürmten ihre Brust. Was sollte sie tun? Wo war hier Recht und Pflicht? Der alte Mann hatte unterdessen ruhig am Fuße des Felsens gewartet. Nur ab und zu streifte sein besorgter Blick den Himmel, wo die Sonne mehr und mehr sich gen Westen senkte. Schließlich machte er den Esel des Doktors, der in den Niederungen friedlich weidete, zum Aufbruch zurecht, indem er ihm ein unbeschreibliches Ding, das der Doktor selbst sich ausgedacht und das einen Sattel vorstellen sollte, auflegte.

Doktor Battius saß noch immer in der Höhlung, über seinen Fund gebeugt. Er hatte alles um sich vergessen, bis Middletons Stimme seinen Namen rief und ihn zur Eile trieb. Daraufhin kletterte er den Rest des Felsens hinauf, raffte eilends seine Herbarien, Sammlungen und Instrumente zusammen und stürmte den Felsen hinab, seine wertvollen Schätze in den tiefen Taschen des Sattels bergend. Der junge Offizier hatte sein Weib ebenfalls vorsichtig den schmalen Felsenpfad hinabgeleitet. Unten angekommen, hob er sie auf den vorderen Sitz des Sattels. Ines aber sah sich nun suchend nach ihrer Freundin Ellen um, die mit verstörtem Gesicht gefolgt war. „Du wirst mich doch nicht verlassen wollen," sagte sie sanft,

als Ellen ihr zum Abschied die Hand reichen wollte, „du mein einziger Trost in all der schweren Zeit.“ „Ich darf Sie nicht begleiten, Donna Ines,“ erwiderte Ellen schmerzlich, aber bestimmt. „Mein Schicksal ist an das meiner Verwandten gebunden, und gerade jetzt darf ich mich nicht heimlich von ihnen fortstehlen. Sie haben mir elternlosem Mädchen manches Gute schon getan,“ fügte sie leise hinzu.

„Nichts haben sie dir getan, Ellen!“ brauste Paul auf, „was du nicht hundertmal schon ihnen heimbezahlt hast. Meinst du, weil sie dir dein Essen gegeben haben, das kärglich genug war? Du hast dafür reichlich für sie gearbeitet.“ „Sie sind mir anverwandt, und ich werde bei ihnen bleiben, zumal jetzt,“ beharrte Ellen.

Der Streit hätte sich wahrscheinlich noch längere Zeit hingezogen, hätte der Wildsteller, der schon seit einigen Minuten seinen Hund beobachtet hatte, sie nicht unterbrochen. „Kommt, es ist keine Zeit mehr zu verlieren. Hektor wittert das Nahen von Menschen; keine zwei Meilen mehr ist Ismael Busch mit seiner Sippe von uns entfernt,“ rief er hastig. Dabei ergriff er die Zügel des Esels. Er umging den Felsen und floh nach der anderen Seite, schweigend gefolgt von Middleton und dem Doktor.

Ellen war stehengeblieben und blickte den Entschwindenden mit umflorten Blicken nach. Als sie nichts mehr von ihnen sehen konnte, schlug sie laut aufweinend die Hände vors Gesicht. Erst als sie sich umwandte, um schweren Herzens den Felsen wieder zu ersteigen, gewahrte sie Paul, der, auf seine Büchse gelehnt, unweit von ihr stehengeblieben war. „Paul, um Gottes willen, was machst du? Du bist ein Kind des Todes, wenn sie dich hier finden,“ rief sie ihm zu. „Ist mir einerlei,“ erwiderte er ruhig; „mit dir werden sie auch nicht glimpflich verfahren, wenn sie den Vogel nicht mehr im Neste finden.“ „Wenn dir dein Leben lieb ist, Paul, — ich beschwöre dich!“ — „Ist mir nicht mehr lieb ohne dich,“ unterbrach er sie.

Flehend streckte sie in höchster Angst beide Arme nach ihm aus und brach von neuem in Tränen aus. Da ergriff er sie, legte seinen Arm fest um ihre schlanke Gestalt und zog die nur Halbwiderstrebende mit sanfter Gewalt mit sich, den Fliehenden nach.

Auf der Flucht

Der alte Trapper führte seine Schützlinge zunächst an die Stelle, wo der kleine Wasserlauf, der an Ismael Buschs Lagerplatz vorüberfloß, seine Quelle hatte. Sie befand sich in einem kleinen Dickicht von Pappeln und wildem Wein und war die einzige Stelle, die zunächst einige Sicherheit bieten konnte. Doch hätte Ismael Busch mit einer weittragenden Büchse sie wohl noch erreichen können. Hier machte er halt. „Es wird nicht lange dauern, so werden die Söhne des Squatters uns auf-

stöbern," sagte er nun zu Middleton, „und der Kampf, der dann entstünde, wäre ein sehr ungleicher. Könntet Ihr uns nicht an die Stelle führen, wo etliche von Euren Leuten liegen?" „Unser Sammelplatz ist viele Meilen von hier entfernt," entgegnete Unkas; „der liegt an den Ufern des La Plata." „Schlimm, schlimm," murmelte der Alte vor sich hin. „Wir müssen versuchen, sie zu täuschen. Mittlerweile hatten Paul und Ellen die Vorangeeilten erreicht und wurden freundlichst von diesen begrüßt. Aber Zeit war keine zu verlieren.

Der alte Mann führte seine kleine Karawane durch das Dickicht hindurch, doch auf dem feuchten Grund hinterließen sie eine deutliche Spur. Darum änderte jenseits der Niederung der Alte die Richtung und führte die ihm vertrauensvoll Folgenden im weiten Halbkreis um den Felsen herum. Auf dem harten Prärieboden waren keine Eindrücke zu sehen. Der alte Mann hatte so viel Erfahrung, daß er in kritischen Augenblicken sozusagen instinktiv das Richtige traf. Der Doktor, mit dem sonst eine Wanderung kein Vergnügen war, da er einmal hier sich niederkauerte, dann dort die Erde aufzuwühlen begann, lief heute allen voran, als brenne unter ihm der Boden. Sie waren eine gute Weile so gewandert, als Hektor plötzlich die Schnauze zu Boden senkte und dann ein klägliches Gewinsel vernehmen ließ. Auch Middletons junger Hund zeigte bald ein ähnliches Gebaren. „Ja, ja, Hektor," sagte sein Herr, „du kennst die Stelle wieder. So etwas vergißt sich nicht so schnell." Er blieb stehen und wies auf ein nahes Gebüsch. „Das wäre ein Ort, wohin sich keiner von des Auswanderers Sippe so leicht getraute," sagte er. „Ihr, Paul, könntet einmal hineingehen und den Ort untersuchen; es könnte sein, daß etwas drinnen läge, was wir den Frauen nicht zeigen dürfen." — „Ach," sagte Paul um sich blickend, „das ist die Stelle, wo wir den Toten fanden. Nein, alter Mann; da sucht Euch einen andern," rief er sich schüttelnd, „mit den lebendigen Söhnen Ismaels nehme ich gerne jeglichen Kampf auf, und mitten im größten Bienenschwarm will ich Euch im leichtesten Hemde aushalten; aber mit Toten mag ich nichts zu schaffen haben." „Dann muß ich selbst wohl gehen," sagte der Alte. „Dabei laufen wir Gefahr, daß das laute Geheul der Hunde uns verrät."

Middleton hörte die Aufforderung, die in den Worten des Trappers gelegen, nicht; zu sehr war er im Gespräch mit Ines vertieft.

Aber nun bot sich eine Hilfe, wo der Alte sie nicht erwartet. „Wenn Ihr einen Mann braucht mit starkem Nervensystem, der auch den furchtbarsten Eindrücken standhalten wird," sagte der Doktor, „so steht er hier vor Euch." „Der Mann redet immer in Bildern," murmelte der Alte. „Doch allmählich werde ich seine Sprache verstehen lernen. Wenn Ihr einmal das Gebüsch durchsuchen wollt, Doktor, ob der Tote noch darinnen liegt, oder ob seine Leute ihn gefunden und begraben haben, so würdet Ihr Euch recht nützlich erweisen." Mit entschlossener Miene schritt dieser auf das

Dickicht zu. Nach wenig Augenblicken kehrte er zurück, rückwärts gehend, die Augen mit stierem Blick auf eine Stelle am Boden gerichtet. „Ein Basilisk, ein Tier der Ordnung Serpens," stieß er hervor, kreidebleich und an allen Gliedern zitternd. „Was gibt's?" forschte der Alte ungeduldig; „ich verstehe Euch nicht." — „Ein Ungeheuer, ein Lusus naturae, eine Schlange!" stieß er hervor, auf eine Stelle am Boden zeigend. „Schlangen sind in dieser Gegend ungefährlich," erwiderte der Alte ruhig; „höchstens die Klapperschlange beißt, aber die verrät ihre Gegenwart durch den Lärm, den sie mit dem Schweif hervorbringt." Doch dem Finger des Doktors folgend gewahrte er nun am Boden den Gegenstand seines Schreckens. Unwillkürlich hob er die Büchse, ließ sie aber gleich darauf wieder sinken. Nicht zwanzig Schritte von ihnen entfernt lag, einer Kugel ähnlich, mitten im dürren Laub regungslos ein Etwas. Nur zwei Leuchtkugeln gleich funkelten ein Paar wilder Augen ihm entgegen. „Ah, ein Sioux!" rief er; „ein Späher! Kommt nur heraus aus Eurem Versteck, Freund! Es ist nicht das erstemal, daß ich solch eine Überraschung erlebe," rief er in der Sprache der Dakotah. Die kugelförmige Masse blieb unbeweglich liegen, nur die Augen funkelten noch wilder zwischen dem Laubwerk hervor. „Ihr täuscht Euch, alter Freund!" stammelte der Doktor; „das Tier gehört nicht zum genus homo." — „Ich will's Euch gleich zeigen, daß es dazu gehört," rief lachend der Trapper; „ich kenne diese Fippchen der roten Rasse. Er will uns glauben machen, es sei ein Stein." Bei diesen Worten hob er die Büchse und zielte scharf; ohne jedoch loszudrücken rief er in der Sprache der Indianer: „Heraus aus deinem Versteck, mein roter Freund! In der Prärie ist noch Raum genug für einen tapferen Krieger! Du rührst dich nicht? Nun wohl, ein Schuß ins dürre Laub kann dann nicht schaden." — Scharf senkte er den Lauf der Flinte; aber im nächsten Augenblick schnellte ein hochgewachsener Indianer, der mit schwarzer und roter Farbe schrecklich bemalt war, vom Boden empor.

Lachend wandte sich der alte Mann an den Doktor, der zu Tode erschrocken zurückwich. „Wußte ich es nicht?" rief er diesem zu. „Und zwar ist er ein Spion in voller Kriegsbemalung. Da müssen noch andere dieser Sorte in der Nähe sein, und die könnten uns gefährlicher werden als die ganze Familie Ismael Buschs."

„Redet mit ihm, Freund Trapper," stammelte der Naturforscher angstvoll, „und sehet zu, daß ihr ihn freundlich stimmet. Der Greis nickte, schaute noch einmal scharf in das Dickicht, um sich zu überzeugen, daß wenigstens für den Augenblick kein unvorhergesehener Überfall zu erwarten sei, und schritt dann ruhig auf den Indianer zu, indem er die flache Hand ihm entgegenstreckte, das übliche Zeichen für friedliche Absichten. Dieser stand unbeweglich und ließ den alten Mann ruhig zu sich herankommen. Er war noch sehr jung, aber von wundervoll ebenmäßigem

Wuchs. Sein Gesicht trug edle Züge, ließ aber trotzdem jene Wildheit ahnen, durch welche die rote Rasse so furchtbar werden konnte. Er trug über dem bemalten Oberkörper einen Überwurf aus Hirschleder, auf dem in bunten Farben eine Heldentat dargestellt war. Die Beine steckten in kurzen Hosen von scharlachrotem Tuch, das er sich von weißen Händlern erworben haben mochte. Die Fransen derselben aber bestanden aus langen Menschenhaaren, schrecklichen Wahrzeichen seiner kriegerischen Tätigkeit. Er stützte sich leicht auf einen Bogen aus Nußholz, während die andere Hand eine lange Eschenlanze hielt. Über dem Rücken hing ein Köcher aus Pumafell, der durch den herabhängenden Schweif dieses Tieres geziert war. Ein kunstvoller Schild aus Stierhäuten hing an Schnüren aus Tiersehnen an seinem Halse. Der Trapper erkannte sofort, daß der vor ihm Stehende zu den Edlen seines Volkes gehörte; doch schien er ihm zu jung, um selbst schon Häuptling zu sein. An der Art der Bemalung bemerkte er zu seiner Beruhigung, daß er keiner der heimtückischen Sioux war, sondern zum Stamme der Pawnee gehörte.

„Warum sehe ich meinen Bruder so weit von den Hütten seines Dorfes entfernt, allein und ohne Roß in dieser wüsten Gegend?" begann der Trapper die Unterredung. „Herrscht in den Wigwams der Bleichgesichter niemals der Hunger, so daß sie leben können ohne das Fleisch des Büffels?" gab jener dem Frager ausweichend zurück. „Mein Bruder ist noch zu jung, um selbst schon Herr einer Hütte zu sein. Auch trägt er in der Hand einen Pfeil mit Widerhaken und loser Spitze. Seit wann wollen die Pawnee-Loups, daß die Wunden ihrer Jagdbeute eitern?" — „Es ist gut, sich vor den räuberischen Sioux zu schützen," erwiderte der junge Krieger. Der Alte nickte zustimmend. „Es wäre gut," murmelte er vor sich hin, „wenn wir diesen Jüngling und die zu ihm gehören zum Freunde bekommen könnten. Im Kampf gegen den Squatter könnte uns dies nur nützen." Und zu dem Pawnee gewandt fuhr er, in dessen Sprache redend, fort: „Du siehst, meine Kinder sind müde von langer Reise und möchten gerne hier lagern. Gehört dieser Platz meinem Bruder?" — „In unseren Dörfern geht die Rede, daß die Bleichgesichter gekommen sind und sagen, diese Steppen gehörten ihnen. Euer Volk hat einen Handel geschlossen mit den Gelbgesichtern, die jenseits des Salzsees wohnen. Wo aber waren die Häuptlinge der Pawnee-Krieger, als dieser Vertrag gemacht wurde? Wird ein Volk verkauft, wie die Haut eines Bibers?"

Die Stimme des jungen Indianers schwoll zornig an bei diesen Worten, und wild rollten seine Augen, während er von einem der Weißen zum andern blickte.

„Mein Bruder hat recht," entgegnete der Alte, „und auch ich bedauere dies Vorgehen. Aber wo ist heute das Recht? Wer die Macht hat, der hat das Recht; doch die Ehrlichkeit ist von der Erde gewichen." — „Die Haut meines Bruders ist weiß," antwortete mißtrauisch der Indianer.

„Spricht seine Zunge anders als sein Herz?" — „Siehe, mein Haupt ist weiß, wie gefallener Schnee, und bald wird man es in die Erde legen. Glaubst du, ich wollte dem großen Geiste mit einer Lüge vor sein heiliges Angesicht treten?"

Zum Zeichen der Ehrfurcht vor dem Alter beugte der Pawnee mit anmutiger Würde das Haupt, wobei er die eine Hand auf die Brust legte, und als er aufblickte, war sein Auge weniger wild, wenngleich er seine Zurückhaltung bewahrte.

Der Trapper gab seinen Begleitern nun Weisung, ein Lager bereit zu machen. Ines und Ellen stiegen von ihrem Sitze, indes Paul sich munter an die Arbeit machte, während Middleton sich um die Frauen bemühte, und der Doktor schon Vorkehrungen traf, sich seiner Lieblingsbeschäftigung zu widmen. Der Alte setzte inzwischen seine Unterredung mit dem jungen Eingeborenen fort. Gar zu gerne hätte er herausgebracht, was diesen so allein in die fremde Gegend geführt. Drum lenkte er nun geschickt das Gespräch auf den Häuptling der Pawnee, der ihm seiner Tapferkeit und seines Mutes wegen oft schon genannt worden war, und der unter dem Namen Hartherz bekannt war. „Hat mein Bruder diesen Helden meines Stammes gesehen, und weiß er, woher er seinen Namen hat?" fragte aufhorchend der junge Krieger. „Gesehen habe ich ihn niemals," entgegnete der Alte; „doch weiß ich, daß er tapfer ist und voll festen Entschlusses — wenn das, was ich hörte, wahr ist."

Ein lauter Ausruf der Bewunderung, den der lebhafte Paul nicht zu unterdrücken vermocht hatte, lenkte die Aufmerksamkeit der Sprechenden auf diesen. Er brachte aus dem Gehölz ein schön gezäumtes, indianisches Streitpferd.

„Solch ein Tier ließe ich mir gefallen," rief er voll Bewunderung. „Ein Jammer, daß du dein Heu aus der Krippe einer Rothaut fressen mußt!" — „Nur ruhig, mein Freund," mahnte der Trapper; „die Indianer halten oft mehr auf ihre Pferde als das eingewanderte Volk dort hinten. Aber dies Tier muß allerdings einem Häuptling gehören, der es im Kampf einem spanischen Granden abgerungen hat. Sieh den prächtigen Sattel und die Silberkugeln, die in Mähne und Schweif kunstvoll geflochten sind. Vielleicht ist der Jüngling der Sohn des mächtigen Hartherz selbst."

Der Indianer war indessen Paul entgegengeschritten und hatte ihm die Zügel aus der Hand genommen mit der Selbstverständlichkeit und der Miene eines Mannes, der gewohnt ist, zu befehlen. Behend schwang er sich auf den Rücken des Tieres, das sogleich zu tänzeln und zu stampfen begann. Eines Steigbügels bedurfte er dabei nicht, und auch der Sattel diente mehr zum Prunk als zum Gebrauch. Es war ein wundervoller Anblick, diese junge, ebenmäßige Gestalt auf diesem prächtigen, rassigen Tiere, das offenbar Araberblut in den Adern hatte.

Der junge Pawnee schien es nicht eilig zu haben. Nun er auf seinem Pferde saß, fühlte er sich offenbar ganz sicher. Mit nachlässiger Anmut ließ er das Tier hin und her gehen, während er die Weißen der Reihe nach mit einer Mischung von Hochmut und Mißtrauen beobachtete. Mehrmals glaubte der Alte, ihn davonjagen zu sehen; aber immer wieder wandte er sein Tier und kehrte zurück, einmal im Schritt, dann wieder im schnellsten Trab es laufen lassend. Der Alte hoffte noch immer, die Freundschaft des Pawnee erwerben zu können. Als dieser sich ihm wieder näherte, redete er ihn also von neuem an. „Sage mir, mein Freund, rauchen die Krieger deines Volkes mit meinen Brüdern, und würden eure Weiber meine Schwestern in ihre Hütten laden?" Der junge Krieger beugte sich anmutig, als er erwiderte: „Niemals vergessen meine Krieger, den Fremdlingen Nahrung zu geben. Aber warum haben sich die Bleichgesichter so weit zur untergehenden Sonne gewagt? Oder sind dies die Frauen der weißen Krieger, die den Fluß der trüben Wasser heraufwaten?" — „Die den Missouri heraufkommen, sind die Krieger meines großen Vaters," erwiderte der Greis; „wir haben mit jenen nichts zu tun. Wir sind friedliche Reisende. Die Kinder meines Volkes wollen Freunde sein mit deinen Brüdern. Besuchen doch auch die Omahaws die Hütten der Loups, wenn der Tomahawk begraben liegt, auf dem Wege, der zu ihnen führt." — „Die Omahaws sind uns willkommen," erwiderte jener. „Aber die Sioux und Tetons sind falsch. Sie sollen bleiben, wo der ewige Schnee liegt," fügte er grimmig hinzu. „Mein Bruder hat recht," erwiderte der Alte; „auch die Langmesser trauen jenen nicht," und zu Middleton gewandt, der aufmerksam zuhörend neben ihm stand, fügte er hinzu: „Nun ist sein Geheimnis heraus; er befindet sich hier als Späher nach der Fährte der Sioux. Darum trägt er Kriegsrüstung."

„Das Haupt meines Vaters ist weiß," hob der junge Häuptling wieder an, während ein Blick voll forschenden Argwohns, gemischt mit Schlauheit, den Alten streifte. „Kann er mir sagen, was er dort sieht?" Bei diesen Worten wies er nach dem fernen Horizont. „Es sieht aus, wie eine Wolke, die am Himmel emporsteigt," erwiderte der Alte. „Nein, es ist ein Erdhügel, auf dem die Hütten der Bleichgesichter stehen," entgegnete der Indianer. „Mein Bruder hat gute Augen, wenn er auf diese Entfernung die Bleichgesichter erkennen kann." — „Kann mein Vater die Enten und Wildgänse sehen, wenn sie vor der Kälte des Winters fliehen und mit ihren Schwingen den Himmel verdunkeln?" — „Wohl sind meine Augen schwach geworden unter der Last der Jahre; aber eine Ente zu erkennen, wenn Millionen den Himmel bedecken, vermag ich wohl," entgegnete der Alte. „Die Rothäute sehen die Bleichgesichter so zahlreich, wie du die Vögel am Himmel. Eure Freunde glauben, der große Wakondah habe die ganze Erde weiß gemacht. Doch sie täuschen

sich. Ein Pawnee ist nicht blind, daß er lange nach euren Leuten ausschauen müßte. Darum sollen deine Frauen in den Hütten der Bleichgesichter einkehren."

Plötzlich verstummte er und beugte sich lauschend über den Nacken seines Pferdes. Mit einem heftigen Ruck wandte er sein Pferd herum und sprengte, ohne ein Wort zu sagen, wie ein Pfeil davon. Verblüfft schauten ihm unsere Freunde nach. Noch einige Minuten sahen sie ihn über die Ebene jagen, dann entschwand er ihren Blicken. Die Hunde, die auch unruhig geworden, waren ihm kurze Zeit gefolgt; dann kehrten sie zurück und ließen ihr winselndes, warnendes Geheul vernehmen.

Der Alte lauschte gespannt in die Ferne. Dann schüttelte er das Haupt und sagte wehmütig: „Es müssen Zeichen und Töne in der Luft sein, die meine alten Sinne nicht mehr zu vernehmen vermögen." — „Meine Augen und Ohren sind noch jung und scharf," versicherte ihm Middleton; „aber Ihr könnt Euch darauf verlassen; es ist alles ruhig." — „Eure Augen und Ohren mögen recht gut sein," antwortete der Alte ein wenig verächtlich, „und Ihr möget die Glocken einer Kirche wohl auf eine weite Entfernung unterscheiden; aber hier in der Prärie müßtet ihr mindestens ein Jahr zugebracht haben, solltet Ihr Euch nicht mehr täuschen und das Brüllen eines Büffels mit dem Donner Gottes verwechseln, oder einen Truthahn für einen Bison halten. — Aber dies Zeichen ist mir bekannt," fügte er hinzu und wies nach einem Schwarm von Geiern, der offenbar aus der Richtung kam, nach der der Indianer so gespannt gelauscht hatte.

Es brauchte einige Zeit, ehe Middletons ungeübtes Auge die Vögel unterscheiden konnte. „Nun werden wir auch bald die Büffel erblicken, deren Begleiter diese Raubvögel sind. Ich wette, wir werden nun ein prächtiges Schauspiel bekommen. Sicher wird diese Herde von einer Truppe von Pawnee verfolgt. Das ist für uns nicht ohne Vorteil, denn der Squatter wird dadurch von uns fern gehalten, und von den Pawnee haben wir nichts zu fürchten; in der Regel sind sie gutmütig."

Die ganze Zeit hindurch war über der weiten Landschaft ununterbrochene Stille gelegen; nur die Schwärme der am Himmel hinziehenden Vögel hatten etwas Leben in die unendliche Einsamkeit gebracht. Aber schnell änderte sich nun das Bild. Kaum waren die Frauen, die mit Vorbereitungen zum Nachtmahl beschäftigt gewesen, herbeigeeilt, da erschienen auf der entferntesten Anhöhe einige mächtige Bullen, denen in langen Reihen Hunderte und Tausende von Büffeln folgten. Bald war der ganze Prärieboden wie übersät von der wild dahersausenden Herde. Staubwolken stiegen ab und zu auf, wenn ein besonders wütendes Tier den Boden mit seinen Hörnern aufriß. Noch schien die Richtung, die dies gewaltige Heer nehmen wollte, ungewiß; denn wie im Zickzack änderten sie oft ihren Lauf. Überwältigt von der Großartigkeit dieses Schauspiels standen die Reisenden stumm, bis endlich der Alte ergriffen sagte: „Da

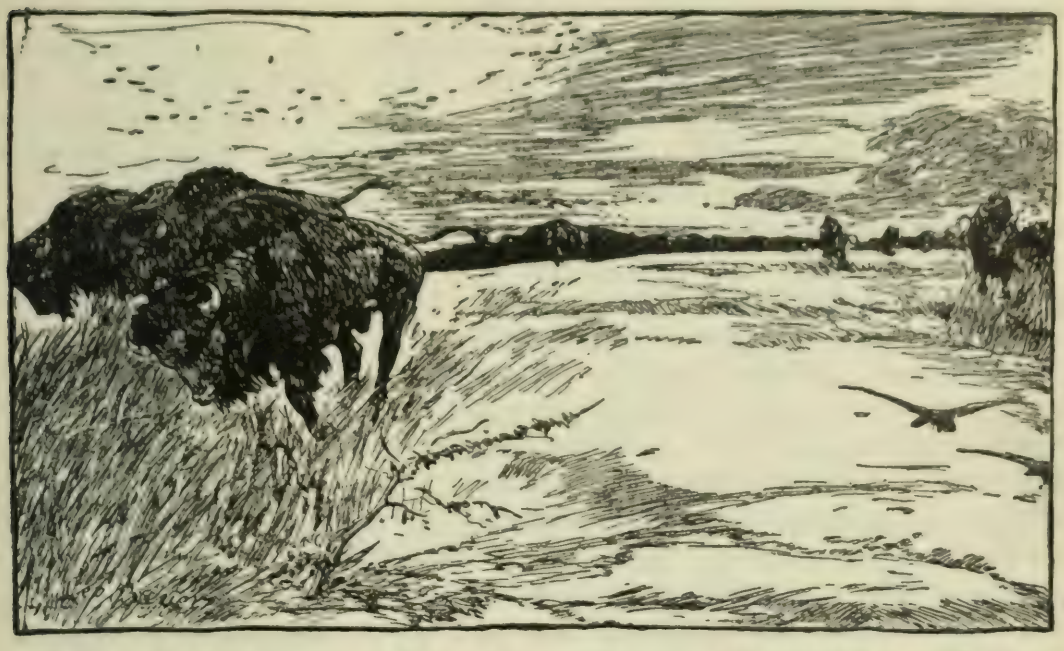
gehen Tausende von diesen Tieren ohne Führer, ausgenommen dem dort oben, der sie geschaffen, und der ihnen diese Steppen zur Weide gab. Doch wir müssen uns bereit machen, sie zu empfangen. Wir können nicht wissen, nach welcher Seite sie sich wenden werden. Die Frauen mögen sich ins Dickicht dort zurückziehen, wir wollen ihnen begegnen wie Männer, wenn sie die Richtung auf uns zu nehmen sollten. Würden wir alle uns im Dickicht verbergen, so könnte es sein, daß sie hineinbrächen und uns dort alle zu Brei verstampften. Kommen sie, so heißt es, ihnen die Stirne bieten."

Kaum hatten sie diesen Rat befolgt, da ertönte aus der Mitte der Herde ein fürchterliches Schmerzgebrüll. Erschreckt hierdurch nahm die ganze Herde die Richtung gerade auf das kleine Dickicht zu. Die Gefahr war plötzlich so groß geworden, daß nicht nur die Nerven des guten Doktor Battius vollständig versagten, sondern auch der mutige Paul laut zu schreien begann, und sogar der tapfere Middleton in die höchste Sorge um das Leben seiner Ines geriet. Einmal glaubte er ihr nach ins Dickicht eilen zu müssen; dann rannte er, von der Nutzlosigkeit dieses Beginnens überzeugt, hin und her. Nur der alte Wildsteller blieb festgebannt an der vordersten Stelle stehen und verfolgte mit gespanntester Aufmerksamkeit die Bewegungen der Herde. Als ihm der richtige Augenblick gekommen schien, hob er mit jugendlichem Feuer seine Büchse und schoß dem vordersten Bullen in die zottigen Haarbüschel zwischen den Hörnern. Das Tier sank einen Augenblick auf die Knie; erhob sich dann und sprang, aufs äußerste gereizt, auf seinen Angreifer los. Schnell besonnen warf dieser seine Flinte zur Seite und trat furchtlos mit ausgebreiteten Armen den heranstürmenden Tieren entgegen. Diese stutzten einen Augenblick, doch im nächsten schon rannten sie, gedrängt von dem nachfolgenden Haufen, von neuem nach vornen.

Doch Middleton und Paul hatten, vom Beispiel des Alten angesteckt, ihren Mut zurückgefunden. Sie traten neben den Trapper, und vor dieser Menschensäule teilte sich die wilde Horde gleichsam in zwei Ströme. Eine Zeitlang standen die drei Männer mitten im wildesten Wogen. Vielleicht wäre die Gefahr noch nicht beseitigt gewesen, hätte nicht im entscheidenden Augenblick des Doktors Esel seine Stimme erhoben. Vor dem ungewohnten, lauten Geschrei schreckten die Leitbullen zur Seite, und der Strom teilte sich vor dem Dickicht, um sich erst eine weite Strecke dahinter wieder zu vereinigen. Sofort nahm der alte Mann seine Büchse vom Boden auf und sagte gelassen: „Da rennt diese unvernünftige Kreatur davon, erschreckt von der Stimme eines armseligen Esels." — „Den Esel in Ehren!" rief Paul um sich blickend; „aber seht euch seinen Herrn an." Alle blickten nach dem armen Doktor, der bleich, mit schlotternden Knien, kaum sich auf den Beinen zu halten vermochte. Mehrmals öffnete er die Lippen, ohne daß er ein Wort herausbrachte; schließlich stieß er

mühsam hervor: „Boves Americani korridi.“ — Mehr konnte er nicht sagen.

Der Alte lachte auf seine stille Weise: „Ja, ja, diese Bestien können einen schon erschrecken, wenn man sie nicht kennt. Aber nun ist die Gefahr vorüber; dort kommen die letzten, und seht, schon folgt ihnen ein Rudel hungriger Wölfe, die sich über die Gefallenen hermachen. Und hinter diesen ein Trupp Rothäute. Aha, das werden unseres jungen Freundes Stammesgenossen sein; denn ich wette, er war nicht allein.“ Auch die andern erkannten nun die dunkle Gruppe. Offenbar waren sie damit beschäftigt, einem verwundeten und zurückgebliebenen Büffel den Todesstoß zu geben. Das dumpfe Gebrüll des verendenden Tieres hallte schauerlich durch die Ebene.



Gespannt blickten alle nach der fernen Gruppe, bis plötzlich der Trapper rief: „Beim Himmel, sehe ich recht, so tragen die Kerls dort Eulenfedern in den Haaren. Dann sind es keine Pawnee, sondern eine Bande der verfluchten Sioux. Kinder, erblicken die uns hier, so kann es uns das Leben kosten, denn mit dem Gesindel ist nicht zu spaßen. Schnell verbergen wir uns im Dickicht. Das ist 'ne böse Lage. Vier verschiedene Gruppen auf engem Plan, die alle einander mißtrauen — die Sioux dort, der Squatter mit seiner Sippe auf unsrer Spur, wir hier, und eine Bande Pawnee sicher auch nicht weit. Wenn es uns nur glücken wollte, die Sioux und den Squatter aufeinander zu hetzen.“

So gut es ging, hatten sie inzwischen Deckung im Dickicht gesucht, nur der Trapper hielt sich vorsichtig am Rande auf, um nach dem Reitertrupp ausspähen zu können. Diese waren teilweise um den gefallenen Büffel

beschäftigt, den eine Anzahl hungriger Geier umkreisten. Einige aber der roten Gesellen erforschten die Gegend und kamen auch in bedenkliche Nähe des Buschwerks. Unter ihnen erkannte der Alte den heimtückischen Weucha. „Nun ist mir's klar, was die Burschen hier wollen. Sie sind auf der Suche nach Ismael Busch, dessen Spur sie scheint's verloren haben."

Plötzlich blieben zwei der Indianer stehen; den Blick auf den Boden geheftet, stießen sie dann einen jener gellen, unheimlichen Töne aus, die sofort die Aufmerksamkeit des ganzen Trupps auf sich zogen. Sie hatten offenbar die Stelle gefunden, wo der junge Asa auf so fürchterliche Weise den Tod gefunden hatte. Einen Augenblick später war die ganze Bande um den Ort versammelt, und unter ihnen erkannten die geübten Augen des Trappers auch den Häuptling Mathoree.

Dieser war als einer der letzten gekommen. Er sprang sofort vom Pferde und untersuchte genau die Stelle. Die Blutspuren führten ihn an den Rand des Gehölzes und an jene Stelle, wo Ismaels Söhne hineingedrungen waren, um ihren traurigen Fund zu machen. Paul wollte ihm entgegentreten; doch die andern hielten ihn zurück. „Der Kampf ist zu ungleich und darum zwecklos," wehrte ihm der Trapper. „Bleibt ihr hier; ich werde den Rothäuten entgegengehen; an meinem Leben ist nichts mehr gelegen, und außerdem verstehe ich mich am besten darauf, mit dieser Sorte von Menschen umzugehen. Vielleicht gelingt es mir, die Aufmerksamkeit der Rothäute von dem Gebüsch abzulenken, so daß ihr inzwischen entfliehen könnt." Wohl versuchten die andern, den Alten von seinem Vorhaben abzubringen; aber entschlossen nahm dieser seine Büchse auf die Schulter. Geräuschlos durchquerte er das Gehölz und verließ es auf der entgegengesetzten Seite, so daß die Wilden, als sie ihn erblickten, im Zweifel sein mußten, ob er von dort oder aus der offenen Prärie kam. Jedenfalls rief seine Erscheinung große Erregung unter den Wilden hervor. Sie wichen etwas vor ihm zurück und schauten ihm argwöhnisch entgegen.

Der Trapper blieb in einiger Entfernung stehen und streckte zum Zeichen seiner friedlichen Absicht die flache Hand aus. Mahtoree erkannte den Alten und fragte lauernd: „Wo hat mein Vater sein junges Weib gelassen und den weißen Krieger? Wo sind seine Brüder, die bei den gefallenen Bäumen schliefen?" — „Mein Bruder irrt," erwiderte der Trapper; „ich lebe allein hier in der Prärie." — „Dein Haar ist weiß," entgegnete Mahtoree listig; „aber deine Zunge ist gespalten. Mahtorees Ohr hat schon viele Lügen gehört. Wenn deine Brüder nicht in jenem Dickicht versteckt liegen, so kann ein Schuß ins dürre Laub nicht schaden."

Der Alte erschrak; doch äußerlich seine Ruhe völlig bewahrend, nahm er langsam seine Büchse auf, da er wußte, daß Mahtoree sonst seinen Argwohn nicht fallen ließ. Sein suchendes Auge erspähte einen Baumstrunk, den nahm er aufs Korn und drückte los. Tiefe Stille folgte dem

Knall, und erleichtert atmete der Alte auf, der gefürchtet hatte, ein Aufschrei der Frauen könne alles verderben. Nachdem der Rauch sich verzogen hatte, bemerkte der alte Schütze, daß Auge und Hand trotz der sechsundachtzig Jahre, die auf ihm lagen, ihre Treffsicherheit noch nicht ganz verloren hatten.

„Ist mein Bruder nun zufrieden?" fragte er den Häuptling. Mahtoree verneigte sich leise und antwortete ausweichend: „Mathoree ist ein Häuptling der Dakota. Meines Vaters Haupt ist weiß; er hat viel gesehen und erlebt, und was er redet, ist klug. Noch einmal frage ich dich: gehörst du nicht zu den weißen Männern, die in der Prärie umherschweifen, um ihre verlorenen Pferde und Rinder wieder zu finden?" „Mein Mund redet die Wahrheit; ich lebe allein und ..." Alle weiteren Worte blieben ihm im Halse stecken; denn zu seinem nicht geringen Schrecken traten in diesem Augenblick seine Freunde aus dem Gehölz. Das Blut stieg ihm vor Entsetzen ins Gesicht. Wie konnten sie so sein ganzes Unternehmen vereiteln? Konnte diese Unvorsichtigkeit ihnen nicht allen das Leben kosten? Doch schon löste sich ihm das Rätsel; denn als er der Richtung von des Doktors angstvollen Blicken folgte, sah er jenseits des Dickichts eine Anzahl bewaffneter Männer und erkannte in ihnen Ismael Busch mit seinen Söhnen.

Mahtoree zog sich bei ihrem Erscheinen mit seinen Kriegern vorsichtig auf die nächste Anhöhe zurück; auch der Trapper mußte sich ihnen anschließen. Middleton folgte ihnen mit seinen Gefährten. In geringem Abstand von ihnen blieb er stehen, während der Auswanderer sich in der Nähe des Gestrüpps einen möglichst günstigen Beobachtungsplatz suchte. Der Alte hatte schnell seine gewohnte Kaltblütigkeit wieder gefunden. In seinem Herzen mußte er der Wahl Middletons, der von zwei Übeln das geringere gewählt hatte, zustimmen. Um jeden Preis mußte er nun versuchen, die Rothäute für sich zu gewinnen. Mahtoree, der seine blitzenden Augen indessen von einer Gruppe zur andern rollen ließ, wandte sich nun an den alten Mann und sagte ruhig: „Die Langmesser glauben, Mahtoree sei ein Maulwurf und habe keine Augen. Es ist leichter, einen Jaguar im Schlafe zu fangen, als einen Dakota zu täuschen."

„Hat mein Bruder jemals mit den Blaßgesichtern gekämpft?" fragte der Alte zurück; „und traf er sie als Männer oder als Weiber?" Einen Augenblick huschte es wie wilder, unversöhnlicher Haß über die Züge des Wilden, dann gewann der Ausdruck milden Stolzes die Oberhand, und indem er die Falten seines Überwurfs auseinander nahm, wies er auf eine tiefe breite Narbe, die ihm quer über die Brust lief. „Diese Wunde," sagte er, „ward empfangen und gegeben im offenen Kampfe, Mann wider Mann." — „Und sahen die Krieger, die dem Häuptling der Dakota diese Wunde beigebracht, aus wie diese hier?" fragte der alte Mann, indem er auf Ines und Ellen zeigte? Die Blicke Mahtorees folgten der

Handbewegung des Alten, und minutenlang weilten sie mit sichtlichem Wohlgefallen an den beiden Frauen. „Mahtoree sieht, daß die Zunge des alten Mannes die Wahrheit sprach; die Langmesser schicken ihre Weiber nicht in den Krieg. Ich weiß, deine Brüder werden mit meinen Kindern in ihren Hütten rauchen." — „Mahtoree ist ein großer Häuptling; die Blaßgesichter sind ihm willkommen," erwiderte er mit würdevoller Verbeugung, und seine Krieger mit gebietender Hoheit überblickend, befahl er: „Die Pfeile meiner Krieger bleiben in ihren Köchern."

Der Trapper winkte seinen Freunden heranzukommen. Sie wurden von den Rothäuten mit den üblichen Freundschaftsbezeugungen begrüßt, und erleichtert atmete der Alte auf. Dennoch war die Gefahr nicht vorüber. Man konnte nicht wissen, wie ein Kampf zwischen dem Squatter und seinen Leuten einerseits und den schlecht bewaffneten Rothäuten andererseits ausgehen würde. Sicher war, daß die Frauen inzwischen ohne Schutz bleiben mußten. Darum wandte er sich von neuem an den Häuptling: „Mahtoree hat viele tapfere Krieger; doch gewiß hat er auch einige darunter, denen er nicht trauen kann." Der Häuptling ließ seine Blicke über seine Schar schweifen; dann erwiderte er: „Wahkonda hat Edle, Männer und Weiber geschaffen." — „So gibt es auch Bleichgesichter, die schlecht sind; und die dort drüben stehen, sind böse Leute. Sie wollen meinen Töchtern Böses tun. Sieht Mahtoree den blauen Fleck dort in der Ferne?" — „Mahtoree ist nicht blind," erwiderte dieser. „Jener Fleck ist ein Felsen; dort haben jene Blaßgesichter ihr Lager, ihre Weiber, ihre Decken, ihr Hab und Gut." Ein triumphierender Strahl wildester Freude schoß aus den Augen des Dakota; dennoch zähmte er sich und sagte langsam: „Ist es wahr, was mein greiser Bruder redet?" Und Ismaels Schar überzählend, fuhr er fort: „Es fehlt einer der jungen Krieger dort drüben." — „Mein Bruder hat die Blutspuren dort unten gesehen und das Schreien der Geier vernommen, die über jener Stelle kreisen. Es ist das Grab des jungen Kriegers."

Mahtorees Beutegier überwand all seine weiteren Bedenken. „Setze deine Weiber auf die Pferde meiner Krieger," befahl er.

Der Trapper zögerte nicht, Middleton und Paul diesen Befehl mitzuteilen. Paul hatte im nächsten Augenblick Ellen auf das Pferd eines Dakota gesetzt und sich selbst hinter sie geschwungen. Middleton folgte seinem Beispiel. Er half Ines in den Sattel und wollte eben selbst aufsteigen, da nahm ihm Mahtoree die Zügel aus der Hand. Doch Middleton ließ nicht los. Einen Augenblick wechselten die beiden Männer zornige Blicke. Der Trapper bemerkte es, und er trat, einen Kampf zwischen den beiden befürchtend, dazwischen und flüsterte dem Häuptling zu: „Die Dakota werden zu spät kommen." Da ließ dieser ab und bestieg ein anderes Pferd. Auch dem Trapper wurde ein Tier übergeben, während die Indianer, die kein Tier mehr hatten, sich hinter ihre Gefährten schwan-

gen. Doktor Vattius bestieg seinen Esel; Mahtoree gab ein Zeichen, und mit markerschütterndem Geschrei sauste die ganze Schar in der Richtung des Felsens davon.

Die Auswanderer erkannten sofort die neue Gefahr, die ihr Lager bedrohte. Sie sandten Schüsse hinter den sich Entfernenden drein, von denen aber keiner sein Ziel erreichte; so schnell sie vermochten, machten sie sich auf den Rückweg. Von Zeit zu Zeit gaben sie einen Schuß ab, der Esther, die diesmal den Schutz des Lagers übernommen hatte, als Warnungszeichen dienen sollte.

Obwohl die Reiter sich in größter Schnelligkeit dem Felsen näherten, konnten sie bald seine Umrisse nicht mehr erkennen. Die Sonne war untergegangen, und rasch senkten sich die grauen Schatten der hereinbrechenden Nacht über die Landschaft und hüllten alles in Dunkel. Mahtorees Plänen war dies nicht ungünstig; er fand sein Ziel auch ohne Beleuchtung. Aber auch der Trapper bemerkte es mit größter Befriedigung. Er ritt nahe an Middleton heran und redete so, als spräche er ganz harmlose Dinge, indem er ab und zu den Hals des Pferdes klopfte oder eine Handbewegung in die Ferne machte, in unauffälligstem Ton auf diesen ein. „Ich habe durchaus nicht im Sinne, mich an dieser Dieberei zu beteiligen," sagte er, „wir wollen fliehen, sobald die Gelegenheit günstig." Middleton stimmte ihm eifrig bei. Aber der Alte mahnte: „Nur ruhig, nur ganz sachte und unauffällig. Die ganze Bande beobachtet uns nämlich. Ja, wenn mein Hektor zum dritten Male sich hat hören lassen, dann rechts hinüber geschwenkt nach Norden zu. Einverstanden? Ja? Nun werde ich die andern noch verständigen. So streichelt ab und zu euer Pferd, das lieben die roten Kerls."

Dann machte er sich ebenso an Paul heran und gab ihm die gleiche Weisung. Der hatte schnell begriffen. Am schwierigsten war es mit dem Doktor. Dieser befand sich unter den letzten der Schar, denn sein Grauohr konnte unmöglich auf die Dauer Schritt halten mit den leichtfüßigen Pferden. „Wißt Ihr, gelehrter Freund, was Euch bevorsteht, wenn diese Bande uns mit in ihre Wigwams schleppt? Dort werdet Ihr als ein großer Medizinmann der Blaßgesichter großes Ansehen genießen. Sie werden Euch vier oder fünf ihrer Weiber aufdrängen — — —."

„Nein, nein," keuchte der Doktor, „davon kann keine Rede sein. Ich bin überhaupt und prinzipiell der Ehe nicht geneigt." — „Das wird Euch wenig nützen, lieber Freund; Ihr müßt dann tun, was sie von Euch fordern, oder Euer Skalp ziert demnächst das Beinkleid irgend eines dieser Helden. Diesem Schicksal werdet Ihr auch nicht gerade geneigt sein. Drum hört, was ich Euch sage: Seht Ihr den hellen Stern dort im Norden, der etwa vier Gewehrlängen über dem Horizont steht?" — „Natürlich sehe ich ihn," erwiderte voll Eifers der Gelehrte; „er gehört zum Sternbild ..." „Verschont mich mit Eurer Weisheit, mein Freund, wir haben

jetzt Wichtigeres zu tun. Also diesen Stern faßt ins Auge, und sobald Ihr einigen Abstand zwischen Euch und den hintersten der Bande habt, wendet Ihr Euern Esel und reitet so schnell Ihr vermögt diesem Sterne zu. Ich hoffe, wir werden Euch dann schon wieder treffen."

Doktor Battius standen die Schreckensbilder, die der Alte ihm ausgemalt, so lebhaft vor der Seele, daß er keine Einwendungen erhob und bereitwilligst seine Zustimmung gab. Nun blieb dem alten Mann nur noch die Aufgabe, die roten Kerls, die sich offenbar absichtlich in der Nähe des Gelehrten aufhielten, von diesem wegzubringen. Um dies zu erreichen, mußte er seiner Wahrheitsliebe wieder einmal Zwang antun und List anwenden. Zu dem ihm zunächst Reitenden sagte er darum anscheinend mit großer Gleichgültigkeit: „Hat mein Bruder schon einmal ein solches Tier gesehen, wie es der große Mediziner und Zauberer der Blaßgesichter dort reitet?" Er wußte wohl, daß Esel in dieser Gegend nicht bekannt waren und hatte die argwöhnischen und neugierigen Blicke wohl bemerkt, mit welchen die Wilden schon die ganze Zeit das ihnen fremde Tier sowie die ganze seltsame Erscheinung des Doktors gemustert hatten. Er kannte auch die abergläubische Furcht der Eingeborenen vor allem, was mit Zauberei zusammenhing. „Huh!" rief der erschreckte Indianer und schaute mit entsetzten Augen auf den harmlosen Doktor. „Kennt mein Bruder diesen großen Zauberer der Langmesser nicht?" Ganz kleinlaut erwiderte dieser: „Ich bin ein Sohn der Prärie; viele weiße Krieger hat mein Tomahawk verwundet, die Skalpe der Pawnee, der Omahaws und anderer zieren meine Hütte; aber nimmer schaute mein Auge einen Beschwörer. Was soll ich armer Mann tun?" „Ich warne Euch; kommt ihm nicht zu nahe, berührt nicht seine Kleider; denn Wahconshechef, der böse Geist, liebt seine Kinder und nimmt Rache an denen, die ihnen Übles tun." Der Wilde hatte genug gehört. Seinen Gefährten rief er noch zu, was er soeben vernommen; dann stieß er seinem Pferde in die Weichen, und die ganze Schar jagte von Schrecken und Angst getrieben dem großen Haufen nach. Der Alte lachte leise vor sich hin: „Gott möge mir die Lüge verzeihen; sie geschah in guter Absicht." Dann beeilte auch er sich, den Troß einzuholen.

Als der Doktor sich allein sah, zögerte er nicht, den Rat des Alten zu befolgen, und so schnell sein armer Esel nur vermochte, ritt er der bezeichneten Richtung zu.

Inzwischen waren die Vordersten der Schar am Fuße des Felsens angekommen. Esthers wachsames Ohr hatte trotz der Ruhe, mit welcher der Anritt erfolgt war, unheimliche Geräusche und Töne vernommen, und ihre gellende Stimme tönte in die Dunkelheit hinaus: „Kommt nur, ihr Schufte! Habt ihr herausgeschnüffelt, daß die Männer ausgezogen sind, und habt ihr soviel Mut, mit Weibern und Kindern zu ringen? Nur herauf! Wir werden euch schon zu empfangen wissen!"

Diesen Worten folgte eine lautlose Stille; nur das Winseln eines Hundes wurde deutlich vernehmbar. Der schlaue Alte hatte diesen Augenblick benutzt, um sich zu seinem getreuen Hektor niederzubeugen und ihm über das Fell zu streicheln. Sein Winseln war die Antwort des Tieres auf diese Liebkosung seines Herrn. Als der Trapper sich aufrichtete, fühlte er eine Hand an seiner Kehle; es war die Hand Weuchas. Daraufhin gab er einen gurgelnden Ton von sich, so als sei er am Ersticken, und ein zweites Aufheulen des Hundes war die Antwort. „Verfluchter Weißhaar," raunte ihm der Indianer zu, „willst du das Tier wohl in Ruhe halten?" Gleichzeitig wandte er sich nach dem Hunde Doch dieser stieß bei der fremden

Berührung ein heiseres Bellen aus. „Ja, verstellt euch nur dort unten, ihr vermaledeiten Schufte," hörte man wieder Esthers Stimme. „Ismael, mein Mann, ihr meine tapferen Söhne, eilt herbei und zahlt den roten Teufeln heim, was sie euch angetan! Ich will euch den Weg beleuchten! Schütte Kohlen auf, Phoebe; der Vater soll sehen, daß wir ihn brauchen können."

Nach zwei Minuten schon schoß eine leuchtende Feuersäule zum Himmel empor. Das dürre, aufgehäufte Laub bot der Flamme willkommene Nahrung. Der Feuerschein beleuchtete grell das ganze Lager der Auswanderer, und deutlich hob sich Esthers hagere Gestalt vom dunklen Nachthimmel ab. Noch hielt sich der Trapper zurück, da der helle Schein ihre Flucht zu deutlich hätte erkennen lassen. Da tönte ein Schrei aus der

Ferne, und Esther erkannte die Stimme ihres heimkehrenden Mannes. Als Antwort streckte sie in ihrer Freude die mageren Arme zum Himmel hinauf. Da sahen die Untenstehenden, wie ihr dieselben von einer dunklen Gestalt heruntergerissen und gebunden wurden. Noch drei oder vier andere Schatten sah man beim Scheine des erlöschenden Feuers herbeischleichen. Da schien dem Trapper der günstige Augenblick gekommen. Langsam wandte er sein Pferd nordwärts. Middleton und Paul, die voll Ungeduld schon dieses Augenblicks geharrt hatten, folgten ihm. Sie beide wollten ihre Pferde zur Eile treiben, doch der Alte ergriff sie am Zügel und hielt sie gewaltsam zurück. „Zunächst ganz langsam!" rief er ihnen zu; „wohl sind ihre Augen nun gefangen, aber ihre Ohren bleiben offen!" Erst nachdem sie etwa fünf Minuten schweigend und langsam geritten waren, ließ der Alte die Zügel los und sagte: „So, nun laßt die Zügel schießen; aber haltet euch stets auf dem dürren Gras, damit der Hufschlag uns nicht verrät."

Nun ging es in rasender Eile vorwärts, so schnell die Pferde zu laufen vermochten. Kein Laut unterbrach die Stille. Der Alte schüttelte mehrmals bedenklich den Kopf; immer hoffte er, das Knallen einer Büchse hinter seinem Rücken zu vernehmen oder das ihm so wohlbekannte Triumphgeheul der siegreichen Sioux; doch alles blieb still. „Diese Ruhe will mir nicht recht gefallen," murmelte er mehr für sich, als zu seinen Begleitern gewendet. „Es scheint nicht zum Kampfe gekommen zu sein zwischen dem Squatter und den Rothäuten."

Nachdem sie eine weite Strecke zurückgelegt, hielt Middleton sein Pferd zurück und mit Besorgnis auf die zarte Ines blickend, deren Kraft völlig erschöpft war, meinte er: „Nun sind wir gewiß außer Gefahr und können an unsere Erholung und Ruhe denken." „Denkt an eure letzte Ruhe und an den Himmel," erwiderte der Alte; „noch ist keine Sicherheit. Wenn die dort hinten miteinander in Kampf geraten wären, wie ich gehofft, dann läge die Sache anders. So aber müssen wir jederzeit eines Überfalls gewärtig sein, und ihr dürft mir glauben, die Sioux würden nun, nachdem wir sie hintergangen, nicht gelinde mit uns verfahren. Darum in Gottes Namen nehmt alle Kraft zusammen und folgt mir."

Wieder ritten sie lautlos weiter. Endlich rief Paul, der seiner Gewohnheit untreu, bis jetzt völlig stumm geblieben war, indem er nach dem nahen Talgrunde wies: „Meine Augen sind sonst scharf; aber bei Nacht vermögen sie nicht viel zu erkennen. Sagt, was ist das, was dort unten kriecht? Ist's ein verwundeter Büffel oder ein verirrtes Stück Vieh von der Herde der Auswanderer?"

Alle blickten gespannt nach der bezeichneten Stelle. „Wenn ich meinen alten Augen trauen kann," rief der Wildsteller, „so ist es wahrscheinlich unser alter Freund und Gelehrter, der Doktor. Nimmer hätte ich's für möglich gehalten, daß der Langohr in so kurzer Zeit eine solche Strecke hätte zurücklegen können. Aber die Angst, die Angst hat unsern armen

Doktor gesagt." — „Ja, ja," rief dieser, nun seine Reisegefährten erkennend, „das arme Tier hat seine Natur übertroffen; aber nun ist es am Ende seiner Kraft und kann nicht mehr weiter." — „Was ist nun zu tun? Da ist guter Rat teuer. Am vernünftigsten wäre es, wir versetzten ihm den Gnadenstoß; doch ich sage selbst, das wäre ein böser Lohn für die Treue, mit der es, wenn auch wider seinen Willen, unseren gelehrten Freund getragen hat."

„Ehrwürdiger Jäger, ich beschwöre Euch, laßt ab von solch menschenunwürdigen Gedanken," flehte der Doktor. „Wir wollen ihn binden und im Grase hier liegen lassen, vielleicht können wir ihn morgen wieder mitnehmen," meinte Middleton. Hoffentlich werden seine langen Ohren uns nicht verraten. Obwohl diese Gefahr nicht ausgeschlossen war, entschied man sich, diesem Rat zu folgen.

Aber nun war es wirklich Zeit, den erschöpften Frauen für einen Ruheplatz zu sorgen. Das sah auch der unermüdliche Wildsteller ein. Eine Strecke weit ritten sie nun so langsam, daß der Doktor zu Fuß folgen konnte, noch in dem Talgrund weiter; dann wurde das Gras merklich höher und dichter, und der Alte hielt an. „Hier könnte es gehen," meinte er; „in solchen Erdlöchern bin ich schon manches liebe Mal verborgen gelegen, während in meiner nächsten Nähe eine Siouxbande eine Büffelherde verfolgte." Er suchte eine Stelle, wo das Gras besonders dicht stand und wies nun Paul und Middleton an, vorsichtig hintereinander hindurch zu reiten, während er am Ausgang stehen blieb und sich bemühte, die niedergetretenen und geknickten Halme wieder aufzurichten, um so ihre Spuren zu verwischen.

Noch etwa eine Meile weit arbeiteten sich indessen die andern langsam vorwärts durch das hohe Gras; bis sie einen Platz fanden, der ihnen zum Lager geeignet schien. Hier schnitten die Männer eiligst das Gras ab und bereiteten den Frauen ein weiches Lager. Nachdem man noch von den Vorräten, die der vorsichtige Alte immer mit sich führte, ein weniges genossen hatte, sanken die erschöpften Reisenden bald in einen tiefen Schlaf. Nur der Wildsteller und der Doktor blieben noch lange wach. Dieser überwand aus gewohnter Vorsicht und Wachsamkeit die Forderung der Natur, jenen ließen die überstandenen Gefahren und Schrecken so schnell keine Ruhe finden.

Der Präriebrand

Erfrischt und erquickt fanden sich die Flüchtlinge in der Frühe des nächsten Morgens zusammen. Ehe sie ihren mühevollen Weg fortsetzten, stärkten sie sich an einem einfachen, aber leckeren Mahl. „O welch herrlicher Sonnenaufgang!" rief Ines in kindlicher Freude und wies nach

dem Himmel, der in wunderbarem Rot erglühte. Auch die andern stimmten, überrascht von der Glut der Farbe, in ihre Bewunderung ein. Nur der Wildsteller schwieg, schüttelte dann das weiße Haupt und sagte langsam: „Nein, Kinder, was ihr da seht, kommt nicht vom Sonnenaufgang. Die Schurken von Sioux haben unser Versteck gefunden, und was ihr seht, ist der Widerschein von Flammen. Die Prärie brennt; sie wollen uns vernichten. Der Himmel stehe uns bei!"

Größte Bestürzung malte sich in aller Züge, da sie auch zum ersten Male ihren greisen, bewährten Führer ziemlich ratlos sahen. „Auf, laßt uns fliehen," rief Middleton, „ehe es zu spät ist!" — „Fliehen?" antwortete der Alte; fliehen nützt hier nichts mehr. Schaut rings umher. Gleich einem Gürtel umzüngeln uns die Flammen von allen Seiten. Wohin sollten wir uns wenden? Ein Teton macht seine Arbeit nie halb!" — „Was aber sollen wir tun?" riefen Middleton und Paul, wie aus einem Munde. „Sollen wir hier stehen bleiben und warten, bis das Feuer uns zu rösten beginnt? Oder meint Ihr, ich will zusehen, wie das Liebste, was ich habe, vor meinen Augen so elend zugrunde gehen muß?" schrie Middleton in heller Verzweiflung. Auf die Pferde, sage ich, und den Flammengürtel einfach durchbrochen!"

„Seid ihr ein Salamander?" warf der Alte dazwischen, „daß ihr meint, so wider die Gesetze der Natur kämpfen zu können? Und sollte es euch glücken, an irgend einer Stelle noch durchdringen zu können, das könnt ihr mir glauben, hinter den Flammen stehen die Sioux mit ihren Pfeilen. Ich kenne die Burschen." — „Aber um des Himmels und aller Barmherzigkeit willen, helft doch, alter Mann, ratet! Ihr wußtet doch sonst immer eine Rettung," rief der junge Offizier ganz außer sich, indem er die zitternde Ines an sich drückte. „Ich muß dem Hauptmann recht geben, wir müssen einfach hindurch!" rief Paul und riß das ihm am nächsten zu erreichende Pferd am Zügel herbei. „Seid nicht töricht, Kinder," rief der Alte, „und laßt eure Vernunft walten. Mit dem Feuer will ich schon fertig werden, wenn ich nur ebensogut wüßte, diese schlauen, hinterhaltigen Schurken zu überlisten." — „Also heraus mit der Sprache, elender Alter," schrie Middleton vor Todesangst außer sich, aller Ehrfurcht vor den weißen Haaren des Trappers vergessend. „Es ist höchste Zeit. Seht ihr nicht, wie der Gürtel um uns enger und enger wird? Noch eine Viertelmeile trennt uns von dem Flammenmeer, und mit rasender Schnelligkeit treibt der Wind sie uns entgegen."

„Ja, zögern dürfen wir nicht," erwiderte der alte Mann ohne jede Empfindlichkeit. „Helft alle, legt Hand mit an: Wir reißen hier das kurze Gras aus und legen so eine Stelle bloß zwischen uns und dem Feuer. Nicht an den Erfolg solchen Vorgehens glaubend, sahen sich die beiden jungen Männer an. Doch, da der Alte sofort mit der Arbeit begann, und auch Ines und Ellen tapfer zugriffen, säumten auch sie nicht länger,

Hand anzulegen. Nur der Doktor, der die ganze Zeit hindurch staunend und schweigend das wunderbare Schauspiel genossen hatte, zog sein Notizbuch hervor und begann, in aller Seelenruhe Aufzeichnungen über seine Beobachtungen niederzuschreiben.

Die Arbeit ging rasch von statten. In kürzester Frist hatten sie einen Kreis von 6—7 Meter im Durchmesser ausgerauft. An den einen Rand dieser Stelle hieß der Alte nun die Frauen sich zurückziehen und sich mit allen Decken, die vorhanden waren, zu umhüllen, damit die leichten Gewänder nicht von einer züngelnden Flamme ergriffen werden konnten. Dann schritt er an das entgegengesetzte Ende des freien Platzes, riß dort eine Handvoll trockener Kräuter aus, legte sie auf die Pfanne seiner Büchse und drückte los. Im Nu loderte das dürre Gras auf, und der Alte warf es zwischen die dichtstehenden Halme, die sofort von dem Brande erfaßt wurden. „Um Gottes willen, Alter, was macht Ihr da?" rief Middleton voll Entsetzen, da er glaubte, der Alte habe den Verstand verloren. „Kommen Euch die Flammen nicht schnell genug herbei?" Der Wildsteller lachte in seiner lautlosen Art vor sich hin. „Jetzt könnt ihr sehen, wie ein Feuer das andere frißt," schmunzelte er. Und wirklich; was nun geschah, flößte den jungen Männern die größte Achtung vor der Erfahrung und Weisheit ihres alten Freundes ein. Das neu entzündete Feuer griff rasch um sich; ein Brausen erfüllte die Luft; da es sich aber nur nach drei Seiten ausbreiten konnte, wurde in kurzer Zeit die kahle Fläche, auf der die Verfolgten bald wie auf einer Insel im Flammenmeer standen, stetig größer. Zwar standen sie in einer dichten Rauchwolke, wie eingehüllt, aber bald wurde auch diese vom Winde vertrieben, und sie fühlten sich alle wie neu geboren. „Nun macht die Pferde bereit!" befahl der Trapper. „Noch eine halbe Stunde müssen wir warten, bis sich der Boden wieder abgekühlt; denn die unbeschlagenen Hufe unserer Siouxpferde sind sehr empfindlich; dann aber können wir unsere Reise fortsetzen.

Das Warten wurde den jungen Leuten nicht leicht; endlich aber gab der Alte das Zeichen zum Aufbruch. „Nehmt Ihr mein Tier, guter Freund," forderte er den Doktor auf. „Einmal bin ich das Laufen gewohnt; dann aber auch flieht, wenn es nötig werden sollte, ein Pferd mit einem Reiter schneller, als wenn es derer zwei auf seinem Rücken hat. Und wie gesagt, mir liegt am Leben nicht mehr viel, seitdem die alle fortgegangen, mit denen ich jung und stark gewesen. Ja, ja, das Feuer hätten wir glücklich bekämpft, und mit jeder unvernünftigen Kreatur wollte ich's gerne aufnehmen, aber gegen einen Sioux aufzukommen, ist nicht so einfach. Nun haltet eure Augen offen, immer nach Osten, bis ihr ein silbernes Band durch die Rauchdünste glänzen seht. Das ist dann ein tiefer, schöner Strom, und ehe dieser zwischen uns und unsern Verfolgern liegt, sind wir nicht sicher.

Schweigend machten sie sich auf den Weg. Sie mochten etwa eine Meile zurückgelegt haben; aber noch immer sah man nichts von dem Flusse. Oft wurden sie von dichten Rauchwolken völlig eingehüllt; dann wieder trieb der Wind dieselben auseinander, so daß sie einen Ausblick in die Ferne tun konnten. Endlich blieb der Alte kopfschüttelnd stehen; sein Blick haftete auf einem dunklen Gegenstand, der am Boden lag. Beim Heranschreiten erkannten sie den verkohlten Leichnam eines Pferdes. „Armes Tier," murmelte der Alte. „Das wäre auch unser Schicksal gewesen," rief Middleton, „wenn es euch nicht gelungen wäre, der Flammen Meister zu werden." „Das Pferd ist hier," sagte Paul, „wo aber ist sein Herr geblieben?" Sie schauten forschend um sich, und Paul machte auf einen zweiten Gegenstand aufmerksam, der in einiger Entfernung von diesem lag. Langsam schritten sie darauf zu. „Noch eine Pferdeleiche," meinte der Alte im Näherkommen. „Möglich, daß die Schurken ihre eigenen Stammesgenossen in den Tod gejagt haben. Das kommt nicht selten vor, daß sie dort das Feuer entzündeten, während andere sich auf Späherwegen hier befanden." — „Ein sonderbares Pferd ist dies allerdings," meinte Paul; „seht, ohne Kopf und ohne Beine." Gleichzeitig erhob des Wildstellers alter Hektor ein leises Knurren. „Was gibt's, alter Freund? Seit wann kümmert dich alten, erfahrenen Jagdhund das Aas eines verkohlten Pferdes? Doch nein," verbesserte er sich nun, „wie konnte ich eine Büffelhaut für einen Pferdeleichnam halten? Das wäre mir doch früher nie passiert. Sei ruhig, Hektor, sei ruhig, dies Tier kann uns nimmer schaden." — „Aber nützen vielleicht noch," rief Paul, „wenn nämlich unter dieser Haut ein saftiger, wohldurchgebratener Bisonhöcker läge." Der Alte lachte und schob mit dem Fuß die Haut des Tieres sachte auf. In diesem Augenblick aber flog sie wie von selbst zur Seite, und zum größten Erstaunen aller sprang ein Indianer unter derselben hervor.

Nur eine Sekunde lang währte es, da erkannten die Flüchtlinge in ihm den jungen Pawnee vom vorigen Abend, dem sie hier so überraschend zum zweiten Male begegneten. Auch dieser maß die vor ihm Stehenden mit einem Blick des Erkennens, in welchem neben stummem Erstaunen Argwohn und Mißtrauen nicht fehlten. Des Wildstellers Überraschung dauerte nicht lange; sofort war ihm die ganze Sachlage klar. Der junge Krieger war, während er hier im hohen Grase schlafend die Nacht verbracht hatte, von den Flammen überrascht worden. Vergeblich mochte er sich bemüht haben, sein Pferd in Deckung zu bringen. Schließlich hatte er es wohl seinem Schicksal überlassen müssen und unter der frischen Büffelhaut selber Schutz gesucht und gefunden. Sofort war dem erfahrenen Alten auch klar, daß es für ihn und seine Begleiter heute noch mehr als gestern von entscheidender Wichtigkeit war, die Freundschaft des jungen Indianers und mit der seinigen die des ganzen Stammes zu erwerben.

„Mein Bruder sei uns abermals willkommen," hub er darum an. „Die Tetons haben ihn hier eingeräuchert, wie sie es auch mit uns gemacht." — „Die Tetons sind feige Hunde. Wenn der Kriegsruf meines Stammes ertönt, heulen sie vor Angst," erwiderte der Jüngling, und tiefste Verachtung spiegelte sich in seinen Blicken. „Mein junger Bruder hat recht," antwortete der Alte. „Ich freue mich, hier einen Krieger zu finden, der ebenso denkt wie ich. Wird mein Bruder meine Kinder in sein Dorf geleiten? Meine jungen Männer werden mit deinen Brüdern kämpfen, wenn die Sioux den Tomahawk wider sie schwingen."

Noch einmal glitt das Auge des jungen Mannes prüfend über die Bleichgesichter; dann verneigte er sich mit der ihm eigenen Würde und antwortete: „Mein

Vater soll uns willkommen sein, die jungen Männer meines Stammes werden mit seinen Söhnen rauchen; die Pawneemädchen werden deinen Töchtern in die Ohren singen." — „Und wenn die Tetons unsre Pfade kreuzen, werden deine jungen Männer an die Seite der meinigen treten?" „Die Feinde der Bleichgesichter sind auch die unsrigen," war die ruhige Antwort.

Der Alte war befriedigt. Er trat mit dem jungen Pawnee etwas zur Seite und beriet offenbar mit ihm ihre gegenwärtige Lage, gleichzeitig den Rat des klugen Jünglings erforschend. Denn als er zu den Seinigen zurückkehrte, war der Ausdruck seines Angesichts ernst, aber entschlossen. „Der Jüngling dort kennt unsere Lage so gut, nein besser, wie wir selbst," begann er seine Mitteilungen. „Was ich gefürchtet, hat er mir bestätigt. Die Sioux haben mit dem Squatter sich zusammengetan, um gemeinsam uns zu vernichten. Er selbst befindet sich hier auf der Fährte nach den Feinden seines Stammes. Er hat aber nur wenige Leute in seiner Nähe und konnte darum einen Kampf mit der großen Übermacht nicht aufnehmen. Nun hat er Boten in seine Dörfer gesandt und wartet auf Verstärkung. Er muß ein hervorragend tapferer Krieger sein, dieser Jüngling, daß er so allein hier zurückgeblieben ist, wo er sich von seinen Todfeinden umringt weiß, auch er ist der Meinung, daß wir so schnell wie möglich das jenseitige Ufer des Flusses, von dem ich euch sprach, erreichen sollten." „Wie kann er all dies wissen?" fragten Paul und Middleton, wie aus einem Munde. „Ein weiser Pawnee hat seine Augen und Ohren überall," entgegnete der Alte. „Er sieht mehr, als der Geier in den Lüften, und hört besser, als der wachsamste Hofhund." — „Wenn dem so ist, wie ihr sagt — und ich glaube euch gerne, —" rief Middleton, „so haben wir keine Minute Zeit zu verlieren. Laßt uns schleunigst unsern Weg fortsetzen."

Alle waren damit einverstanden. Der Pawnee warf die Büffelhaut über die Schulter und schritt voran; seiner kundigen Führung verdankten es unsere Freunde, daß sie sich schon nach einer Stunde an den Ufern des Stromes befanden. Es war ein trübes, reißendes Gewässer, weniger tief, als man nach seiner Strömung zuerst glauben mochte. Die Flammen des Brandes waren bis an seine Ufer gekommen, und das erwärmte Wasser dampfte, so daß alles in einen grauen Dunst gehüllt war. „Diesmal sind die schlauen Tetons allzuschlau gewesen," murmelte der Alte mit Befriedigung. „Dieser Dunst kann uns nur von Nutzen sein."

Vergebens aber suchten die Blicke der beiden jungen Männer nach einem Übergang für die Frauen. „Ja, alter Freund, wie denkt Ihr Euch, daß die Frauen ans andere Ufer gelangen sollten?" fragte Paul. „Ich für meinen Teil würde es gerne mit Schwimmen versuchen." — „Ich wette, unsere Sioux-pferde sind vortreffliche Schwimmer," antwortete der Wildsteller. „Ja, aber ihr werdet doch nicht glauben, daß mein zartes Weib sich auf einem Pferde zu halten vermag, wenn diese schäumenden Wellen sie umtosen. Das ist ausgeschlossen," rief Middleton erregt.

Der Alte sah die Unmöglichkeit eines solchen Versuches ein. „Ein Jammer," sagte er, „daß wir nicht ein Vierteljahr früher daran sind. Da hätten wir das Wasser schier trockenen Fußes durchwaten können; aber nun haben ihn die Gießbäche der Rocky Mountains zu einem starken Strom gemacht. Wir müssen ein Fahrzeug ersinnen, anders kommen wir nicht hinüber." Er wandte sich an den Pawnee und erklärte ihm die neue

Schwierigkeit. Der junge Krieger hörte ernst und aufmerksam zu, dann nahm er ruhig die Büffelhaut von seiner Schulter und machte sich entschlossen an die Arbeit. Mit Hilfe von Lederriemen, die sowohl er als der Wildsteller, bei sich trugen, wurde die Haut so weit es ging auseinander gezogen, so daß sie einem aufgespannten Regenschirm oder einem umgekehrten Fallschirm ähnlich sah, und mittels geschickt befestigter Holzstücke wurde sie in dieser Form festgehalten. Nun wurde dieses eigentümliche Fahrzeug ins Wasser gesetzt und die Frauen aufgefordert es zu besteigen.

Es ist begreiflich, daß beide nur ängstlichen Herzens sich entschlossen, sich diesem seltsamen Machwerk anzuvertrauen, und dies erst, nachdem die Männer es auf seine Festigkeit geprüft hatten. „Überlaßt unserm jungen Freund die Führung," riet der Alte. „Seine Hände sind erfahrener und geschickter als die unsrigen." — Mit Kennerblick erfaßte dieser sofort Mahtorees Pferd am Zügel, schwang sich darauf und ritt in den Fluß. Den Schaft seiner Lanze stieß er in die Haut und zog so das kleine Fahrzeug geschickt hinter sich her, wenn nötig mit den Händen ab und zu nachhelfend. Paul und Middleton warfen sich auf die beiden anderen Pferde und schwammen so nahe wie möglich hinten drein. Sicher kamen sie in kurzer Zeit ans andere Ufer. Nachdem die Frauen ausgestiegen waren, legte der Indianer die Haut wieder zusammen, nahm sie auf die Schulter, bestieg aufs neue das Pferd und schwamm ans andere Ufer zurück, um die beiden dort Wartenden auf dieselbe Weise hinüber zu befördern. Befriedigt hatte der Alte die Bewegungen des jungen Pawnee verfolgt. „Nun erst bin ich beruhigt," sagte er zu dem Doktor. „Wäre dieser junge Krieger nicht treu und verläßlich, so sähen wir ihn jetzt auf unserem schnellsten Pferde über die Ebene jagen; und fast habe ich etwas Derartiges gefürchtet, als ich ihn gerade dies Tier auswählen sah. Aber der Junge ist ehrlich, und wenn man eine Rothaut einmal zum Freunde hat, dann behält man sie, solange man selbst ehrlich bleibt."

Inzwischen hatte der Pawnee das Ufer wieder erreicht, und der Wildsteller zögerte nicht, einzusteigen. Hektor legte sich ihm zu Füßen, aber Doktor Battius glaubte, sein kostbares Leben nicht einem so einfachen und ihm fremden Fahrzeug anvertrauen zu dürfen. Geduldig wartete der Indianer, während der Alte vergeblich sich bemühte, den eigensinnigen Gelehrten zu überreden. Da ertönte auf einmal die dem Doktor so vertraute Stimme seines schon verloren geglaubten Esels. Aber die Freude des Wiedersehens verwandelte sich in starres Entsetzen, als er auf dem Rücken des herantrabenden Tieres einen Indianer erblickte. Es war Weucha, der, als er der drei Männer ansichtig wurde, einen gellenden Triumphschrei ausstieß. Nun überwand die Todesangst mit einem Schlag des Doktors vorige Bedenken. Behend wie ein Jüngling sprang er in das Boot, und im nächsten Augenblick war auch schon der junge Pawnee mit seinem Roß in den Fluten.

Weuchas Schrei hatte in kürzester Zeit etwa fünfzig andere Siouxindianer am Ufer versammelt, und ihre Pfeile flogen ins Wasser. Zum Glück hatte keiner von ihnen eine Schußwaffe bei sich. Aber noch hatten sie die Mitte des Stromes nicht erreicht, als Mahtoree am Ufer erschien, und gleich darauf krachte der erste Schuß. Die Augen des jungen Pawnee erglühten in Haß und Zorn, als die große Schar seiner Feinde am Ufer sich sammelte. Er hob den Arm und stieß den Kriegsruf seines Stammes aus. Dies entfachte auch die Wut der Tetons. Mit einem Schlag wimmelte das Wasser von den roten Gestalten, und der Abstand zwischen ihnen

und dem Boot wurde zusehends kleiner. Da krachte vom jenseitigen Ufer ein Schuß. Paul war es, der ihn abgefeuert; er hatte wohl gezielt und das Pferd Mahtorees tödlich getroffen. Dieser war mit einem Satz vom Rücken des verwundeten Tieres ins Wasser gesprungen. Noch einmal bäumte sich das Pferd auf, dann sank es, und sein Blut färbte das Wasser. Mahtoree ergriff das Tier des ihm zunächst schwimmenden Siouxkriegers. Aber die Tetons hatten einen Augenblick ihren Führer verschwinden sehen, und Schreck und Bestürzung hatte sich deswegen ihrer bemächtigt. Dadurch geriet ihr Vordringen ins Stocken, und Mahtoree, der schon wieder den Lauf zweier Büchsen von drüben auf sich und seine Schar gerichtet sah, hielt es für klüger, ans Ufer zurückzukehren.

Inzwischen war das Fahrzeug drüben gelandet. „Setzt die Frauen auf die Pferde und reitet, was ihr könnt, dort nach jenem Hügel! Habt ihr ihn erreicht, so seht ihr einen zweiten Fluß; in den müßt ihr hinein und seinem Laufe folgen, immer gen Osten, bis ihr an eine sandige Hochfläche kommt. Dort treffen wir uns wieder. Indessen werden der Pawnee und ich die Sioux hier aufzuhalten versuchen."

Middleton und Paul folgten ohne Worte dieser Weisung. Die Tetons liefen fast eine halbe Stunde am jenseitigen Ufer hin und her. Wohl bemerkten die Zurückgebliebenen, daß Mahtoree Befehle erteilte, aber nichts Entscheidendes geschah. Ein lautes Freudengeheul ihrer Feinde ließ die Spähenden vermuten, daß irgend eine neue Wendung eingetreten sein mußte, und gleich darauf gewahrten sie den Squatter, der mit seiner Mannschaft heranzog. Nun schien den beiden der Augenblick gekommen, ihren Freunden zu folgen. Auf dem kürzesten Wege erreichten sie die Stelle, wo die Reiter das Flußbett verlassen hatten.

„Nun müssen wir Deckung suchen und fünf bis sechs Stunden ruhen," rief ihnen der Wildsteller zu. „Ruhen," entgegneten jene entsetzt, „wo unsre Gegner beständig uns einholen können?" — „Ich hoffe, sie werden unsere Spur verlieren," erwiderte jener. „Aber was meint mein Bruder?" wandte er sich in dessen Sprache an den Pawnee. Dieser blickte forschend zum Himmel. „Die Sioux sind keine Fische, sie werden uns nicht finden im Flusse," entgegnete dieser. — „Aber meine jungen Leute wollen lieber weiter fliehen." — „Mahtorees Augen sind scharf; er wird sie in der Ebene sehen. Wir müssen im Grase liegen." — „Unser Freund denkt wie ich; folgt dem erfahrenen Rat," mahnte der Alte.

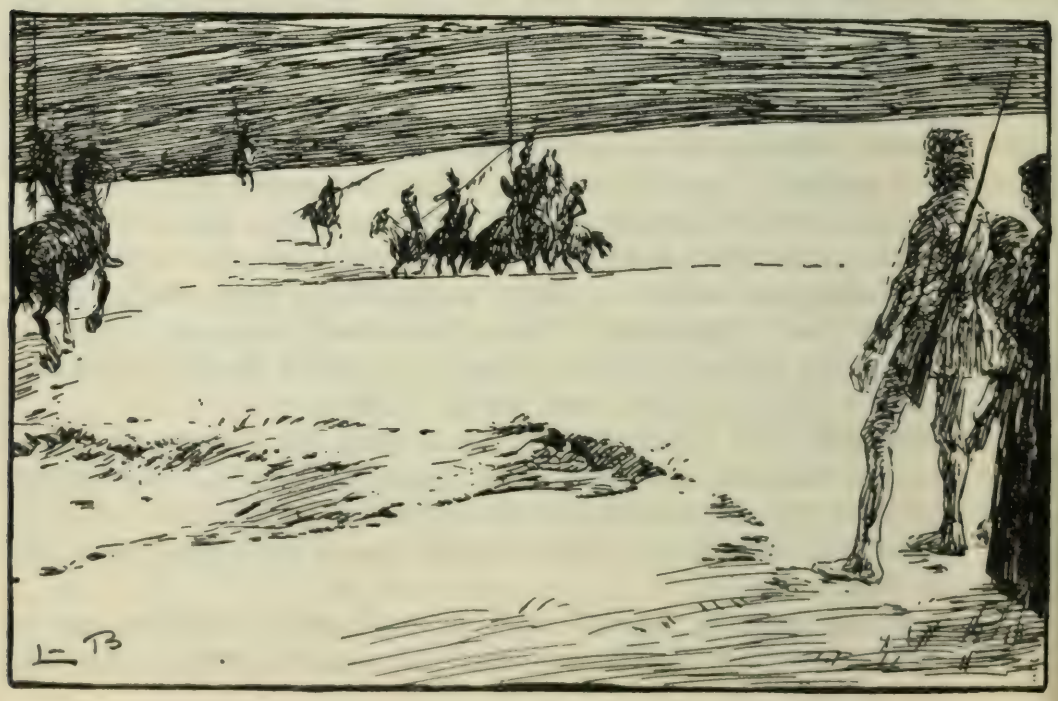
Middleton und Paul gaben nach. Nun wurden die Frauen im hohen Grase versteckt und mit der Büffelhaut sorgfältig bedeckt. Die Pferde wurden gefesselt und niedergeworfen; dann suchten die Männer ein ähnliches Versteck. Erschöpft und müde, wie alle waren, sank einer nach dem andern in Schlaf.

Ein leiser, verwunderter Ausruf Ines, die zuerst wieder erwachte, weckte sie nach mehreren Stunden. Kampfbereit sprangen sie empor; aber der

Anblick, der sich ihnen bot, setzte auch sie in größtes Erstaunen. Eine dichte, gleichmäßige Schneedecke lag über der ganzen Landschaft. „Hilf Himmel," rief der Alte, ratlos um sich blickend, „das hätte nicht geschehen dürfen. Auf diesem Schnee ist der Tritt eines Eichkätzchens sichtbar. Da werden wir die roten Teufel bald auf dem Nacken haben. — Richtig, dort sind sie schon," unterbrach er sich. „Niedergeworfen! Nützen wird es nicht viel, aber für den Augenblick ist es das Vernünftigste."

Er hatte recht. Immer enger wurde der Kreis der Indianer, die sorgfältig die ganze Fläche absuchten. Der Schnee war so früh gefallen, daß ihnen bald klar geworden, daß die, die sie suchten, unmöglich schon weiter gekommen sein konnten. So suchten sie den ganzen Umkreis bis zum Flußufer sorgfältig ab. „Auf," rief der Alte, als er bemerkte, daß sie dem Späherauge der Roten unmöglich entgehen konnten. „Wir wollen uns als Männer ergeben; dadurch gewinnen wir noch mehr, als wenn wir uns hier aufstöbern lassen wie furchtsame Hasen."

Bei diesen Worten sprang er auf die Füße; ein lautes Freudengeheul erschütterte bei seinem Anblick die Luft. Mahtoree nur bewahrte seine stolze Gelassenheit und Ruhe, wennschon auch aus seinem dunklen Auge ein Strahl der Freude schoß. Der Jubel über die weißen Gefangenen war so groß, daß sie zunächst den Indianer, der etwas abseits stand, gar nicht beachteten. Erst als ihre Aufmerksamkeit auch auf ihn gelenkt wurde, erfuhr der Trapper aus dem hundertstimmigen Triumphgeschrei: Hartherz, Hartherz — daß sein junger Freund niemand anders war, als der so weit berühmte, gleichzeitig gefürchtete und nie besiegte Häuptling der Pawnee.



Im Lager der Sioux

Nachdem der Jubelsturm der Sioux sich gelegt und alle, die zur Kriegsbande Mahtorees gehörten, sich eingefunden hatten, gab dieser das Zeichen zum Aufbruch.

Einige Tage später sehen wir unsere Freunde inmitten eines Siouxlagers. Ein buntes Bild bietet sich unsern Blicken dar. Auf einer Anhöhe zerstreut liegen die einzelnen Hütten. Etwa hundert mochten es an Zahl sein, und kunstlos aus Häuten waren sie errichtet. Über dem Eingang hing jeweils das Kriegsgerät der Männer: Pfeil, Bogen, Köcher und Lanze. Das Hausgerät der Weiber lag in wirrem Durcheinander. Offenbar sollten diese Hütten nur vorübergehend als Obdach dienen. Die Nähe eines Flusses mußte die Lage als dazu geeignet haben erscheinen lassen. Ungeschützt vor feindlichen Überfällen lag es da. Ab und zu sah man primitive Versuche einer Anpflanzung, die auf dem fruchtbaren Boden einige Hoffnung auf Ernte gab. Spielende, lärmende Kinder tummelten sich auf den freien Plätzen, während die Säuglinge in ihren rohgezimmerten Wiegen aus Birkenrinde, die mittelst Lederriemen an Pfählen befestigt waren, hin und her baumelten und so eingeschläfert und in Ruhe gehalten wurden. Halbwüchsige Jünglinge tummelten sich auf den freien Feldern, versuchten sich in Waffenübungen oder bemühten sich, die wilden Rosse ihrer Väter zu zähmen. Diejenigen, welche sich dem Mannesalter schon etwas näherten und wohl auf die Jagd, aber noch nicht auf Kriegszüge mitgenommen wurden, hielten sich abseits, schauten auf die Krieger, deren Gebärden sie nachzuahmen suchten. Etliche Weiber standen in vereinzelten Gruppen beisammen und besprachen eifrig die Ereignisse der letzten Tage. Die Krieger aber saßen mit Ernst und Würde um den engeren Kreis der Häuptlinge, in deren Mitte ruhig und würdevoll Mahtoree sich befand. Sein Antlitz war das gewaltigste unter allen; es sprach von körperlicher Kraft und Wildheit, unzählige Narben erzählten von seinen Kriegstaten, und sein kluges, ruhiges Auge beherrschte sie alle. Offenbar hielt er wichtigen Kriegsrat mit seinen Getreuen.

Etwas abseits stand eine Gruppe von Männern, die nach Abstammung und Rasse nicht zu jenen gehörten. Ihre Haut mochte ursprünglich weiß gewesen sein, aber durch die Sonne gebräunt, erschienen sie fast so dunkel wie jene. Ihr Körper war weit muskulöser, kräftiger und größer, und verriet die sächsische oder normännische Abstammung. Wir kennen sie; es waren die Männer der Auswandererfamilie. Vier oder fünf Hütten hatten die Tetons ihren Gästen überlassen. Auch ihre Pferde und Haustiere hatten sie zurückerhalten. Trotzdem schienen diese der Freundschaft nicht ganz zu trauen; denn leere Wagen standen gleich Barrikaden um sie herum. Ihre Angesichter trugen wieder jenen gleichgültigen, stumpfen Ausdruck, der ihnen zur Gewohnheit geworden war. Etwas außerhalb des

Lagers waren die Gefangenen untergebracht. Middleton und Paul lagen an Händen und Füßen gefesselt an der Erde, doch so, daß sie einander sehen und sprechen konnten. Etwa zwanzig Schritte von ihnen entfernt, stand an einen Pfahl gebunden, Hartherz, der Häuptling der Pawnee. Zwischen ihnen war der Wildsteller, dem man Büchse und Kugeltasche abgenommen, sonst aber in Freiheit gelassen hatte, gleichsam um ihm zu sagen, daß sein Alter ihn für sie belanglos gemacht habe. Immerhin war ein Fluchtversuch auch für ihn ausgeschlossen, da sechs bewaffnete Tetonkrieger die Gruppe bewachten.

„Hauptmann," rief Paul, der trotz der nicht beneidenswerten Lage seinen Humor nicht ganz verloren hatte, „schneiden Euch die verfluchten Lederriemen auch so schmerzhaft in die Schultern?" — „Körperliche Schmerzen fühlt man nicht," erwiderte jener in tiefer Schwermut, „wenn die Seele derart gemartert wird." — „Ihr dürft den Mut nicht verlieren, Kinder, noch gebe ich nicht alles verloren. Ich bin in meinem langen Leben schon manchesmal in schwieriger Lage gewesen. Unsere weiße Haut hat schon manchen vor sicherem Tode gerettet. Oft ist es Furcht, oft Schlauheit, die diese Wilden vor dem Äußersten zurückhält. Aber für unsern armen jungen Freund dort habe ich wenig Hoffnung; und doch ist er schließlich durch seine Treue zu uns in diese mißliche Lage gekommen."

Langsam näherte er sich dem jungen Häuptling; der stand, und sein dunkles Auge blickte sinnend in die Ferne. Er beachtete den Näherkommenden nicht. — „Die Sioux pflegen Rats über meinen Bruder," begann der Alte. Der Jüngling wandte langsam den Blick ihm zu. „Sie zählen die Skalps über meiner Hütte," erwiderte er mit stolzem Lächeln. „Ja, und sie finden, daß Hartherz zu viele ihrer Brüder getötet hat. Es wäre nun besser für meinen jungen Freund, wenn er mehr auf der Jagd und weniger auf dem Kriegspfad gewesen wäre." — „Glaubt mein Vater, ein tapferer Krieger könne jemals sterben? Wenn der große Geist seine Söhne braucht, so ruft er sie; und sie kommen." Das Herz wallte dem alten Manne auf bei diesen ruhigen, stolzen und doch so gläubigen Worten des roten Kriegers. Und die Erinnerung stieg mächtig auf in seiner Brust an einen Jüngling, der zwar einem andern mächtigen Stamme angehört hatte, der aber gerade so furchtlos und königlich einst dem Tod ins Antlitz geschaut, und den seine Seele lieb gehabt wie einen Sohn.

Mit wachsender Teilnahme und Liebe blickte er auf den Gefesselten, dessen Blick sich wieder in die Ferne verlor, und mit einer Stimme, durch die seine Bewegung zitterte, sagte er schließlich: „Mein Bruder, könnte ich dir noch etwas Liebes erweisen? Weiß Hartherz keine Worte, die ich in die Ohren seiner Brüder flüstern soll? Zwar sind meine Beine alt; aber noch immer vermögen sie die Prärie zu durchwandern." Der Pawnee neigte das Haupt zum Danke und erwiderte: „Wakondah ruft seine Kin-

der; meines Vaters Haupt ist weiß, Hartherz ist jung; aber der große Geist wird ihn brauchen." — „Ja," entgegnete der Alte, „mich unnützen Greis werden sie nicht mehr töten; aber meines jungen Bruders Tage mögen gezählt sein." — „Sie zählen die Skalpe über Hartherz Türe," erwiderte, wie vorhin, der Jüngling. — „Und Hartherz ist in ihren Händen. Mutig und furchtlos betritt er den dunklen Pfad, den er ziehen muß. Was soll ich den Söhnen deines Stammes sagen von ihm?" — Nach kurzem Zögern antwortete der Häuptling: „Mein Vater, höre! Er wird hier bleiben und sehen, wie die Sioux die Häupter von achtzehn toten Tetons mit der Haut eines Pawnee bedecken; mein Vater wird seine Augen weit öffnen und sehen, wo sie die Gebeine des Kriegers mit Erde bedecken. Er wird sich die Stelle merken. Dann wird mein Vater zu meinem Volke gehen. Zu meiner Hütte wird er schreiten und laut den Namen „Hartherz" rufen. Keines Pawnee Ohr wird taub bleiben, wenn es diesen Namen vernimmt. Die Männer werden sich um ihn versammeln, und mein Vater wird nach dem Füllen fragen, dessen Rücken noch nie einen Reiter getragen, und dessen Fell glätter ist als das eines Hirsches. Das Haar meines Vaters ist weiß und meine jungen Männer werden seinen Worten glauben. Sie werden ihm die Zügel des Pferdes in die Hand geben." — „Ja," fiel der Alte, der aufmerksam der Rede gefolgt war, ihm nun ins Wort, „dann werde ich das Tier auf krummen Wegen an die Stelle führen, wo die Gebeine seines Herrn ruhen, und sollte Schnee die ganze Erde bedecken oder die Sonne nicht mehr scheinen. Nach der sinkenden Sonne muß das Auge des Tieres blicken, dann werde ich es schlachten." — Freudig überrascht, daß der Alte so genau seinen Wunsch erraten, fuhr dieser fort: „Und sagen wird ihm mein Vater, daß sein Herr, der ihm das Futter gereicht, von seinem ersten Tage an seiner bedarf. Hartherz wird dann auf seinem Rosse über die Prärie reiten und beim Herrn alles Lebens ankommen, wie es einem Häuptling geziemt."

Jetzt aber veränderte sich der Ausdruck in den Zügen des Gefangenen, und als der Wildsteller um sich blickte, gewahrte er, daß die Versammlung aufgehoben war, und Mahtoree in Begleitung von zwei andern Häuptlingen sich ihnen nahte.

Einige Schritte von den Gefangenen entfernt blieben sie stehen, und Mahtoree winkte dem Alten heranzukommen. „Mein Vater redet mit zweierlei Zungen," sprach er zu ihm. „Er hat unrecht getan, daß er seine Freundschaft einem Feinde meines Stammes geschenkt hat." „Ich bin in deinen Händen, Mahtoree; tue mit mir, was du willst." — „Nein, meines Vaters Haar ist weiß, ich werde es nicht rot färben. Mein Vater ist frei und mag gehen, wohin er will. Aber zuvor muß er seine Stimme dem Häuptling der Dakota leihen und den Bleichgesichtern dessen Worte in die Ohren flüstern." „Rede, Dakota, meine Ohren sind bereit zu lauschen." Und seinen jungen gebundenen Gefährten rief er zu: „Macht euch gefaßt

auf das, was ich euch sagen muß. Und wenn euer Herz erbebt bei dem Todesurteil, das diese Wilden sich für euch ersonnen, dann schaut auf den jungen Pawnee dort und holt euch Kraft in seiner Ruhe."

Mahtoree, der diese Worte nicht verstanden hatte, wohl aber sich deren Sinn denken mochte, sagte nun — und eine seltsame Freundlichkeit lag dabei in seinen Gebärden: „Mein Vater muß leise reden; die Ohren meiner Krieger sollen meine Worte nicht vernehmen. Er soll der Blume der Bleichgesichter ins Ohr singen und mit mir kommen." Er wandte sich bei diesen Worten einer Hütte zu, die etwas getrennt von den übrigen sich durch ihre Bemalung vor den andern auszeichnete.

Middleton und Paul, die wohl wußten, daß dies das Zelt Mahtorees war, und daß es seit ihrer Ankunft den beiden Frauen zur Wohnung angewiesen war, gerieten außer sich bei dem Gedanken, daß nun über Leben und Schicksal derer, die ihnen lieber waren als ihr eigenes Leben, verfügt werden sollte. In ohnmächtiger Wut versuchten sie, ihre Bande zu durchreißen, natürlich vergebens. Paul schrie wie ein gefesseltes Tier, und der Hauptmann sank in stummer Verzweiflung in seine vorige qualvolle Lage zurück, während er sah, wie Mahtoree mit dem Alten hinter den Falten des Zelteingangs verschwand. Der Raum, den sie nun betraten, war geräumig, aber noch schmuckloser und ärmlicher ausgestattet als die übrigen. Von den Dingen, die die Indianer sonst so gerne von den weißen Händlern eintauschten, und die man sonst fast in jeder Hütte finden konnte, sah man hier nichts; denn Mahtoree liebte es, diese Gegenstände unter seinen Kriegern zu verschenken, um sich so bei ihnen in Gunst zu erhalten. Ein paar vorzügliche Jagdwaffen und einige Medaillen, die dem Häuptling von einigen politischen Agenten Kanadas in Anerkennung seiner Würde verliehen worden waren, ließen wohl erkennen, daß es die Hütte eines Häuptlings war, die man betrat.

Auf einem Lager aus duftenden Kräutern saßen Ines und Ellen. Sie hatten beide in den letzten Tagen soviel Aufregendes durchgemacht, daß man ihnen die Erschöpfung wohl anmerkte. Ines zartes Antlitz war noch blässer und durchsichtiger als früher, und etwas wie Ergebung lag in ihrem Wesen, während Ellen rotverweinte Augen hatte und offenbar sich nicht so leicht in ihr Schicksal ergab. Außer den beiden befand sich aber noch ein drittes weibliches Wesen in dem Raume, Tachechana, das Weib Mahtorees. Sie zeichnete sich durch Anmut und Lieblichkeit vor den andern Weibern ihres Stammes aus; auch war ihre Haut weniger dunkel, und ihre Stimme, wenn sie lachte oder sang, klang wie das Zwitschern eines Vögeleins. Auf ihrem Schoße hielt sie ein schlummerndes Knäblein, und ihr Blick hing bewundernd an den beiden gefangenen weißen Frauen, die seit kurzem mit ihr das Zelt teilten. Mahtoree hatte dieses Weib bisher seinen andern Frauen vorgezogen. Aber heute würdigte er sie keines Blickes, als er nun, gefolgt von dem Wildsteller, sein Zelt betrat. Lautlos

glitt sein Fuß über den Boden hin, nur die Silberglöckchen an seinen Beinen und seine Armringe klirrten leise.

Die Frauen, obgleich sie sich schon etwas an die wilden, buntbemalten Krieger gewöhnt hatten, erschraken doch, als der Häuptling so plötzlich in ihrem Zelte erschien und sie zunächst stumm, mit verschränkten Armen betrachtete. Endlich unterbrach Ines die bedrückende Stille und fragte den Wildsteller, was dieser Besuch zu bedeuten habe. „Die Töchter meines Volkes wünschen zu wissen, warum der große Teton zu ihnen gekommen," verdolmetschte er dem Wilden. Dieser war sichtlich durch diese Frage erfreut; offenbar empfand er sie als gewisses Entgegenkommen. „Sage dem Schwarzauge folgendes: „Mahtoree ist ein großer Häuptling der Dakota. Seine Hütte ist weit und leer. Die Füße der bleichen Frau sind zart und können nicht bis zu den Hütten ihres Vaters laufen. Sie soll in diesem Zelte bleiben. Mahtoree wird vergessen, daß er viele Pferde hat. Sage dem Lichthaar, daß auch für sie die Hütte eines Tapferen offen steht; er wird sein Wildbret mit ihr teilen."

Der Wildsteller schüttelte nachdenklich das Haupt; dann erwiderte er: „Die Zunge einer Rothaut redet anders, als die Lippen der weißen Männer. Meine Töchter werden erschrecken, wenn ich ihnen diese Worte singe. Der Häuptling möge weiser mit ihnen reden."

Der Teton, der wohl meinte, daß er den richtigen Ausdruck nicht gefunden, wiederholte seine Wünsche: „Mahtoree will die bleiche Blume behalten, die er auf der Prärie gefunden; er wird sie nicht mehr von sich lassen; er ist der Häuptling eines mächtigen Stammes." Der Alte scheute sich, diese Worte den Frauen zu übersetzen; etwas ratlos blickte er sie an und zögerte. Doch ahnten beide wohl den schrecklichen Sinn der Worte und Ellen sagte rasch: „Spart Eure Worte, sie taugen nicht für unsere Ohren, wir wollen allein sein." Der Wildsteller wußte wohl, daß sie den stolzen Häuptling, in dessen Hand sie alle ja ohne Barmherzigkeit gegeben waren, nicht in Wut bringen durften. Darum sagte er zu ihm: „Meine Töchter brauchen meine Worte nicht; sie haben an den Blicken und Gebärden des großen Tetons gesehen, was er ihnen sagen will. Aber meine Töchter sind die Kinder eines weißen Stammes. Sie tun nichts ohne Überlegung. Sie wollen Mahtorees Worten nachsinnen und ihm später die Antwort sagen."

Mahtoree schien diese Antwort befriedigend, darum wandte er sich und wollte das Zelt verlassen; da drängte sich Tachechana, die dem ganzen Gespräch mit wachsender Aufregung gefolgt war, zwischen ihn und den Ausgang. Unwillig schob er sie zur Seite und sagte barsch: „Geh, die Krieger harren draußen ihres Herrn; Mahtoree hat keine Zeit für ein Weib." Sie aber ließ nicht so schnell von ihm ab, und mit Demut und Stolz rief sie aus: „Tachechana ist die Tochter eines Häuptlings. Siehe deinen Knaben dort; er wird einst sprechen zu dir und seine Worte werden an dein

Ohr klingen, wenn er fragen wird: Warum hat mein Vater die Tochter eines großen Häuptlings so rasch vergessen? Wo ist meine Mutter?" — Schweigend ergriff Mahtoree das erregte Weib am Arm und führte es vor Ines, deren sanftes Auge voll Mitleid auf das Indianerweib fiel. Dann griff er nach einem Spiegel und hielt ihr ihn vors Gesicht, während er mit der andern Hand auf Ines wies. Nun winkte er dem Greis, ihm zu folgen, und verließ mit stolzem Schritt das Zelt.

Einen Augenblick blieb das arme Weib wie vernichtet stehen. Dann kam ein starrer, qualvoller Ausdruck in ihr sonst so fröhliches Gesicht. Langsam nahm sie ihre Armringe ab und entledigte sich all ihres sonstigen Schmuckes. Dann holte sie ihren Knaben herbei, drückte noch einen Kuß auf die kleine Stirn und legte ihn zu Ines Füßen nieder. Hierauf zog sie sich in die dunkelste Ecke des Raumes zurück, hockte sich auf die nackte Erde, verbarg den Kopf in ihren Armen und blieb so schweigend und reglos sitzen.

Die Entscheidung

Kaum hatten Mahtoree und sein Begleiter das Zelt verlassen, da trafen sie auf Ismael Busch, der mit seinem Weibe und Abiram, seinem Schwager, dort wohl schon seit einiger Zeit seiner geharrt. Auf den ersten Blick konnten die beiden bemerken, daß die Freundschaft der Familie Busch zu den Tetons nur noch an sehr losen Fäden hing. Ismael schritt sofort auf den Wildsteller zu, faßte ihn am Rock und schrie ihn an: „Bleib stehen, elender Graukopf, und übersetze diesem Schurken dort, was ich ihm zu sagen habe." „Gerne," erwiderte der Alte; „noch lieber, wenn Ihr Eure Stimme etwas mäßigt." „Sagt ihm," fuhr der erboste Auswanderer fort, „daß ich von ihm erwarte, daß er den Handel nun hält, den wir am Fuße des Felsens miteinander geschlossen haben."

Der Alte verdolmetschte beim Häuptling diese Worte. „Was fehlt dem Bleichgesicht in unserem Wigwam?" war die stolze Antwort. „Ist er hungrig? So sollen ihm meine jungen Leute Wildbret in die Hütte tragen. Oder friert er? Der Stamm der Dakota hat Büffelhäute genug. Man soll sie ihm geben."

„Nichts von dem," rief der Squatter, nachdem er die Antwort vernommen. „Mein Recht fordere ich von diesem Schuft. Meine Gefangenen soll er mir herausgeben, meine Nichte und dich, du verräterischer Hund." „Von deinem Recht mag nicht viel übrig bleiben, wenn man deine Wünsche genauer prüft; doch sagen will ich der Rothaut, was du forderst," versetzte ruhig der Greis. Und zu dem Häuptling gewendet fuhr er fort: „Der große Teton möge seine Ohren weit öffnen, daß er die großen Worte des Bleichgesichts ordentlich höre. Er fordert deine schöne Gefangene,

seine Nichte, und mich alten Sünder von dir zurück." „Bah!" rief Mahtoree verächtlich. „Kommt er mit leeren Händen, Mahtoree will sie ihm füllen; denn er ist sehr reich. Doch die bleiche Blume bleibt in der Hütte Mahtorees; das Blondhaar soll eines tapferen Kriegers Weib werden, und auch du, mein Vater, sollst in den Hütten der Sioux leben. Dein Haar ist weiß. Mein Vater ist in manchem Rate gesessen, und meine Kinder sollen seine klugen Worte hören und von ihm lernen."

Er wandte sich zum Gehen. Da Ismael sah, daß er zunächst nichts ändern konnte, besann er sich nicht mehr lange. Er befahl seinen Söhnen, alles zum Aufbruch bereit zu machen. Das Vieh war schon vorher zusammengetrieben worden. Rasch waren die Habseligkeiten auf die bereitstehenden Wagen geladen; auch die Indianerzelte, die ihnen überlassen worden waren, wurden mitgenommen, und eine Stunde später schon befand sich die ganze Familie Busch auf dem Abmarsch.

Die Auswanderer folgten eine Weile dem Laufe des kleinen Flusses. Dann wurde auf einer Anhöhe haltgemacht, die Zelte von neuem aufgebaut, ohne Schutz, so nahe der gefährlichen Nachbarschaft, denn Ismael Busch war nicht gesonnen, so schnell auf sein vermeintliches Recht zu verzichten.

Die Rothäute hatten indessen dem Abzug ihrer weißen Bundesgenossen in aller Ruhe zugesehen. Niemals wird ein Indianer in offene Fehde treten gegen einen so wohlbewaffneten Feind, denn ihre Hauptwehr ist die Hinterlist und die Schlauheit, mit der sie ihre Opfer heimtückisch überfallen.

Nachdem sie verschwunden waren, berief Mahtoree zum zweiten Male die Männer zu einer Versammlung. Die Meinungen über das Schicksal ihres Todfeindes Hartherz waren vorhin geteilt geblieben. Wohl stimmten bei weitem die meisten, noch aufgestachelt von ihren blutgierigen, rachsüchtigen Weibern, für die grausamste Todesart, aber ein nicht ganz kleiner Teil, unter ihnen vor allen die Bejahrten — fürchteten die Rache des benachbarten mächtigen Stammes und mahnten zur Ruhe und Besinnung. Und ein schöner Zug unter diesen wilden Scharen ist es, daß sie die Stimme des Alters so leicht nicht überhören. Aber die Entscheidung drängte.

Unweit des Pfahles, an dem noch immer der junge Häuptling gefesselt stand, ließen sich die Männer alsbald im Halbkreis nieder. Einige alte, häßliche, verschrumpfte Weiber drängten sich bis in die vordersten Reihen und wurden dort auch ruhig geduldet. Middleton und Paul wurden herbeigeschleppt und zu den Füßen des Pawnee niedergelegt. Noch drei oder vier Plätze im Vordergrund blieben unbesetzt; sie gehörten den obersten Häuptlingen. Noch einmal hatten diese versucht, Einigkeit unter sich herzustellen; doch vergebens. Zuerst erhob sich ein sehr alter Indianer von seinem Sitze. „Der Adler an den Quellen des Missisippi," begann er, „lag noch in seinem Ei, als meine Hand einen Pawnee erschlagen. Bohrecheena ist sehr alt. Die Worte, die aus seinem Munde zu Boden

fallen, werden die Sioux aufheben und an ihre Ohren halten. Seitdem das Gras auf den Prärien wächst und verdorrt und wieder wächst, lag das Kriegsbeil zwischen den Hütten der Sioux und der Pawnee. Wenn nun der Wolf die Hirschkuh findet, was tut er dann? Wenn der Panther die Hindin an der Quelle erblickt, wird er sich dann wenden und fliehen? Ihr wißt alle, das tut er nicht. Er trinkt gleichfalls, aber was er trinkt, ist Blut. Der Sioux ist ein springender Panther, der Pawnee eine furchtsame Hindin, der Dakota ein wütender Wolf. Meine Kinder hören meine Worte."

Mit Beifall wurde diese Rede aufgenommen. Nach einer langen Pause, wie die Ehrfurcht vor dem Alter sie verlangte, erhob sich ein anderer, ebenfalls älterer Krieger, der aber doch um ein beträchtliches jünger war als jener. Er mußte, sollte das, was er sprechen wollte, gehört werden, die Zahl der fehlenden Jahre durch andere Künste zu ersetzen suchen.

„Ich bin wie ein Kind neben meinem Vater," hob er in geheuchelter Demut an. „Ich lebte noch bei den Frauen, als mein Vater zur Jagd zog. Ein wenig grau ist die Farbe meines Hauptes geworden. Während ich auf dem Kriegspfade schlief, ist Schnee darauf gefallen und festgefroren. Die heiße Sonne bei den Osagendörfern vermöchte ihn nicht zu schmelzen." Ein leises Murmeln der Bewunderung, das durch die Reihen der Krieger lief bei dieser Anspielung auf seine kriegerischen Verdienste, bewies, daß der Alte seine Leute zu behandeln verstand, und mit festerer Stimme fuhr er fort: „Nun will ich euch meinen Rücken zukehren, den noch nie ein Pawnee gesehen. Schaut in mein Gesicht; es ist bedeckt von Narben. Schaut tiefer in das Herz; es ist das Herz eines Dakota. Darum höret, was ich euch sage. Die Dakota sind ein großes Volk. Vergessen sie ihre toten Krieger? Wenn sie einen vermissen, senden sie hinaus in die Ebene. Sie werden ihn suchen und bei seinem Namen rufen. So auch die Pawnee; so auch die Bleichgesichter. Ihr habt einen mächtigen Zauberer der Langmesser unter euch. Er ist ein Freund der Pawnee. Er wird seinen langen Arm ausstrecken, und Wekonschecheh, den bösen Geist, wird er in unsere Hütten senden."

Empört über diese Wendung des Gesprächs, die seinen Hoffnungen verderblich werden konnte, verstieß der sonst so besonnene Mahtoree gegen die Sitte, indem er den Redenden unterbrach; er sprang wild von seinem Sitze auf und rief: „Laßt den Wundermann der Bleichgesichter kommen, daß man seinen Rat höre!" Auf seinen Wink eilte Weucha, ihn herbeizuholen.

Dem armen Doktor Battius hatte man übel mitgespielt. Man hatte ihn seiner Perücke beraubt und sein Haar kurz geschoren nach Indianerart. Nur eine einsame Locke hing ihm noch vom Haupte, und an ihm waren eine ganze Anzahl toter Eidechsen, Käfer und Larven befestigt. Sein Gesicht war schrecklich bemalt. Sein Oberkörper war mit einem

bunten, hirschledernen Überwurf bedeckt. Er saß festgebunden auf seinem Esel und bot mehr ein Bild des Jammers als des Schreckens dar, als Weucha ihn nun in den Kreis führte. Seine ängstlichen Blicke flehten um Erbarmen; denn er dachte nicht anders, als daß er nun als Opfertier irgend einer althergebrachten Sitte dienen müsse. Endlich blieb sein flehendes Auge an dem Wildsteller haften, der außerhalb des Kreises stand und den Reden der Versammlung folgte.

„Ehrwürdiger Jäger, erbarmt Euch über mich. Saget diesen Wilden, welch wertvolles Glied der Wissenschaft sie ihrer Blutgier opfern wollen, und welch schweres Unrecht sie auf sich laden, wenn sie die Zeit eines solchen Gelehrten, wie ich einer bin, so jäh abkürzen." Der Alte sprach dem Unglücklichen Mut zu.

Nun erhob Mahtoree sich von seinem Sitze, und Totenstille herrschte im Kreise, während er sprach: „Was ist ein Sioux?" begann er, „er ist der Beherrscher der Prärien und der Gebieter über ihre Tiere. Die wil-

den Büffel müssen ihm dienen, die Fische im Flusse der trüben Wasser hören seine Stimme. Er ist ein Fuchs im Rate, ein grimmiger Bär im Kampfe, ein gefürchteter Panther im Streit."

Ein Gemurmel der Befriedigung lief durch die Reihen bei diesen Worten.

„Was aber ist ein Pawnee?" fuhr er fort. „Ich will es euch sagen. Ein Dieb, der die Weiber bestiehlt, ein Jäger, der um sein Wildbret bettelt, ein Feigling, der sich verbirgt, wenn der Feind naht. Im Rate ist er ein Eichhorn, das von einem Ast zum andern hüpft, eine Eule, die in der Nacht durch die Prärien heult. Ein Pawnee ist ein Weib!"

Ein Beifallssturm folgte dieser Rede, und der Wildsteller mußte dem Gefesselten diese Worte in seiner Sprache wiederholen. Hartherz hörte aufmerksam zu, aber kein Zug in seinem Antlitz verriet, was er empfand. Dann hob er wie vorher das Haupt, und sein Blick schweifte in die Ferne.

Mahtoree aber fuhr fort: „Wenn die Erde mit Ratten bedeckt wäre, so wäre kein Raum auf ihr für die Büffel, die dem Sioux Nahrung und Kleidung geben. Sie müssen kommen und das Gezücht in die Erde stampfen. So müssen die Dakota die Pawnee zertreten mit ihren Füßen, denn ein Pawnee ist eine eklige Ratte, ein Sioux aber ein schwerer Büffel. Mahtoree hat zu euch gesprochen."

Er setzte sich, und der losbrechende Jubel bewies ihm, daß seine Rede auf fruchtbaren Boden gefallen war. Aber noch einmal sprang er auf: „Wo sind eure Männer und Söhne geblieben? Die Sonne bleicht ihre Knochen draußen auf der weiten Ebene; die einen Pawnee oder ein Bleichgesicht getötet. Wo ist Bohrecheenas Sohn? Seinen Skalp könnt ihr finden an den Hütten der Pawnee. Wo ist Mahhah geblieben? Oh, daß er da wäre und sagen könnte, welchem Stamme die Hand seines Mörders angehört. Und so frage ich euch alle. Ein jeder von euch kennt die Namen derer, die nicht mehr heimgekehrt sind."

Der Erfolg seiner Worte war auf dem Höhepunkt angelangt; da erhob sich von seinem Platze ein Häuptling, der so alt war, daß er ohne Hilfe sich nur mühsam aufrecht halten konnte. Es war „Le Balafré" oder „Die Schmarre", der Älteste des ganzen Stammes. Seinen Namen verdankte er seinem von Narben durchfurchten Antlitz; er hatte ihn vor langen Jahren von den Franzosen bei den Kämpfen um Kanada erhalten, und er war ihm haften geblieben. Mit hohler, kaum vernehmbarer Stimme sprach er, während ehrfürchtiges Schweigen von neuem die Versammlung erfüllte. „Die Tage Le Balafrés," hob er an, „neigen sich zu Ende. Er ist wie ein Büffel ohne Haare, bald wird er seine Hütte verlassen und eine andere suchen, ferne von seinen Kindern. Was er zu sagen hat, ist für die, die zurückbleiben. Oft ist der Schnee gefallen, seit Le Balafrés Fuß den Kriegspfad nicht mehr gewandelt. Aber vor dem war sein Blut heiß; und seine Hand war sicher. Doch die Zeit hat es gekühlt. Der Herr des Lebens sendet ihm nur noch Träume des Friedens; er sieht, daß es besser

ist im Frieden zu leben. Le Balafré ist einsam geworden. Seine Söhne sind ihm vorausgegangen zu den glücklichen Jagdgründen. Le Balafré braucht einen, auf den er sich stützen kann. Seine Hütte soll nicht verlassen stehen, wenn er von hinnen gegangen. Euer Vater hat sich einen Sohn auserkoren."

Mühsam schritt er auf den Gefangenen zu und betrachtete ihn mit sichtlichem Wohlgefallen. Mit einer gebietenden Handbewegung deutete er an, daß man die Fesseln des Gefangenen löse. Obwohl Mahtorees Augen Zorn und Haß sprühten, und viele ängstlich und verwirrt nach ihm blickten, wagte keiner, dem Wunsche des Patriarchen zu widersprechen. Mit wenigen scharfen Messerschnitten wurde Hartherz von seinen Banden befreit. Aber immer noch blieben die Züge des jungen Mannes starr und unbewegt.

„Spricht mein Sohn in der Sprache der Tetons?" fragte ihn der Greis. Als der Jüngling in stolzem Schweigen verharrte, fuhr jener fort: „Mein Sohn hat seine Augen an den Gewässern der Wölfe geöffnet, aber er wird sie am Knie des trüben Wassers schließen. Als Pawnee ward er geboren, als Dakota wird er einst sterben. Sieh mich an! Ich bin ein Baum, der einst viele mit seinen Zweigen beschattete. Aber das Laub ist abgefallen, und die Äste hat der Sturm geknickt. Lange suchte mein Auge nach einem frischen Reis, daß der Stamm neu ausschlage, Zweige und Blätter treibe. Heute habe ich es gefunden. Ihr Männer meines Volkes: Le Balafré ist nicht länger ohne Sohn. Er wird diesen Jüngling in seine Hütte nehmen."

Bei diesen Worten führte er ihn in die Mitte des Kreises. Eine tiefe Stille entstand. Keiner durfte wagen, diesem Ältesten des Stammes entgegenzutreten und ihm ein Recht streitig zu machen, das schon mancher jüngere, weniger verdiente Krieger nach althergebrachter Sitte für sich in Anspruch genommen hatte. Und doch wußte fast jeder, daß es ein Ding der Unmöglichkeit war, daß zwei gleich kühne und mächtige Häuptlinge feindlicher Stämme in Frieden nebeneinander leben konnten. Darum brach ein Sturm der Begeisterung los, der teilweise auch unfreiwilliger Bewunderung für den Mut des Jünglings oder rachsüchtiger Freude entsprang, als dieser mit stolzer Ruhe entgegnete: „Mein Vater ist sehr alt und sehr weise. Aber noch niemals hat er gesehen, daß ein Büffel sich in eine Fledermaus verwandelt. So wird er auch niemals sehen, daß ein Pawnee sich in einen Sioux verwandelt." Doch Le Balafré ließ noch nicht ab von seinem Wunsche; im Gegenteil, die Worte des tapferen Jünglings erfreute sein altes, einst so tapferes Herz, und er entgegnete: „Das sind Worte, die ein Tapferer sprach, damit die Krieger in sein Herz schauen können. Doch die Wurzel des weißen Haares ist voll Weisheit. Mein Sohn wird den Tetons zeigen, daß er tapfer ist, indem er ihre Feinde schlägt. Männer der Dakota, dieser ist mein Sohn!"

Einen Augenblick verharrte der Pawnee in Schweigen; hierauf ergriff er die harte, runzlige Hand des Patriarchen und legte sie ehrfürchtig auf sein Haupt. Dann trat er einen Schritt zurück, und indem er den stolzen Blick mit einem Ausdruck unsagbarer Verachtung über die Versammlung schweifen ließ, rief er: „Hartherz hat sein ganzes Innere durchschaut. Er denkt an alles, was er auf der Jagd und im Kriege getan. Er ist und bleibt ein Pawnee in allem, was er tut. Er gedenkt der Skalpe über seiner Hütte. Niemals könnte er in den Hütten der Sioux sein Wildbret essen; seine Pfeile würden sich umkehren, und die Spitze seiner Lanze würde sich nach hinten drehen. Seine Freunde würden heulen bei dem Kriegsgeschrei, und seine Feinde würden lachen. Kennen die Sioux einen Pawnee Loup? Sein Herz ist ein Fels, und sein Arm ist von Stahl. Wenn die Sonne ihre Bahn ändern und von den Felsengebirgen kommend im Lande der Bleichgesichter sinken wird, dann mögen die Tetons erleben, daß ein Pawnee ein Sioux wird. Bis zu diesem Tage wird Hartherz als ein Pawnee leben und sterben."

Wieder erfüllten nach diesen Worten Rufe des Entzückens die Luft.

Als sich der Sturm gelegt hatte, wandte sich der Jüngling noch einmal zu dem Greis: „Möge sich mein Vater unter den Söhnen und Töchtern der Dakota eine Stütze suchen. Hartherz hat schon einen Vater gefunden, als er ihn brauchte." Dies sagend, wies er auf den Wildsteller, der noch immer im Hintergrunde stand. Langsam und enttäuscht schritt Le Balafré auf ihn zu. „Meine Augen sind geschwächt vom Alter," redete er diesen an, „von welcher Farbe ist die Haut meines Bruders?" — „Wakondah hat meine Haut einst weiß geschaffen," erwiderte jener; „aber Sonne und Sturm haben sie dunkel gefärbt." „Mein Bruder ist ein Langmesser! Warum hat er sich einen Sohn gesucht unter den Rothäuten? Warum begehren die weißen Männer alles, was sie sehen?" — „Ich habe den Pawnee zu meinem Sohne gemacht," antwortete der Wildsteller ruhig, „nicht damit er mein Alter stütze, sondern damit jener einen hat, der hinter ihm steht, wenn — — — doch stille, Hektor, schämst du dich nicht?"

Ein furchtbares Wutgeschrei unterbrach das Gespräch der Greise. Nicht länger hatten die Weiber ihre Rachgier zu zügeln vermocht. Durch die Verachtung, mit der der junge Pawnee gesprochen, aufs äußerste gereizt, waren sie in die Versammlung eingedrungen. Nun hatten sie bemerkt, wie ein unsäglich stolzes, triumphierendes Lächeln seine Züge erhellte, während er, wie vorhin, in die Ferne horchend, gestanden. Die Aufregung stieg auf den Höhepunkt. Mit Schmähungen und Drohungen versuchten sie die Männer zu reizen. Auf einen Wink Mahtorees stürzte der blutgierige Weucha wie ein von der Koppel gelassener Bluthund auf sein Opfer los. Den Tomahawk schwang er im Kreis um das Haupt der Gefangenen. Endlich schien er zum Todesstoß ausholen zu wollen. Im selben Augenblick fuhr Hartherz mit der einen Hand blitzschnell in die

Luft, entriß seinem Mörder den Tomahawk, und ehe die Umstehenden wußten was geschah, sank Weucha mit gespaltenem Schädel zu Boden. Dann sich mit der blutigen Waffe einen Weg bahnend, schoß er, flink wie ein Hirsch, durch die Schar der verblüfften Weiber und war im nächsten Augenblick den Blicken entschwunden.

Ein paar Sekunden nur standen alle wie erstarrt. Dann, begleitet von dem gellenden Wehgeschrei der Weiber, stürzten die Krieger dem Flüchtigen nach. Aber ein lauter, befehlender Ruf ihres Häuptlings hielt sie zurück. Der Weisung seines Armes folgend, schauten sie nach dem jenseitigen Ufer und erblickten drüben eine große Schar bewaffneter Pawnees, die herbeigeeilt waren, ihren Häuptling zu retten oder zu rächen. Dieser hatte schon das Ufer des Flusses erreicht und war mit einem Satz in den Wellen verschwunden. Das Triumphgeschrei seiner ihn empfangenden Stammesgenossen drang bis zu den überlisteten, wutschnaubenden Tetons hinauf.

Die Bestürzung dauerte nicht lange. Mit überlegener Besonnenheit wußte Mahtoree Ruhe und Ordnung in seinem Lager wieder herzustellen. Zielbewußt und sicher erteilte er seine Befehle. Die Hütten wurden niedergerissen und auf die leeren Wagen verpackt. Nur das Zelt Mahtorees ließ man unberührt. Die Knaben wurden in die Talgründe geschickt, die dort grasenden Pferde herauf zu holen. Die Mütter nahmen ihre Säuglinge auf den Rücken, indes die größeren Kinder gleich einer Schafherde zusammengetrieben und in die rückwärts liegenden Ebenen geführt wurden. Die Krieger bewaffneten sich und bestiegen ihre Rosse und sammelten sich um ihren Häuptling, der auf einer Anhöhe stehend alle Bewegungen der Feinde beobachten konnte.

Sein scharfes Auge überzählte die Schar der Feinde, und mit grimmiger Genugtuung nahm er wahr, daß sie an Zahl etwa um die Hälfte kleiner war als die eigene. Wohl wurde dieser Vorteil etwas aufgewogen dadurch, daß jene besser bewaffnet waren, wohl nur aus auserlesenen Kriegern bestanden und weder Frauen noch Kinder zu schützen hatten. Auch vergaß er nicht, daß ein zweiter Feind ihm im Rücken lag. Leicht konnte der Squatter mit seinen Söhnen die Verwirrung im Lager der Sioux dazu benutzen, aus dem Hinterhalt hervorzubrechen. Darum mußte das Schicksal der weißen Gefangenen noch vor dem Aufbruch entschieden werden.

Seinem natürlichen Instinkte folgend, wollte er die beiden Männer sofort töten und die Frauen, gleich den Siouxweibern, in Sicherheit bringen lassen. Da fiel sein Blick auf den Doktor. Er kannte die abergläubische Furcht gerade der tapfersten seiner Krieger und wagte nicht, die Flüche des weißen Zauberers vor ihren Ohren durch ein so blutiges Vorgehen herauszufordern. Daher winkte er einem älteren Krieger, übergab ihm die Sorge für alle Nichtkämpfenden und befahl ihm, unter den Weibern Messer zu verteilen, sobald der Kampf am Flusse im Gange sei. „Mein

Vater ist klug," schloß er seinen Auftrag; „er wird die Weisheit nicht von einem Knaben lernen müssen."

Der Ausdruck wilder, blutgieriger Freude in den Zügen des Wilden bewies ihm, daß dieser ihn verstanden. Nun bestieg auch er sein Pferd, gab den Kriegern ein Zeichen, und der ganze Troß sprengte den Abhang hinunter an das Ufer des Flusses.

Die Pawnee hatten es indes nicht eilig gehabt. Der Hauptzweck ihres Unternehmens war für sie erfüllt, als sie ihren jungen, hochgeachteten Häuptling heil und unversehrt wieder in ihrer Mitte sahen. Sie hatten ihm sein Pferd mitgebracht; Bogen, Lanze und Köcher lagen auf dem Rücken des Tieres, und freudig wurde es von seinem Herrn bestiegen. Er galoppierte voll Stolz und Anmut unter dem Jubel seiner Krieger, erst eine Zeitlang hin und her, dann und wann innehaltend und die Waffen prüfend, die man ihm gereicht. Als die feindlichen Reiter das andere Ufer erreicht hatten, wurden zunächst einige erfolglose Schüsse zwischen den Häuptlingen gewechselt; denn das Wasser war viel zu breit, als daß eine Büchsenkugel ans jenseitige Ufer gereicht hätte. Der scharfen Beobachtung Wildstellers war keine Bewegung, die seit der kühnen Flucht des Pawnee vor sich gegangen war, entgangen, und sobald die allgemeine Verwirrung es erlaubte, begab er sich in die Nähe seiner weißen Freunde, um auf alle Fälle ihnen beizustehen. „Ehrwürdiger Greis," rief ihm der Doktor zu, „befreit meine unteren Gliedmaßen von diesem unwürdigen Zusammenschluß mit dem Leibe meines Asinus. Vielleicht könnte es mir gelingen, in diesem Aufruhr zu entrinnen und durch einen eiligen Ritt durch diese Ebenen meine wertvollen Sammlungen für die Wissenschaft zu retten, was von unschätzbarem Werte wäre."

„Eure Anwesenheit hier, mein gelehrter Freund," entgegnete der Alte, „mag für den Augenblick noch größeren Wert besitzen. Vielleicht daß die Furcht vor Eurer nicht gerade lieblichen Erscheinung die Blutgier dieser Wilden in Zaum hält. Darum müßt Ihr Euch schon noch ein wenig gedulden, ehe ich Eurem Wunsche willfahren kann."

„Hört, alter Freund," schrie Paul ihm nun zu, „es wäre lobenswert, wenn ihr zwei Dinge abschneiden würdet, nämlich zum ersten Eure unnütze Unterhaltung und zum andern hier diese Riemen, die unsere Lage gewiß nicht angenehm machen."

„Sachte, sachte, mein Junge," erwiderte der Greis, „vor allen Dingen ist Vorsicht geboten. Ihr und der Hauptmann könnt mir glauben, daß ich tun werde, was ihr verlangt, sobald der richtige Zeitpunkt dazu gekommen ist. Bleibt beide ganz ruhig; ich werde so zu euch reden, daß es den Anschein hat, als berichtete ich euch den Verlauf der Kämpfe dort unten. Also hört: aus den Mienen des verräterischen Tetons vorhin glaube ich gelesen zu haben, daß er den Befehl gegeben hat, uns alle miteinander umzubringen."

„Ja um des Himmels willen, alter Mann, wollt Ihr das denn in aller Ruhe abwarten?“ unterbrach Middleton diese wenig erfreuliche Mitteilung. „Pst, Hauptmann, Schlauheit ist jetzt die Hauptsache; in Eurer Lage kann dies jugendliche Aufbrausen nur schaden.“

„Hört, alter Freund,“ warf der Bienenjäger dazwischen; „wenn Ihr sonst nichts zu sagen wißt, so könnt Ihr Euren Atem sparen.“

Ein lautes Geheul von unten lenkte die Aufmerksamkeit aller in diesem Augenblick von neuem nach dem Kampfplatz. Diesen Umstand benützte der Wildsteller, bückte sich und befreite mit einem geschickten Schnitt Pauls eine Hand von dem fesselnden Riemen. Dabei drückte er ihm das Messer unauffällig in die befreite Rechte. „So, nun helft Euch selber weiter; aber langsam, damit Eure Bewegungen nicht bemerkt werden.“

„Na, endlich,“ murmelte der junge Mann; „nun haltet mir diese Hexen noch ein wenig vom Leibe, bis der Hauptmann sich auch befreit hat, und das Blut sich wieder durch die Adern bewegt, denn fürs erste bin ich so steif und hilflos wie ein neugeborenes Kind.“

Der Alte hatte bemerkt, wie inzwischen der beauftragte Krieger die Messer unter die blutgierigen Weiber verteilt hatte. Diese begannen sofort einen wilden Reigen um den alten Indianer zu schlingen, den sie mit wüstem Gesang begleiteten, während sie drohend und rachedürstig mit den Messern in der Luft umherfuchtelten. Plötzlich unterbrachen sie dies abscheuliche Treiben und waren im Begriff, sich auf ihre Beute zu stürzen, als des Doktors Esel, erschreckt von den schrecklichen Tönen, laut seine Stimme erhob. Wie von einem Zauberbann getroffen, hielten alle auf einen Schlag inne; dachten sie doch nicht anders, als der gefürchtete Medizinmann der Blaßgesichter habe dem seltsamen Tiere die Stimme entlockt, die sie nun verderben müsse. Ihre abergläubische Furcht wuchs noch, als sie bemerkten, daß die beiden Gefangenen, ihrer Fesseln entledigt, plötzlich auf die Füße sprangen. Laut schreiend, in wildem Entsetzen, wandten sie sich zur Flucht.

„Auf, Jungens! Nun ist's Zeit, sich in einen männlichen Kampf zu wagen,“ rief der Alte nun seinen jungen Freunden zu. Da fühlte er plötzlich einen harten Schlag auf der Schulter, und als er um sich schaute, blickte er in Ismael Buschs hartes, bewegungsloses Gesicht. Dieser war, in Begleitung seiner bewaffneten Söhne, von hinten herbeigeschlichen. Schnell wurden die vier Männer gebunden, Ines und Ellen aus dem Zelt Mahtorees geholt und auf die mitgebrachten Pferde gesetzt. Dies alles geschah beinahe lautlos, und während Ismael mit seinen Gefangenen seinem Lager zueilte, flohen die entsetzten Weiber mit ihrem Führer nach dem nahen Walde. In kurzem lag über der Stelle, die eben noch der Tummelplatz solch regen Lebens gewesen, die Öde und Stille der großen Prärie.

Indessen waren die Krieger am Flußufer nicht untätig geblieben. Jede Partei hatte versucht, durch Hohnreden die andere zum Angriff zu reizen. Doch diese Bemühungen hatten auf keiner Seite Erfolg. Aber den minder zahlreichen Pawnee mußte daran gelegen sein, vor dem Einbruch der Dunkelheit die Entscheidung herbeizuführen. Darum änderten sie nun ihren Plan. Des Häuptlings Auge ruhte prüfend auf einer Stelle des Flusses, wo derselbe merklich breiter war. Während anderwärts die Strömung ziemlich wild und reißend war, verrieten hier die gekräuselten Wellen eine geringere Tiefe, und etwa in der Mitte des Stromes zeigte sich eine langgestreckte, schmale Sandbank, deren Farbe erkennen ließ, daß hier der Fuß festeren Boden finden würde.

Hartherz zeigte seinen Kriegern diese Stelle, gab ihnen noch einige kurze Befehle, trieb sein Roß in das Wasser und erreichte ohne Mühe diesen inselartigen Streifen Landes. Dort ritt er in lebhaftem Trabe auf und nieder, indem er so die Wut seiner Gegner anspornte, die einen Hagel von Geschossen nach ihm sandten, von denen ihn aber keines erreichte.

Mahtoree rief nun seinerseits seine Häuptlinge um sich, besprach mit diesen kurz seine Absichten und begab sich dann mit seinem Pferde ebenfalls in den Fluß. Der Häuptling beantwortete sein Nahen mit dem gellenden Kriegsgeschrei seines Stammes. Doch Mahtoree kehrte noch einmal ans Ufer zurück, warf seine Büchse von sich, und indem er sich wieder dem Feinde näherte, streckte er ihm den Arm mit der nach außen gekehrten Handfläche entgegen. Als Hartherz dies Zeichen eines Waffenstillstandes sah, ritt er an das entfernteste Ende der Sandbank und warf auch seine Büchse von sich. Die beiden Häuptlinge waren nun mit Speer, Bogen, Köcher, Messer und einer kleinen Streitaxt bewaffnet; auch trug jeder seinen Schild bei sich. Mahtoree zögerte nicht länger, sondern ritt einer Stelle der Sandbank zu, die der ritterliche Hartherz ihm zur Landung überließ. Auf dieser Ritterlichkeit des jungen Gegners fußten die Absichten des heimtückischen Sioux. Er ritt bis in die Mitte der Sandbank heran und warf dabei den Schild über die Schulter zurück. Hartherz hielt in geringer Entfernung von ihm. So standen sie und schauten einander eine Weile schweigend und prüfend an.

Nun hob Mahtoree zu sprechen an: „Mein Bruder hebe sein Auge zur aufgehenden Sonne, dann wende er sich und blicke dorthin, wo sie niedergeht. Zu den Bergen des ewigen Schnees möge er schauen und in das Land der vielen Blumen. Schuf der Wakondah die Erde nicht groß? Hat er nicht Raum genug gelassen für seine roten Kinder?"

Ausweichend erwiderte der andere: „Wann hat ein Teton jemals einen Pawnee betteln sehen um Raum für seine Hütte? Schicken sie ihre Läufer zu den Sioux und fragen sie, ob sie die Büffel jagen dürfen auf den Prärien?" —

Mahtoree unterdrückte die Wut, die des Pawnee stolze, abweisende Worte in ihm entfachten. „Wenn in der Hütte eines Kriegers der Hunger herrscht, dann jagt er draußen die wilden Büffel, die ihm Nahrung geben. Der Herr des Lebens hat Büffel genug geschaffen für alle. Er gab sie nicht den Pawnees, er gab sie nicht den Dakota. Er sprach: da sind genug. Es ist Raum für alle. Warum bekämpfen sich die roten Krieger?"

Hartherz hatte seine Lanze in die Erde gestoßen, auch er hatte den Schild auf den Rücken geworfen. Aber ein leiser Spott lag in seiner Antwort: „Sind die Tetons des Krieges müde geworden? Wollen sie ruhig schlafen in ihren Hütten und ihr Wildbret kochen, nicht es erlegen? Wollen sie ihre Haare wachsen lassen, daß ihre Feinde ihren Skalp nicht mehr finden und meinen, es wären lauter Weiber? Geh! Ein Pawnee wird sich nimmer unter den Sioux ein Weib suchen."

Nur mit Mühe hielt Mahtoree seine Wut im Zaum. „Mahtoree hat mehr Schnee gesehen, als sein Bruder. In den langen Nächten, wenn seine Krieger in ihren Hütten schliefen, hat er das Schicksal seines Volkes bedacht und gesagt: Teton, du tust unrecht, daß du den Tomahawk trägst auf dem Pfade, der zu den Dörfern deiner roten Brüder führt. Wird ein Wolf einen Wolf erwürgen? Hat der rote Mann nicht Feinde genug? Mein Bruder blicke um sich! Sieht er nirgends einen Feind, den er treffen könnte? Das Auge des Dakota sieht ihrer so viele, als der Blätter auf den Bäumen sind!" — „Hat der Teton vergessen, wieviel Skalpe im Rauch meiner Hütte trocknen? Die Hand ist bereit, sie um einen zu vermehren!" — „Mein Bruder wandelt auf krummen Wegen. Wenn eine Rothaut die andere schlägt, wer wird kommen und die Prärien an sich reißen und sprechen: sie sind mein. Die Bleichgesichter sind immer hungrig. Siehe, dort warten sie bereits!" Er deutete nach Ismaels Lager, das in der Ferne sichtbar war. „Siehe, die Langmesser strecken ihre hungrigen Hände aus und reißen an sich, was uns gehört. Sie aber sind reich, und wir sind arm. Wir müssen sie töten. Keiner von ihnen, der die Prärie betritt, sollte sie lebend verlassen!" — „Nein, Teton! Kein Fremder, der an Hartherz' Türe klopft, läßt er ungespeist wieder ziehen. Hartherz hat noch keinen Fremden verletzt. Er wird es auch ferner nicht tun."

„So stirb mit leeren Händen!" schrie Mahtoree und schoß mit Blitzesschnelle einen Pfeil nach der ungeschützten Brust des Pawnee. Dieser hatte die rasche Bewegung des Gegners wohl wahrgenommen, doch vermochte er nicht mehr seinen Schild vom Rücken zu nehmen, noch den Pfeil, den er in derselben Hand hielt, die auch den Bogen umspannte, abzudrücken. Mit raschem Griff riß er sein Pferd zurück, so daß dieses sich hoch aufbäumte und der Nacken des Tieres ihm zur Deckung dienen konnte. Der Pfeil drang bis an den Schaft in den Hals des Tieres, sein Reiter aber blieb unverletzt.

Und nun flogen die Pfeile herüber und hinüber, bis die Köcher geleert waren. Obgleich schon Blut geflossen, verlor der Kampf noch nichts an Heftigkeit. Nun wirbelten die Lanzen in der Luft; die Pferde stoben aneinander vorüber, der aufgewühlte Sand spritzte empor; doch beide Reiter saßen fest auf ihren Tieren. Endlich mußte Mahtoree, um einem tödlichen Stoße auszuweichen, sich vom Pferde werfen; er selbst war gerettet, aber sein Pferd stürzte zu Tode getroffen nieder. Wieder wendete sich der Pawnee, um seinem Gegner den todbringenden Stoß zu versetzen; da strauchelte sein eigenes schwerverwundetes Tier, und er kam darunter zu liegen. Mahtoree stieß beim Sturze ein Triumphgeheul aus und eilte auf den Gegner zu, der in seiner verzweifelten Lage ihm völlig in die Hand gegeben schien. Doch dieser schleuderte mit der freien Hand dem Heranstürmenden das Messer so geschickt entgegen, daß es diesem bis ans Heft in die nackte Brust fuhr. Mahtoree wankte und überlegte einen Augenblick, ob er die tödliche Waffe herausziehen sollte oder nicht. Dann taumelte er an das Ufer, und mit der letzten Kraft, die ihm noch blieb, rief er seinem Todfeinde zu: „Knabe der Loups, nimmer soll der Skalp des mächtigen Dakotahäuptlings im Rauche deiner Hütte trocknen." Mit einem Blick unversöhnlichen Hasses riß er das Messer aus der Wunde, warf es seinem Gegner zu und stürzte sich in die Wellen, die sich von seinem Blute röteten. Hartherz hatte sich unter dem Pferde hervorgearbeitet. Er griff nach seinem Messer und verfolgte seinen Todfeind bis in die Fluten.

Mit atemloser Spannung hatten die Krieger auf beiden Seiten dem Kampfe zugeschaut. Nun stürzte sich ein halbes Hundert von ihnen mit wildem Geschrei ins Wasser; diese, um ihren Häuptling zu rächen, jene, um dem Sieger beizustehen. Ein verzweifelter Kampf entspann sich in den Fluten, und das Wasser färbte sich dunkler von vergossenem Blute. Die Entscheidung des furchtbaren Kampfes schwankte; einmal schienen die Pawnee auf ihren rascheren Pferden im Vorteil, sie drängten die Feinde ans Ufer zurück; aber dort gewannen die Teton, verstärkt durch die unberittenen Krieger, die Oberhand. Auf dem mit langem Grase bedeckten Boden waren die Pferde unbrauchbar, und hinter den hohen Grasbüscheln fanden die Siouxkrieger Deckung. Entmutigt wollten die Loups schon den

Rückzug antreten, da tönte der ihnen so wohlbekannte Kriegsruf ihres Häuptlings an ihr Ohr, der in der erhobenen Hand den blutigen Skalp des großen Sioux schwang. Von Schmerz und Wut bei diesem Anblick ergriffen, vergaßen die Tetons der Vorsicht. Sie stürzten aus ihren Verstecken hervor, um dem Sieger seine blutige Beute zu entreißen. Ein Handgemenge entstand, das Blut floß in Strömen. Dank ihrer Überzahl schien sich der Sieg auf die Seite der Sioux zu neigen. Da krachte eine Salve von Büchsenschüssen, fünf oder sechs Sioux wälzten sich im Todeskampf. Von hinten kommend hatte Ismael Busch mit seinen Söhnen in den Kampf eingegriffen. Sie wollten Rache nehmen an den verräterischen Sioux. Eine zweite Salve folgte, und wieder sanken etliche zu Tode getroffen. Da vermochten die wenigen Führer nicht länger die erschreckten Banden zu halten. Entsetzt flohen sie nach allen Richtungen, von den triumphierenden Siegern verfolgt, bis die Dunkelheit hereinbrach und dem grausigen Blutbad ein Ende machte.

Gericht und Vergeltung

Als am folgenden Morgen die Sonne am östlichen Horizont emporstieg, lag die große Fläche der Prärie, die gestern der Schauplatz so wilder Kämpfe gewesen war, in tiefem Frieden. Nur ab und zu kreisten beutegierige Geier über einer Stelle, wo noch ein unbestatteter Leichnam lag.

Auch Ismael Buschs Lager bestrahlte sie mit ihrem Glanz; aber er paßte schlecht zu der trüben Stimmung, die dort herrschte. Ismael schritt mit strengem, starrem Gesicht auf und nieder. Hinter der breiten Stirn arbeiteten die Gedanken. Die Kinder blickten scheu und ängstlich auf den Vater, sogar die starken Söhne wagten nicht, den Brütenden anzureden. Selbst Esther hielt, vielleicht zum ersten Male, ihre Stimme gedämpft; aus Abirams bösen Augen schossen von Zeit zu Zeit finster-forschende Blicke auf den Schwager. Jeder fühlte, daß heute ein besonderer Tag heraufzog, ein Tag schwerster Entscheidungen und wichtigster Ereignisse.

Auf einen Wink des Vaters führten jetzt die Söhne die Gefangenen vor das Zelt: Ines, Ellen, Middleton, Paul, Obed Bakkius, den alten Wildsteller und Le Balafré, den greisen Indianer, der sich schwer auf Tachechana, die junge Witwe Mahtorees, stützte. Ismael schickte sich an, Gericht zu halten über seine Gefangenen. Vor wenigen Minuten war auf dampfendem Rosse Hartherz herbeigeeilt; Teilnahme am Geschicke seiner weißen Bundesgenossen, insbesondere die Sorge um den, der in ernster Stunde so väterlich ihm beigestanden, hatten ihn hergeführt. Ismael hatte ohne jedes Empfinden den jungen Gast begrüßt; er fühlte nicht den Takt, der den tapferen Häuptling veranlaßt hatte, ohne kriegerische

Begleitung zu erscheinen. Er fürchtete sich nicht vor ihm, noch wünschte er ihn zum Bundesgenossen. Er selbst war sich Herr genug.

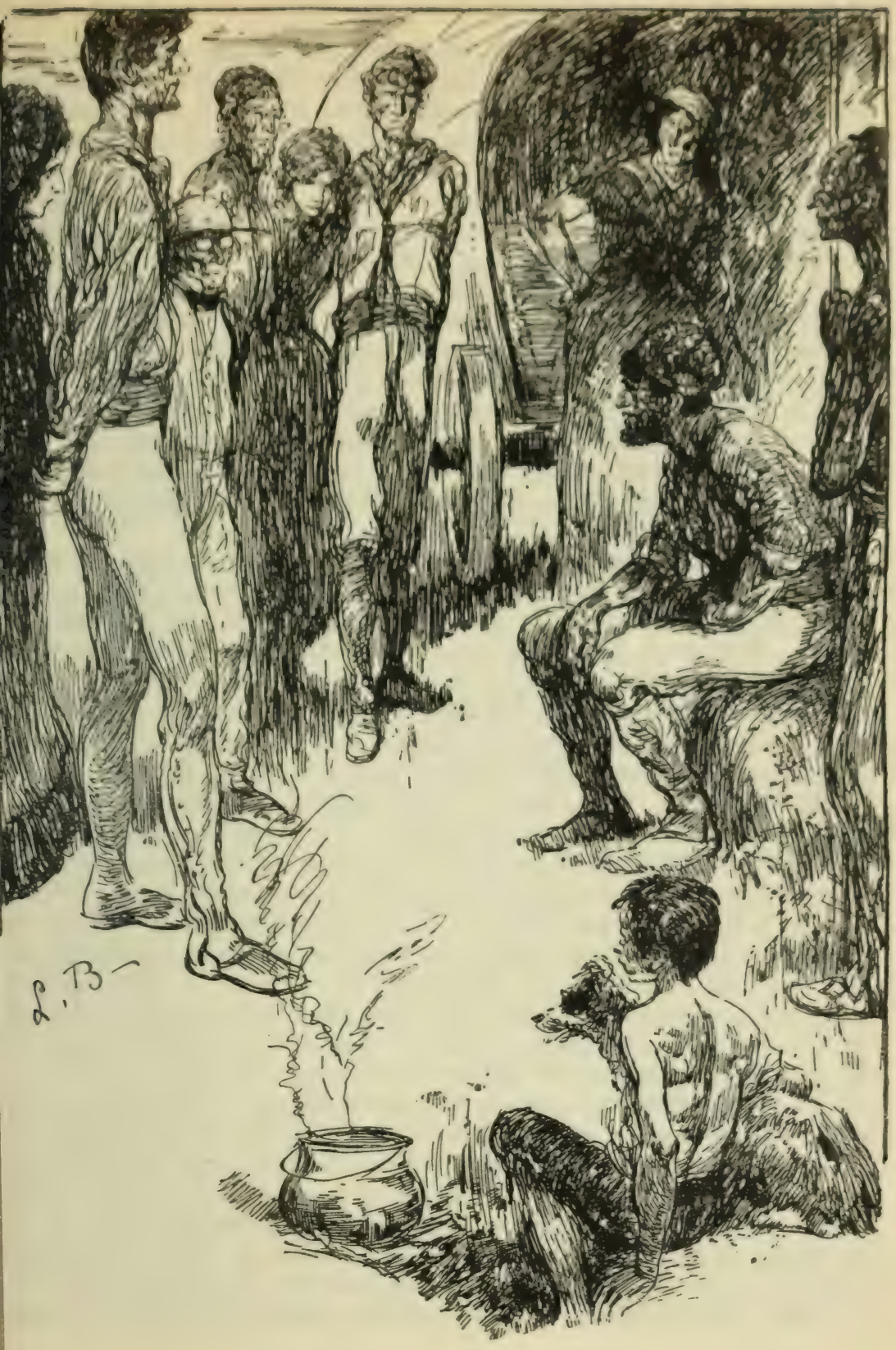
Nachdem Ismael die Gefangenen eine Weile schweigend gemustert hatte, begann er: „Als euer Richter stehe ich heute vor euch. Die Gewalt, die drüben in den Staaten in den Händen gesetzlich gegründeter Gerichtshöfe liegt, nehme ich an mich. Ich kenne keine Gesetze, ich will sie nicht kennen. Ich werde urteilen über euch, wie die Gerechtigkeit in mir es fordert. Doch es gibt einen Spruch, der gilt in einem fernen Lande, und er will mir gut und ehrlich scheinen. Er lautet: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Er soll mir zur Richtschnur heute dienen; jedem soll werden, was ihm zukommt." — Sein Auge blieb an Middleton haften. „Wenn Ihr in Wahrheit so handeln wollt, Ismael Busch," rief dieser ihm zu, „so müßtet Ihr an unserer Stelle stehen. Denn klar wie der Tag liegt das Recht auf unserer Seite."

Ismael hörte ihn ruhig an. „Ihr denkt, Hauptmann, daß ich unrecht tat, Euch Euer Weib zu rauben, einem Vater sein Kind zu entführen. Darin habt Ihr recht; ich gestehe es offen und frei vor euer aller Ohren. In einem Augenblick, wo Not und ungerechte Behandlung mich verwirrte, ließ ich mich zu dieser Übeltat verleiten. Meine Schuld werde ich gut zu machen versuchen nach meinen besten Kräften. Die junge Dame, die wir mit uns geführt, werde ich heimgeleiten lassen zu ihrem Vater, so bald und so sicher ich vermag. Mit Euch, Hauptmann, steht es anders. Ihr seid in mein Lager eingedrungen, heimlich, als Ihr mich abwesend wußtet. Ihr habt zugelassen, daß mir mein Eigentum zerstört, meine Nichte entführt, meine Kinder gefesselt wurden. Sprecht, was habt Ihr dagegen zu sagen?"

„Wenn ich das tat," erwiderte der Offizier, „so geschah es, um zurückzuholen, was mir gehörte, was Ihr mir unrechtmäßig geraubt." — „Gut," entgegnete der Squatter, „die Sache zwischen uns ist abgemacht! Löse seine Fesseln, Abner. Nehmt Euer Weib! Ihr könnt gehen oder bleiben, wie es Euch gefällt. Ihr könnt, wenn Ihr wollt, Euch mir anschließen, denn ich werde in den nächsten Tagen die Heimreise nach den Niederlassungen antreten. Ein Wagen wird dann zu Eurer Verfügung stehen. Nehmt diesen Vorschlag an oder nicht, aber behauptet dann nicht, daß er Euch nicht freundlich angeboten wurde in der Absicht, Euch und Eurem Weibe zugefügtes Unrecht gut zu machen."

„Ich danke Euch für Euer ehrliches Anerbieten, Ismael Busch, und ich verspreche Euch, die Sache zwischen uns soll abgetan sein. Ich werde nach meiner Rückkehr die Staatsgewalt veranlassen, Euch unbehelligt zu lassen. Was die Art unserer Heimkehr anbetrifft; so ziehe ich vor, zunächst im Schutze dieses edlen Häuptlings mich nach seinen Dörfern zurückzubegeben, in denen eine Abteilung meiner Artillerie mich erwartet."

„Tut, was Ihr wollt; drunten im Tale sind Pferde genug; wählt Euch die besten davon aus. Auf das, was Ihr von der Staatsgewalt sagtet,



antworte ich Euch, daß ich nach deren Haß oder Gunst nicht frage. Die Welt ist weit, ich denke, unsere Wege werden sich nicht wieder kreuzen! — Und nun zu Euch, Doktor! Sprecht, hatten wir beide nicht einen redlichen Vertrag miteinander geschlossen? Wie habe ich den meinen gehalten, wie Ihr den Euern?"

Dem tapferen Gelehrten stand der Angstschweiß auf der Stirne, als er erwiderte: „Ich gebe zu, daß ein Paktum geschlossen wurde zwischen dem Doktor Medizinä Obed Battius und Ismael Busch, Landwirt und wanderndem Hausvater. Dieses Paktum ward beschlossen zwecks einer gewissen gemeinschaftlichen Reise für eine bestimmte Anzahl von Tagen. Da diese Frist abgelaufen war, so war in meinen Augen auch der Vertrag hinfällig geworden." „Laß ihn laufen, Ismael," unterbrach hier Esther die Verhandlungen. „Der Mann ist zu nichts nütze. Wir brauchen ihn nicht, ich gebe meinen Kindern Kirschbaumrinde und Magenbitter und komme besser zu meinem Ziel, als wenn dieser unnütze Mensch mit seinen giftigen Tropfen und Pillen kurieren will, die einer ehrlichen Frau tagelang die Zunge lähmen."

Ein flüchtiger Schimmer der Heiterkeit erhellte kurz die düsteren Mienen ihres Gatten in Erinnerung daran, wie schwer seine redselige Ehehälfte gelitten unter dieser Erschwerung im Gebrauch ihrer Sprachwerkzeuge. „Mir ist an seiner Gesellschaft auch nicht gelegen," entgegnete er dann, „also macht Euch davon, je eher, je lieber."

„Und nun, Mann," ließ sich Esther noch einmal vernehmen, „schickt auch die alte Rothaut mit seiner Tochter dorthin, wo sie hergekommen. Der Teufel wird dich sonst doch noch versuchen, wenn du diese braune Jesabel länger vor Augen hast." — „Schweig still mit solch unnützem Gerede, Esther," wies ihr Mann sie zurecht. „Wir haben hier ernstere Dinge zu verhandeln. Die Rothäute sind die Gefangenen des jungen Pawnee dort; er hat über sie zu verfügen! — Ich komme an Euch, junger Mann, der Ihr seit Wochen und Monden meinen Zug begleitet, vorgeblich, um den Bienen ihren Honig zu stehlen, in Wahrheit aus einem andern Grund. Mit Euch habe ich schwerere Rechnung. Ihr seid wider alles Recht in mein Lager eingedrungen, habt mein Eigentum beschädigt, meine Sachen durchstöbert und schließlich das Mädchen, meine Nichte, entführt, von der ich gehofft hatte, daß ich sie einstmal Tochter nennen würde."

„Hört, Ismael Busch!" antwortete der Bienenjäger. „Daß ich in Euer Lager eingedrungen und einem gerechten Zorne Luft gemacht habe, indem ich nicht gerade glimpflich mit Euren Gerätschaften verfahren bin, das kann ich nicht leugnen. Aber der Schaden wäre wohl mit Geld wieder gutzumachen. Was das Mädchen betrifft, so liegt die Sache etwas anders. Freiwillig ist sie nicht mit Euch gezogen, ihr blieb in ihrer Verlassenheit wohl keine andere Wahl. Was nun mein Verhältnis zu Nelly betrifft ..." — „Ellen," unterbrach ihn hier der Squatter, „du hast über ein Jahr unter

meinem Schutze gelebt; du hast es eilig gehabt, in die falsche Welt hineinzulaufen und hättest besser anders getan. Zwingen will ich dich nicht. Der, der dich vielleicht zurück hätte halten können, schläft draußen in der kalten Prärie. Du sollst selber wählen. Willst du lieber mit jenem dort zurückkehren in die Niederlassungen, oder bei uns bleiben und mit uns das Wenige teilen, was wir dir geben können?"

Ellen hatte die Blicke gesenkt, nun hob sie sie schüchtern und erwiderte errötend: „Ich weiß, ich habe unrecht an Euch getan. Ihr habt mich aufgenommen, da niemand anderes sich um die arme Waise gekümmert hat. Der Himmel möge Euch vergelten, was Ihr an mir getan. Das Wenige, was ich Euch durch meine Arbeit nützen konnte, wiegt nicht auf, was Ihr an mir getan. Aber Eure Art zu leben, gefällt mir nicht, ich gestehe es Euch offen. Zudem habe ich der Dame, der von unserer Seite so schweres Unrecht zugefügt wurde, versprochen, bei ihr zu bleiben und ihr zu dienen. Vielleicht kann ich etwas von dem Unrecht gut machen, das ihr von uns zugefügt wurde. Ich glaube, sie kann verlangen, daß ich mein Wort halte."

„Nehmt dem jungen Manne die Stricke ab," befahl der Squatter. Und zu diesem gewendet, fuhr er fort: „Nehmt sie, Paul Hover, und behandelt sie gut, sie verdient es. — Gott segne dich, mein Kind," sprach er zu Ellen, „er sei mit dir! — Und nun sind wir fertig mit euch, die ihr frei seid. Verlaßt uns nun in Frieden."

„Ich werde noch warten," entgegnete der junge Offizier bestimmt, „bis ich erfahren habe, was dieser alte Mann, der seit einem halben Jahrhundert mit meiner Familie befreundet ist, und der uns in diesen letzten Tagen die größten Freundschaftsdienste erwiesen hat, getan hat, daß Ihr ihn allein zurückbehalten wollt."

„Kümmert Euch nicht um Dinge, die niemand etwas angehen," erwiderte Ismael Busch mit finsterer Miene. „Was ich mit diesem zu verhandeln habe, sind ganz persönliche Dinge, von denen er selbst wissen wird. Geht, solange Euer Weg offen ist."

„Der Mann gibt Euch einen klugen Rat, Hauptmann," warf der Alte ruhig dazwischen. „Die Sioux mögen sich bald von ihrer Niederlage erholt haben und Euch von neuem den Weg versperren. Darum rate ich Euch auch: zaudert nicht, macht Euch gleich auf die Reise."

„Ich kann auch Eurem Worte nicht gehorchen," antwortete der Hauptmann, „Pflicht und Gewissen verbieten es mir. Vielleicht haben wir mitverschuldet, wofür Ihr nun allein büßen sollt. Ich kann mir nicht denken, daß Ihr eine Tat begangen haben solltet, die Ihr nicht vor aller Welt offen verantworten könntet."

„Dann wird Euch dies Stück Blei, das wir in den Kleidern unseres Meuchlings ermordeten Sohnes gefunden haben, eines andern belehren," rief Ismael Busch dazwischen, indem er eine kleine Flintenkugel emporhielt, die deutlich das Jägerabzeichen des alten Wildstellers zeigte.

„Und trotzdem halte ich an meinem Glauben fest," entgegnete Middleton. „Ohne daß er selbst angegriffen oder gereizt wurde, hat der Greis diese schändliche Tat nicht vollbracht."

Alle blickten auf den Alten und warteten auf seine Erklärung. Langsam, ohne jedes Zeichen von Unruhe, öffnete dieser die Lippen: „Ich habe lange, lange gelebt," hub er an, „und meine Augen haben viel Böses gesehen. Aber das darf ich heute, wo ich so nahe vor dem Richterstuhl meines Gottes stehe, ruhig aussprechen: Niemals hat meine Hand wissentlich unschuldig Blut vergossen. Wie diese Kugel in die Hände eines anderen gelangte, kann ich mir nicht erklären, vielleicht hat der Mörder, der mein Abzeichen gekannt, sie nachgebildet, um den Verdacht von sich selber abzulenken."

„Wenn mein Vater einen von seinem Stamme getötet hat," sagte nun der Pawnee, der bisher schweigend den Verhandlungen gefolgt war, und der aus den Mienen der anderen und der Kugel erraten hatte, wovon die Rede war, „so wird er hingehen und sich den Freunden des Toten ausliefern, wie ein Krieger."

„Du hast recht, mein Sohn," antwortete ihm der Alte. „Hätte ich so üble Tat vollbracht, so würde ich tun, was jede ehrliche Rothaut in diesem Falle für seine Pflicht hielte. Doch hört," fuhr er nun wieder auf englisch fort, „ich will Euch sagen, was ich weiß. Wenn Ihr mir glaubt, so wird es für Euch, Ismael Busch, nur von Vorteil sein; glaubt Ihr mir nicht, so tut mit mir altem Manne, was Ihr wollt. Wir waren durch den Bericht dieses jungen Mannes" — er wies bei diesen Worten auf Middleton — „hinter Euer Geheimnis gekommen. Wir wußten, daß Ihr eine geraubte junge Dame in jenem Zelte mit Euch führtet, und unser Trachten ging dahin, dem jungen Offizier zu seinem Recht zu verhelfen. Darum belauerten wir all Eure Handlungen, um den günstigsten Augenblick für unser Vorhaben herauszufinden. Während Ihr mit Euren männlichen Angehörigen auf der Jagd waret, befanden wir uns ganz in Eurer Nähe. Ich, als der Erfahrenste, kam Euch am nächsten. Bald lag ich hinter einem Grashügel, bald verdeckte mich ein Busch; dann wieder rollte ich schnell einen Hügel hinab, um mich vor Entdeckung zu schützen. Einmal sah ich zwei der Eurigen ganz in meiner Nähe aufeinander zukommen. Was sie miteinander sprachen, konnte ich nicht verstehen; aber wohl merkte ich, daß die Begrüßung keine herzliche war. Trotzdem schienen sie sich im Frieden von einander zu trennen. Da plötzlich wandte sich der eine von ihnen um, und der andere schoß ihm eine Kugel in den Rücken. Aus solcher Nähe kam der Schuß, daß er diesem den Rock verbrannte. Dennoch hielt sich der tapfere Jüngling — es war ein stattlicher Junge — noch eine Minute aufrecht; dann sank er in die Knie, und fast verzweifelt und männlich, bis ihn die Kraft verließ. Mühsam schleppte er sich ins Dickicht."

„Ja, aber um des Himmels willen, warum habt Ihr uns die Sache nicht

erzählt?" rief Middleton. — „Weil ein alter Mann in seinem langen Leben gelernt hat, zu schweigen in Dingen, die ihn nichts angehen. Ich führte dann den Doktor noch zu dem Sterbenden, daß dieser sehe, ob nicht mehr zu helfen sei. Doch gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen; der Schuß war zu tief gedrungen. Auch unser Freund, der Bienenjäger, kam dazu und mag bestätigen, was er weiß."

„Jedes Wort, das der Alte sprach, ist wahr," beteuerte der junge Mann. „Wenn ich darüber schwieg, so folgte ich eben dem Rat meines erfahrenen Freundes." —

„Ja, und könnt Ihr uns nicht sagen, wer der Mörder war?" fragte Middleton. „Natürlich kann ich das," erwiderte der Alte. „Der Mann steht unter uns; dort ist er, und eine Schmach und Schande vor jeder ehrlichen Rothaut ist es für uns alle, daß er zur eigenen Sippe des Squatters gehört."

„Er lügt! er lügt!" schrie Abiram. „Ich habe ihn nicht gemordet! Ich habe mich nur gegen einen Angriff des Jungen gewehrt."

„Schweig!" befahl Ismael Busch finster, „ich weiß genug. Söhne, bindet den Bruder eurer Mutter. Den alten Mann dort machet frei und stellt diesen an seinen Platz."

„Wag' es keiner, mich anzurühren!" schrie Abiram, und seine Augen schossen so glühende Blicke, daß die Herannahenden einen Augenblick zögerten. Doch schnell entschlossen trat Abner, der Älteste, auf ihn zu. Da lief durch die Gestalt des Mörders ein krampfhaftes Zucken; dann fiel er wie tot auf die Erde nieder.

Dieser Vorgang wirkte auf alle Zuschauer wie ein Gottesgericht. Auf einen Wink des Vaters trugen die Söhne die leblose Gestalt in das nächste Zelt, während Ismael Busch sich noch einmal an die Umstehenden wandte: „Wir sind nun fertig miteinander. Jeder mag seines Weges ziehen. Dir, Ellen, wünsche ich des Himmels Segen."

Nach kurzem, stummem Abschied brach man auf und folgte dem Häuptling der Pawnee auf dem Wege nach seinem fernen Heimatsdorfe.

Ismael wartete, bis er nichts mehr von den Davonziehenden sehen konnte. Dann gab er seinen Söhnen Weisung, alles zur eigenen Abreise bereit zu machen. Kein unnötiges Wort wurde bei dieser Arbeit gesprochen. In demselben Wagen, der so lange der armen Ines zur Wohnung gedient hatte, lag nun ihr Räuber. Nach und nach kehrte dem Unglückseligen die Besinnung zurück, und als er auf den Gesichtern seiner Umgebung nichts Besonderes entdeckte, fing er an, neue Hoffnung für sein elendes Leben zu schöpfen.

Nachdem alles zur Abfahrt bereit war, nahm jedes seinen gewohnten Platz ein; Ismael warf die Büchse auf die Schulter und schritt wie immer mehrere hundert Meter der Karawane voraus.

Diesmal aber leitete er sie zum ersten Male wieder der aufgehenden

Sonne zu. Mit einem außergewöhnlichen Instinkte suchte und fand er den Weg durch diese unendliche Einöde. Wassertümpel wurden durchwatet, sumpfige Stellen umgangen, hügelauf, hügelab führte der Weg, Stunde um Stunde. Üppige Wiesenflächen wechselten noch immer mit ausgedörrten Heidestrecken; nur konnte man allmählich reichere Abwechslung der Bodenformen erkennen: hier einen Felsen, dort breite Waldgürtel, dann wieder Hügel von verschiedener Höhe und Breite.

Die Sonne neigte sich schon tief gen Westen, als der Squatter auf einem Felsen von mehr als hundert Meter Höhe haltmachte. Zu seinen Füßen sprudelte ein Quell, an dessen Rändern ein schmaler Streifen Gras wuchs. Sogar ein einsamer Weidenbaum hatte hier Wurzel zu fassen vermocht. Sein Stamm überragte den Felsen, doch Sturm und Blitz hatten ihn seiner Äste und Zweige beraubt.

Menschen und Tiere verlangten nach Stärkung, und in kürzester Frist entwickelte sich das gewohnte geschäftige Treiben. Die Natur verlangte ihr Recht; sogar Abiram waren die Lebensgeister zurückgekehrt, und er fiel mit Gier über die Mahlzeit her.

Als Ismael alle beschäftigt sah, winkte er seinem Weibe. Ein beträchtliches Stück wanderten sie schweigend durch die Einöde, dann ließen sie sich auf einem grasbewachsenen Hügel nieder.

„Esther," unterbrach der Mann das drückende Stillschweigen, „wir haben schon eine lange Reise miteinander gemacht. Gutes und viel Übles haben wir erfahren; doch das, was heute auf uns lastet, will mir das Schwerste von allem dünken."

Sie nickte zustimmend: „Fast will die Last mir zu schwer erscheinen für das Herz einer Mutter und Schwester."

„Du hast recht; furchtbar ist es, daß der Mörder unseres Sohnes dasselbe Blut wie du in den Adern hat. Wäre der alte Wildsteller der Schuldige gewesen, so hätte ich kalten Herzens die Gerechtigkeit an ihm vollzogen, die solch eine Tat erfordert."

„Ismael, wäre es nicht möglich, die Sache mit Schweigen zu ersticken? Bedenke, er ist der Sohn meiner Mutter."

„Als du glaubtest, ein anderer habe die furchtbare Tat vollbracht, dachtest du nicht an Gnade. Asa würde keine Ruhe im Grabe finden, ließen wir ihn ungerächt."

„Gott verzeih mir die Sünde, daß ich einen Unschuldigen verdächtigte. Hier, Ismael, nimm dies Buch; es hat mir schon manchmal Trost und Klarheit verschafft."

Bei diesen Worten zog sie aus ihrer Tasche das abgerissene Stück einer Bibel hervor. Es waren schmutzige, vergilbte Blätter, und doch hatten sie diesem armen, nach Frieden und Trost hungernden Weibe schon in mancher schweren Stunde Trost und Kraft gespendet. Nun las sie ihm einige Stellen vor, von denen sie dachte, daß sie in ihre jetzige Lage paßten. Auf-

merksam hörte Ismael eine Weile zu, dann legte er seine breite, schwere Hand auf das Buch und sagte: „Weib, als wir glaubten, der elende Wildsteller habe die Tat vollbracht, da wußten wir, was wir zu tun hatten." Aus seinem Gesicht war aller Zweifel und jede Unruhe verschwunden und Esther wußte, daß sie für das Leben ihres Bruders nun nichts mehr zu hoffen hatte.

Schweigend kehrten sie ins Lager zurück. Die kleineren Kinder schliefen schon im Wagen; Ismael gab Befehl, von neuem anzuspannen. Dann befahl er, Abiram, den Bruder der Mutter, herbeizuführen. Angstvolle Blicke warf dieser auf seinen Schwager. Als er dessen Züge unbeweglich, wie immer, sah, schöpfte er von neuem Mut und versuchte ein Gespräch über nebensächliche Dinge anzuknüpfen. „Die Tiere bedürfen der Ruhe, Schwager; sollten wir nicht hier die Nacht verbringen? Ich meine, der Platz ist gut."

„Recht ist's, wenn er dir gefällt," erwiderte Ismael dumpf; „du wirst eine lange, lange Zeit hier bleiben müssen. — Abiram White, Mörder unseres Erstgeborenen, nach den heiligen Gesetzen Gottes mußt du sterben."

„Sterben?" stammelte der Unglückliche erbleichend; „habe ich dich recht verstanden? Seit wann ist ein Mensch nicht mehr sicher im Schutze seiner Verwandten?"

„So dachte mein Sohn Asa wohl auch," entgegnete gelassen der Squatter, „und doch hast du ihn meuchlings überfallen. Mit der Büchse hast du ihn umgebracht, mit der Büchse soll dir das gleiche widerfahren."

Ruhig schüttete er, während er so sprach, Zündkraut auf die Pfanne seines Gewehres. Dann gab er ein Zeichen, daß die Wagen, auf denen Esther mit den Kindern saß, abfahren sollten.

„Esther," schrie der Verurteilte, und wilde Verzweiflung lag im Tone seiner Stimme; „Esther, meine Schwester, verlaß mich nicht! Erbarme dich über mich!" Unfähig, sich länger aufrecht zu halten, sank er in die Knie und erhob flehend die Hände.

„Ich höre die Stimme eines Toten, die nach Gerechtigkeit verlangt," antwortete mit dumpfer Stimme das Weib. „Gott erbarme sich über deine arme Seele."

Mit Abscheu und Verachtung wandten sich Ismaels Söhne ab von diesem Bild des Jammers und der Feigheit. „Laß mir Zeit, Schwager, nur noch eine Stunde Zeit," wimmerte der Unselige, „daß ich für das Heil meiner Seele bete."

Ein Kind kam von dem davonfahrenden Wagen herabgeklettert und zurückgesprungen. In der Hand hielt es jene vergilbten Blätter aus der Bibel, die die Mutter so sorgfältig aufbewahrte. Ismael nahm sie, und nachdem das Kind wieder davongeeilt, reichte er sie dem Schwager und sagte: „Esther schickt dir diese Blätter; sie hofft, daß du darin Trost finden mögest in deiner letzten Stunde."

„O, sie war immer eine gute Schwester! Gott segne sie; aber ich brauche Zeit, um das zu lesen."

„An Zeit soll es dir nicht fehlen, wenn schon ich deine Qualen um deinetwillen lieber abgekürzt hätte."

Mit Abners Hilfe wurde der Unglückliche nun auf einen schmalen Vorsprung des Felsens geführt. Die Ellenbogen wurden ihm hinter dem Rücken zusammengebunden, so daß seine Hände frei blieben. Ein Seil wurde um seinen Hals gelegt und oben an einem Ast des Weidenbaumes befestigt; es reichte nicht bis zur Erde, so daß Abiram, wenn er daran hing, den festen Boden mit den Füßen nicht berühren konnte. Dann schickte er die Söhne dem Zuge nach, legte dem Verurteilten die Bibelblätter in die Hände und sagte: „Noch einmal frage ich dich, Abiram White, soll ich deinem Leben nicht lieber mit einer Büchsenkugel ein rasches Ende machen?"

So fürchterlich war die Todesangst des Elenden, daß er auch noch in dieser verzweifelten Lage einen Aufschub vorzog. „Du hast gewählt," antwortete hierauf der Squatter, „so nütze die Zeit, die dir bleibt, und flehe Gott um Vergebung an für alle deine Übeltaten. Möge er dir vergeben, wie ich es tue."

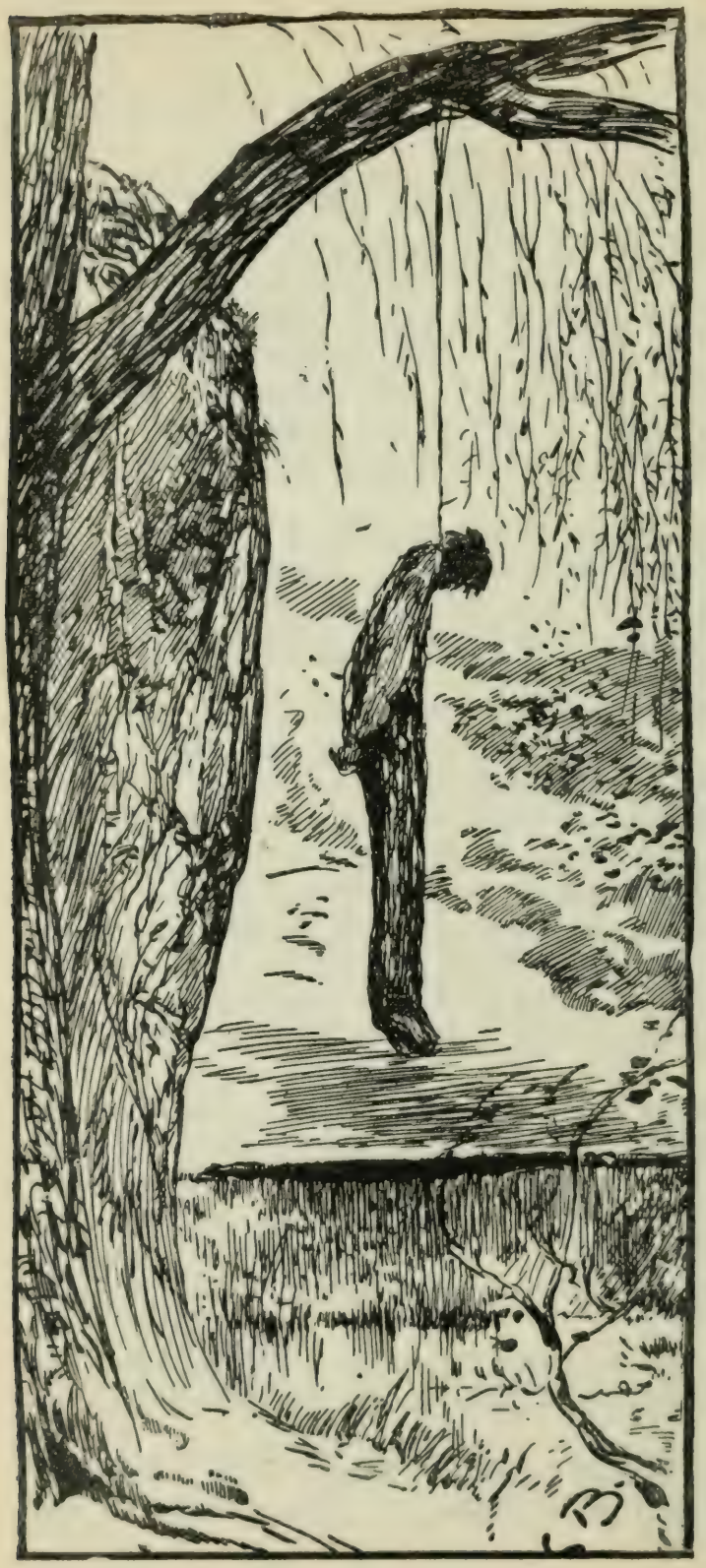
Dann wandte er sich um und schritt in seiner gewöhnlichen, bedächtigen, breiten Art von dannen. Er schaute sich nicht mehr um, auch als er in verzweifelten Tönen immer und immer wieder seinen Namen rufen hörte. Erst als er an eine Stelle kam, wo der ferne Felsen seinen Blicken entschwinden mußte, hielt er noch einmal an. Die letzten Strahlen der Sonne beleuchteten den kahlen Felsen und die einsame Gestalt dort oben.

Die Söhne hatten inzwischen eine Stelle gefunden, die ihnen zum Nachtlager passend erschienen war. Die meisten lagen schon im Schlafe, als Ismael sie erreichte. Es wurde nichts mehr über den Vorgang geredet; auch Esther blieb stumm. Der Vater übernahm in dieser Nacht selbst die Wache.

Als alles schlief, überzeugte er sich, daß kein Überfall zu besorgen war; dann schritt er in die Prärie hinaus. Der Mond schien hell und beleuchtete weithin die einsamen Felder. Er lenkte seine Schritte den Weg zurück, den er erst vorhin gekommen. Da war es ihm, als trüge der Wind einen einzelnen, furchtbaren Schrei an sein Ohr; und wieder und wieder vernahm er den schauerlichen Ton. Er blieb stehen, der Atem stockte ihm.

„Hast du nichts gehört, Ismael," fragte eine erstickte Stimme neben ihm. Es war Esther; sie trug Schaufel und Spaten. Er erriet, warum sie gekommen war.

„Meiner Mutter Sohn soll nicht unbestattet liegen," sagte sie dumpf. — Nun blieb alles still, und sie schritten weiter. — „Wo habt Ihr ihn hingetan?" flüsterte das Weib.



Sie waren an jene Stelle gekommen, von wo aus man den Felsen überblicken konnte. Der Squatter deutete nach vornen, und im Weiterschreiten erkannten sie bald, vom Mondlicht grausig beschienen, eine menschliche Gestalt, die zwischen Himmel und Erde schwebte. Esther verhüllte ihr Antlitz, und selbst Ismael schauderte. Als sie nahe genug waren, blieben sie stehen. Ismael hob seine Büchse; das Seil zerriß, und der Körper schlug schwer auf den Boden. Schweigend schaufelten sie nun ein Grab. Als es tief genug war, senkten sie den Leichnam hinein. Der Squatter legte seine breite Hand dem Toten auf die Brust und sagte feierlich: „Abiram White, wir brauchen alle die Barmherzigkeit des Allmächtigen! Möge er dir vergeben, so wie wir es tun.“

Esther bückte sich nieder und drückte schweigend einen Kuß auf die bleiche Stirne ihres Bruders. Dann fielen rasch die Schol-

len auf den Toten, und bald war das Grab geschlossen. Stumm, wie sie gekommen, kehrten sie in das Lager zurück und legten sich zum Schlafe nieder.

Am andern Morgen setzten sie ihre Wanderung fort. Ohne weitere Unfälle oder besondere Ereignisse erreichten sie die bewohnteren Gegenden; dort verlor sich ihr Zug unter vielen anderen. Einige seiner Söhne entsagten später dem gesetzlosen, ungeordneten Leben und wanderten in Städte. Von Ismael Busch selbst und seinem Weibe hat man nichts mehr erfahren.

Abschied

Während der oben erzählten schauerlichen Vorgänge zogen unsere weißen Freunde, vorsichtig geleitet von dem tapferen Häuptling der Pawnee und einem kleinen Trupp seiner roten Krieger, die bald zu ihnen gestoßen waren, durch die Prärie dem Pawneedorfe zu. Die Reise dauerte mehrere Tage; denn mit Rücksicht auf die Frauen wollte man nichts übereilen. Obschon man manchesmal die Jagdgründe der Sioux durchqueren mußte, traf man doch nirgends auf einen feindlichen Späher; offenbar fehlte es den Tetons nach dem Verluste ihres tapfersten Häuptlings an einer einheitlichen Führung.

Mit ungeheurem Jubel wurde der heimkehrende Häuptling in seiner Heimat empfangen. Man pries ihn als den Tapfersten des mächtigen Stammes der Pawnee-Loups. Die Frauen und Mädchen besangen seine und seiner Krieger Heldentaten. Die neu eroberten Siegestrophäen wehten von den Dächern der Hütten.

Aber auch Middleton wurde von alten Bekannten freudig begrüßt. Seine zurückgelassenen Artilleristen hatten sich im Dorfe zusammengefunden und erwarteten dort ihren zurückkehrenden Hauptmann. Nun schwand dem jungen Offizier die letzte Besorgnis über eine glückliche Heimkehr in die festen Städte.

Einige Tage hielten sich die Reisenden bei den gastlichen Pawnee auf. Es wurden ihnen einige Hütten zur Verfügung gestellt, man erwies ihnen jede nur denkbare Aufmerksamkeit, aber mit feinstem Zartgefühl wußten diese edlen Wilden eine gebührende Zurückhaltung zu wahren.

So herzlich war das gegenseitige Vertrauen geworden, daß, als der Tag der Abreise kam, es wie ein dumpfer Druck über der ganzen Niederlassung lag.

Middletons Soldaten hatten schon einige Tage zuvor einem Händler sein Boot abgemietet. Es lag im Strome zur Abfahrt bereit.

Der ganze Stamm begleitete die Scheidenden an das Flußufer. Hier ergriff Hartherz noch einmal das Wort und hielt eine warmherzige, takt-

volle Ansprache, die der Trapper seinen Freunden verdolmetschte. Dann trat Hartherz mit ernstem Angesicht auf die Weißen zu und reichte jedem einzelnen von ihnen stumm die Hand zum Abschied. Ihm nach taten es sämtliche seiner Krieger, so daß des Händedrückens kein Ende nehmen wollte.

Der Wildsteller bestieg als letzter das Boot. In der Hand trug er ein kleines Bündel, das er sorgfältig neben sich legte. Dann pfiff er seinen Hektor herbei, der sich wie gewöhnlich zu den Füßen seines Herrn niederstreckte. Das Boot wurde in die Strömung geschoben, und unter gegenseitigem Grüßen und Winken glitt es den Strom hinab.

Der Trapper unterbrach zuerst das ernste Schweigen. „Es ist ein edler und kühner Stamm, den wir soeben verlassen haben," sagte er. „Ich kenne nur einen, der mir noch werter ist. Das ist der mächtige Stamm der Delawaren, unter denen ich einen beträchtlichen Teil meines Lebens zugebracht. Und nun hätte ich noch eine herzliche Bitte an euch, ehe ich von euch scheide," fuhr der Alte fort. „Scheiden, scheiden?" riefen alle, wie aus einem Munde. „Ihr werdet uns doch nicht verlassen?"

„Doch, Kinder, doch. Wer so lange, wie ich, in der Freiheit gelebt, kann sich nicht mehr in die Schranken fester Plätze fügen. Steuermann, gebt gefälligst dem Schiffe eine Wendung nach jener Landspitze dort vornen."

„Nein, nein," rief Middleton. „Ihr sollt mit uns gehen. Mein Weib und ich werden alles tun, Euch Eure alten Tage so angenehm wie möglich zu machen. Nicht wahr, Ines. Diese nickte dem alten Mann herzlich zu, und auch Paul und Ellen bestürmten den Alten und versuchten ihn zum Mitgehen zu bewegen. Doch dieser blieb fest, obgleich ihn die herzliche Gesinnung seiner Begleiter sichtlich erfreute. „Ich glaub's euch, Kinder, und ich danke euch. Doch seht, die Zeit, die mir auf Erden bleibt, ist nimmer lang. Da möchte ich bei meinen alten Gewohnheiten bleiben, bei denen ich mich wohl fühlte." „Laßt es gut sein," gab Middleton endlich nach, „ich glaube, wir tun mit unserem Drängen unserem alten Freunde keinen Gefallen. Vielmehr wollen wir nun seine Bitte hören, und Ihr wißt," wandte er sich nun an den Greis, „wie gerne wir sie Euch erfüllen, wenn irgend es in unsern Kräften steht." „Es ist nur eine kleine Gefälligkeit," erwiderte dieser, „und doch ist mir viel damit getan. Ich habe hier einige Biberfelle. Nehmt sie mit euch, und wenn ihr auf Händler stoßet, so bietet sie diesen als Tauschartikel für einige Fallen an. Die räuberischen Sioux haben mir meine besten Fallen gestohlen, und ich bedarf ihrer zu meinem Unterhalt. Schickt sie dann ins Dorf der Pawnee, aber meine genaue Adresse müßt ihr angeben: ein großes N, ein Hundeohr und ein Büchsenschloß. Dann wird keine Rothaut mir mein Recht auf diese Sendung streitig machen."

„Mit Freuden werde ich diesen Auftrag übernehmen," antwortete

Middleton, „und Euch die besten Fallen besorgen, die ich auftreiben kann.“ „Dank, Hauptmann, Dank,“ rief der Alte, indem er sich erhob, denn die Ruderer hatten inzwischen die bezeichnete Stelle erreicht. „Komm, Hektor,“ rief er seinem Hunde zu, „wir müssen fort.“ Herzlich ergriff bei diesen Worten der Alte die dargebotenen Hände.

Paul drückte die des Greises so herzhaft, daß jeder andere als der alte Wildsteller sich eines Schmerzensschreis nicht hätte erwehren können. Dieser aber lachte vor sich hin: „Man spürt's, Ihr seid noch in Eurer Jugendkraft.“ Jedem sagte der Greis zum Abschied noch ein gutes Wort; zu reden vermochten die anderen nichts. Dann verließ er, gefolgt von den beiden Hunden, das Boot. Er selbst stieß dieses in die Strömung zurück, Segenswünsche begleiteten die Abfahrenden. Kein Wort wurde gesprochen. Bis eine Biegung des Flusses ihn ihren Augen entzog, sahen sie die hohe, eingebeugte Gestalt auf seine Büchse gelehnt an der Landspitze stehen. Hektor kauerte zu seinen Füßen, indes der junge Hund die beiden umsprang.

Glücklich und in kürzester Frist langte Middleton mit seiner jungen Frau und all seinen Reisebegleitern in der Heimat an. Das Glück des alten Don Augustius, als er sein totgeglaubtes Kind in die Arme schloß, läßt sich nicht beschreiben.

Paul reiste bald mit Ellen nach Kentucky weiter, wo er sich inmitten seiner zahlreichen Verwandtschaft gesetzlich mit ihr trauen ließ.

*

Es war etwa ein Jahr nach seiner Rückkehr nach Louisiana, daß Middleton in dienstlichen Angelegenheiten in der Prärie, und zwar in der Nähe jenes großen Pawneedorfes, zu tun hatte. Er nahm Paul Hover zu seiner Begleitung mit; unter einer stattlichen, wohlausgerüsteten militärischen Deckung ging die Reise zwar langsam, aber ohne jegliche Gefahr von statten.

Beiden war es ein Bedürfnis, den kurzen Umweg in das Dorf der Pawnee zu machen, um dort ihren gemeinsamen Freund Hartherz aufzusuchen und sich nach dem Ergehen des treuen Alten zu erkundigen, dem sie so viel verdankten.

Einige Meilen vor dem Dorfe sandten sie einen indianischen Läufer voraus, der ihre Ankunft dort melden sollte. Zu ihrem Befremden blieb aber jegliche Antwort aus. Schon hatte der Reiterzug, an dessen Spitze Middleton und Paul ritten, die letzte Anhöhe erreicht. Die Abendsonne vergoldete mit ihren Strahlen die weiten Wiesengründe, die sie noch vom Ziele ihrer Wanderung trennten. Wohlgenährte Rosse und kräftige Maulesel, von Indianerknaben gehütet, weideten in den saftigen Talgründen.

Ein Jüngling, der am Wege stand, hob beim Herannahen der Reiter-

schar nur flüchtig den Kopf, dann sah er wie vorher starren Blickes wieder in der Richtung des Heimatdorfes; doch mit keinem Ruf verkündete er das Nahen der Fremden. „Merkwürdig," brummte der junge Offizier vor sich hin, „ich hatte mir unsern Empfang anders gedacht. Sollte unser Freund Hartherz seine Taktik geändert haben und uns nach Indianerart einen unliebsamen Willkomm bereiten? Jedenfalls wollen wir unsere Waffen bereit halten!"

„Ich glaube, Ihr denkt unrecht von unseren Freunden," entgegnete ihm Paul, „ein anderer Grund muß hier vorliegen. Solches Mißtrauen haben jene nicht um uns verdient."

Und wirklich kam kurz vor ihrem Einzug ins Dorf eine kleine Schar von Reitern den Ankömmlingen entgegen, von Hartherz selbst geführt. Doch ohne Zeichen von Freude ging die Begrüßung vor sich. Feierlich, höflich und schweigend verneigte sich der Häuptling vor seinen Gästen; auf seinem Antlitz lag ein stummer Ernst. Was sollte das alles bedeuten? Doch bald löste sich ihnen das Rätsel. Als sie im Dorfe ankamen, sahen sie sämtliche Einwohner in weitem Kreise auf einem großen Platz versammelt. Auf einen Wink des Häuptlings öffneten sich stumm die Reihen. Sie stiegen von den Pferden, und Hartherz geleitete sie durch die Scharen bis in die Mitte des freien Platzes. Was sie dort sahen, erklärte ihnen alles.

Auf einem rauhen, aber mit Sorgfalt bereiteten Sitze saß der große Wildsteller. Aufrecht wie damals, vielleicht noch etwas hagerer, das Gesicht eingefallener, starrte sein verglaster Blick ins Weite. Sofort erkannten die beiden jungen Männer, daß sie zur rechten Stunde gekommen waren, den greisen Freund auf seiner letzten Reise zu begleiten bis hin zu jenen Pforten, durch die ein jeder allein, ohne menschliche Hilfe wandern muß in das Land, das er hienieden im Glauben geschaut.

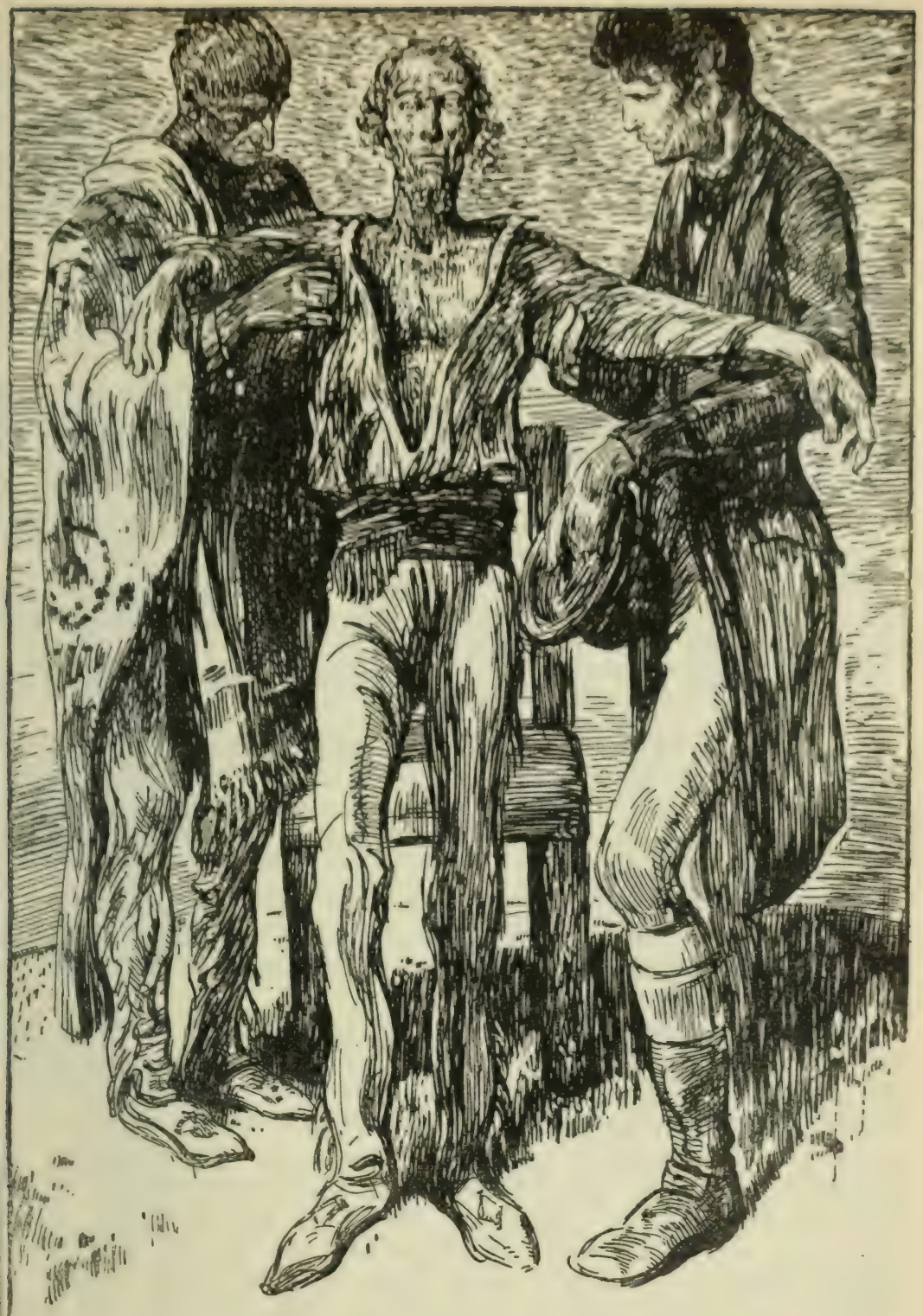
Nicht von Krankheit schien der Leib des Alten gebrochen, der Körper war im Begriff, der Natur den schuldigen Tribut zu zahlen. Zu Füßen des alten Jägers ruhte Hektor, sein treuer Gefährte. Erst beim genaueren Hinschauen bemerkten die Ankömmlinge, daß es nur mehr das mit Indianergeschicklichkeit ausgestopfte Fell des Tieres war. Offenbar hatte man dem alten Manne den letzten Schmerz um den Tod des treuen Begleiters ersparen wollen.

Die dünnen, grauen Locken des Sterbenden bewegten sich im Abendwinde; die letzten Strahlen der Sonne verklärten die welken Züge. Über seinen Knieen lag die Büchse und das übrige Jagdgeräte.

Hartherz beugte sich zu ihm nieder, und auf Paul und Middleton weisend, fragte er: „Hört mein Vater die Stimme seines Sohnes?"

„Sprich!" antwortete der Alte; „bald werden deine Worte meine Ohren nicht mehr erreichen. Ich werde einen weiten Weg antreten."

„Möge mein Vater keine Sorge um seine Reise tragen", antwortete



der Häuptling. „Die Loups werden ihm die Dornen aus dem Wege räumen."

„Mein Sohn, ich sterbe, wie ich lebte, als ein Christ! Pferde und Waffen brauche ich nicht, um vor das Angesicht des großen Geistes zu treten, an den ich glaube."

„Mein Vater öffne seinen Mund und verkündige meinen jungen Leuten die großen Taten, die er getan, daß sie aufhorchen und ihm nacheifern!"

„Mein Vater im Himmel weiß meine Taten," erwiderte feierlich der Greis. „Er wird mich richten, wie ich es verdient habe. Er wird gedenken dessen, was ich Gutes getan; auch das Böse wird er nicht vergessen! Er schenke mir seine Gnade!"

Nun ergriff Middleton eine der welken Hände des Sterbenden; mit mühsam verhaltener Stimme sagte er ihm, daß Paul und er gekommen seien, ihn zu sehen.

Der Sterbende lauschte wie einer, der nach den Klängen einer verlorenen Melodie sucht; allmählich erhellten sich seine Züge, die Erinnerung kehrte noch einmal zurück.

„Ich bin froh, daß Ihr zu mir gekommen seid," sagte er dann. „Ich erinnere mich Eurer und aller, die bei Euch waren, auch Eures Großvaters. Noch eine Bitte habe ich an Euch."

„Sprecht! Was kann ich noch für Euch tun?" antwortete bewegt der junge Mann.

Von Schwäche und Atemnot bedrängt, sagte der Greis in abgerissenen Sätzen: „Es ist eine weite Reise... in den Otsegobergen — wohnt einer, den ich lieb hatte. — — Nehmt diese Büchse — das Horn und die Kugeltasche und schickt sie ihm — — — der Name ist auf die Platte — am Griff eingeschnitzt..."

„Es soll geschehen! Habt Ihr sonst noch einen Wunsch?"

„Ich habe nicht viel zu verschenken! — — — Die Fallen bekommt mein indianischer Sohn, er war treu und gut zu mir. — — Er hätte mehr verdient. Er soll zu mir kommen!..."

Hartherz trat vor. „Häuptling der Pawnee," redete ihn der Sterbende an, „bei meinem Volke ist es Sitte, daß der Vater seinen Sohn segnet, ehe er scheidet. Diesen Segen gebe ich dir, mein Sohn. Möge der Gott des weißen Mannes gnädig auf dich niedersehen! Mögest du nie etwas tun, daß er sein Angesicht vor dir verhüllen müsse. Du glaubst an die glücklichen Jagdgründe deiner Väter, ich an ein besseres künftiges Leben. Vielleicht sind dies nur verschiedene Worte für dieselbe Sache. Dann, mein Sohn, werden wir einst miteinander vor dem Angesicht des großen Wakonda stehen, der derselbe ist wie mein Gott. Vielleicht auch ist es anders; dann werden wir uns nimmer wiedersehen. — Sei gut gegen meinen Hund, solange er noch lebt. — Ja, Hektor," fuhr er fort, indem

er sich niederbeugte und dem Tiere über das Fell strich, „wir beide müssen nun auch scheiden!"

Als der Hund sich nicht rührte, auch nicht, wie sonst, mit leisem Winseln antwortete, griff er nach der Schnauze des Tieres, um seine Hand zwischen die Lippen zu drängen. Sie waren kalt und leblos. Da blitzte ihm die Ahnung der Wahrheit auf, und schwer sank er auf seinen Sitz zurück. Zwei junge Indianer entfernten leise das Tier.

„Der Hund ist tot," murmelte er nach einer langen Pause. „Hauptmann, laßt ihn zu meinen Füßen, nein besser, an meiner Seite begraben; es wird kein Unrecht sein für einen Christen. Er war mein treuester Kamerad."

„Es soll geschehen," beruhigte ihn Middleton. Ein tiefes, langes Schweigen folgte. Hin und wieder bewegte der Sterbende die Lippen, als wolle er noch etwas sagen. Middleton sprach ihm leise zu. Endlich sagte der Greis: „Wir sind einfache Leute gewesen... Mein Vater liegt in den Ohiogebirgen — die Gebeine seines Sohnes werden in der Prärie ruhen!"

„Sagt mir die Stelle, und Ihr sollt neben Eurem Vater liegen," unterbrach ihn Middleton.

Der Alte wehrte ab. „Nein, Hauptmann, laßt mich schlafen, wo ich gelebt. Laßt mir einen einfachen Grabstein setzen, nur Name, Alter und Zeit des Todes und ein Wort aus dem Heiligen Buche. Ist's nicht zu viel Mühe für Euch, Hauptmann? Ihr seid nicht von meiner Familie." — Seine Hand suchte die des jungen Mannes, der sie sofort ergriff und sanft drückte. — „Der Stein soll auf Eurem Grabe liegen, wie Ihr es gewünscht," sagte er leise.

Nun kamen keine verständlichen Worte mehr aus dem Munde des Greises. Middleton und Hartherz standen zu beiden Seiten und beobachteten mit schmerzlicher Spannung die Veränderung in den Zügen des Sterbenden. Hin und wieder öffnete dieser die Augen. Die Abendwolken standen in ihrer letzten Glut. Da auf einmal richtete sich der Sterbende mit unglaublicher Kraft auf; die jungen Männer stützten ihn; aufrecht stand er auf den Füßen, blickte um sich, und mit deutlich vernehmbarer, soldatischer Stimme, die weit über den Kreis der Versammelten erscholl, rief er, gleichsam seinem himmlischen Feldherrn, das eine Wort zu: „Hier!"

So voll Demut und erhabener Größe zugleich waren Ton und Ausdruck der Stimme, daß sie auf alle Hörer den tiefsten Eindruck machte. Sanft ließ Middleton den leblosen Körper auf den Sitz zurückgleiten.

Der greise Le Balafré, der zu den Pawnee übergesiedelt war, erhob sich von seinem Sitz in der vordersten Reihe und verkündigte dem Volke den Heimgang ihres weißen Freundes. „Ein gerechter und tapferer Krieger der Bleichgesichter ist aufgebrochen nach den glücklichen Jagdgründen

seines Volkes. Als die Stimme des Wakondah ihn rief, war er bereit, zu antworten. Gedenket, meine Kinder, in Ehrfurcht des weißen Häuptlings der Bleichgesichter und macht eure eigenen Pfade von Dornen frei."

Der Leib des Entschlafenen wurde im Schatten einiger mächtiger Eichen zur letzten Ruhe gebettet. Die Pawnee Loups pflegen und hüten es bis auf den heutigen Tag und zeigen es mit Stolz jedem Reisenden, der bei ihnen durchzieht. Middleton ließ einen schlichten Grabstein daraufsetzen, wie ihn der Trapper sich gewünscht, nur die folgenden Worte ließ er noch hinzufügen:

„Möge nie die Hand eines Frevlers seine Ruhe stören!"

ENDE

BINDING SECT. DEC 27 1972

PS
1404
G5K84

Cooper, James Fenimore
Lederstrumpf-Erzählungen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 16 09 07 05 002 2